This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573918 9

JAN 9 1914
JAN 10 1914

Die

Schickſalsbraut

oder

Die Geheimniſſe des Kaiſers.

Hiſtoriſch-romantiſche Zeitgeſchichte

Napoleon's III.

Von

[redacted]

Presented by
GEORGE [illegible]
to the
New York Public Library

Verlag von F. W. Thomas & Söhne.
1870.

Die

Schickſalsbraut

oder

Die Geheimniſſe des Kaiſers.

Hiſtoriſch-romantiſche Zeitgeſchichte

Napoleon's III.

Von

Julius Conard.

Motto:
Brod oder Tod!

Philadelphia.

Verlag von F. W. Thomas & Söhne.

1870.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
23861
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Die Schicksalsbraut

oder

Die Geheimnisse des Kaisers.

Motto: Brod oder Tod!

Ein räthselhafter Mann.

In den ersten Tagen des Maimonats im Jahre 1848 sah man einen Mann, nachdem er das himmlische Lichtenthal passirt hatte, den steilen Pfad zur alten Burg Eberstein hinanklimmen, einem Jagdschlosse, welches den Großherzogen von Baden gehört.

Es mochte etwa neun Uhr Morgens sein, nichtsdestoweniger aber brannte die Sonne schon mit unerträglicher Gluth, und graue, dichte Wolkenmassen hatten den Horizont gegen die Baumspitzen des Schwarzwaldes umsäumt.

Als der einsame Wanderer die Höhe erreicht hatte, von welcher aus man auf der einen Seite das Märzthal überschauen, auf der andern Seite den Blick in das vielfach gewundene Thal senden kann, das zur romantischen Kaskade von Gerolsau führt, hielt er plötzlich an und versank in Gedanken.

Der Mann war klein von Gestalt und hatte eine stark gebräunte Gesichtsfarbe, kleine brennende Augen und schmale Lippen, um welche unausgesetzt ein höhnisches Lächeln spielte.

Obgleich sein starker Backenbart noch kohlschwarz war, mochte der Mann doch schon das fünfzigste Lebensjahr zurückgelegt haben, das bewiesen die zahlreichen Furchen auf der Stirn und die unter gewaltigen Augenbrauen sich tief in ihren Höhlen versteckenden Augen, die unheimlich blitzend hervorlugten.

Lange stand der Mann regungslos da, jedoch nicht wie einer der sich nach dem mühevoll zurückgelegten Wege erholt, seine Ruhe deutete vielmehr auf das Brüten irgend eines Planes.

Das erste Lebenszeichen, welches er nach langer Pause endlich von sich gab, war ein heiseres, widerwärtiges Lachen, mit welchem der plötzliche, ihm unmittelbar darauf folgende Ernst seltsam contrastirte und den Mann noch unheimlicher erscheinen ließ.

Nachdem er lange geschwiegen, sprach er düster die Worte: Und ich bin es doch!

Wer war er?

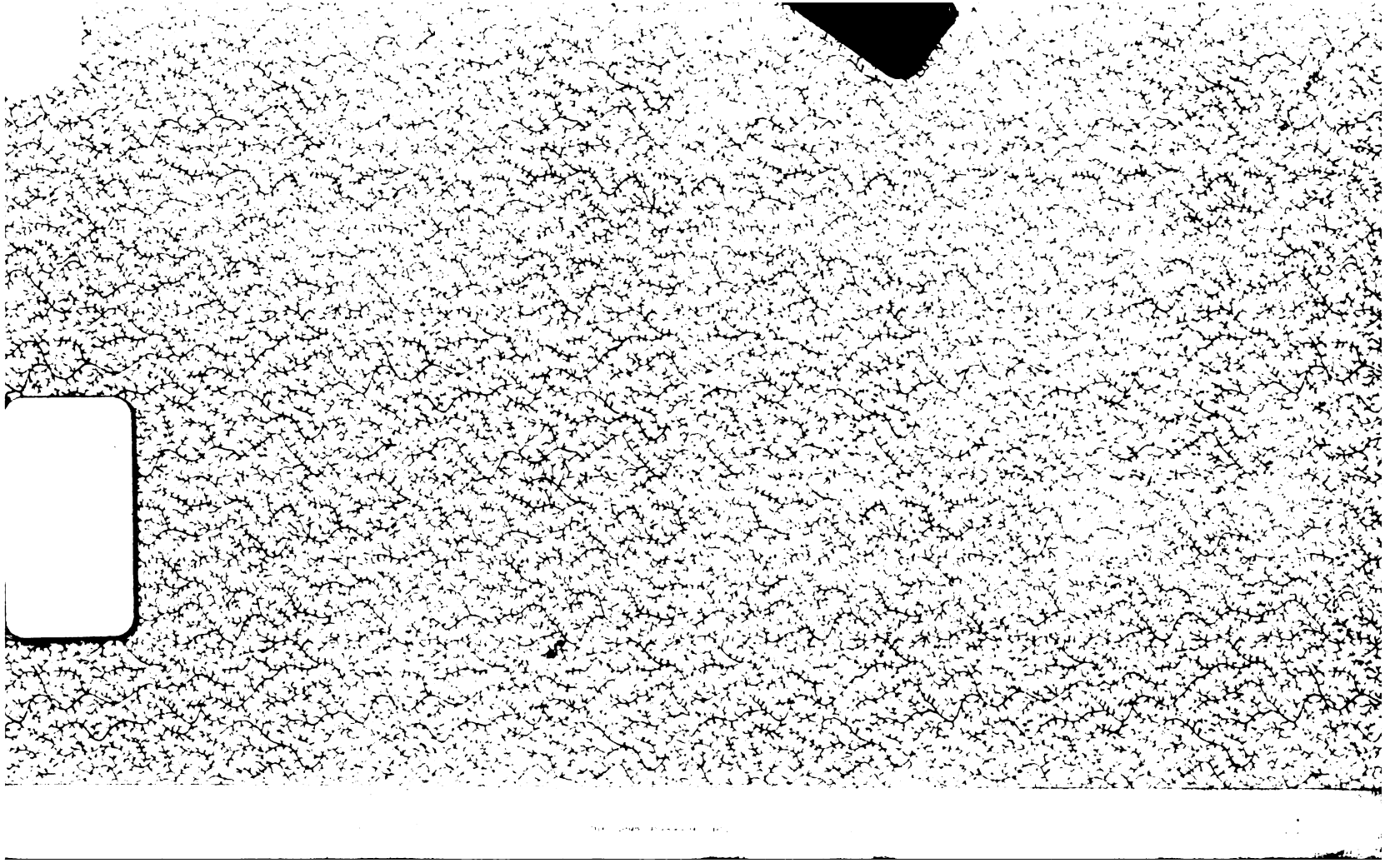
Wir wollen zunächst sein Selbstgespräch belauschen, vielleicht erhalten wir aus diesem mindestens einigen Aufschluß über seinen Seelenzustand.

Ja, ich bin es doch, wiederholte er, bin aus dem Schooße der Vergessenheit emporgestiegen, um das Trauerspiel aufzuführen — hu, was wird das für ein Drama sein — welche Verknüpfungen, welche Schicksalstragödie wird die Welt erfahren, Sophokles, Euripides, sie alle sind Stümper — hier steht der Mann, der sie übertrifft, die Scenen, die er dem Zuschauer vorführen will, werden ihn in zitternder Spannung erhalten, bis das Verhängniß die Katastrophe herbeiführt, dann will ich abtreten von der Bühne, und auch die Coulissen, die zur Staffage gedient, sollen mit mir verschwinden.

Ein Lächeln boshafter Genugthuung erfüllte sein Antlitz, während seine Augen glühender wurden, der nur kleine Mann schien eine größere Gestalt angenommen zu haben, er hätte in diesem Augenblicke nicht nur einem Furchtsamen Schrecken eingeflößt, sondern selbst dem Muthigen imponirt.

Fünf Akte, fuhr er nach kurzer Pause fort, soll das Drama haben, ja ich will es ganz kunst- und formgerecht sich abspielen lassen, nur werden die Akte einen größeren Zeitraum fordern, nicht ein Abend kann genügen, Jahre müssen hingehen, ehe die Katastrophe naht, o es wird gewaltig in den tragischen Conflikten der Helden, mannichfaltig in seinen Scenen und unendlich drastisch in seiner Wirkung sein — so steige denn herab, du Finsterniß die dieses Drama begleiten muß, ja Nacht muß es sein, wo mein Tag leuchten soll — der erste Akt wird vielleicht schon heute seinen Anfang nehmen.

Langes Schweigen folgte diesem räthselhaften Monolog — der Mann hatte die



AN 9 1914
JAN 10 1914
JAN 12 1914

Die

Schickſalsbraut

oder

Die Geheimniſſe des Kaiſers.

Hiſtoriſch-romantiſche Zeitgeſchichte

Napoleon's III.

Von

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Verlag von F. W. Thomas & Söhne.
1870.

Die

Schickſalsbraut

oder

Die Geheimniſſe des Kaiſers.

Hiſtoriſch-romantiſche Zeitgeſchichte

Napoleon's III.

Von

Julius Conard.

Motto:
Brod oder Tod!

Philadelphia.

Verlag von F. W. Thomas & Söhne.

1870.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
3861
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Die Schicksalsbraut

oder

Die Geheimnisse des Kaisers.

Motto: Brod oder Tod!

Ein räthselhafter Mann.

In den ersten Tagen des Maimonats im Jahre 1848 sah man einen Mann, nachdem er das himmlische Lichtenthal passirt hatte, den steilen Pfad zur alten Burg Eberstein hinanklimmen, einem Jagdschlosse, welches den Großherzogen von Baden gehört.

Es mochte etwa neun Uhr Morgens sein, nichtsdestoweniger aber brannte die Sonne schon mit unerträglicher Gluth, und graue, dichte Wolkenmassen hatten den Horizont gegen die Baumspitzen des Schwarzwaldes umsäumt.

Als der einsame Wanderer die Höhe erreicht hatte, von welcher aus man auf der einen Seite das Märzthal überschauen, auf der andern Seite den Blick in das vielfach gewundene Thal senden kann, das zur romantischen Kaskade von Gerolsau führt, hielt er plötzlich an und versank in Gedanken.

Der Mann war klein von Gestalt und hatte eine stark gebräunte Gesichtsfarbe, kleine brennende Augen und schmale Lippen, um welche unausgesetzt ein höhnisches Lächeln spielte.

Obgleich sein starker Backenbart noch kohlschwarz war, mochte der Mann doch schon das fünfzigste Lebensjahr zurückgelegt haben, das bewiesen die zahlreichen Furchen auf der Stirn und die unter gewaltigen Augenbrauen sich tief in ihren Höhlen versteckenden Augen, die unheimlich blitzend hervorlugten.

Lange stand der Mann regungslos da, jedoch nicht wie einer der sich nach dem mühevoll zurückgelegten Wege erholt, seine Ruhe deutete vielmehr auf das Brüten irgend eines Planes.

Das erste Lebenszeichen, welches er nach langer Pause endlich von sich gab, war ein heiseres, widerwärtiges Lachen, mit welchem der plötzliche, ihm unmittelbar darauf folgende Ernst seltsam contrastirte und den Mann noch unheimlicher erscheinen ließ.

Nachdem er lange geschwiegen, sprach er düster die Worte: Und ich bin es doch!

Wer war er?

Wir wollen zunächst sein Selbstgespräch belauschen, vielleicht erhalten wir aus diesem mindestens einigen Aufschluß über seinen Seelenzustand.

Ja, ich bin es doch, wiederholte er, bin aus dem Schooße der Vergessenheit emporgestiegen, um das Trauerspiel aufzuführen — hu, was wird das für ein Drama sein — welche Verknüpfungen, welche Schicksalstragödie wird die Welt erfahren, Sophokles, Euripides, sie alle sind Stümper — hier steht der Mann, der sie übertrifft, die Scenen, die er dem Zuschauer vorführen will, werden ihn in zitternder Spannung erhalten, bis das Verhängniß die Katastrophe herbeiführt, dann will ich abtreten von der Bühne, und auch die Couliffen, die zur Staffage gedient, sollen mit mir verschwinden.

Ein Lächeln boshafter Genugthuung erfüllte sein Antlitz, während seine Augen glühender wurden, der nur kleine Mann schien eine größere Gestalt angenommen zu haben, er hätte in diesem Augenblicke nicht nur einem Furchtsamen Schrecken eingeflößt, sondern selbst dem Muthigen imponirt.

Fünf Akte, fuhr er nach kurzer Pause fort, soll das Drama haben, ja ich will es ganz kunst- und formgerecht sich abspielen lassen, nur werden die Akte einen größeren Zeitraum fordern, nicht ein Abend kann genügen, Jahre müssen hingehen, ehe die Katastrophe naht, o es wird gewaltig in den tragischen Conflikten der Helden, mannichfaltig in seinen Scenen und unendlich drastisch in seiner Wirkung sein — so steige denn herab, du Finsterniß die dieses Drama begleiten muß, ja Nacht muß es sein, wo mein Tag leuchten soll — der erste Akt wird vielleicht schon heute seinen Anfang nehmen.

Langes Schweigen folgte diesem räthselhaften Monolog — der Mann hatte die

Arme überkreuzt und ſeine Blicke ſchweiften düſter über die Landſchaft, ewig ruhlos, berührten ſie bald dieſen bald jenen Punkt.

Da unten breitet ſich das Dorf vor mir aus, nahm er wieder das Wort, vor mir ſehe ich auch jenes Haus, wie prächtig iſt ſein Aeußeres und ach — aber nein, nein, nicht zu weit, vielleicht herrſcht Jubel und Freude — doch nein, auch das iſt unmöglich, denn in der Menſchenbruſt in der kein Herz ſchlägt, kann weder Raum für Freude noch für Leid ſein, das fühle ich wohl am lebhafteſten, denn hier, fuhr er haſtiger fort, mit der Hand die Gegend des Herzens berührend, ruht ein Stein, da iſt es kalt und verödet, weder die Stimme der Luſt noch die der Trauer kann zu dieſer Stätte dringen, ſie bleibt unempfindlich taub, gleichgiltig, und trügt mich nicht Alles, dann müſſen ſie mir ähnlich ſein, ſie — und er, denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern, ſetzte er mit bitterem Spotte hinzu.

Nachdem der räthſelhafte Mann dieſes Selbſtgeſpräch beendet, ging er unruhig auf und nieder, während er lebhaft geſtikulirte, als wäre er mit ſich über einen auszuführenden Entſchluß uneinig.

Plötzlich nahte er ſich der Burg Eberſtein und läutete heftig an der Glocke.

Ein alter Mann kam nach einer geraumen Weile zum Vorſchein und blickte den Fremden ärgerlich an.

Wie können Sie es wagen, rief er, am Jagdſchloſſe Sr. königlichen Hoheit — aber das Wort erſtarb dem Scheltenden auf der Lippe, als ſich die Blicke des Fremden wie zwei glühende Kohlen auf ihn gerichtet hatten.

Der ehrwürdige Greis mit dem ſoldatiſchen Anſtande, der unerſchrockene Mann wurde von einer unerklärlichen Furcht vor dieſem Fremden angewandelt.

Er betrachtete ihn näher, die Kleidung verrieth den Cavalier, die Geſtalt den Menſchen — das Auge den Dämon.

Wer ſind Sie, mein Herr? fragte der Alte nun in beſcheidenem, faſt demüthigem Tone!

Sie ſind der Caſtellan dieſes Schloſſes? gab der Gefragte zur Antwort.

Der bin ich, mein Herr und Ihr Anliegen?

Sie ſind ohne Zweifel ſchon lange Zeit in dieſem Schloſſe?

Zwei und zwanzig Jahre, mein Herr.

Dann ſind Sie auch in der Gegend bekannt?

Wenn ich auch nicht mit den Einwohnern der Umgebung in Berührung komme, ſo kenne ich doch faſt ein jedes Kind.

Dann muß Ihnen wohl auch jenes weiße Gebäude da unten mit den ſechs ſchlanken Pappeln vor der Front bekannt ſein?

O da wohnt ja die Gutsherrſchaft, die gnädige Frau von Rautenberg.

Die Dame iſt Wittwe?

Seit zwanzig Jahren, ich kannte noch ihren Mann, o er war ein ſehr lieber gnädiger Herr, das Unglück wollte, daß er in einem Duell gefallen —

Und ſie hat einen Sohn?

Von etwa neunzehn Jahren.

Jetzt murmelte der Fremde einige unverſtändliche Worte vor ſich hin.

Der junge Mann ſoll ſehr ausſchweifend ſein?

Das ſagt man wohl, und da Sie Alles ſchon zu wiſſen ſcheinen, mein Herr, ſo ſehe ich nicht ein, welche Auskunft ich noch wenigſtens in der hier in Rede ſtehende Familie geben könnte.

Er hat allerdings recht, flüſterte der Fremde, ich kenne ſie. Ich wollte nur noch über einige Punkte um Auskunft bitten, wendete er ſich dann an den Caſtellan; iſt Frau von Rautenberg fromm und gattmüthig, ſpendet ſie Almoſen?

Du lieber Gott, das thut ſie wohl nicht. Eben ſo wenig ihr Sohn —

Auch er giebt den Armen nichts, er hat ſogar neulich eine Bettlerin mit der Reitpeitſche geſchlagen, als ſie ihm in den Weg tretend, eine Gabe erflehte.

Paßt alles ganz vortrefflich, murmelte der Fremde mit unhörbarer Stimme, während ein eiſiges Lächeln ſeinen Mund umſchwebte — meine Ahnung hat mich nicht betrogen, das Trauerſpiel wird den Verlauf nehmen, den — der junge Herr iſt aber ſonſt nicht geizig, ſagte er dann laut, er findet namentlich Freude am Spiel? —

Er ſoll in Baden ſchon große Summen verloren haben, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch nicht mündig iſt, er hätte ſonſt wohl ſchon das ganze Vermögen, welches ihm der verſtorbene Baron hinterlaſſen hat, an den Mann gebracht.

Er wird aber mündig werden, entgegnete der Fremde mit ſeltſamer Betonung.

Das wird er wohl, wenn er nicht während deſſen ſtirbt.

Sein Herz iſt auch noch frei?

Davon mag ich nichts wiſſen, aber wehe dem jungen Mädchen, auf das die Wahl des jungen Herrn Baron fallen ſollte.

Wenn sie arm ist, dürfte es vielleicht ein Glück für sie sein. . . .

Der Castellan zuckte mit den Achseln und wollte sich eben zurückziehen, — allein der Fremde sah ihm wieder fest in's Angesicht, und dieser Blick schien ihn zu verzaubern gleich dem der Schlange — er blieb.

Noch ein Wort, — wer bewohnt jenes kleine Häuschen da, in der Nähe des Schlosses?

Eine arme Wittwe, die dann und wann im Schlosse Beschäftigung erhält; welcher Art diese aber sind, vermag ich nicht zu sagen.

Sie ist also mit der Gutsherrschaft vertraut?

Wenigstens so viel, als es einer Frau in ihrer Stellung möglich ist.

Gut, gut! rief der Fremde hastig; die Frau ist also arm?

Sehr arm.

Und hat sie Kinder?

Einen Sohn, der aber in der Stadt ist, er hat erst kürzlich bei einem Maschinenbauer ausgelernt.

Verdient also schon Geld?

Ach Gott, das kann wohl nur noch blutwenig sein, obgleich er ein sehr tüchtiger Mensch sein soll und namentlich hat er schon vorher in der Schule brav gelernt.

Wie konnte die arme Frau das bewerkstelligen?

Ach — das hat sie auch nicht aus eigenen Mitteln thun können, sehen Sie dort in kurzer Entfernung von diesem Dorfe, vielleicht eine Stunde weit davon, wohnt sein Wohlthäter — ein Bauergutsbesitzer, jene weiße viereckige Mauer schließt sein Gehöft ein — dieser Mann hat den armen Jungen alles lernen lassen; ja Vater Hoffmann, wie er von Alt und Jung genannt wird, ist ein edler Mensch, er ist von Jedermann geehrt, die Armen lieben ihn, die Reichen achten ihn, selbst die gnädige Herrschaft gehen mit ihm um, und der Himmel möge den braven Vater Hoffmann vor Kummer schützen, setzte der alte Castellan mit unverkennbarer Besorgniß hinzu.

Fürchten Sie dergleichen?

Offen gestanden ja, mein Herr.

In welcher Beziehung denn — ist er vielleicht daran, sein Vermögen zu verlieren?

Das nicht, es steht ihm vielleicht ein weit herberes Unglück bevor, meinte der Alte.

Sie sind sehr kurz in Ihren Mittheilungen, seien Sie ein wenig redseliger.

Nun gerade herausgesagt, ich habe gehört, daß der junge Baron sich um die Gunst der schönen Marie, der einzigen Tochter Hoffmanns bewirbt, und das halte ich, wie Sie schon aus meiner Bemerkung von vorhin entnommen haben müssen, für ein Unglück.

Kann schon sein, lächelte der Fremde, allein, das mag Marie Hoffmann mit sich selber ausmachen — sagen Sie mir nur, fuhr er wie absichtlich ausweichend fort, hat diese Anhöhe nicht viel unterirdische Gänge?

Ganz recht, mein Herr, es sind gar seltsame, theils noch gewölbte, theils verfallene Gänge, in welchen einst das Fehmgericht seine Sitzungen gehalten haben soll.

Man gelangt nur aus dem Inneren dieses Schlosses zu jenen unterirdischen Stätten?

Es giebt auch außerhalb desselben Eingänge zu jenem düstern Ort — wenn Sie die Hälfte des Weges nach dem Dorfe da unten zurückgelegt haben, so gelangen Sie zu einer Höhle, dort geht's hinein, allein ich möchte nicht dazu rathen.

Es giebt wohl Gespenster da unten? fragte lächelnd der Fremde.

An dergleichen glaube ich nicht, aber man kann die Gänge nicht passiren, ohne befürchten zu müssen, unter den Trümmern einer herabfallenden Erdmasse begraben zu werden!

Ich bin nicht furchtsam, meinte der Fremde, drückte dem Castellan ein Goldstück in die Hand und war verschwunden.

Kopfschüttelnd und staunend blickte der Alte bald das Goldstück an, bald dem Fremden nach.

Ich glaube wohl, daß der sich nicht fürchtet, murmelte er, denn vor dessen Blicken würde selbst der Teufel zittern.

Der Abschied.

Die Sonne begann sich zu neigen, als ein junger Bursche von etwa achtzehn Jahren das Dorf, am Fuße des Schlosses Eberstein passirte.

Er hatte eine hohe, schlanke Gestalt, seine Bewegungen waren leicht und elastisch, während auf seinen Wangen die strotzendste Gesundheit leuchtete. Sein schönes Antlitz hatte einen Anflug von Schwermuth und sein tief blaues, treues Auge ruhte oft lange auf manchem Gegenstand in der Umgebung.

Vor einem kleinen Häuschen machte er endlich halt, guckte einige Augenblicke durch das geöffnete Fenster und eilte dann schnell hinein.

Er war kaum in ein kleines, äußerſt nothdürftig ausgeſtattetes Gemach getreten, als ihm eine Frau entgegenkam, die obgleich kaum die Vierziger begonnen, doch ſchon jenen Eindruck herannahenden Alters machte, den wir ſo oft namentlich an Landleuten wahrnehmen, welche unter brennender Sonne ſchwere und mühevolle Feldarbeiten hatten.

Frau Löſcher, ſo hieß die Frau, hatte ein außerordentlich ehrliches Geſicht, und wer ihre Augen mit denen des jungen Ankömmlings verglichen, hätte in letzteren ſchon den Sohn erkannt, noch ehe er ſein „guten Abend liebe Mutter“ ihr entgegen gerufen.

Was bedeutet Dein Beſuch heute, Franz, es iſt weder Sonntag, noch kann kaum die Feierabendſtunde geſchlagen haben?

Ich habe heute den ganzen Tag gefeiert, liebe Mutter, verſetzte Franz in etwas ernſter Weiſe.

Sollteſt Du etwa von deinem Herrn entlaſſen ſein? rief Frau Löſcher erregt.

Nein, liebe Mutter, das iſt nicht der Fall, aber ich habe dem Herrn die Arbeit gekündigt.

Mein Sohn, was haſt Du gethan?

Was ich für recht hielt, liebe Mutter, es ſind nun gerade vier Monate her, ſeitdem ich ausgelernt habe, ich that ſtets meine Pflicht und ließ mir niemals etwas zu Schulden kommen, Du weißt, das iſt bei uns Löſchers ſo Sitte, wir ſind ſtets redlich geweſen und haben im Schweiße unſers Angeſichts unſer Brod gegeſſen — auch meinem Herrn gegenüber that ich meine Pflicht ſtreng und gewiſſenhaft, aber dafür verlange ich auch ſeine ganze Achtung —

Hat er Dir dieſe etwa entzogen, mein Sohn? unterbrach ihn die Frau.

Mutter, rief der junge Mann mit edler Entrüſtung und ſein Haupt hob ſich ſtolz empor, während aus ſeinen Augen die ganze Reinheit ſeiner Seele ſtrahlte, er hat mich durch eine entehrende Beſchuldigung —

Um Gottes Willen! fiel zitternd Frau Löſcher in's Wort; was iſt denn vorgegangen?

Er hat mich beſchuldigt, einige Pfund Meſſing unterſchlagen und in meinem Nutzen beſeitigt zu haben.

Die alte Frau zitterte am ganzen Körper, während Thränen über ihre Wangen rieſelten.

Dich, mein guter Junge, hat er zum Betrüger gemacht, ſagte ſie; o, das ſchneidet mir tief in die Seele.

Auch mir hat es tief in die Seele geſchnitten; es durchrieſelte mich eiſig, ein Schwindel ergriff mich — es fehlte nicht viel, ſo hätte ich dem Herrn den Hammer, den ich gerade ſchwang, an den Kopf geſchleudert, allein mein beſſeres Selbſt und das Bewußtſein meiner Unſchuld ließen mich Herr meiner Sinne bleiben, ich wandte ihm ſtolz den Rücken, begab mich in das Comtoir und forderte meine Entlaſſung — kaum war ich aus dem Hauſe gegangen, als mir einer der Buchhalter nachgeſtürzt kam und mir ſagte, daß ſich das Meſſing gefunden und ich wieder in Arbeit treten ſollte — ich aber erwiderte ihm: Man kann Jemandem wohl Ehre nehmen, aber ſie ihm niemals wieder geben, ſagen Sie dem Manne, der Sie ſchickte, daß ich ſeinen Vorſchlag verachte und zurückweiſe, mit meinen geſunden Armen und meinem friſchen Muthe werde ich auch anderswo Arbeit finden!

Du haſt Recht, mein guter Franz, Du wirſt Arbeit finden, Du ſollſt nicht dahin zurückkehren, wo man Dich zum Betrüger machte; die Zeiten ſind jetzt zwar ſchlecht, es gab ſeit dem März Unruhen bei uns und in dem ganzen deutſchen Lande, es ruhen gar viele Fabriken; dieſes Uebel hat in Frankreich ſeinen Urſprung genommen, aber es wird wieder beſſer werden, bis dahin ſollſt Du bei mir bleiben, ich habe zwar ſelbſt nicht viel übrig, aber Du biſt mein Kind, und ich, Deine Mutter, bin verpflichtet, mit Dir zu theilen, ſelbſt den letzten Biſſen.

Der Sohn blickte der Mutter gerührt in das Antlitz.

Und Du könnteſt glauben, daß ich Deinen Vorſchlag annehmen werde, ſagte er mit traurigem Staunen — ich ſollte müßig gehen und Dich für mich arbeiten laſſen? Nimmermehr darf das geſchehen. Von dem Augenblicke an, wo ich die Schule verließ, habe ich geſchworen, keine Secunde meines Lebens müßig zu vergeuden. Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen, bis Du zur Erde zurückgekehrt biſt, das iſt das ſinnigſte Gebot der Bibel.

Die menſchliche Arbeit iſt das befruchtende, belebende Element der Natur, ſie befruchtet den Boden, ſie belebt die Erdſcholle, ſie ſchafft das Vaterland und läßt es lieb gewinnen, weil es durch ſie erworben in der Gemeinſchaft aller Stammesgenoſſen. — Sie gründet den Reichthum der Einzelnen wie der Nationen, ſie erſchafft das Capital, ſie macht es fruchtbringend und ſegensvoll. Der Staatsmann in ſeinem Cabinet, der Dichter mit ſeiner Feder, der Künſtler mit ſeiner Palette oder ſeinem Bogen, der Kauf-

mann in seinem Waarenlager, der Lehrer vor der zu unterrichtenden Jugend, der Beamte in der Ausübung seines Berufs, der Schiffer auf dem schäumenden Meere wie der Fischer in seinem Nachen, der Fabrikant in der Leitung seines Unternehmens wie der Fabrikarbeiter, der die Maschine handhabt, der Handwerker in seiner Werkstätte wie der Bauer hinter seinem Pfluge — sie Alle schaffen am Werke der Gesittung, sie Alle erfüllen die Aufgabe der Menschheit, sie erheben die Menschheit durch die Vollziehung ihres Berufs — Arbeit ist unser gemeinsames Loos, unser Aller Bestimmung — nur durch sie ist Segen auf der Erde und ohne sie Fluch und Elend. — Nein, Mutter, auch ich will arbeiten mein Lebtag, „Brod oder Tod" ist mein Loosungswort, das heißt, ich will arbeiten, selbst arbeiten mit meinen Händen und mit meinem Geiste oder sterben. — Es müßte eine Schmach für mich sein, eine alte Mutter für mich sorgen zu lassen, während ich müssig ihre saure Verdienste aufessen helfe — nein, viel lieber will ich für Dich arbeiten und dafür wirken, daß Du ein sorgenloses Alter hast.

Die Mutter hatte schweigend zugehört und gerührt ihren Sohn umarmt.

Ja, mein Franz, ich glaube es Dir schon, sagte sie bewegt, Du warst stets ein guter Junge, hast Du mir doch schon in der kurzen Zeit, während welcher Du Geld verdienst, manchen Thaler zu Hilfe gegeben, den ich zwar nicht annehmen wollte, wozu Du mich aber gezwungen hast.

Es war, obgleich draußen noch eine ziemliche Dämmerung herrschte, während dessen in dem niedrigen Zimmer so dunkel geworden, daß die Mutter eine kleine Lampe anbrennen mußte, welche das Gemach nur spärlich erhellte.

Wo aber willst Du zunächst Arbeit suchen, mein Sohn? fragte Frau Löscher, welche eben zu einem Abendessen Anstalten treffen wollte.

Ich werde nicht essen, Mutter, sagte Franz, als er die Vorbereitungen der guten Frau bemerkte.

Du wirst es doch, Franz, noch habe ich ein gutes Stück Brod und frische Butter, auch dürfte sich noch ein Schlückchen Wein vorfinden.

Ich habe schon gegessen.

Du hättest schon gegessen?

In der Stadt.

Das hättest Du nicht thun sollen, da Du keine Arbeit hast, konntest Du jede Ausgabe scheuen.

Ich habe Geld, viel Geld für meine Verhältnisse.

Geld? — wie kommst Du zu so vielem Gelde?

Davon später, für's Erste vernimm, daß ich gekommen bin, um Abschied von Dir zu nehmen.

Ein tödtlicher Schrecken hatte Frau Löscher überfallen.

Du wolltest in die Fremde gehen, mein Franz? fragte sie mit stockender Stimme.

Morgen.

Und wohin? fragte die Mutter mit einem tiefen Seufzer.

Ich gehe nach Paris!

Mein Gott, nach Paris, wo man einen König vertrieben hat, alle Schranken der Gesittung durchbrochen, wo es täglich Auflauf giebt? wie man in den Zeitungen liest, geht es dort gar schrecklich her, und dort hin willst Du gehen, um Arbeit zu suchen?

Wird Alles wieder gut werden, die Zustände müssen sich regeln, und früher oder später wird man dem anarchischen Treiben ein Ende machen.

Aber wer sorgt für die Arbeit?

Der Staat, liebe Mutter; man hat in Paris National Werkstätten gegründet, mit deren Erzeugnissen der Staat Handel treibt, mithin dem Arbeiter einen viel größeren Tagelohn zahlt, als dies bei uns der Fabrikherr im Stande ist, da er seine Arbeiter nur zu seinem Vortheil ausbeutet.

In diesem Augenblick trat Frau Löscher an das Fenster und fuhr entsetzt zurück.

Was ist Dir, Mutter? rief Franz zu ihr tretend.

Jesus, es war, als schlüpfte eben eine Gestalt von diesem Fenster fort.

Du täuschst Dich, Mutter — wer sollte bei uns —

O doch, lieber Franz, ich glaube meiner Sache ganz gewiß zu sein, es lief Jemand fort.

Nun so mag er laufen, denn es stört uns ein Jeder, der unser Gespräch belauscht, und nun, meine geliebte Mutter, ich will Dir Lebewohl sagen.

Also es ist Dir wirklich Ernst, mich morgen zu verlassen und gerade nach Paris zu gehen?

Nichts vermag meinen Entschluß zu erschüttern, versetzte Franz mit äußerster Entschiedenheit.

Nun so nimm meinen Segen, sprach die Mutter mit thränenvollen Blicken, aber hast

Du ſchon den guten Vater Hoffmann von Deinem Vorſatz benachrichtigt?

Ich will eben zu ihm gehen und ihm alles ſagen, verſetzte der Sohn mit plötzlich veränderter Stimme.

Du wirſt ja traurig, mein theurer Franz! rief die Mutter, der dies nicht entgangen war.

Nun, wenn man einer Mutter Lebewohl ſagt, kann es wohl nicht anders ſein, meinte Franz.

Sage mir, mein guter Sohn ganz offen und treu, ob dieſer Umſtand allein Deine Traurigkeit hervorruft?

Und dabei ſah ſie ihm in die blauen Augen, die ſich mit Thränen füllten.

Einige Minuten herrſchte Schweigen, dann ergriff Franz die Hand der alten Frau und drückte ſie herzlich.

Ich kann Dir nichts verhehlen, Mutter, ſagte er mit leiſer, bebender Stimme; ich dachte in dieſem Augenblicke noch an — —

An Marie, mein Sohn, nicht ſo?

Du haſt's errathen!

Armer, armer Junge! ſeufzte Frau Löſcher.

Warum beklagſt Du mich? rief der Jüngling ſich hoch emporrichtend und mit ſtolzen Blicken um ſich ſchauend — ich will nicht bemitleidet werden.

Weil Du Vater Hoffmanns Marie ſo gut biſt und weil Du ſie niemals Dein nennen kannſt.

Weißt Du das ſo gewiß?

Ja, ich bin davon überzeugt —

Du meinſt, weil ich ein armer Arbeiter bin und ſie die Tochter eines reichen Mannes! rief Franz lebhaft; o, das wäre kein Grund, ich fühle die Kraft und den Muth in mir, Alles zu gewinnen, Arbeit bringt Reichthum, und damit hätte ich ja das Mädchen erreicht, ſetzte er mit Bitterkeit hinzu.

Wenn ſie wartet, bis Du Brod haſt, mein Kind, dann wäre Alles möglich, aber das wird ſie nimmermehr.

Auch davon biſt Du überzeugt?

Ja, mein Sohn, Marie liebt einen Andern, einen ſehr mächtigen jungen Herrn und der wird wohl den Sieg über den armen Franz davontragen.

Der junge Mann ward bleich wie der Tod.

Du ſprichſt von dem jungen Baron von Rautenberg? ſagte er heftig, dieſes eben iſt das Capitel, welches mich traurig macht; Guido von Rautenberg iſt ein arger Wicht, dem kein Geſetz, kein Recht heilig iſt; er bethört Frauen und ſpielt mit den Herzen junger Mädchen, wie mit den Goldſtücken im Saale des Converſationshauſes — er wird ſie höchſt unglücklich machen, die gute, liebe Marie, das eben iſt's was mir am Herzen nagt, nicht daß ich auf ihren Beſitz verzichten ſoll — weiß Gott, noch bin ich weit entfernt, an irgend eine Verbindung zu denken, wenn ich auch die Liebe nicht aus meiner Bruſt verbannen kann — ja, ich will und kann nicht leugnen, daß ich Marie liebe, ich kannte ſie von Jugend auf, wir haben uns ſo oft in die Augen geſchaut, und als ich ihr einmal das Leben rettete, es ſind nun vier Jahre her, da hat ſie auf mich geſchaut mit einem Blick, der wie ein Blitzſtrahl mein Herz traf — damals empfand ich plötzlich etwas bis dahin nie Gekanntes, nie Geahntes — ich werde niemals jenen Blick vergeſſen, ich werde ſie lieben, allein ich —

Er ſchwieg plötzlich und mit Recht, denn Franz log nie und er wollte nicht ausſprechen, was er ſich nicht getraute zu erfüllen.

Nun, mein Sohn, ſagte die Mutter, indem ſie traurig auf den Sohn blickte, warum ſchweigſt Du ſtill? ſprich immer frei heraus, doch nein, es iſt beſſer, daß Du Dich nicht mit Grillen plagſt und Dich nicht mit Kummer erfüllſt, es kann aus Dir und Hoffmann's Marie nichts werden, ja, wenn ſie den gnädigen Herrn nicht liebte.

Hältſt Du Dich deſſen ſo verſichert? fragte Franz mit leichtem Beben.

Ich weiß es, mein Sohn.

Warſt Du Zeugin irgend einer vertraulichen Unterredung zwiſchen Beiden?

Ich habe nicht gehört, was ſie miteinander ſprachen, aber ich ſah vor wenigen Tagen, wie Baron von Rautenberg, als er ihr begegnete, ungeſtüm auf ſie zueilte und ſie in ſeine Arme ſchloß, noch ehe ſie ſich's verſah.

Franz machte eine haſtige Bewegung, während der Zorn ſeine Wangen röther färbte und ſeine Augen ſich ſtarr auf Frau Löſcher richteten.

Und Marie duldete dieſe Frechheit? fragte er mit bebender Stimme.

Was ſollte ſie thun? — übrigens iſt der junge Baron ſo ſchön, daß ein junges Mädchen ihm kaum widerſtehen kann, und man hat ſchon gar Manches von ihm gehört.

Ja — gar Manches, wiederholte Franz mit gerunzelter Stirn, aber bei meinem Leben, ich will nicht, daß er zum Dämon der redlichen Familie werde, er ſoll Marie nicht ſchaden — rein muß ihr Ruf bleiben, wie ihre Seele fleckenlos iſt.

Und wie willst Du's hindern, wenn Du in die Ferne ziehst, mein Sohn? was könntest Du selbst thun, wenn Du in ihrer Nähe weiltest? er ist reich, mächtig und schön, während Du doch immer nur der arme Franz, der einfache Handwerker bist, zwar kann man Dich nicht minder einen hübschen Burschen nennen, fuhr die arme Frau mit einem Lächeln der Genugthuung fort, während ihre Blicke wohlgefällig, auf der schönen, hohen Gestalt des Sohnes ruhten, aber er ist und bleibt ein Cavalier von altem Geschlecht — ein Ritter.

Ein Ritter des Müßiggangs, fiel ihr Franz hastig in's Wort, und ich bin ein Ritter der Arbeit, ein Ritter vom Hammer, ein Martel des Fleißes und der Tüchtigkeit, ich will den Kampf gegen den müssigen Baron aufnehmen, ein Duell zwischen Müssiggang und Arbeit muß immer zu Gunsten der Letzteren ausfallen — leider aber, und darin hast Du recht, bin ich in der Ferne, aber ich will den guten harmlosen Vater Hoffmann, der den jungen Taugenichts nicht durchschaut, auf dessen Treiben aufmerksam machen, er wird dann für seine Tochter wachen und dem Buben, der sie zu beleidigen kommt, die Thür weisen. — Will mir dann der Himmel Segen geben, daß meine Arbeit so reiche Früchte trägt, um, wenn ich einst heimkehre, zu Marie sagen zu können, komm, sei mein liebes Weib, ich habe Kraft zur Arbeit und Brod für dich zu essen, dann will ich bis an mein Ende glücklich sein, glücklich durch den Segen der Arbeit.

Wer den jungen Mann so sprechen gehört und die imponirende Haltung, die er angenommen, beobachtet, der hätte ihn weder für einen achtzehnjährigen Jüngling, noch für einen schlichten Arbeiter gehalten, denn aus seinen Augen sprach eine Kühnheit, aus seinem ganzen Wesen so viel Energie, daß man nur zu sehr von der Wahrheit seiner Worte, der Erfüllung seiner Weissagung überzeugt sein konnte.

Sage mir, Franz, fragte die Mutter, den Sohn immer zärtlicher betrachtend, hast Du Hoffmann's Marie schon irgend ein Geständniß gemacht?

Davor bewahre mich der Himmel, daß ich jetzt schon dergleichen wagen sollte.

So ist es recht mein Sohn, das freut mich zu hören, es ist auch besser, daß Du Dir solche Dinge aus dem Kopfe schlägst; wenn ein junger Mann sich erst mit Liebesgedanken plagt, die sich überhaupt so leicht von einer auf die andere übertragen, dann verliert er auch die Lust zur Arbeit und dann ist's um ihn geschehen.

Du hast im Allgemeinen recht, meine gute Mutter, fiel Franz ein, aber bei mir wäre das niemals der Fall, was haben die Träume der Phantasie mit der Kraft des Mannes gemein, auch wäre bei mir von Wankelmuth keine Rede, fest wie mein Arm ist auch mein Sinn — das fühle ich, das wirst auch Du mit Gottes und meiner Hülfe erfahren — und nun, theure Mutter noch ein Wort für Dich — hier hast Du fünf Louisd'or als Abschiedsgabe von Deinem Sohne.

Die arme Frau stieß bei'm Anblick des Geldes einen Schrei aus und wollte es nicht annehmen.

Wo hast Du das Geld her, Franz? rief sie mit gepreßter Stimme.

Ich habe es gewonnen.

Du hast gespielt, Franz?

Höre mich, Mutter: Als ich heute Vormittag die Werkstätte verlassen, ging ich an dem Conversationshause vorüber, laute Stimmen und der Klang des Geldes tönten heraus. Ich griff in meine Tasche und hatte nur noch drei Gulden, den Ertrag meiner Arbeit, bei mir. Da ich mit Dir theilen wollte, und außerdem die Absicht hatte, nach Paris zu gehen, so erschien mir dies zu wenig, und ich dachte daran, mein Glück mit einem Gulden zu versuchen. — Ich that's, in der festen Ueberzeugung, daß so sauer erworbenes Geld Glück bringen müßte, und siehe da, der eingesetzte Gulden verdoppelte sich, bald ward er vervierfacht; als ich endlich zehn Louisd'or vor mir glänzen sah, hielt ich mich für reich genug, alle meine Pläne durchzuführen und verließ nicht mit dem Herzklopfen der Leidenschaft, sondern mit dem der Freude den Spielsaal.

Und hättest Du den Gulden verloren?

Dann hätte ich eben so wenig weiter gespielt, als mich mein Glück übermüthig machte.

Und dachtest Du nicht an den Fluch, der auf dem Gelde ruhen muß, welches man auf solche Weise erwirbt?

Gewiß dachte ich daran, denn was ich gewonnen, haben Andere verloren, aber wer sind sie denn diese Andern? reiche Müssiggänger, die mit Leichtigkeit ihre Tausende auf's Spiel setzen, ohne ihren Verlust auch nur im Geringsten zu verspüren — sie kümmern sich wenig darum, wer sich mit ihrem Gelde hilft, warum also sollte es Fluch bringen? fürchte dies nicht, meine liebe Mutter, nimm Du fünf und zehre davon,

laſſen konnte, je nachdem ſie liebte oder haßte.

Aus ihren Bewegungen und Manieren ſprach eine ungewöhnliche, man könnte ſagen, wilde Energie, ohne daß der Eleganz der erſteren dadurch Abbruch geſchah.

Wer ſie lächeln geſehen, der hätte behauptet, daß im Grunde ihrer Seele ſich eine namenloſe Bitterkeit, eine ſchneidende Ironie, eine völlige Verachtung jedes Gegenſtandes, alles Vorhandenen überhaupt bergen müſſe.

Die ſonderbare, faſt dämoniſche Schönheit dieſer Dame hatte noch jetzt die Bewunderung Aller erregt, die ſie ſahen.

Die Dame war nachdenkend und blickte zum Fenſter auf die Landſchaft hinaus, auf welcher ſich die Schatten der Bäume bereits zu verlängern begannen.

Am Nebenfenſter ſtand ein junger Mann von hohem Wuchſe in eleganter Kleidung.

Auf den erſten Blick gewahrte man die Schönheit des jungen Mannes, die in der That geeignet ſchien, jedes Frauenherz zu umſtricken.

Die ſchwarzen, durchdringenden Blicke übten einen wahren Zauber bei demjenigen auf den ſie gerichtet waren.

Sein Teint war weiß, faſt durchſichtig, ſeine Lippen glühend roth, und der kleine, ſchwarze Schnurrbart, ſo zierlich gekräuſelt, trug dazu bei, den Ausdruck von Keckheit in ſeinem Geſicht zu erhöhen — nur ſein Lächeln hatte ganz wie das der Dame, etwas Verächtliches, Zurückweiſendes.

Dieſer junge Mann war kein Anderer als der junge Baron Guido von Rautenberg und die Dame — ſeine Mutter.

Sie ſind heute ſehr nachdenkend, Mama, begann Guido in jenem gezierten Tone, den man auch mit dem Wörtchen „näſelnd“ bezeichnet.

Ich dachte ſo eben an Dich, Guido.

Mir außerordentlich ſchmeichelhaft, Mama, aber darf ich fragen, welcher Umſtand mich der Ehre würdigt? entgegnete der Angeredete mit unverkennbarem Ausdruck von Spott.

Deine Zukunft.

O für dieſe war mein verſtorbener Vater bereits ſo gütig zu ſorgen, denn Zehntauſend Thaler Renten jährlich ſichern ſtets das Wohlergehen deſſen, der ſo glücklich iſt, ſie zu beziehen.

Gold allein macht nicht glücklich.

Sehr richtig, Mama, man muß noch gar manches andere dabei haben, ſonſt werden ſelbſt die Goldſtücke und die Banknoten langweilig, entgegnete Guido gleichgiltig.

Und worin beſtände Deiner Anſicht nach dieſes gar Manche?

Aber liebe Mama daß Du noch fragſt —

Bitte, Guido, ſage mir

Nun mein Gott, Du weißt ſelbſt ſo gut wie ich, daß ein Cavalier die beſten Pferde haben muß und natürlich darf auch Coeur-Dame nicht fehlen, ſelbſtverſtändlich nicht nur die im Spielſaal.

Ganz recht, mein Sohn, ſolche Dinge lieben nun einmal junge Cavaliere, aber das haſt Du bereits Alles kennen gelernt, und um ſo mehr denke ich über Deine Zukunft nach.

Ich verſtehe Sie nicht, liebe Mama.

Ich meine, Guido, was ſoll aus Dir in der Zukunft werden, wenn Du in dieſer Weiſe zu leben fortfährſt, auch das Vermögen eines Cröſus geht verloren, wenn man es nicht zu verwalten verſteht.

Mama, rief Guido und ergriff ſeinen Hut, ich bedaure außerordentlich, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich dergleichen Geſpräche nicht allzugern höre, ſollten wir nicht ein intereſſanteres Thema wählen können?

Eine andere Mutter wäre über dieſe etwas freche Entgegnung eines Sohnes in die äußerſte Alteration verſetzt worden — Baroneſſe von Rautenberg ſchien nicht im Mindeſten erregt, ja kaum erſtaunt.

Dein Glück iſt für mich das intereſſanteſte Thema, ſagte ſie.

Mein Glück ſcheint mir in keiner Weiſe gefährdet — wer könnte glücklicher ſein als ein Sohn des Reichthums — er iſt völlig unabhängig, kann thun und laſſen was er will, ſpazieren gehen, reiten, Reiſen machen, ohne ſich deshalb beurlauben zu müſſen, und vor allen Dingen er braucht nicht zu arbeiten, denken Sie ſich, Mama, welches Glück, nicht arbeiten zu brauchen wie ein Pferd oder Proletarier — dem Himmel ſei Dank, der mich nicht zum erbärmlichen, gemeinen Arbeiter erſchaffen hat.

Mein Sohn, die Edelmannsrechte fangen an verkürzt zu werden, dieſes Jahr hat arge Mißbräuche eingeführt.

Wird Alles wieder abgeſchafft werden.

Ich zweifle, daß das Alte wieder hergeſtellt wird; war einſt die Julirevolution in Frankreich mächtig genug geweſen, eine europäiſche Bewegung zu erzeugen, ſo mußte bei der herrſchenden Gährung und der erſtarkten Oppoſition die Februarrevolution noch viel erſchütternder wirken. Ueberall, wohin wir blicken, in Deutſchland, Polen,

Irland, in der Schweiz herrschen heftige Parteiungen, aufgeregte Meinungskämpfe, leidenschaftliches Nationalgefühl.

Guido ließ ein schallendes Gelächter hören.

Allerdings, rief er, es ist kein Wunder daß wahnsinnige Schwärmer, demokratisches Gesindel, Bettelbuben aller Art, die nicht den Hammer heben, nicht Kelle oder Nadel führen wollen, elende Müßiggänger, Federfuchser, die nichts zu essen haben, Anbeter einer schrankenlosen Herrschaft, meinetwegen auch fatanische Idealisten auf die Idee einer allgemeinen europäischen Republik gerathen, mit Abstreifung aller nationalen und religiösen Verschiedenheiten und mit dem sauberen Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" als Standarte.

Nun, mein Sohn, du hast gesehen, daß die Aufstände, die in den meisten Ländern blitzschnell folgten, die von dir aufgezählten Klassen in ihren Hoffnungen bestärkten, und die Propaganda, die in der französischen Weltstadt ihren Sitz und Mittelpunkt hat, schürt das revolutionäre Feuer und verbreitet republikanische Ideen mit socialistischer und communistischer Färbung als Reizmittel für die untern Volksklassen.

Als Lockspeise für den Pöbel, wollten Sie sagen, Mama, unterbrach sie Guido, geben Sie Acht, lange wird's nicht mehr dauern, und man wird diese Kanaillen zusammenschießen wie die Hasen, sein Sie überzeugt, der Pöbel ist feig, ein Paar Kartätschenkugeln, nur eine gewöhnliche Flinte, und er läuft auseinander, was wollen denn diese Arbeiter in Paris eigentlich, wenn solche Schurken ein Stück Brod haben, müssen Sie zufrieden sein, aber das genügt ihnen nicht mehr, sie wollen mehr, vergessen, daß sie dem Pöbelblute entsprossen sind und möchten möglicherweise gnädiger Herr sein — ein seltsamer Zufall ist's, daß gerade jener Lümmel da drüben kommt, während ich vom Pöbel spreche.

Die Baronin blickte auf den Bezeichneten, der eben in ein gegenüberliegendes Häuschen verschwunden war.

Es ist Franz Löscher.

Wie kommt dieser Arbeitsbursche heute am Wochentage dazu, dem alten Weibe, das er seine Mutter nennt, einen Besuch zu machen? sagte Guido im Tone äußerster Geringschätzung.

Sein Besuch wird wohl seine Ursachen haben.

Es giebt keine Ursache für solchen Menschen, ein Maschinenjunge wie er hat keine Zeit übrig, Besuche zu machen — neulich mußte ich recht herzlich lachen.

Bei welcher Gelegenheit.

Ich war in der Maschinenbauanstalt Bergmann.

Was gab's denn dort?

Nichts als viele braune, knöcherne Arme, die die Hämmer schwangen, namentlich amüsirte mich der Junge da drüben, wie er bei der Arbeit schwitzte und mich mit beneidenden Blicken betrachtete, so daß ich meinen höheren Stand mit um so größerer Genugthuung empfand, und ich —

Wohl erleuchtend, daß Dich der arme unglückliche Mensch beneidet, fiel ihm die Mutter in's Wort.

Du täuschst Dich — der Lümmel ist noch stolz darauf, ein Arbeiter zu sein.

Frau von Rautenberg lachte herzlich.

Stolz — sagst Du.

Gewiß, denn ich trat zu ihm und sagte: Nun, Sie möchten wohl auch lieber Edelmann als Arbeiter sein?

Und was erwiderte er Dir darauf?

Er meinte es sei besser, im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen, als ein previligirter Müssiggänger zu sein.

Welche Frechheit — und Du antwortetest.

Daß er nur schwitzen möge nach Belieben, aber dafür Sorge tragen sollte, sich nicht zu erkälten — dann drehte ich ihm verächtlich den Rücken und ging davon.

Brav, mein Sohn.

O ich bin mit diesem Buben noch nicht fertig, ich habe ihm Rache geschworen.

Pfui, mein Sohn, solcher Mensch steht zu tief unter Deiner Würde, er ist zu unbedeutend.

Nicht doch, Mama, ich bin ganz anderer Ansicht, jede Fliege, die mich hindert, wird von mir getödtet; ich kann den Menschen da drüben überhaupt nicht leiden.

Aus welchem Grunde?

Weil er mich niemals grüßte, so oft er mir auch begegnete, wie sehr ich ihn fixirte, und den Gruß provocirte, er that es nicht, blickte mich hochmüthig an und schien sogar mit der Achsel zu zucken.

O das schien Dir nur so.

—Nicht doch, Mama, es geschah nicht nur einmal, es war stets der Fall, von einem Irrthum kann da keine Rede sein, nun hätte ich ihm schon bisweilen einen Schlag mit der Reitpeitsche applicirt.

Nun ja, mein Sohn, das ist der kürzeste Prozeß, sagte Frau von Rautenberg.

O nein, die Prügel schüttelt er sich ab, ich will ihn empfindlicher strafen.

Auf welche Weise denn?

Das, Mama, bleibt mein Geheimniß, aber sei überzeugt, meine Rache wird Wonne und Genugthuung zugleich bereiten.

Mach, was Dir beliebt, dergleichen Kleinigkeiten kümmern mich nicht, nur bitte ich Dich in anderer Beziehung mir gehorsam zu sein, ich habe heute für Dich einen Wechsel über zweitausend Thaler bezahlt, bedenke, mein Sohn, daß dergleichen Zahlungen schließlich auch meine Casse erschöpfen, ebenso bitte ich Dich, das Conversationshaus in der Stadt zu meiden — Du richtest Dich durch das Spiel zu Grunde und leider scheint diese die vorherrschendste Deiner Leidenschaften zu sein.

Theuerste Mama, das liegt im Blute, ich kann nicht anders, und hoffe zu meiner Genugthuung behaupten zu dürfen, daß mein Herr Vater denselben Neigungen gehuldigt.

Die Baronin senkte plötzlich das Haupt zu Boden, so daß dem Sohn das Erbleichen derselben entgangen war.

Nun, Mama, Sie schweigen, nahm dieser wieder das Wort.

Laß uns jetzt von diesem Thema abbrechen.

Bitte, Mama, ich möchte wissen, ob ich meinem Papa in meinen Neigungen ähnlich bin, in meinem Antlitz im Wesen gleiche ich Ihnen auf ein Haar, und das freut mich außerordentlich.

Du gleichst Deinem Vater nicht — versetzte die Baronin immer noch gesenkten Hauptes und mit leiserer Stimme als zuvor.

Aber destomehr Ihnen, entgegnete Guido mit unverkennbarem Spott.

Nur in den Zügen.

O nicht nur mein Antlitz, auch meine Seele ist Ihnen ähnlich, doch nun werde ich mir erlauben, Ihnen gute Nacht zu sagen, Mama!

Du willst noch ausgehen?

Ja wohl, Mama.

Es ist völlig dunkel.

Ich lasse Jmo satteln.

Und wohin wolltest Du Dich begeben?

Zu dem Bauern, den man Vater Hoffmann nennt, die junge Bäuerin, die kleine Marie gefällt mir außerordentlich.

Aber um diese Stunde?

Für den Bauern giebt es keine Etikette, der Kerl ist so albern, mich lieb zu haben und ich bin ihm zu jeder Stunde willkommen — gute Nacht, Mama!

Noch ein Wort, Guido.

Sie wünschen?

Du freust Dich, daß Deine Seele der meinigen gleicht — sagtest Du?

Ja wohl, Mama, ich habe kein Herz gleich Ihnen, und nur wer kein Herz hat, kann glücklich auf Erden sein.

Mit diesen Worten eilte Guido hinaus, während seine Mutter wie versteinert blieb

Das ist die Strafe, sagte sie leise und ließ ihr Haupt auf die Brust sinken.

Der Heirathsantrag.

Am nämlichen Tage, gegen sechs Uhr Abends erblicken wir auf dem Gehöft des uns bereits genannten Vater Hoffmann ein reizendes junges Mädchen in Landtracht.

Das hübsche Kind konnte kaum das fünfzehnte Jahr zurückgelegt haben machte aber durch die Fülle ihrer dennoch schlanken, ebenmäßigen Gestalt den Eindruck einer achtzehnjährigen Jungfrau.

Welcher Liebreiz strahlte aus ihren blauen Augen, wie lang reichten die üppigen dunkelblonden Zöpfe unter dem naiven Käppchen, welches ihr Haupt zur Hälfte bedeckte, herab, wie glühten die Wangen, auf denen jene Morgenröthe der ersten Jugend, ihren unverkennbaren Schleier geworfen — es war eine Herzensfreude das allerliebste Wesen so geschäftig und rührig auf und abgehen zu sehen.

Das schlanke Ding eilte bald hier-, bald dorthin, am reizendsten aber war sie, als sie plötzlich mit einem Körbchen in der Hand erschien und ein liebliches „Put" „Put" ertönen ließ.

Diejenigen, denen dieses Signal galt, mußten es sehr genau gekannt haben, denn kaum waren jene Laute von dem Silberton ihrer Stimme den Lippen des jungen Mädchens entführt, als eine gewaltige Hühnerschaar herbeikam, und fliegend, laufend und hüpfend mit solcher Eile die Körner aufpickten, daß das Körbchen bald geleert war.

Im sausenden Fluge schwangen sie sich dann auf die Stange die ihnen zum Nachtquartier diente, und bald ruhte jedes an seiner Stelle.

Das junge Mädchen aber hatte noch mehr zu thun, immer beweglich eilte sie ab und zu, bis endlich sich die Sonne neigte.

Um diese Zeit trat eine große, kräftige Mannesgestalt mit dem Spaten auf der Schulter in den Hof, welchem das junge Mädchen mit dem lauten Rufe „guten Abend lieber Vater" entgegeneilte.

Der Mann warf den Spaten von sich,

küßte das Kind, und beide begaben ſich in das Haus.

Es war, wie der Leſer bereits errathen haben wird, Vater Hoffmann und ſeine Tochter Marie.

Du kamſt heute ſpäter vom Felde zurück, als es ſonſt zu geſchehen pflegte, nahm das junge Mädchen das Wort, als man ſich bei der einfachen Abendmahlzeit befand und Vater Hoffmann ziemlich nachdenkend erſchien.

Mein Kind, ich hatte noch einen Beſuch im Dorfe gemacht.

Einen Beſuch, am Wochentage?

Ja, mein liebes Kind, dem Veit ſeine Frau, die arme, häßliche Hanna, die kein Menſch im Dorfe leiden mag, liegt krank, und in der Ueberzeugung, daß dort gewiß kein Kreuzer im Hauſe iſt, ging ich zu ihr und brachte ihr ein paar Gulden daß ihr wenigſtens die nothwendige Pflege werden kann.

Was fehlt denn der armen Hanna?

Was wird ihr fehlen, Kind? das Brod; ihr Mann verdient nichts, iſt vielmehr ein liederlicher Burſche, der Alles in der Schenke verthut, da wird denn die arme Familie auf den Hunger angewieſen und Hunger macht krank und thut weh — o ich kenne ihn, ich habe oft genug gehungert, aber ich habe einen fürchterlichen Kampf mit ihn aufgenommen.

Mit dem Hunger?

Ja mein Kind, ich habe ihm eine furchtbare Macht entgegengeſtellt und ihn beſiegt, ſagte Vater Hoffmann mit einer gewiſſen Genugthuung.

Und welche Macht denn? lächelte das Mädchen.

Die Arbeit, mein Kind, vor der mußte er weichen, ich habe mit dieſen braunen, harten Händen ſo ſehr gegen ihn gekämpft, daß er fliehen mußte, und Gott ſei Dank, dieſer böſeſte Feind des Menſchen iſt nicht wiedergekommen bis auf dieſe Stunde — die arme Hanna aber kann nicht gegen ihn kämpfen, denn ſie iſt todeskrank, der muß man zu Hilfe kommen — ihrem Manne gebe ich nichts, es wäre eine Sünde, den Taugenichts noch liederlicher zu machen — Müßiggänger konnte ich überhaupt niemals leiden.

Aber lieber Vater, es giebt ſo viele vornehme Herren, die gar nicht arbeiten.

O mein Kind, glaube das nicht, arbeiten müſſen ſie Alle, es iſt nur ein kleiner Theil, der ſich ſo ganz auf die Bärenhaut legt, weil er Geld genug beſitzt, um müßig gehen zu können, wie zum Beiſpiel unſer junger gnädiger Herr, der ſo dem lieben Herrn die Tage ſtiehlt; doch was gehts mich an.

Wie von ungefähr betrachtete der Vater die Tochter und bemerkte deren plötzliches Erröthen.

Aber lieber Vater, ſagte Marie, wozu ſoll er denn arbeiten, wenn er nicht nöthig hat, ſein Brod zu erwerben.

Weil jeder Menſch ſchon von der Natur zur Thätigkeit angewieſen iſt, und wer kann denn wiſſen, ob er ſein Geld bis zu ſeinem Lebensende behält, wir leben in Zeiten, wo die großen Herren leicht in ungeahnte Gefahren gerathen können — ſelbſt die Regierungen haben den Bedürfniſſen der Zeit entſprechen müſſen und außer Preßfreiheit, Schwurgericht und anderen Freiheiten auch ein Geſetz zur Aufhebung aller Feudallaſten mit künftiger Entſchädigung der Betheiligten aus der Staatskaſſe, bewilligt, welches letztere namentlich ein wahrer Segen für uns, für die vornehmen Grundbeſitzer aber ſehr kritiſch iſt, denen wird es gar nicht paſſen — und all' dieſe Neuerungen in den veralteten Staatseinrichtungen haben wir den Franzoſen zu danken; in Paris geht's immer noch ſtürmiſch her — aber was geht uns die Politik an, Marie, laß uns von eigenen Angelegenheiten ſprechen — höre Marie, ich muß mit Dir einmal ein ernſtes Wort reden.

Der Ton dieſer letzten Worte war ſo energiſch, daß das Mädchen ſtaunend auf ihren Vater blickte.

Was willſt Du von mir? fragte ſie mit leiſer Stimme.

Ich habe etwas von Dir gehört, was mir nicht gefällt.

Von mir? rief Marie in ihrer Unſchuld, ſich keines Fehls bewußt.

Ja von Dir, und ich hoffe, Du wirſt auch nicht leugnen, wenn ich Dir die Sache vorhalte.

Ich werde die Wahrheit niemals leugnen.

Iſt es wahr, daß Dich der junge Herr, als er Dir auf dem Anger begegnete, umarmte.

Ja das that er, entgegnete das Mädchen erröthend.

Und Du haſt das gelitten, Du, eine ehrſame Tochter? zürnte der Vater.

Es geſchah ſo ſchnell, daß ich es nicht wehren konnte, aber ich entzog mich raſch ſeinen Armen und verwies ihm ſo ſtreng ſein Betragen, daß er es künftighin nie wieder wagen wird.

Nun, ich glaube Dir ſchon, Marie, Du biſt ein ehrenhaftes Kind, und wirſt den

Worten des jungen, leichtsinnigen Menschen, der gar nicht für Unsereinen paßt, kein Gehör schenken — ich weiß es, er hat Dir schon öfter Dinge gesagt, die sich nicht ziemen, na sei nun mal ganz offen und erzähle mir, was er immer zu Dir gesprochen hat.

Vater, sagte Marie, indem sie erröthend die Blicke zu Boden senkte, er sagte mir, daß er mich liebe.

Das hat er gesagt? rief Vater Hoffmann mit gerunzelter Stirn, ist doch gar zu arg, einem so jungen Kind solche Geschichten in den Kopf zu setzen, laß Dir nichts weis machen, mein Kind, der heirathet Dich nie, wenn Du mal einen Burschen gefunden hast dem Du gut bist und der's auch mit Dir redlich meint, der's Herz auf der rechten Stelle und zwei gesunde Arme zum Arbeiten hat und dieser kommt dann zu mir und sagt: Vater Hoffmann, ich bin der Marie gut und habe mir durch meiner Hände Arbeit so viel erworben, daß sie mit mir essen kann! dann wird Vater Hoffmann gewiß Eurem Glücke nicht hinderlich sein, aber einem Müßiggänger würde ich mein Kind niemals geben und wäre er auch noch so reich — ist's so nicht recht, Marie?

Er nahm ihre Hand und blickte ihr treuherzig in das Antlitz.

Das Mädchen erwiderte nichts, wechselte aber mit ihrem Vater einen Blick des innigsten Einverständnisses.

Oder sage mein Kind, nahm Vater Hoffmann nach kurzer Pause das Wort, würdest Du jemals Lust haben, eine vornehme Müßiggängerin zu werden und —

Es klopfte an der Thür.

Noch ehe Vater Hoffmann das „Herein" ausgesprochen hatte, erschien — Baron Guido.

Vater Hoffmann ging ihm erstaunt und mit etwas gerunzelter Stirn entgegen, während Marie schnell das Zimmer verließ.

Grüß' Sie Gott, gnädiger Herr, redete Vater Hoffmann seinen Gast an, was suchen Sie in meinem Hause?

Ich komme zu Vater Hoffmann mit einem Anliegen ganz eigener Art.

Und was begehren Sie?

Etwas wodurch Vater Hoffmann zu meinem größten Glücke beitragen könnte.

Zu Ihrem Glück, gnädiger Herr? ich, der einfache Vater Hoffmann? Das Ding klingt doch ganz spaßhaft.

Und ist doch so ernst.

Nun kommen's endlich mit der Sprache hervor.

Wollen Sie zu meinem Glücke beitragen?

Gewiß, wenn es in meinen Kräften steht, aber nehmen Sie's mir nicht für ungut, gnädiger Herr, wenn ich darüber lachen muß, ne was wollen's denn eigentlich? wir werden ja hören.

Guido war sichtlich verlegen.

Ich liebe Ihre Tochter, Vater Hoffmann — sagte er endlich.

So — das wissen Sie ganz gewiß?

Wie sollte ich nicht, sagt es mir doch mein Herz stündlich.

Nehmen's mir nicht für ungut, gnädiger Herr, aber wenn Ihnen Ihr Herz nichts Besseres und Nützlicheres sagt, dann schlägt es ganz überflüssig in Ihrer Brust.

Vater Hoffmann, warum sprechen Sie sich in solcher Weise über meine Herzensneigungen aus, ist Ihre Marie nicht die Blume des Ortes?

Marie ist keine Blume, sprechen Sie von dem einfachen Dinge nicht so überschwänglich, sie ist eine hübsche Dirne, das ist Alles —

Ist sie's denn nicht werth, eine Baronesse zu werden?

Damit kommen's mir gerade recht. Marie kann eben so wenig Baronesse werden, wie Sie ein Bauersmann; nein, nein, Herr Baron, schlagen Sie sich solche Dinge aus dem Kopfe, Sie kommen bei mir damit nicht an, Sie haben das arme Ding neulich umarmt, Herr Baron, ich hab' das gehört, das war sehr unrecht von Ihnen, einer ehrsamen Dirne dürfen's nicht so kommen, das können Sie bei Ihren Edeldamen machen, lassen's mir das Kind in Ruh, ich sag' es Ihnen, daß ich, der Bauer für seine Ehre und die seines Kindes ebenso einstehe, wie Sie für die Ihre, und so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich würde Sie gar arg angehen, wenn's noch einmal versuchen, was Sie auf'm Anger gethan und damit Punktum.

Guido, dessen Adern vor Zorn glühten, dessen Brust fast bebte, stand mit ruhigem Lächeln da, als hörte er einer Lobrede zu, ein so vollendeter Heuchler war dieser junge Mensch, der seine Absicht nicht so leicht durchkreuzt sehen wollte.

Herr Hoffmann —

Nennen's mich nicht Herr, schlechtweg Vater Hoffmann.

Nun wie Sie wollen, sagte Guido in so sanftem Tone daß der ehrliche Landmann staunte; Ihre Vorwürfe sind völlig gerecht, beschämt bekenne ich mich schuldig, ja ich

nahte mich Marie nicht mit der gebührenden Ehrfurcht, allein es war nicht böse gemeint, ich habe auch auf der Stelle ihre Verzeihung erfleht und erhalten; daß ich sie aber umarmte, liefert ja nur einen Beweis mehr für meine Liebe. — Weiß der Himmel, ich bin weder Ahnen- noch überhaupt adelstolz, ich hasse all diese Vorurtheile und gehe sogar mit dem Gedanken um, meinen Titel abzulegen, meinem Rang zu entsagen, geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter, die ich liebe, die ich anbete und ich will meinem müßigen Leben entsagen, will nicht dem Zufall mein Wohlergehen verdanken, sondern dem Fleiße.

Vater Hoffmann machte große Augen.

Was sagen's da? rief der ehrliche Mann.

Was mein fester Vorsatz ist.

Nein, Herr Baron, das thun's nie — ich glaub's wenigstens nicht.

Verfluchter, niederträchtiger Bauernhund, ich werde Dir Dein Täubchen forthaschen, noch ehe Du's hindern kannst, bei meiner Edelmannsehre, flüsterte Guido. — Theuerster Vater Hoffmann, sagte er dann mit lauter aber tief bewegter Stimme, haben Sie denn niemals von der Allgewalt der Liebe gehört?

Dazu hab' ich niemals recht Zeit gehabt, gnädiger Herr.

Wie solltest Du Bauerlümmel auch davon etwas verstehen, dachte Guido wieder bei sich; nun dann will ich Ihnen den Beweis geben, was Liebe vermag, fuhr er dann laut zu Vater Hoffmann gewendet fort, ich wiederhole es, ich will Allem entsagen, den Adel ablegen, meinen Reichthum anwenden, um eine große Ziegelbrennerei anzulegen, die in unserm Bezirk sehr nothwendig ist und tüchtig selbst mitarbeiten, so hoffe ich, die Hand Ihrer Marie zu verdienen; würden Sie mir diesen Preis zusagen, Vater Hoffmann?

Der Angeredete schwieg, fixirte indessen Guido scharf.

Sprechen Sie, sprechen Sie, mahnte dieser mit einer gewissen Hast die Hand des Landmanns ergreifend.

Ich bin sehr überrascht, sagte dieser endlich.

Ich will Ihre Antwort.

Sagen Sie mir zuvor, ob Sie mit Ihrer Mutter über diesen Punkt gesprochen haben.

Meine Sylva — ich mag die stolze Frau nicht mit meinen nächsten Plänen bekannt machen, denn sie würde mich hohnlachen, bin ich aber mündig, dann ist's mit meiner Abhängigkeit zu Ende.

Das dauerte wohl noch vier Jahre.

Conrad. Die Schicksalsbraut.

Man kann sich mündig sprechen lassen vor der Zeit, rief Guido, und es wird dies geschehen müssen, also sagen Sie, sagen Sie —

Mir brennt der Kopf, rief Vater Hoffmann, ich weiß gar nicht, was ich Ihnen darauf erwidern soll.

Würden Sie um den genannten Preis zusagen? rief Guido mit gesteigerter Erregung, o ich bitte, spannen Sie mich nicht auf die Folter.

Aber lieber, gnädiger Herr, wie kann man sich nur so haben um ein so einfaches Ding wie die Marie.

Nennen Sie mich nicht gnädiger Herr, sagen Sie, Guido mein Sohn, und ich will glücklich sein — darf ich also hoffen?

Na ich will Ihnen was sagen, nahm Vater Hoffmann in treuherzigem Tone das Wort; wenn das Alles, was Sie da sagen, Ihr Ernst ist, dann will ich mir die Sache überlegen.

Keine Ueberlegung — entscheiden Sie gleich.

Das kann ich nicht.

Ich schwöre Ihnen, daß es mein Ernst ist.

Na, kommen's wieder, wenn Sie Ziegelbrenner sind, versetzte Vater Hoffmann lächelnd, während Guido unbemerkt vor Wuth, sich zu so solcher Erniedrigung gezwungen zu sehen, mit den Zähnen knirschte.

Und jetzt — nahm Guido in traurigem Tone das Wort.

Haben's meine Antwort gehört.

Soll mir denn wenigstens nicht das Glück vergönnt sein, Marien meine Liebe gestehen zu dürfen?

Das haben's schon gethan.

Aber nicht mit Ihrer väterlichen Bewilligung, jetzt, jetzt, wo dies möglich wäre, möchte ich den himmlischen Augenblick benutzen.

Und er eilte der Thür zu, durch welche Marie vorhin verschwunden war.

Vater Hoffmann vertrat ihm den Weg.

Um Gottes Willen, rief er, lassen's mir das Ding in Ruh, sie darf nichts wissen von dem, was zwischen uns jetzt verhandelt wurde, gehen's, und wie ich gesagt hab', kommen's wieder, wenn Sie Ziegelbrenner sind.

Hammer und Klinge.

Warte, elender Bauer, Du sollst mir diese Demüthigung vor dir theuer bezahlen, sagte Guido mit leiser Stimme und wollte so eben das Zimmer verlassen.

In dieſem Augenblicke aber öffnete ſich die Thür und Franz trat ein.

Ohne den gnädigen Herrn zu beachten, reichte er dem ihm freundlich entgegenkommenden Vater Hoffmann die Hand.

Guten Abend, Franz, grüßte dieſer, wie kommt's, daß Du am Wochentage hier biſt?

Darüber habe auch ich mich bereits gewundert, fiel Guido in kecker, verletzender Weiſe ein.

Franz warf einen verächtlichen Blick auf den jungen Herrn.

Ich erwartete nicht, Sie hier zu finden, ſagte er kalt, und da ich mit Vater Hoffmann ohne Zeugen ſprechen möchte, ſo iſt ihre Gegenwart überflüſſig.

Ha, welche Frechheit, rief der Angeredete, der jetzt die Maske der Demuth fallen ließ, die ſollſt Du büßen.

Ich bin nicht gewohnt, mit Du angeredet zu werden, verſetzte Franz ſtolz, erlaubſt Du Dir noch einmal dieſe Ungeſchliffenheit, dann werde ich Dir zeigen, wie Leute Deiner Art in die Schranken gewieſen werden.

Guido wurde bleich vor Wuth.

Warte Arbeitermenſch, Du ſollſt's erfahren, wie der Edelmann mit ſeinem Knecht verfährt, rief er mit lauter Stimme, die Peitſche — die Peitſche, oder einen Stock, Vater Hoffmann.

Der Angeredete blickte mit zürnendem Staunen auf den hochfahrenden Menſchen.

Einen Stock habe ich wohl, ſagte er, doch iſt dieſer nur für meinen Hofhund beſtimmt, für Menſchen giebt es keinen. — Übrigens haben Sie ſehr ſchnell Ihre guten Vorſätze vergeſſen.

Solcher Frechheit gegenüber wird man verwirrt, rief Guido wüthend, als er Franz mit ſo ſtolzer Ruhe daſtehen ſah, und ſollte es ſelbſt mein Leben koſten, er muß den Knittel fühlen.

Und ſomit ergriff er einen Stock, welcher im Winkel ſtand, und wollte ſich damit auf Franz ſtürzen, welcher ihn ruhig zu erwarten ſchien.

Jetzt verlor Vater Hoffmann die Faſſung.

Herr, rief er, rühren's nur den guten Burſchen da an, dann bringen's mit mir zu thun.

Mein guter Vater Hoffmann, bat Franz in ſanftem Tone, ärgern Sie ſich nicht um meinetwegen, ich will ſchon mit dem Menſchen da fertig werden, deſſen Anweſenheit zu meinem nicht geringen Staunen die beſchiedene Stätte der Frömmigkeit und Zufriedenheit entweiht; ich bitte Sie ſogar dringend mich auf einige Minuten mit ihm allein zu laſſen — ich will mit ihm ſprechen — von Dingen, die —

Ich habe gedacht, Franz wollte mit mir ohne Zeugen ſein, meinte Vater Hoffmann.

Ich werde es auch, aber zuvor will ich mit dieſem Menſchen reden, entgegnete Franz mit einer gewiſſen Feierlichkeit, und ich glaube faſt, die Vorſehung hätte ihn deshalb hierher geführt.

Wenn Franz das meint, ſagte Vater Hoffmann nach kurzer Ueberlegung, dann möcht' ich ihn nicht ſtören.

Und ſo ging er in das Nebengemach.

Was könnteſt Du mit mir verhandeln wollen, gemeiner Arbeiter, mit mir, dem Baron? rief Guido, kaum Herr ſeiner Sinne.

Was ich für nöthig halte, ebenſo wie ich mich veranlaßt fühle, Dich gleichfalls mit dem vertraulichen Du anzureden, weil Du es doch nun einmal ſo willſt.

Statt der Antwort erhob Guido den Stock zum Schlage wider Franz.

Ehe jener aber noch ſeinen Vorſatz ausführen konnte, hatte ihn der gewandte Gegner in ſeiner Hand, zerbrach ihn und warf Jenem die Stücke in's Geſicht.

Das iſt keine Waffe für einen Menſchen, der ſich Edelmann nennt, ſagte er verächtlich.

Guido blieb wie erſtarrt ſtehen.

He, Bube, ſagte er zähneknirſchend, welche Waffe giebt's denn ſonſt für Eures Gleichen, aber willſt Du, dann hole ich einen Degen, um Dich damit nach Gebühr zu züchtigen.

Hole den Degen.

Sogleich, unterbrach ihn Jener, ich hole den Degen.

Und ich den Hammer, willſt Du auf dieſes Dreh eingehen, dann bin ich bereit, mich mit Dir zu ſchlagen, ſagen aber will ich Dir, daß Du nicht werth biſt, die Klinge zu führen, die ja auch für einen ſolchen Burſchen nicht geſchliffen iſt; Edelmann nennſt Du Dich, während Du der gemeinſte Knecht biſt.

Knecht? rief Jener bebend.

Ja, Knecht Deiner Leidenſchaften, Du bethörſt Mädchen, entehrſt Frauen, vergeudeſt Tag und Nacht in der Hölle des Spiels Dein Geld, Du biſt jetzt ſchon zum Familienſchänden geworden, und ehrliche Leute müſſen vor Dir die Thüren verſchließen, denn ſo jung Du biſt, ſo laſterhaft biſt Du ſchon, aber hüte Dich, Frevel und Unheil über dieſes Haus zu bringen, dieſe redliche Familie zu gefährden, ich warne Dich, Du biſt es

gewagt, der keuschen Tochter dieses edlen braven Mannes in ungebührlicher Weise zu nahe zu treten, aber Du wirst es nicht ferner wagen — Gott schützt dieses Haus — Marie ist ein Engel, und ein Dämon hat seine Macht an ihr verloren —

Und willst Du's wehren, daß ich Marie liebe? rief Guido in herausfordernder Weise.

Vater Hoffmann wird es hindern und Marie selbst.

Gieb nur Acht! entgegnete Guido mit teuflischem Lächeln — noch ehe ein Monat —

Geh und verlasse dieses Zimmer, doch nein, warte bis Vater Hoffmann kommt, nur er hat das Recht, Dir hier die Thür zu weisen, kommen Sie nur jetzt herein, Vater Hoffmann, unsere Unterhaltung ist zu Ende.

In der That erschien der Gerufene. Er richtete einen Blick auf die beiden jungen Leute und betrachtete sie mit überkreuzten Armen.

Es hat hier ein harter Auftritt stattgefunden, sagte er, ich kenne zwar die Ursache nicht, aber das hindert mich nicht, diesen Streit schlichten zu wollen.

Unmöglich! rief Guido.

Er ist geschlichtet, sagte Franz, und die ganze Scene soll damit ihr Ende erreichen, daß Sie diesem Menschen Ihr Haus verweisen, er ist gefährlich und droht Unheil, wo er sich blicken läßt — ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen lieb und werth ist, ihn zu meiden, schützen Sie namentlich ihre fromme Tochter, denn dieser Mensch führt nichts Gutes gegen Sie im Schilde.

Du bist ein braver Junge, Franz, und ich werde ein treuer Vater sein.

Der das Wohl seines Kindes im Auge haben und sie daher demjenigen zur Frau geben wird, der ihm bewiesen hat, daß er um sie seine höchsten Güter opfert, und Du, Franz Löscher, hüte Dich vor meiner Rache!

Wer wird von Rache sprechen, gnädiger Herr! rief Vater Hoffmann in verweisendem Tone.

So will ich sagen, sei auf der Hut, daß meine flache Klinge nicht auf Deinem breiten Rücken tanze.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, während Franz ihm mit wunderbarer Ruhe nachblickte, ohne auch nur ein Wort zu erwidern.

Lebewohl.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, dann trat Franz zu Vater Hoffmann und ergriff seine Hand.

Ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen, Vater Hoffmann, sagte er.

Wie, Du willst abreisen?

Nach Paris.

Um Gottes Willen, dort ist ja die ganze Hölle losgelassen; dort kann Dein Heil nicht sprießen.

Gerade dort ist der rechte Ort mich in meinem Fache auszubilden.

Wann wolltest Du abreisen?

Morgen.

Und Deine Mutter?

Bleibt in Gottes Schutz; was in meinen Kräften steht, werde ich für die gute alte Frau thun.

Vater Hoffmann blickte gerührt auf den braven Jungen.

Du hast ja selbst nichts, Franz, wie willst Du da für Deine Mutter sorgen?

Ich werde rastlos arbeiten.

Vor Allem aber sage mir, was Dich eigentlich so plötzlich auf den Gedanken gebracht hat, gerade jetzt nach Paris zu gehen?

Franz machte ihn mit der Ursache der Arbeitskündigung bekannt.

Ich kann's Dir nicht verargen, sagte Vater Hoffmann, ein ehrlicher Mensch läßt sich nicht beschimpfen, aber gehe nur jetzt nicht fort, in Paris kann es mit jedem Tage zu einem neuen Aufstande kommen.

Das kann jetzt überall der Fall sein, denn in allen Ländern Europas herrschen ähnliche Conflicte.

Aber Junge, wie willst Du denn dahin kommen, ohne Reisegeld?

Ich habe es bereits.

Wie — Du hast —

Franz machte ihm Mittheilung von seinem Glücke im Spielsaal und Vater Hoffmann hatte ihm lächelnd zugehört.

Du wirst Glück haben, Franz, sagte er dann und reichte ihm die Hand, sei arbeitsam wie bisher, und Du kehrst sicher als ein gut situirter Mann zurück. Als ich in Deinem Alter war, hatte ich nichts, gar nichts, aber ich arbeitete, und wer sich niemals auf Andere verläßt und sich selbst hilft, mit dem ist Gott —

So wird er mit mir sein, denn ich fühle Kraft in mir und habe Selbstvertrauen. Bevor ich Ihnen nun Lebewohl sage, muß ich Ihnen für Alles, was Sie für mich und meine gute Mutter gethan, meinen innigsten Dank sagen — vermag dies aber mein armseliges Wort? — nein, Vater Hoffmann, das Bewußtsein Ihrer edlen That wird Ihnen mehr sein als aller Dank, den ich —

Laß es nur gut ſein, Junge, was ich that, war meine Pflicht, ich kann dafür keinen Dank verlangen — und nun darf ich Dir wohl noch eine Kleinigkeit mit auf den Weg geben.

Er drückte ihm einige Banknoten in die Hand.

O nein, Vater Hoffmann, rief Franz, das Geld mit der größten Entſchiedenheit zurückweiſend, ich habe ein Gelübde gethan, niemals etwas anzunehmen, was ich nicht ſelbſt erworben, Dank, tauſend Dank für Ihre Güte, ſelbſt iſt der Mann, ich werde mit meiner Barſchaft reichen, und ſollte dies wirklich nicht der Fall ſein, dann ergreife ich währenddeſſen den Hammer oder die Axt und ſchlage oder fälle ſo lange, bis ich weiter kann.

Na, ich habe es gut gemeint, Junge, ſagte Vater Hoffmann mit bewegter Stimme, aber Du haſt mir ſo derb die Epiſtel geleſen, daß ich dagegen nichts einwenden kann, doch Du haſt recht, fahre ſo fort, und Du wirſt Dir und uns Allen zur Freude werden — und nun ſollſt Du noch von Marie Abſchied nehmen; Marie komm herein, der Franz will Dir Lebewohl ſagen.

Die Gerufene erſchien. Bis zu dieſer Stunde hatte Franz nichts von dem Schmerze des Scheidens empfunden, in dieſem Augenblicke aber, als er Marie gegenüberſtand, ihr Lebewohl zu ſagen, da wurde es ihm ſo ſchwer um's Herz, die Bruſt ſchien ihm plötzlich zu enge geworden, denn er athmete gepreßt.

Unſchuldsvoll vom Scheine der brennenden Lampe umfloſſen, glich Marie einem Engel des Friedens, dem Genius einer ahnungsvollen Welt.

Ihre großen Augen hatten ſich ſo himmliſch mild auf den armen Franz gerichtet, den ſie niemals ſo ſchön gefunden als in dieſem Augenblick.

Du willſt Abſchied nehmen, Franz? fragte ſie mit leiſer Stimme.

Ja, Marie, ich gehe in die Ferne.

Und kehrſt Du bald wieder zurück? fragte ſie tief aufathmend.

Gott weiß, wann ich wiederkomme —

Wenn er ein tüchtiger Mann geworden iſt, dann wird er zurückkehren, fiel Vater Hoffmann ein, und das wird er, man ſieht's ihm jetzt ſchon an, daß er's zu etwas Rechtem bringen wird.

Franz war währenddeſſen zu Marie getreten.

Als er ihr ſo dicht ins Antlitz ſah und ihre Hand gedrückt, da überkam es das arme Mädchen ganz ſeltſam — erſt ward ihr kalt, dann fühlte ſie es ſo heiß ihren ganzen Körper durchrieſeln, daß ſie die Gluth, die auch das Antlitz erfüllte, verbergen zu müſſen glaubte, und ſo ließ ſie ihr Haupt ſinken.

Lebe wohl, Marie, ſagte Franz mit leiſer Stimme.

Lebe wohl, verſetzte ſie kaum hörbar.

Noch einmal preßte er ihre Hand, aber mehr als zuvor in die ſeine, reichte die andere Vater Hoffmann und eilte der Thüre zu.

Als er dieſe erreicht hatte, blieb er jedoch ſtehen, warf noch einmal einen langen Blick auf Marie, einen Blick welcher dieſer durch die Seele ging — und ſtürzte dann hinaus.

Eine geheimnißvolle Stimme ſchien Marien die Worte zugeflüſtert zu haben: er möchte dir wohl noch ein Wörtchen ſagen; ſei es auch, daß die Blicke des Scheidenden die Kraft beſeſſen hatten, ſie zu rufen, genug nach einigen Minuten ſtarren Sinnes verließ ſie das Gemach.

Vater Hoffmann, der in demſelben Augenblicke an ſeinem alten Schreibpult eine Beſchäftigung gefunden — hatte ihr Hinausgehen wohl nicht bemerkt.

Als Franz hinausgetreten war, warf er noch einen Blick auf die jetzt in den ſanften Schleier des Mondes gehüllte Gegend.

Wollte der Jüngling noch einmal die ihm ſo liebgewordenen Stätten ſeiner Jugendſpiele in Augenſchein nehmen?

Wir glauben dies war nicht allein die Urſache ſeiner Zögerung, denn ſeine Bruſt hätte hier, wo ihm die helle Mainacht ſanfte Kühlung zufächelte, freier athmen müſſen, allein ſie hob ſich ſchwer wie unter einer Laſt von Blei, und als Marie wie eine aus dem nächtlichen Waſſerſpiegel plötzlich emporgeſtiegene Najade vor ihm ſtand, ſtieß er gar einen leiſen Schrei der Wonne aus.

Du haſt mich verſtanden, Marie, ſagte er mit leiſer Stimme, mir iſt das Herz gar ſo voll, und ich hätte Dir noch zu gern ein Wörtchen geſagt.

Ich habe es gewußt, hauchte das Mädchen.

Gewußt?

Deine Augen ſagten's mir; was willſt Du mir noch mittheilen, Franz? ich will es gern hören.

Ich wollte zunächſt noch eine Frage an Dich richten, Marie.

Es ſei.

Ich rettete Dir einſt das Leben — haſt Du dies nicht vergeſſen?

Wie könnte ich das, Franz, verſetzte Marie in faſt vorwurfsvollem Tone; doch damit

Du überzeugt ſeiſt, daß ich mich ſehr deutlich jener Stunde erinnere, fuhr ſie ſchalkhaft lächelnd fort, ſo will ich Dir ganz ausführlich erzählen, wie's dabei herging: Sieh, es war ein Sonntag, als wir beide am Teiche ſpielten, mir war eine der Blumen, die Du mir gepflückt hatteſt, es war ein Tauſendſchön, in's Waſſer gefallen, ich wollte ſie nicht einbüßen, bückte mich, ſie zu erhaſchen, glitt aus und fiel in das tiefe Waſſer — Du ſprangſt mir nach, wurdeſt ſo mein Lebensretter und — nun iſt meine Geſchichte zu Ende.

Man iſt ſeinem Lebensretter Dank ſchuldig, ſagte Franz ernſt.

Ich weiß es und was verlangſt Du?

Nur, daß Du mir verſprichſt, an mich zu denken?

Ich werde an Dich denken, Franz, in der Kirche im Gebet, auf dem Felde bei der Arbeit wie im Walde beim Lauſchen des Kukuk, entgegnete Marie mit rührender Einfachheit.

Dann iſt's auch zu erwarten, daß Du mich bei meiner Rückkehr wieder erkennſt?

Wenn Du nicht gar zu lange ausbleibſt — lächelte das Mädchen

Es ſteht ferner zu erwarten, daß Du einen Rath von mir annimmſt, einen Rath, der aus dem freundſchaftlichſten Herzen kommt.

Und welchen willſt Du mir ertheilen?

Marie, nahm Franz das Wort und ſeine Stimme hatte etwas Bewegtes, tief zu Herzen dringendes. — Du biſt ſchon oft mit dem gnädigen Herrn zuſammengeweſen.

Jetzt wurde das Mädchen ſchweigſam und ſah bald auf Franz, bald ließ ſie das Köpfchen auf die Bruſt herab ſinken.

Du antworteſt nicht Marie.

Du ſagteſt die Wahrheit, Franz.

Er hat ſich Dir in ungebührlicher Weiſe genaht?

Das hat er nur einmal gethan.

Wer einmal den Anfang gemacht, verſucht es wieder, ſagte Franz ernſt.

Das wird er nicht wagen dürfen, entgegnete Marie und richtete ſich im ſtolzen Bewußtſein ihrer Kraft empor.

O dieſer Menſch iſt ſehr keck — und Du, Marie — biſt ihm wohl auch recht herzlich zugethan.

Ich lüge nie und will daher auch nicht leugnen, daß ich ihn leiden mag, aber nur ein wenig, Franz — erwiderte Marie mit wunderbarer Naivität.

Franz ſchwieg einige Augenblicke, athmete tief auf und ſagte dann:

Aus einem Fünkchen wird oft eine Flamme, liebe, gute Marie, junge Freundin hüte Dich vor dem Manne, der ſich gnädiger Herr nennt.

Franz.

Und ſollte er Dich je beleidigen, ſo laß es mich wiſſen, Marie — hier ſteht Dein Rächer und nun lebe wohl, lebe wohl!

Wie gern hätte Franz ſie wenigſtens auf die weiße Stirn geküßt, die bei'm Mondenlichte noch ſtrahlender erſchien als ſonſt, aber nein, das wagte er, das durfte er nicht — alſo noch einen Blick in die Himmelsaugen und dann — fort — fort!

Der Mann mit der Maske.

Baroneſſe von Rautenberg hatte ſich in ein entlegenes Gemach zurückgezogen. Das Zimmer war von einer großen Lampe erhellt.

Sie hatte ein Buch vor ſich, in welchem ſie eifrig las, und der Inhalt ſchien ſie ſo ſehr zu feſſeln, daß ſie das Eintreten ihrer Kammerzofe nicht bemerkt hatte, die ſchon zweimal die Thür geöffnet und zum letzten Mal mit einer gewiſſen ärgerlichen Ungeduld den Kopf zurückgezogen hatte.

Sie hatte in einem Roman eine Stelle mit beſonderer Aufmerkſamkeit verfolgt.

Nachdem der Verfaſſer von einem Cavalier geſprochen, den er Arthur von Roſen nennt und den er als jungen, ſchönen Millionär, von äußerſt feinen Manieren ſchildert, der außerdem das Glück hatte, wahrhaft treu geliebt zu werden, fährt er fort.

Dieſer Arthur von Roſen hatte eine reizende Gemahlin, mit goldblondem Haar und ſchwarzen Augen. Sie war geiſtreich, wurde von Allen angebetet, ſtrahlte in den Salons als der glanzvollſte Stern; liebte aber ihren Gatten über Alles und alle Anbeter hatten ſich nur zu einer Legion von lächerlichen Laffen herabgewürdigt.

Arthur von Roſen ſchien ſelbſt dem Laufe der Jahre zu trotzen, denn er veränderte ſich nie, eben ſo aber verjüngte ſich ſeine Gemahlin.

Ein engelſchönes Kind vollendete die Seligkeit der Eltern und wollte man in den Salons häusliches Glück durch ein Wort bezeichnen, ſo ſagte man nur: der Mann iſt glücklich wie „Arthur."

Eines Abends ſaß Arthur allein bei Tiſche, denn ſeine Gemahlin hatte eine Freundin beſucht.

Das reizende Kind ſchlummerte ihm gegenüber in ſeinem Bettchen, Arthur war

sehr nachdenkend. Er wußte, daß man ihn für den glücklichsten aller Erdenbewohner hielt, und dieser Umstand hatte ihn in diesem Augenblicke des Alleinseins nachdenklich gemacht.

Unter dem Einflusse des kostbaren Wein's, welchen Arthur trank, dachte er etwa Folgendes: Mein Glück ist für einen Sterblichen zu außergewöhnlich, als ob es bis an's Ende meiner Tage währen könnte, es wird einmal irgend ein Verhängniß eine Katastrophe herbeiführen, welche diesem Glücke ein Ende macht.

Statt ruhigen Blickes den schlummernden Engel zu betrachten, umschattete sich seine Stirn und sein Auge wandte sich ab.

Von dieser Stunde ab verfiel Arthur in einen seltsamen Zustand — Er magerte nicht nur zusehendes ab, sondern wurde auch düster und menschenscheu.

Das geringste Geräusch war im Stande ihn zu erschrecken, er zitterte, wann eine Glocke ertönte, und sehr oft warf er einen abwechselnden Blick bald auf seine Gattin, bald auf seine Pistolen.

Die Baronesse warf plötzlich das Buch bei Seite, etwas wie Frösteln wandelte sie an.

Sie sprang von ihrem Platze auf, und sichtlich erregt wollte sie die Ruhe suchen, zumal die zehnte Stunde schon vorüber war.

In demselben Augenblicke stürzte die Zofe herein.

Gnädige Frau — etwas ganz Ungewöhnliches —

Was hast Du Charlotte? rief die Baronin gespannt.

Es hat sich ein Geräusch im Keller vernehmen lassen.

Nun, was ist da Wunderbares? rief Frau von Rautenberg mit erzwungenem Lächeln, man lasse nachforschen.

Das geschah!

Und?

Man hat nichts entdeckt?

Glaubst Du etwa an Gespenster? fragte die Baronin lachend.

Daran denkt selbst nicht einmal der Knecht, aber er meinte, unser Haus stehe mit den unterirdischen Gängen in Verbindung, welche von dem Eberstein aus in die Ebne laufen.

Nun, unterbrach Frau von Rautenberg lächelnd, so denkt er doch, daß die vor etwa sechs Jahrhunderten von der heiligen Fehme Verurtheilten jetzt noch einmal heraufsteigen wollten, um Gerechtigkeit zu suchen?

Bewahre, gnädige Frau, er meinte nur, es könnte unser Fußboden einstürzen, wenigstens an gewissen Stellen.

Er soll sich nicht mit Nachdenken beschäftigen, versetzte die Gräfin in spöttischem Tone, das dürfte seinen Kopf, an dergleichen nicht gewöhnt, wohl zu sehr angreifen, und nun verlaß mich.

Frau von Rautenberg, vorhin so ermüdet, schien plötzlich wieder Kräfte gesammelt zu haben, oder besser, die Aufregung hatte die Ermattung nicht aufkommen lassen.

Sie wünschte noch irgend eine Beschäftigung, aber welche? Sticken? — zur Lichtarbeit nicht geeignet — Lesen? Kein passendes Buch vorhanden und das, was sie eben in der Hand gehabt, würde ihr das nöthige Interesse unter keinen Umständen abgewinnen.

Also — zur Ruhe!

Sie öffnete die breiten Flügelthüren und befand sich jetzt in einem großen runden Raum, welches früher der Ahnensaal des alten Schlosses gewesen, jetzt aber zum Schlafgemach eingerichtet war.

Scheu rauschten die seidenen Bettvorhänge unter der Hand der Gräfin, als sie plötzlich lauschte.

Auch sie vernahm nun ganz deutlich unterirdisches Geräusch — wie sollte sie sich die Ursache erklären?

Noch ehe sie indessen Zeit hatte darüber nachzudenken, schob sich eine der Holzplatten fort, womit der Fußboden in der Nähe des Kamins getäfelt war, und aus der Tiefe stieg eine männliche Gestalt empor, welche die Platte wieder an seine Stelle rückte.

Frau von Rautenberg wollte nach Hilfe rufen, aber der Mann, dem diese Absicht nicht entgangen war, richtete auf die erschreckte Frau ein Pistol.

Schweigen, oder sterben, gnädige Frau, befahl er mit leiser Stimme. Er war von kleiner Gestalt, in eleganter Kleidung und weißen Handschuhen, als wäre er im Begriff, in einen Ballsaal einzutreten, und seine Erscheinung hätte nichts Erschreckendes gehabt, hätte nicht die Maske, die sein Antlitz bedeckte, dem Menschen etwas Unheimliches verliehen.

Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau — ich komme in der harmlosesten Absicht, begann der Mann.

Zu dieser Stunde?

Ich durfte aus Gründen keine andere wählen.

Wenn Ihre Absicht harmlos ist, wie Sie so eben erklären, warum verlarven Sie sich — warum drohen Sie mit der Waffe?

Weil ich durch unberufene Zeugen nicht gestört zu sein wünsche.

Und warum wählten Sie diesen Weg?

Weil mich vor der Hand Niemand in diesem Hause sehen darf, Sie sehen, gnädige Frau, daß ich selbst vor Ihnen maskirt erscheine.

Das sehe ich allerdings, entgegnete die Baronin, die keineswegs zu den furchtsamen Frauen gehörte, mit einem Anflug von Spott — darf ich nun aber endlich fragen, wen ich die Ehre habe, vor mir zu sehen, und was Sie zu mir führt?

Nennen Sie mich, wie Sie wollen!

So werde ich Sie „Frech“ nennen.

Auch so dürfen Sie mich vorläufig anreden, gnädige Frau, also abgemacht, ich heiße für Sie Herr „Frech“ und alle von mir an Sie künftig gelangenden Briefe werden so unterzeichnet sein.

Wie, auch Briefe hätte ich von Ihnen zu erwarten?

Ganz gewiß, Madame!

Wenn es mir aber nicht beliebt diese Briefe des Herrn Frech anzunehmen?

O Madame, das fürchte ich nicht.

Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß, könnten sich aber dennoch täuschen.

Nein, Madame Sie müssen meine Briefe empfangen, wie Sie jetzt gezwungen sind, meinen Besuch anzunehmen, versetzte der kleine Mann mit solcher Bestimmtheit, daß die Baronin sich keine Einwendung dagegen mehr erlaubte.

Ich muß Ihnen gestehen, diese räthselhafte Geschichte fängt an mich zu interessiren.

Und es wird Sie noch mehr interessiren, wenn ich die Ehre habe von Ihnen erkannt zu sein.

Wie meinen Sie dies? fragte Frau von Rautenberg aufmerksam.

Und wenn Sie wissen werden, daß ich Ihnen gleiche wie ein Auge dem Andern.

Das wäre —

Wenig schmeichelhaft wollen Sie sagen, Madame, ich spreche nicht von der äußeren Hülle, sondern nur von dem, was diese belebt, also von unsern Herzen, oder verständlicher von den Steinen, welche wir beide statt der Herzen haben.

Mein Herr —

Ruhig, Madame, sagte der Fremde und seine Stimme nahm wieder jenes Gebieterische an, was sie überhaupt so selten verleugnete — leugnen Sie dem Manne gegenüber nicht, der Sie kennt wie sich selbst, daß Sie nie — nie ein Herz gehabt, kannten Sie je das Gefühl der Liebe und des Mitleids?

Die Baronin richtete einen finsteren Blick auf den Fremden.

Wer sind Sie, mein Herr?

Ich habe die Ehre von Ihnen heute getauft worden zu sein, versetzte der Mann mit unverkennbarem Hohne, also ich heiße Herr „Frech“!

Ich bitte nun zu dem harmlosen Zwecke Ihres Besuches bei mir zu kommen.

Sogleich, Madame — doch zuvor die Frage, ob Sie geneigt wären, mir etwa zwei Stunden Gehör zu schenken?

Das ist lange, aber um was handelt es sich?

Gnädige Frau, ich beabsichtige, Ihnen Ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Mein Herr, rief Frau von Rautenberg sichtlich in äußerster Aufregung, denn sie erbleichte tödtlich, welche Macht in der Welt giebt Ihnen das Recht, mir Dinge zu sagen —

Nicht Dinge, Madame, es ist hier vorzugsweise von Ihrer Lebensgeschichte die Rede.

Wie sollte Ihnen diese bekannt sein?

Soll ich eine kleine Skizze daraus zum Besten geben? sagte der Fremde mit ungemeiner Sicherheit.

Nein, mein Herr, ich verlange nichts von Ihnen zu hören, sagte Frau von Rautenberg, die immer mehr alterirt erschien, es sei denn, das Sie mir ihr Antlitz zeigen, damit ich weiß, mit wem ich die Ehre habe —

Das geht für heute wenigstens nicht an, ich gebe Ihnen indessen die Versicherung, daß ich ein guter Freund bin.

Wie — ein Freund von mir? meinte die Baronin, um deren Mund ein verächtliches Lächeln schwebte.

Ja, gnädige Frau, denn ich bin der Freund aller Derer, die statt des Herzens einen Stein in der Brust bergen, darum liebe ich auch dero Herrn Sohn ganz außerordentlich, der junge Mann berechtigt zu den kühnsten Erwartungen; wenngleich er aber in seiner Herzlosigkeit Großes leisten wird, dürfte er doch schwerlich seine Mutter übertreffen.

Sie kennen meinen Sohn?

Der Familie nach, antwortete der Gefragte kurz.

Die Baronin holte tief Athem und schwieg einige Augenblicke.

Wollen Sie sich endlich demaskiren, mein Herr, wir sind nicht in der Zeit des Carnevals.

Nein, Madame, ich werde es heute nicht, allein Sie werden mein Angesicht sehen, diese Versicherung kann ich Ihnen geben — wir kommen aber von der Sache ab, wie steht's mit Ihrer Lebensgeschichte, es kann natürlich nur von den Kapiteln die Rede sein, die bis zu diesem Augenblicke reichen.

Gehen Sie jetzt mein Herr.

Sie wollen also nicht?

Ich will, daß Sie sich entfernen.

Madame ich werde Ihnen für heute gehorsam sein, habe ich aber nächstens das Vergnügen, dann werden Sie so gütig sein, mich anzuhören.

In der That seltsam, lächerlich, es kommt ein ganz fremder Mensch, verlarvt, zur Nachtzeit, unter der Erde hervor, mit einem Pistol bewaffnet, der mir meine Lebensgeschichte erzählen will, ich könnte ja glauben, daß Sie ein Bandit sind, der gekommen ist, mich zu berauben.

Das glauben Sie nicht, Madame, versetzte der Mann in etwas gereiztem Tone, Sie hätten längst die Beweise gehabt, Sie wissen vielmehr nur zu gut, daß ich kein Bandit sondern ein Mann bin, dessen Erscheinen Ihnen ohne Zweifel Nachdenken verursachen wird.

Es wird mich keinen Augenblick beunruhigen.

Und doch wollen Sie Ihre Geschichte nicht hören?

Weil sie mir bekannt ist.

Das glaube ich wohl, versetzte der Mann lächelnd, allein man vergißt bisweilen die pikantesten Scenen, und es ist gut, wenn wir diese in unsere Erinnerung zurückrufen.

Der Mann hatte die letzte Rede mit besonderem Nachdruck betont.

Das wäre in diesem Falle ganz zwecklos.

Nicht doch, Madame, ich thue nichts ohne Zweck, ich bin ein Mann, der stets weiß, warum er sich bemüht — also Sie sollen ein anderes Mal, in günstigerer Situation, hören, was Ihnen jetzt unbequem ist.

Mein Herr, ich hoffe, Sie werden mich niemals wiedersehen.

Sie hoffen nur.

Nein, ich bin sogar davon überzeugt.

Sie verrechnen sich, gnädige Frau, Sie werden mich wiedersehen und überall gerade da, wo Sie meine Gegenwart am allerwenigsten vermuthen, und nun noch einige Fragen in Betreff Ihres Herrn Sohnes.

Wozu das?

Weil ich es eben so will — entgegnete der Fremde in gebieterischer Weise.

So sein Sie kurz, sagte Frau von Rautenberg Ruhelaut.

Ihr Herr Sohn scheint die Tochter des Mannes, den man hier Bäter Hoffmann, nennt, zu lieben.

Welche Behauptung, rief die Baronin; wie würde es meinem Sohne jemals einfallen, eine so einfältige Bauerndirne in den Adelstand zu erheben — was dem Pöbel entsprossen, muß auch Pöbel bleiben, setzte sie im Tone außerordentlicher Geringschätzung hinzu.

Madame, sagte der Fremde mit Nachdruck, man hat Beispiele in der Geschichte, daß Männer und Frauen, die dem sogenannten Pöpel entsprossen sind, die höchsten Stellen in der Welt eingenommen haben; hatte Peter der Große es nicht verschmäht ein Weib aus dem Bauernstande zur Kaiserin zu erheben, so dürfte es Ihr Sohn, ein unscheinbarer Baron, wohl auch wagen, die Tochter Hoffmanns zu seiner Baronesse zu machen.

Ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, meinem Sohne, jene Bauerndirne zu octroiren?

Ich wünschte, daß er sie wenigstens liebte — einem Menschen ohne Herz kann es nicht schwer werden, ein anderes Herz zu brechen — doch wir werden ja hören — und nun, Madame — auf Wiedersehen.

Mit diesen letzten Worten hatte er sich dem Kamin genähert, und bald darauf verschwand er auf demselben Wege, den er hierher genommen hatte.

Die Baronesse war, als sie näher über den räthselhaften Besuch nachgedacht hatte, auf Vermuthungen gekommen, die sie so aufregten, daß sie endlich bewußtlos zusammenbrach.

Ein Ehepaar.

In dem Zimmer einer armseligen Hütte des Dorfes sah man eine noch junge Frau auf einem Strohlager ausgestreckt.

Sie war hager und abgezehrt, ihr Antlitz trug die Spuren der unsäglichsten Noth, des tiefsten Elends.

Die Züge der unglücklichen Frau waren so häßlich, daß sie demjenigen, der ihr zum ersten Mal in's Antlitz sah, Ekel und Entsetzen erregten.

Ihre Wangen waren eingefallen, die Nase außerordentlich klein — ihre grauen, großen Augen stierten aus den Höhlen wie zwei schräg liegende Glasfenster aus dem Giebel eines Hauses — dabei hatte sie einen großen Mund mit dicken, aufgeworfnen Lippen, die aber blutleer und daher weiß wie Kreide waren.

Ihr gegenüber am Fenster stand ein Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, von kräftiger Gestalt und keineswegs unschönen Zügen, die aber den Stempel der Liederlichkeit trugen, während seine kleinen, heimtückischen Augen, die fest auf die kranke Frau gerichtet waren, verriethen, daß dieser Mensch wohl auch fähig war, Verbrechen zu begehen.

Hanna, schläfst Du? redete er die Kranke an.

Nein, Veit, ich weiß schon lange nicht, was Schlaf heißt.

Hanna, Du hast Geld —

Wie kommst Du auf diese Vermuthung? fragte die arme Frau.

Vater Hoffmann war hier, Du kannst es nicht leugnen, ich sah ihn aus dem Hause gehen.

Er war hier, aber —

Mache keine Ausreden, Hanna, unterbrach sie der Mensch, wenn Vater Hoffmann bei Dir war, hat er Dir auch Geld gegeben, Deiner Schönheit halber allein kommt der nicht zu Dir, setzte er mit boshaftem Lächeln hinzu.

Ein wehmüthiger Ausdruck gab sich bei diesen Worten ihres Mannes in den Zügen der Frau kund.

Nun es ist wahr, Veit, er hat mir etwas gebracht, der gute Vater Hoffmann, damit ich mich ein wenig pflege, das heißt, einmal eine kräftige Suppe und etwas Fleisch zu mir nehme.

Veit ließ ein lautes, schallendes Gelächter hören.

Wozu bedarfst Du der Pflege, Hanna? meinte er; dergleichen gute Speisen würden nur Deinen Körper nähren und somit Dein qualvolles Dasein verlängern, während Dir doch nur daran liegen kann, recht bald zu sterben, was Du doch schon so oft gewünscht hast.

Ja, Veit, oft flehte ich Gott, daß er mich erlöse vom Uebel, aber wenn er sich meiner annehmen will und mir seine Engel hinnieden sendet, meinen Zustand zu bessern, dann — dann, Veit, möchte ich noch leben.

Ah, Du willst leben, Hanna, versetzte der Mann in gedehntem Tone; das ist eine ganz andre Sache, aber Du lebst doch nur Dir und mir zur Last.

O wenn Du nur arbeiten wolltest, Veit, seufzte die Frau, dann wäre unsre Lage erträglich.

So — ich soll arbeiten, und was ich verdiene, will die kranke Frau auffessen — nein daraus kann nichts werden — übrigens bin ich auch ein Feind aller Arbeit — warum soll ich gerade arbeiten, während, der gnädige Herr müßig umherbummelt, habe ich nicht dieselben Menschenrechte — aber gieb nur Acht, es wird bald anders werden, die hohen Herren werden arbeiten und wir zusehen, so kommt es, wenn die neuen Lehren aus Frankreich erst bei uns eingeführt sind.

Was sind denn das für neue Lehren?

Sie sind unter dem Begriff „Communismus“ enthalten —

Ja, das verstehe ich immer noch nicht.

Nun das heißt, was der Eine besitzt, soll auch dem Andern gehören.

Dann gäbe es also kein Eigenthum mehr?

Nein, Hanna, nach den Begriffen des Communismus ist Eigenthum Diebstahl an der Gesellschaft.

Wer aber nun durch redliche Arbeit ein Eigenthum erworben hat, dem kann es doch ein Müßiggänger nicht streitig machen wollen.

So muß der Arbeiter mit dem Müßiggänger theilen — was kann dieser dafür, daß jener gearbeitet hat, er ist Mensch, will nicht Noth leiden und ist mithin berechtigt, von jenem zu verlangen —

Weißt Du wohl, Veit, wie man den Communismus ganz einfach übersetzen könnte?

Nun laß mich Deine Gelehrsamkeit einmal hören, Hanna!

Das heißt also zu deutsch ein Institut für Tagediebe und erbärmliches Gesindel, das essen, trinken und sogar gut leben will, aber andere, redliche Menschen, die sich das Ihre sauer erarbeitet haben, sollen die Rechnung bezahlen, indem man ihnen ihr Eigenthum nimmt, also sage doch schlechtweg, der Communismus giebt den Dieben völlige Freiheit, ungestraft zu rauben und zu plündern.

Hanna, Du bist eine einfältige Person, wie Du es immer gewesen, versetzte Veit, grimmig über die Theorien seiner Frau — Du warst auch diejenige, die mich überhaupt in's Unglück stürzte — hätte ich Dich nicht geheirathet, dann wäre ich heute ein glücklicher Mann. Du weißt ja, daß ich Dich niemals geliebt habe, wie überhaupt Jeder, der Dich kennt, ich heirathete Dich nur, weil Du dreihundert Gulden besessen hast — und als wir das Geld aufgegessen hatten, da solltest Du Arbeit suchen, aber kein Mensch wollte von Dir etwas wissen, weil Du so entsetzlich häßlich bist, Du mußt es mir noch danken, daß ich Dir, der häßlichen Hanna meinen Namen gab.

Kann ich dafür, daß ich häßlich bin und deshalb unbeschäftigt bleibe? rief die arme Frau die Hände ringend.

Deine Häßlichkeit ist's nicht allein, was Dich so unbeliebt macht, es müssen noch geheime Gründe sein, Du allein nur kannst darüber Aufschluß geben, Du und kein Anderer.

Weiß Gott, Veit, Du thust mir Unrecht! jammerte die Frau.

Na, unrecht oder nicht, ich habe Dich einmal am Halse und kann augenblicklich dagegen nichts machen, Du aber mußt dafür wenigstens bezahlen, immer wenn Du Geld hast, laß uns also nun einmal auf das Gebiet des Communismus kommen.

Somit trat der rohe Mensch an das Lager, fuhr mit der Hand unter den erbärmlichen Laubsack, welcher der Frau zum Kopfkissen diente und nahm etwas hervor.

Ach, Veit, laß mir die Paar Gulden.

Es sind zehn Gulden, und das nennst Du ein Paar, Du sprichst ja wie eine reiche, gnädige Frau, für welche zehn Gulden nur ein geringes Trinkgeld ist — nein, mein Kind, Eigenthum ist Diebstahl, oder wenn Du willst, auch umgekehrt, Diebstal ist Eigenthum und ich behalte dieses Geld. Hoffmann wird Dir schon mehr geben — er hat noch genug.

Veit! jammerte die Frau.

Was willst Du, Hanna?

Laß mir das Geld.

Es kann Dir nur schaden, während es mir nutzt.

Hab' Erbarmen, laß mir wenigstens die Hälfte.

Du bist nicht recht bei Sinnen; was willst Du mit fünf Gulden anfangen? einen will ich Dir zurücklassen, das ist genug.

Gott wird Dich strafen, Veit, glaube nur, früher oder später wirst Du büßen müssen für Alles, was Du mir gethan.

Es war schon ganz dunkel geworden, und Veit wollte so eben das Zimmer verlassen, um in die Schänke zu gehen, als es leise an der Thür pochte.

Veit, öffnete ein kleiner Mann trat hastig ein und blieb einige Augenblicke an der Thür stehen.

Ist Ihr Name, Veit? fragte der Fremde.

Ja, gnädiger Herr, ich heiße so.

Und dort ist Ihr Weib?

Ja wohl gnädiger Herr!

Es scheint hier große Noth zu herrschen, sagte der Fremde, indem er sich flüchtig im Zimmer umblickte.

Ach ja, gnädiger Herr, versetzte der heuchlerische Veit in wehmüthigem Tone, während aus seinen kleinen Augen ein Hoffnungsstrahl blitzte; wir sind sehr arme Leute, verdient wird jetzt gar nichts, und meine kranke Frau hat mich schon so viel gekostet, daß ich jetzt fast am Bettelstabe stehe.

Das ist sehr bedauerlich, mit welcher Summe wäre Ihnen denn zu helfen?

Ach Herr, das wage ich kaum auszusprechen.

Immer heraus mit der Sprache.

Nun, wenn Jemand so gütig wäre, mir dreihundert Gulden zu leihen —

Dem würden Sie diese gewiß nie wieder erstatten, unterbrach ihn der Fremde, daher ist es schon besser, Ihr verdient Euch das Geld.

Gnädiger Herr, das ist unmöglich, weil ich dafür vielleicht fünf Jahre arbeiten müßte.

Nein, Sie sollen das Geld schnell, sehr schnell verdienen — sind Sie bereit?

Sogleich.

Dann folgen Sie mir.

Veit, Veit! rief Hanna.

Was willst Du, liebe Frau versetzte der Gerufene im Tone des äußersten Mitgefühls.

Komm nur ein Augenblick näher.

Als sich Veit ihrem Lager genähert hatte, ergriff sie seine Hand und hielt sie fest.

Gieb mir nun das Geld zurück, sagte sie, sonst sage ich Alles, flüsterte sie.

Laß mich, verdammte Hexe, versetzte Veit mit unterdrückter Stimme.

Ich verlange nur fünf Gulden, damit will ich einen halben Monat durchkommen, willst Du, oder —

Mit vor Wuth funkelnden Augen reichte Veit seiner Frau verstohlen die verlangte Summe und ging dann mit dem Fremden zur Thür hinaus.

Was soll ich nun thun? fragte Veit, als er sich mit dem kleinen Mann im Freien befand.

Das werden Sie hören, versetzte der Angeredete kurz und gebieterisch; vor Allem fordre ich blinden Gehorsam.

Ich will gehorchen wie ein Kind.

Das wird sich bald zeigen — und da es Sitte ist, diejenigen, die man in seine Dienste nimmt, mit Du anzureden, so mußt Du Dir dies gefallen lassen.

O, das ist mir noch lieber.

Du bist natürlich in diesem Dorfe zu Hause?

Ja, gnädiger Herr, ich bin hier geboren.

Dann kennst Du jeden Weg?

Mir iſt keiner unbekannt, ſelbſt die unterirdiſchen Gänge wollte ich ohne Licht durchwandern.

Gut und die Verhältniſſe einer jeden Familie?

Bis auf die geringſten Kleinigkeiten.

Du kennſt die Gutsherrſchaft?

Ei, wie ſollt' ich nicht?

Stehſt Du mit ihr in näherer Verbindung?

Nein, gnädiger Herr!

Iſt Dir Vater Hoffmann bekannt?

Ganz genau.

Es iſt Dir vielleicht auch nicht verborgen, daß die Frau, welche das kleine Häuschen, dem herrſchaftlichen Schloſſe gegenüber bewohnt, dort bisweilen beſchäftigt wird?

Ich weiß es.

Die gnädige Herrſchaft, Vater Hoffmann, ſeine Tochter und dieſe Frau, deren Namen ich noch nicht kenne, ſind es, die mich beſonders intereſſiren und über welche ich daher bei Dir Erkundigungen einziehen will, verſtehſt Du mich?

Ganz genau, gnädiger Herr.

Biſt Du im Stande zu ſchweigen?

Mir könnte der gnädige Herr jedes Geheimniß anvertrauen.

Nun, wir werden ſehen — doch wie iſt der Name jener Frau, die —

Ich weiß ſchon, wen Sie meinen, unterbrach ihn Veit, es iſt Frau Löſcher.

Es iſt gut, und nun möchte ich wohl wiſſen, ob das herrſchaftliche Schloß mit den unterirdiſchen Gängen in Verbindung ſteht?

Ei, ja wohl, gnädiger Herr — das weiß ich zufällig ganz genau, denn ich bin Maurer und habe da unten zu thun gehabt, rief Veit mit Lebhaftigkeit, ich bin ſogar im Stande, Ihnen die Stelle, von welcher ſie in den finſtern Ahnenſaal gelangen, bis auf einen Punkt zu bezeichnen.

Brav, brav, ſo erwarte mich gegen zehn Uhr, — an der Stelle, welche hinabführt — das Weitere wird ſich dann ſchon finden.

Veit entfernte ſich unter vielen Complimenten, und wir wiſſen jetzt, wie es dem kleinen Manne, der bei der Baronin Herr Frech genannt wurde, möglich ward, zu ihr zu gelangen.

Als er ſich von ſeinem Begleiter getrennt hatte, ſchlich er wie eine Katze um die Mauſefalle, um das Häuschen der Frau Löſcher, und die gute Mutter hatte ſich nicht getäuſcht, als ſie zum Sohne von ſeiner Erſcheinung ſprach, die plötzlich hinter dem Fenſter zu verſchwinden ſchien.

Ich hoffe den rechten Mann gefunden zu haben, ſagte der kleine Mann freudig bewegt, und bald darauf befand er ſich an der Seite des jungen hoffnungsvollen Franz, der eben von ſeiner Mutter geſchieden war. Faſt um die anberaumte Stunde traf er mit ſeinem Führer zuſammen — und ſeinem Vorſatze gemäß hatte er noch an demſelben Tage mit den Vorbereitungen zu dem Trauerſpiel begonnen, das er uns auszuführen verſprochen.

Ein Maurer.

Wir müſſen vorläufig von unſerm lieben deutſchen Boden ſcheiden, um uns zunächſt nach London zu begeben.

An einem regneriſchen Herbſtabend des Jahres 1846 ſchlich ein kleiner Mann durch die Straßen der engliſchen Reſidenz.

Der Mann trug ein Schurzfell, hatte eine Maurermütze auf dem Kopfe und alle Welt hätte ihn für einen Maurer gehalten, der eben das Gerüſt verlaſſen hat, um in ſein Haus zurückzukehren.

Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, und wenn das Licht einer Gaslaterne auf ſeine Geſtalt fiel, und ſein Antlitz ſehen ließ, ſo mußte man bekennen, daß ſein Aeußeres nicht ſehr zu ſeinen Gunſten ſprach.

Er mochte etwa fünf Fuß und einige Zoll groß ſein, hatte eine ſchlanke Taille, einen unverhältnißmäßig langen Oberkörper, dagegen außergewöhnlich kurze Beine. Die Farbe ſeines Geſichts war grüngelblich, ſeine Naſe ſtark, ſeine ſchlauen Augen klein und durchdringend, und ein ſtarker dunkler Bart verlieh ſeinem Geſicht etwas Wildes, ja Unheimliches.

Der Rock, den er trug, war außerordentlich fadenſcheinig, und augenſcheinlich befand ſich der Mann in großer Noth, dafür ſprach auch ſein düſteres, ſorgenvolles Antlitz, das jetzt immer zu Boden geſenkt war und ſich nur von Zeit zu Zeit hob, ſobald der Mann irgend ein Geräuſch vernahm.

So oft er einen Poliziſten begegnete, wich er ihm unbemerklich aus, als fürchtete er eine Verfolgung.

Endlich ertönte hinter ihm:

Wohin des Weges, Bruder?

Der Gerufene blickte ſich um und ſah einen Kameraden vor ſich, einen Maurer, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer eine Kelle in der Hand trug, ein Zeichen, daß er wirklich von der Ausübung ſeines Berufs zurückkehrte.

Jener ſchien in großer Verlegenheit, überlegte einige Augenblicke und ſetzte dann ſeinen Weg fort.

Hörst Du denn nicht Kamerad? rief Jener in halb ärgerlichem, halb gutmüthigem Tone, laß uns doch ein wenig miteinander plaudern, wir scheinen ja beide einen Weg zu haben.

Jetzt blieb der Gerufene stehen.

Was willst Du denn von mir, Kamerad? fragte er lächelnd.

Ich sagte Dir's ja schon, ich will nichts als Unterhaltung, um den Weg zu kürzen — ach — du hast ja keine Kelle und Du kommst doch von Arbeit? ein braver Maurer pflegt sein Handwerkzeug immer mit zunehmen.

Der Angeredete gerieth in sichtliche Verlegenheit.

Ich habe die Kelle auf der Arbeitsstätte gelassen, meinte er dann, sie ist mir dort sicher genug.

Auf welchem Bau bist Du beschäftigt?

In der Nähe von Bethlehem-Green, versetzte der Erste nach kurzer Pause lächelnd.

So? meinte der Andere, arbeitest Du in Accord oder nach der Zeit?

Was heißt jetzt Accord, wo die Tage schon so kurz sind, um sechs Uhr kann man kaum noch den Bau sehen, vor dem man steht.

Du hast recht, Kamerad, aber ich arbeite trotzdem noch in Accord, ich gehe nämlich eine Stunde früher auf'n Bau und bleibe eine halbe Stunde länger, kann's zwar nicht mehr viel einbringen, ist's doch etwas, und wenn man Familienvater ist, dann nimmt man, namentlich bei der jetzigen theuren Zeit, Alles mit — bist Du verheirathet?

Nein, versetzte Jener, um dessen Mund fast unausgesetzt ein spöttisches Lächeln schwebte.

Wie kommt denn das? fragte der Andere erstaunt, indem er sein Antlitz näher betrachtete; Du bist doch wahrhaftig kein Jüngling mehr, und wenn Du Deinen Namen nicht von der Erde willst verschwinden lassen, dann wird es wohl nachgerade die höchste Zeit sein.

In diesem Augenblick stieß der kleine Mann einen tiefen, fast schmerzlich klingenden Seufzer aus.

Ach — daß ist ja ein trauriges Capitel, sagte er mit unhörbarer Stimme.

Na warum seufzt Du denn so, Kamerad, fragte Jener theilnahmsvoll, hast Du vielleicht Durst, oder frierst Du gar? komm, laß uns in ein Kaffeehaus gehen, ich will Dir gern ein Glas Grogk einschenken lassen.

Nein, Kamerad, entgegnete der Aufgeforderte kurz und bestimmt, ich danke.

Ei komm, wer wird Umstände machen von einem Kameraden etwas anzunehmen; ich würde Dir's sehr verargen, Du bist eben so gut Maurer wie ich und Maurer sind immer kameradschaftlich.

Noch ehe der Betreffende es verhindern konnte, sah er sich in eine benachbarte Schänke gezogen und der Zufall wollte es, daß dort noch mehr Maurer anwesend waren, welche die Ankommenden freudig begrüßten.

Na, Kamerad, redete einer den Kleinen an, Du siehst so verdrießlich aus, als wärst Du vom Gerüst gefallen.

Ich fühle mich nicht wohl.

Ach was, 'n Maurer muß immer munter sein, rief derjenige, der ihn hereingeführt hatte, zwei Glas Grogk, wendete er sich dann an die dicke Schänkerin, welche sogleich das Gewünschte herbeibrachte und mit einem Blick auf den kleinen Mann sah, als wollte sie sagen: was ist das für ein kleiner, häßlicher Kobold!

Na, nun trink mal, Kamerad.

Mit sichtlichem Zögern ergriff der Aufgeforderte das Glas, trank, aber dann, wie es schien, mit großem Behagen davon.

Höre, sagte Jener wieder, wirst Du morgen auf die Herberge kommen?

Was giebt's denn da?

Das weißt Du noch nicht?

Nein, Kamerad, ich bin ja erst seit kurzer Zeit in London und seit meiner Ankunft noch gar nicht auf der Herberge gewesen.

So — So — na komm nur morgen hin, wir wählen einen neuen Altgesellen.

Gut, gut, erwiderte Jener zwar lächelnd, ohne jedoch die Beklommenheit verleugnen zu können, welche sich seiner bemächtigt hatte.

Plötzlich ließ sich in kurzer Entfernung lautes Geschrei vernehmen.

Was Neues, Kinder, was ganz Neues! rief ein Maurer, welcher die Times in Händen hatte.

Na, was giebt's denn? fragte die ganze Gesellschaft einstimmig, nur jener kleine Mann blieb schweigend, blickte aber verstohlen auf den Mann mit der Zeitung.

Der Prinz Louis Napoleon Bonaparte ist aus Hamm entsprungen, und man vermuthet, daß er sich hier in London aufhalten soll.

Wer jetzt den kleinen Mann genau beobachtete, dem hätte unmöglich die plötzliche tödtliche Bläße in seinem Antlitz entgehen können.

Ist das ein Kerl — meinte einer der Anwesenden.

Er wird Ludwig Philipp ſchon noch was zu ſchaffen machen, erwiderte ein Anderer.

Paßt nur auf, der Kerl wird noch Kaiſer von Frankreich, rief ein Dritter.

Jetzt ſchoſſen zwei leuchtende Blitze aus den Augen des kleinen Maurers.

Das iſt unmöglich, ſagte der Mann mit der Times.

Wie ſo unmöglich? die Napoleons haben alle Talent und ſind verſchmitzt wie ihr Onkel, man kann alſo nicht wiſſen.

Es iſt ſchon möglich, ſagte endlich der Mann, der unſern kleinen Maurer in die Schänke geführt hatte; Du ſprichſt ja gar kein Wort in dieſer Sache, Kamerad, wendete er ſich dann an dieſen, was meinſt Du denn dazu?

Der Gefragte zuckte mit den Achſeln.

Nun, ich wollte Dein Achſelzucken nicht ſehen, ſondern Deine Anſicht hören.

Du meinſt, es iſt möglich? fragte hierauf der Angeredete.

Na ja.

Und ich behaupte, es iſt nicht nur möglich, ſondern ſogar höchſt wahrſcheinlich, wenn Prinz Louis Napoleon nur Geld hätte, aber wenn er wieder ein armer Flüchtling iſt, dann freilich ſtehen ſeine Actien vorläufig ſehr traurig, doch der geringſte Zufall —

Und er kommt vielleicht zu Gelde? meinte ein Anderer.

Wäre ich mit ihm bekannt, dann würde ich ihm einen Rath geben, ſagte der Freund des kleinen Mannes.

Nun, welchen denn, Kamerad? ſagte dieſer, während ſein erdfahles Antlitz ſich mit einer ſchwachen Röthe färbte.

Ich hatte einſt Gelegenheit, eine junge, ſehr reiche Miß kennen zu lernen, deren Palaſt renovirt wurde — dieſe Miß war außerordentlich freigebig, denn ſie beſtimmte für jeden Arbeiter einen Schilling mehr für den Tag, wenn er recht fleißig ſein wollte. Natürlich ließen wir uns das nicht zum zweiten Male ſagen, wir arbeiteten tüchtig und wurden ſogar oft aus ihrer vortrefflichen Küche geſpeiſt — ach das waren herrliche Tage — damals erfuhr ich alſo, daß die junge Miß eine unabhängige, alleinſtehende Dame ſei, die viele Ländereien beſitzt und außerdem noch viele Millionen Pfund ihr Eigenthum nennt. Dieſe Dame ſollte der Prinz heirathen, dann hätte er Geld genug —

Um Kaiſer der Franzoſen zu werden? unterbrach ihn der kleine Maurer mit ungewöhnlicher Erregung.

Na gewiß.

Er kann nicht Kaiſer werden, ſo lange noch ein König über die Nation gebietet, doch wie heißt die Dame?

Miß Howard.

Der kleine Maurer leerte das Glas Grogk, trommelte mit den Fingern auf den Tiſch und ſchien von dem genannten Namen nicht die geringſte Notiz zu nehmen.

Ei hier ſteht die ganze Lebensgeſchichte des Prinzen groß und breit, gebt mal Acht, Ihr werdet Euch wundern, wollt Ihr ſie hören?

Alle antworteten mit einem einſtimmigen „Ja“, nur der kleine Fremdling ſchwieg und wollte ſich entfernen, wurde aber von ſeinem neuen Freunde daran verhindert und ſo gezwungen, zuzuhören, was der Mann mit der Zeitung las.

Hören alſo auch wir;

— „Karl Louis“ Napoleon Bonaparte, geboren zu Paris am 20. April 1808, iſt der Sohn von Hortenſia Beauharnais, die der Kaiſer an Louis Napoleon, König von Holland verheirathete.

Im Jahre 1831 war Louis Napoleon in die italieniſchen Aufſtände verwickelt, wo ſein älterer Bruder getödtet wurde.

Am 30. Oktober 1836 machte er einen Verſuch, Louis Philipp zu entthronen. Das Unternehmen mißlang in Straßburg, und der Thäter, von dem König begnadigt, ſchiffte ſich nach Amerika ein, ſeine Mitſchuldigen, in den Händen der Gerechtigkeit, ihrem Schickſal überlaſſend.

Am 11. November ſchrieb er folgendes:

Der König in ſeiner Huld hat verordnet, daß ich nach Amerika gebracht werde.

Er erklärte ſich in dieſem Schreiben lebhaft ergriffen von der Großmuth des Königs und fügte hinzu:

Unſtreitig ſind wir Alle ſtrafbar, Waffen gegen die Regierung ergriffen zu haben, aber der Schuldigſte von Allen bin ich; und ſchloß alſo: ich war ſtrafbar gegen die Regierung, die Regierung aber hat ſich großmüthig gegen mich gezeigt.*)

Aus Amerika kam er nach der Schweiz zurück, ließ ſich zum Hauptmann der Artillerie in Bern und zum Bürger von Salenſtein in Thurgau ernennen, wobei er, inmitten der diplomatiſchen Verwickelungen, die durch ſeine Anweſenheit verurſacht wurden, ſtets ſorgfältig vermied, ſich als Fran-

*) Louis, der von dem Kaiſer Napoleon [illegible] Adoptivſohn Napoleon verlaſſen ward. Napoleon ſchrieb: Zu den vielfachen Leiden Louis Napoleons kann man wenigſtens die Undankbarkeit nicht zählen.

zosen zu bekennen oder als Schweizer zu erklären, und um die französische Regierung zu beruhigen, lediglich auf die in einem Briefe vom 20. August 1838 ausgesprochene Versicherung sich beschränkte, daß er „beinahe allein" in dem Hause lebe, wo seine Mutter gestorben und daß es sein fester Wille sei, sich ruhig zu verhalten.

Am 6. August 1840 schiffte er sich in Boulogne aus, die Landung in Cannes nachahmend, mit dem kleinen Hute auf dem Kopfe, einen vergoldeten Adler an der Spitze einer Fahne und einen lebenden Adler in einem Käfig; dazu eine Masse Proklamationen und sechzig Diener, Köche und Stallknechte, Alle als französische Soldaten verkleidet, mit Uniformen bekleidet, die auf dem Trödelmarkt zu Paris gekauft, und mit Knöpfen des 24. Linien-Regiments, die in Baden gefertigt waren.

In den Straßen von Boulogne warf er Geld unter die Vorübergehenden aus, steckte den Hut auf die Spitze seines Degens und rief: Es lebe der Kaiser! dann drückte er auf den Hauptmann Col-Puyglier, der ihm zugerufen: Sie sind ein Verschwörer, ein Verräther, ein Pistol ab, dessen Kugel einem Soldaten drei Zähne zerschmetterte und ergriff die Flucht.

Bald aber ward er ergriffen. In seiner Tasche fand man fünfmalhunderttausend Franken in Gold und in Banknoten. Vor dem Pairsgerichtshofe sagte ihm der Generalprocurator Frank-Carte in's Gesicht:

Sie haben hinterlistige Anwerbung vornehmen und Geld vertheilen lassen, um den Verrath zu erkaufen.

Die Pairs verurtheilten ihn zu lebenslänglichem Gefängniß und er ward nach Ham abgeführt, wo er eben jetzt, nachdem er sechs Jahre dort gesessen, die Flucht ergriffen hat — Allgemein wird vermuthet, daß er nach London entkommen ist und soll der dortigen Polizei bereits die Aufforderung ergangen sein, auf ihn zu vigiliren."

Diese Stelle, wohl dem französischen Moniteur entnommen, hatte der Mann aus der Times laut vorgelesen und zwar vor einem sehr aufmerksamen Zuhörerkreis.

Nur der kleine Maurer war sehr zerstreut gewesen und würde man ihn genauer beobachtet haben, so hätte man seine Aengstlichkeit, seine Todesblässe, namentlich bei den letzten Worten gewahren müssen.

Die letzte Bemerkung ist überflüssig, meinte der Mann, der die Times jetzt aus Händen legte, unsere Regierung liefert keinen Flüchtling aus.

Der kleine Mann athmete leichter.

Sie pflegte es sonst nicht zu thun, rief ein Anderer; aber die Bonapartes sind bei ihr nicht sehr beliebt und sie könnte hier vielleicht eine Ausnahme machen.

Jetzt wurde der kleine Mann von solcher Unruhe überfallen, daß er hastig von seinem Platze aufsprang und in einem Satze die Thür erreicht hatte.

Erst als er in's Freie gelangte, athmete er auf, stieß einen tiefen Seufzer aus, ballte krampfhaft die Faust und nach kurzem Sinnen, eilte er wie von einem guten Einfall überrascht, mit hastigen Schritten, als würde er verfolgt, davon.

Die harmlosen Maurer, die zurückgeblieben waren, sahen einander betroffen an.

Wer mag der Kerl eigentlich sein? fragte einer der Anwesenden, der nicht von der Coleur der übrigen Gäste war.

Sie sehen ja, daß er ein Maurer war — er erschien auch mir etwas unheimlich —

Ich laß mich hängen, wenn der ein Maurer war, riefen mehrere Stimmen, wer weiß, woher der Mensch kommt.

Miß Howard.

Es waren nur wenige Tage verflossen, als man an einem nebligen Abend in Hay-Market einen kleinen Mann auf und abgehen sah.

Die Stunde war spät und die Straßen verödet wie selten. Auffallend waren die kurzen Beine des Mannes, die sich noch seltsamer präsentirten, je mehr und je schneller er sie in Bewegung setzte.

Der Mann trug einen Rock, der bis zum Kinn zugeknöpft war und hielt einen Stock in der Hand.

Trotz des dichten Nebels konnte man doch sein Antlitz erkennen, in dem sich namentlich eine starke Nase über einem buschigen Schnurrbart bemerklich machte.

Die ganze Erscheinung des Mannes erinnerte an einen Beamten der Londoner Straßenpolizei, für den ihn wohl auch ein Vorübergehender gehalten haben mochte.

Ich weiß genau, daß sie hier kommen muß, murmelte er und habe das passende Costüm gewählt, mich ihr nahen zu können — doch still, was ist das? — Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als eine hohe, imposante Frauengestalt aus einem Portal trat.

Sie eilte hastigen Schrittes vorwärts, und ihre weite Crinoline streifte den kleinen Mann so hart, daß er fast umgefallen wäre

und gezwungen war, sich an einer Säule des Theater Royal fest zu halten.

Jetzt oder nie, murmelte der kleine Mann wieder für sich; Hola, Madame, rief er dann mit lauter Stimme; so allein — zu dieser Stunde? — Bedenken Sie, diese Zeit ist wahrlich nicht mehr für eine Promenade geeignet.

Die Dame warf einen flüchtigen Blick auf ihn, gab indessen keine Antwort, und setzte ihren Weg fort.

Ohne eine Antwort erhalten zu haben, folgte der kleine Mann der Dame nach, welche endlich ihr Hotel erreicht hatte.

Trotzdem verließ sie ihr uneingeladener Begleiter nicht, folgte ihr vielmehr auf der erleuchteten Treppe nach.

Als sie ihren Saal erreicht hatte, gewahrte die Dame zu ihrem Staunen den Mann, der sie auf der Straße angesprochen hatte.

In der Meinung, er sei ihr gefolgt, um eine Belohnung für seine guten Dienste zu empfangen, händigte sie ihm zwei Schilling ein.

Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte sie dabei und nun —

Geld — mir? rief der Mann in verletztem Tone, trat einige Schritte zurück und nahm eine so stolze Haltung an, daß seine Gestalt höher erschien und die Dame etwas betroffen ward.

Die lauernden Blicke des kleinen Mannes wurden von einem eigenthümlichen Glanze erfüllt und hefteten sich so durchbohrend auf die schöne Gestalt der Dame, daß diese unwillkürlich in Verlegenheit gerathen mußte.

Mein Herr, nahm Letztere endlich das Wort; ich hielt Sie für einen Polizisten, der mich beschützen wollte.

Ein verächtliches Lächeln zuckte um die Lippen des Fremden.

Ich ein Polizist, Madame? entgegnete er unangenehm berührt, wär's möglich, daß man mich für einen Menschen dieses Schlages halten könnte? setzte er in traurig klingendem Tone hinzu. —

Aber wer sind Sie denn?

Betrachten Sie meine Züge näher, Madame, sagte der kleine Mann in halb gebieterischem, halb flehendem Tone.

Daß ist jetzt aber nicht die Zeit, doch ich will schnell sein.

Damit ließ sie ihre schönen Augen über das Antlitz und die Gestalt des Mannes schweifen.

Es ist geschehen mein Herr.

Nun erkennen Sie in meinen Zügen keine Aehnlichkeit? Während die Dame noch über die Antwort nachdachte, ließ der kleine Mann plötzlich einen Ausruf der Freude hören und mit den Worten: Diesen hat mir die Vorsehung als Protector hier in den Weg geführt, stürzte er auf das Bildniß des Kaisers Napoleon zu, welches in kurzer Entfernung an der Wand hing, kniete davor nieder und versank einige Augenblicke in Nachdenken.

In diesem Augenblicke hatten seine Züge etwas Imposantes angenommen, und die Dame begann Interesse für den Mann zu empfinden, der sich auf so seltsame Weise bei ihr eingeführt. Aber mein Herr, was soll das? sagte sie staunend.

Der Angeredete erwachte aus seinen Gedanken, ohne jedoch die Blicke von dem Bilde abzuwenden.

Nicht wahr, gnädige Miß? sagte er jetzt, indem er sich erhob; es war ein großer Mann, und ich wußte es, eine innere Stimme sagte mir, daß ich dieses Portrait hier finden mußte.

Noch einmal — wer sind Sie mein Herr?

Sie kennen diesen Mann? fragte der Fremde lächelnd, auf das Bild deutend.

Sollte ich mit den Portraits meiner eigenen Salons nicht vertraut sein, versetzte die Angeredete halb ärgerlich; sollten Sie es indessen nicht wissen, so sage ich Ihnen, daß dieses Bild Kaiser Napoleon Bonaparte ist —

Gut, gnädige Miß, und ich bin —

Nun?

Sein Neffe!

Sie wären? — rief die Dame überrascht!

Prinz Karl, Louis Napoleon Bonaparte! rief der kleine Mann lebhaft und feierlich zugleich, während seine Gestalt größer und seine Blicke leuchtender zu werden schienen, der geächtete, aus seiner Heimath verbannte Prinz, steht vor Ihnen, nachdem er die Schlösser seines Kerkers zu Ham gesprengt, der arme Flüchtling, der in der entwürdigenden Tracht eines Maurers Albions Gestade erblickte; der kleine unscheinbare Mann zum großen Kaiser bestimmt, berufen, der Herrscher über Nationen zu werden wie sein Onkel, ist erschienen, um seine Ansprüche endlich geltend zu machen.

Aber Prinz —

Sie wollen sagen, meine Pläne grenzen an das Romantische, Abenteuerliche, unterbrach sie der Fremde, nun wohl, ist dies nicht der Fall, so bleiben seine Ansprüche doch gerechte — o Du großer Gott, der

er mit traurigem Tone fort, die Blicke mit einer gewissen fanatischen Verklärung auf das Bild richtend, Du hast Dir die Throne aller Lande erobert — nicht Europa, die ganze Welt zitterte vor Dir, und doch haben sie Dich verbannt und Dir einen nackten Fels fern von Europa's Gestaden zum Wohnsitze angewiesen, die Thoren sagen, sie haben Dich besiegt, wohl besiegt, aber nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die des Verrathes. — Ich aber, so glücklich, Dein Neffe zu sein, habe nicht Deine Throne, aber Deine Schmach geerbt — o sie fürchten auch mich, denn sie wissen, obgleich sie's versucht haben die Napoleoniden aus der Reihe der Regenten zu streichen, welche Rechte mir blieben, darum kerkerten sie mich ein, aber jetzt, wo in Frankreich der Funke bereits glimmt wo das nichtsnützige Regierungssystem, welches das legale Land aus einer stehenden Lache in einen reißenden Schlammstrom umgewandelt, der die höchsten Güter der Nation, Ehre und Gewissen, Treue, Glauben, Gerechtigkeit und Sitte mit seinen unsauberen Wogen wegzuspülen droht — jetzt muß die Flamme geschürt werden — jetzt habe auch ich den Kerker gesprengt, um dem großen Kaiser die ihm gebührende Genugthuung zu schaffen — wohl konnten sie die Hülle des Löwen bändigen, wohl mußte das Sterbliche an dieser zum Staube zurückkehren, aber ihr Geist gehört der Ewigkeit — Er lebt fort, lebt fort in mir, und ich bin berufen das zertrümmerte Gebäude, das er aufgebaut, wieder herzustellen, und bei allen Mächten des Himmels ich will es — Ihr sollt Grund haben zu fürchten, zittere vor Allen Du, Rußland, zittere Oesterreich, wenn ich die Höhe des Gipfels erreicht habe, zu der ich jetzt beginnen will, mir den Weg zu bahnen, frohlocke Du dagegen, großer verklärter Kaiser — Dein Rächer naht!

Der Fremde hatte diese Rede in einem Tone gesprochen, der einem ausgezeichneten Bühnenhelden Ehre gemacht haben würde — mit so vielem theatralischen Pathos, mit so heroischer Bravour, dabei hatte er eine so stolze Haltung angenommen, als fordere er ganz Europa vor die Schranken.

Es war demnächst natürlich, daß die Wirkung auch auf die Dame eine mächtige war, welche mit Bewunderung auf den Fremden blickte, dessen Züge verklärt erschienen.

Sie blieb lange in Nachdenken versunken, musterte den Mann vom Kopfe bis zur Sohle, prüflich sein Antlitz mit dem Bilde und doch — mußte ihr etwas aufgefallen sein.

Mein Herr, nahm sie endlich das Wort; Sie selbst sagten vorhin, Ihre Pläne müßten mir abenteuerlich erscheinen — ich muß Ihnen dies zugeben, abenteuerlicher aber noch erscheint mir die Geschichte Ihrer Flucht — Ihr Entkommen aus Ham — erst Maurer, jetzt Constabler — die ganze Art und Weise Ihrer Einführung bei mir, das sind Dinge, die mir jeder gewandte Comödiant erzählen kann, welche Ueberzeugung habe ich, den wirklich vor mir zu sehen, für den Sie sich ausgaben — welche Legitimation führen Sie bei sich?

Der Fremde versuchte offenbar seine stolze Haltung zu steigern.

Trage ich diese nicht schon in meinen Zügen? versetzte er mit unverkennbarem Selbstbewußtsein.

Diese verrathen nur die südliche Abstammung, allein ich muß doch gestehen, darin keine besondere Aehnlichkeit mit denen des Kaisers zu entdecken.

Wohlan denn, Madame — es sei!

Wenige Augenblicke später hatte die Dame einige Schriftstücke gemustert und ihr Benehmen sich auffallend verändert.

Verzeihen Sie, daß ich es wagte, zu zweifeln, sagte sie; jetzt habe ich es aufgehört und sage: seien Sie willkommen, mein Prinz und darf ich fragen, welcher Umstand mir die Ehre Ihres Besuches vergönnt, sollten Sie mich kennen?

Wer sollte die vornehmste, liebenswürdigste und schönste Dame Englands nicht kennen, entgegnete Louis Napoleon in einschmeichelndem Tone, während er den ihm angewiesenen Sessel einnahm, die Dame, die dem ältesten englischen Adelsgeschlecht entstammt, welches von Richard dem Dritten in der Person des Sir Jobus Howard zu Herzögen von Norfolk erhoben wurde, was aber ein Richard der Dritte vermochte, das wird auch ein Louis Napoleon vermögen, sobald er den ersten Thron Europas bestiegen hat, o er wird mehr können — setzte er mit besonderer Betonung hinzu, indem er einen eigenthümlich lauernden Blick auf die Dame gerichtet.

Louis Napoleon hatte durch diese Aeußerung, durch welche er zunächst auf die Eitelkeit der Miß Howard wirkte, auch deren Interesse gewonnen, welches er zu erreichen suchte.

Er hatte durch seinen Vergleich mit Richard dem Dritten nicht undeutlich durchblicken lassen, zu welcher Höhe Miß Howard gelangen, so daß sie selbst die Stufen eines Kaiserthrones besteigen könnte — waren das

nicht Aussichten, die Seele eines eiteln, hoffärtigen Weibes zu umstricken? —

Miß Howard verneigte sich mit einem leichten Lächeln.

Mein Prinz, sagte sie; ich bin bereit, Ihre Pläne zu fördern, allein bedenken Sie die Schwierigkeiten.

Diese sind jetzt geringer als zuvor, rief Louis Napoleon lebhaft.

Es handelt sich um nichts Geringeres, als einen König zu stürzen.

Louis Philipp wird die Hauptsache selber dazu beitragen, doch nennen wir es nicht Sturz, sagen wir lieber, wir wollen der Nation den Ruhm und die Größe wiedergeben, zu deren Gipfel mein kaiserlicher Oheim sie geführt.

Wie aber —

Nun, gnädigste Miß, sobald Louis Philipp erkannt hat, daß seine Stunde gekommen, wird Frankreich zunächst — Republik, es dürfte dann nicht schwer werden für den vertriebenen Prinzen die Sympathie des Volkes zu gewinnen — das ihn mindestens zu seinem Deputirten wählt — es muß dann der Deputirte die Interessen des Vaterlandes vertheidigen und man wählt ihn zum Präsidenten — der Präsident —

Louis Napoleon hatte diese Auseinandersetzung in leisem Tone gemacht — eine lange Unterredung fand statt und endlich entfernte sich der Prinz mit Freude strahlenden Blicken, der Prinz, der sich aus dem Maurer und dem Constabler entpuppt hatte.

Von diesem Augenblicke an hatte der Mitverschworene von Straßburg und Boulogne, der Flüchtling vom Fort Ham mit dem Gelde und den Banknoten der Miß Howard sich zahlreiche Freunde und somit Männer erworben, diejenige Regierung zu untergraben, die ihm zwei Mal das Leben geschenkt hatte.

Er war von jetzt an der tägliche Gast der Miß Howard, und die Eingeweihten Louis Napoleons wollten schon behaupten, Miß Howard werde einst — den Thron von Frankreich besteigen.

Als sich der Prinz nach seinem ersten Besuche entfernt hatte, war die schöne Miß Howard sehr gedankenvoll.

Müde und erregt war sie heimgekehrt, und als der Prinz ihr Zimmer verlassen hatte, befand sie sich munterer als je.

Sie überdachte das ganze Ereigniß, den Eintritt Napoleons, das Gespräch mit ihm seine traurige Lage, sie sann über die Mittel nach, ihm zu helfen, allein sie hatte auch nicht das Gefahrvolle des Spiels außer Acht gelassen, auf welches sie eingegangen.

Seltsam war es, daß mit aller Sympathie, welche ihr der Prinz für sich eingeflößt hatte, doch auch eine gewisse Unheimlichkeit verbunden war.

Sie wollte in seinen Zügen etwas Verstocktes wahrgenommen haben, sein Lächeln war ihr bisweilen fast dämonisch erschienen, wenn er von der Genugthuung sprach, die ihm die Mächte Europas gewähren sollten.

Vor Allem aber bildeten die Worte in ihrer Erinnerung einen Hauptpunkt, welche der Prinz in Bezug auf Richard den Dritten geäußert.

Ja, dieser König hatte ihr Geschlecht mächtig gemacht, aber König Heinrich der Achte —

Alle Pulse der reizenden Miß stockten — ein Schauder fuhr durch ihre Glieder — Heinrich der Achte hatte sich mit Katharina Howard, einer Tochter ihres Geschlechts vermählt und nachdem er sie zur Königin von England gemacht, wegen Verdachts der Untreue hinrichten lassen.

Die unglückliche Miß Howard dachte in diesem Augenblicke trotz ihres Schauders, sicher nicht an ihr eigenes zukünftiges, so gräßliches Schicksal — oder hatte sie eine prophetische Vision — eine Ahnung, daß auch sie eines gewaltsamen Todes sterben werde? —

Da wir noch einige Zeit vor dem tragischen Ende dieser reizenden Dame stehen und sie noch mit aller Anmuth und Schönheitsfülle im Blüthenschmucke der Jugend vor uns sehen, so wollen oder müssen wir uns vielmehr noch einige Augenblicke mit ihr beschäftigen, denn Miß Howard wird mit den Helden unserer Erzählung in Berührung kommen und außerdem begann von dieser Stunde an in der Brust der Dame etwas wie die Ahnung eines ihr bevorstehenden Unglücks — ein finsterer Schatten schien über die besonnten Pfade ihrer Gegenwart und Zukunft zu gleiten.

Miß Howard riß sich plötzlich aus ihren Gedanken, klingelte und befahl den Thee, den sie an diesem Abend zum Staunen der Küchendienerschaft noch nicht zu sich genommen.

Zugleich hatte sie Befehl gegeben, daß ihre Lieblingszofe erscheine, ja diese sollte sogar, falls sie sich schon zur Ruhe begeben hätte, aus dem Schlafe geweckt werden.

Der Thee wurde gebracht, und bald erschien auch ein reizendes Wesen, anmuthig,

ſchön und held, ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren.

Zürnſt Du mir nicht, Nancy, daß ich Dich noch zu dieſer Stunde aus Deiner Ruhe aufſcheuchte?

Ich war noch wach, theure Miß, und hätte ich auch geruht, gern verbanne ich den Schlaf, um in Ihrer Nähe weilen zu dürfen.

Ei, ei, Nancy, und die ſchönen Träume, die Du dabei auf's Spiel ſetzen könnteſt?

Was ſind Träume?

Wie — wärſt Du Philoſophin? lächelte Miß Howard, ich gebe auf Träume, aber da wir wachen, wollen wir die Träume fahren laſſen. Du ſagteſt mir einſt, Du verſtändeſt die Kunſt aus der Karte wahr zu ſagen?

Ja, theure Miß, ich habe es gelernt.

Du verſtehſt es alſo?

Ganz genau, o ich habe ſchon mancher jungen Lady ihre Zukunft enthüllt.

Dann würdeſt Du's auch übernehmen, mein Schickſal voraus zu ſagen.

Wenn Sie's befehlen?

Ich möchte es wohl kennen; geh, hole die Karte.

Nur wenige Minuten waren verfloſſen und Nancy's kleine, weiße Hand miſchte die Karten mit der Virtuoſität eines Spielers.

Darf ich zuvor die gnädige Miß nach der Urſache des Wunſches fragen?

Warum?

Weil ich's ſo gern wiſſen möchte.

Nun — ich hatte Beſuch.

Den einer Dame? fragte die Zofe bedeutungsvoll.

Ich glaube, Du willſt mich nur ausforſchen, um Material für Deine Prophezeihung zu ſammeln, rief Miß Howard lächelnd.

O, theure Miß, dann verzichte ich auf Ihre Bekenntniſſe!

Nun, es beſüchte mich ein hoher, hoher Herr, und — ich möchte nun wiſſen, was mir bevorſteht.

Nancy legte lächelnd die Karten auf den Tiſch.

Nun denken Sie ſich etwas, gnädigſte Miß, ſagte ſie.

Was ſoll ich denken? mein Geiſt iſt ſtets beſchäftigt.

Nun denken Sie ſich den Wunſch, deſſen Erfüllung ſie am liebſten von der Vorſehung begehren.

Ich werde Dir folgen, und nun vorwärts kleine Seherin.

Nun heben Sie dreimal ab und ſprechen Sie dabei die bedeutſamen Worte: für mich, für mein Haus und was mir beſtimmt iſt.

Miß Howard gehorchte lächelnd. Kaum hatte ſie den erſten Kartenabſatz abgedeckt, als Nancy die Hände ineinander ſchlug.

O weh — ein treuloſer Liebhaber.

Wie willſt Du ſeine Eigenſchaften ſogleich beſtimmen? rief Miß Howard lächelnd.

Sie haben Kreuzbube aufgedeckt und der iſt immer ein arger Wicht, verſetzte Nancy halb ſcherzend, halb ernſt — wiſſen Sie wohl, wem dieſes Kartenbild ähnlich ſieht?

Ich entdecke es nicht.

Erinnern Sie ſich nicht des Jungen Menſchen, dem wir im vergangenen Jahre auf unſerer Reiſe aus der Schweiz durch Deutſchland in Baden begegnet ſind?

Ah ſo — Du ſprichſt von dem ſchönen, jungen Baron von Rautenberg.

Dieſer Kreuzbube ſieht ihm auf ein Haar ähnlich — ich möchte dieſem Herrn nicht wieder begegnen, und doch iſt mir's als würde ich ihn wiederſehen.

Und warum wünſcht Du ihm nicht wieder zu begegnen?

Weil ich trotz ſeiner Schönheit einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn empfand, den ich bis jetzt noch nicht bekämpft habe.

Laß jetzt den jungen Deutſchen und fahre fort; alſo für mein Haus!

Wunderbar — wunderbar!

Nun, was iſt denn ſo wunderbar?

Es iſt, als ob Ihrem Hauſe Trauer bevorſtände — denn die ſchwarzen Karten deuten darauf hin.

Gut, und nun was mir beſtimmt iſt?

Ah, Coeur, überhaupt Alles roth — Glanz und Ehre — und nun wollen wir die Karten ausbreiten.

Miß Howard athmete tief auf und verfolgte Nancy's Treiben aufmerkſam.

Nun, was prophezeihſt Du mir? fragte ſie, nachdem das bunte Buch des Schickſals ausgebreitet vor Nancy's Blicken lag.

Dieſe ſchüttelte bedenklich das Haupt.

Was ſoll ich hören?

Sonderbar — wieder jener Kreuzbube, der wie es ſcheint berufen iſt, großen Einfluß auf Ihr Schickſal auszuüben — die Karte ſagt, daß Sie durch dieſen Kreuzbuben zu hohem Range erhoben werden.

Nun, das iſt ja eine vortreffliche Ausſicht, verſetzte Miß Howard mit heftig klopfendem Herzen.

Ja, aber hier iſt eine Nebenbuhlerin — Kreuzdame, dieſe blickt mit Argusaugen auf

Sie, die Coeurdame hier und dicht unter ihr liegt die Karte des Todes.

Miß Howard schauderte unwillkürlich.

Es ist gut, Nancy, ich danke Dir für Deine Weissagung, sagte Sie mit traurigem Lächeln.

Es war seltsam, daß Miß Howard von jenem Augenblick an immer und immer an das Schicksal Katharina Howard's dachte und sich vergebens bemühte, diesen Gedanken zu verbannen.

Alles, was über das Schicksal jener unglücklichen Königin erschienen war, las sie mit dem größten Interesse — kein historisches Buch, kein Roman, keine Novelle, welche dieses Thema berührten, blieben von ihr unbeachtet.

Eines Abends hatte sie eben ein Buch vor sich, betitelt „König Heinrich der Achte und seine Zeit."

Plötzlich durchrieselte sie ein Schauer, sie warf das Buch von sich und schrieb auf ein Blatt nichts als die Worte: „Der zwölfte Februar!"

In den Nationalwerkstätten.

Es ist zum besseren Verständniß nöthig, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse zu werfen, welche dem Juliaufstande vorangegangen waren.

Es war ein großes Unglück für die Julidynastie, daß bald nach Erneuerung der Kammer, in welcher der Minister Guizot entschieden die Majorität besaß, der Ruf der Käuflichkeit und schmutzigen Gewinnsucht der auf der Juliregierung lastete, in dem Bestechungsprozeß gegen den General Cubieres und den Minister Teste seine Bestätigung fand. Daß Emil Girardin, der talentvolle aber charakterlose Redacteur des Journals „die Presse," den Republicanern verhaßt, weil Armand Carrel durch seine Kugel im Duell den Tod gefunden, als Besoldeter des Ministeriums erschien; daß in der nächsten Umgebung des Hofes Gaunerstreiche entdeckt wurden; daß die scheußliche Ermordung der Herzogin von Praslin, der hochsinnigen Tochter des Marschals Sebastiani, durch ihren eigenen Gatten bei nächtlicher Weile im Schlafgemach die ganze Sittenlosigkeit und innere Entartung der um den Julithron geschaarten höheren Stände in ein furchtbares Licht setzte.

Als der Selbstmord des Herzogs im Gefängniß dem empörten Volke den Genuß einer gerichtlichen Untersuchung und den Triumph der Hinrichtung eines Adligen raubte, glaubte die mißtrauische und aufgeregte Menge an eine absichtliche Begünstigung des zweiten Verbrechens, um nicht einen Herzog dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz und der Schmach einer öffentlichen Enthauptung preiszugeben.

Das Gefühl, daß ein von so morschen Stützen getragenes Regierungssystem unhaltbar sei, durchdrang die ganze Nation und ergriff alle politischen Parteien.

Nur durch Ernennung der Volksvertretung, vermittelst einer Ausdehnung des Wahlrechts konnte eine Aenderung und Verbesserung erzielt werden; nur wenn die Nation oder doch der ganze Mittelstand sich an der Abgeordnetenwahl betheiligte und dadurch eine Bestechung der Wähler oder der Gewählten unmöglich würde, könnte die Kammer als der Ausdruck der Volksgesinnung als wahre Vertreterin der Nation gelten.

Aus diesem Grunde wurden die Rufe nach einer Wahlreform immer lauter. Alle Stände und Meinungen waren in diesem Punkte einig, und Wahlreform war die Losung des Tages, die Standarte der Legitimisten, Constitutionellen und Republikaner.

Um diesem Grundsatz Oeffentlichkeit und Nachdruck zu verleihen und zugleich den Thatbestand an's Licht zu bringen, daß die dermalige Kammermehrheit nicht der Ausdruck des Volks sei, ordneten die Männer der Bewegung in mehreren Städten Frankreichs Reformbankette an, wobei häufig einige Abgeordnete der Linken (Opposition) zugegen waren, und wo kühne Reden und Toaste die Gebrechen des herrschenden Regierungssystems schonungslos aufdeckten.

Die Vorgänge in Italien und der Schweiz wo die Sympathien des französischen Volks mit der von der Regierung befolgten Politik im entschiedensten Widerspruch standen, vermehrten die Aufregung und riefen immer neue Festmahle und kühnere Demonstrationen hervor.

Unter dieser Stimmung fand die Eröffnung der Kammer statt, und die Opposition beschloß zugleich in Paris selbst ein solches Reformbankett zu veranstalten und ihm als Ausdruck der Volksgesinnung eine besondere Bedeutung zu geben.

Dies suchte die Regierung zu hintertreiben.

Die Thronrede sprach von einer Bewegung, die durch feindliche oder blinde Leidenschaften angefacht werde, und ein verjährtes Gesetz vom Jahre 1790 mußte ei-

nem Verbot aller künftigen Reformbankette als Grundlage dienen.

Diese Verletzung des sogar unter der Restauration geachteten Vereinsrechts und die Rückkehr auf ein Gesetz, das seit der Einführung des napoleonischen Gesetzbuches außer Kraft war, erregte großen Unwillen und ließ die Ansicht laut werden, daß man durch juristische Chicanen die constitutionellen Rechte zu vernichten trachte.

Wie sehr auch die Häupter der Linken, wie Odilon Barrot und Andere, das Vereinsrecht verfochten und, trotz des Verbots, Anstalten zu einem Reformbankett trafen und Einladungen an die Nationalgarde und Andre erließen — als die Regierung nach Bekanntmachung eines Programms über den Zug und die Festordnung militairische Maßregeln traf und durch einen Polizeibefehl die Versammlung und das Festmahl verbot, da schwankte die Opposition, stand größtentheils von dem Reformbankett ab und beschloß dafür, in der nächsten Sitzung einen Antrag zu stellen, daß das Ministerium wegen Verletzung der Verfassung in Anklagestand versetzt werde.

Das Volk aber war bereits zu aufgeregt, als daß es sich durch das zaghafte und schwankende Verhalten der Kammermitglieder und Festordner von den beabsichtigten Willensäußerungen und Demonstrationen hätte abhalten lassen sollen.

Schaaren von Arbeitern und Blousenmännern, die Studenten, die Zöglinge der polytechnischen Schule, die kecke Gassenjugend der belebten Hauptstadt durchzogen unter dem Rufe: „Reform! Nieder mit Guizot!“ die Straßen und Plätze, umstellten das Deputirtenhaus und verlangten die Anklage der Minister.

Ihre Zahl mehrte sich von Stunde zu Stunde. Das Linienmilitär war schonend, die Nationalgarde sympathisirte mit dem Volke, die Municipalgarde (Polizeimannschaft) war der Menge nicht gewachsen.

An vielen Stellen wurden Barrikaden errichtet und behauptet — und der Kampf dauerte zwei Tage, den 22. und 23. Februar mit wachsender Erbitterung fort.

Da entbot der König den früheren Minister Molé in die Tuilerien, entließ das Ministerium Guizot und versprach die Reform.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich gegen Abend diese Kunde und erzeugte unter dem aufgeregten Volke einen unermeßlichen Jubel.

Die Menge wogte unter Gesängen und Freudenrufen durch die Straßen.

Die Barrikaden verschwanden, die Häuser wurden beleuchtet und man umarmte sich im Hochgefühl des Sieges.

Da geschah es, daß gegen zehn Uhr eine Volksmasse mit Fahnen und Fackeln, singend und lärmend über die Boulevard's zog.

Vor dem Ministerium des Auswärtigen hielt sie still und forderte die Beleuchtung des Gebäudes.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß und verbreitete unter dem im Hause aufgestellten Militär die Meinung, es würde angegriffen.

So erfolgte nun plötzlich eine Salve auf die Menge, ein grausiger Schrei ward hörbar und Zweiundfünfzig stürzten todt oder verwundet zusammen.

Eine unaussprechliche Wuth ergriff das Volk. Man belud eine Baare mit Leichen, und dieser schauervolle Zug, umgeben von Fackelträgern, machte durch die Stadt seine Runde.

Die Rufe, „zu den Waffen — man tödtet uns!“ das war die Musik, welche den schrecklichen Zug begleitete.

Um Mitternacht wurden die Sturmglocken von Notre-Dame geläutet, und am Morgen des 24. Februar war ganz Paris durch Barrikaden abgesperrt.

Umsonst nahm jetzt der König seine Zuflucht zu der Linken, und berief Thiers, Odilon Barrot und Andere in's Ministerium — es war zu spät! ihre Aufforderungen zur Ruhe fanden kein Gehör, ihre Verheißungen keinen Glauben.

Der Sieg neigte sich immer mehr auf die Seite des Volks, die Linientruppen fielen zum Theil ab, zum Theil wurden sie überwältigt.

Die Nationalgarde, unter dem Oberbefehl des General Lamoricieres gestellt, wirkte nur abwehrend, weigerte aber den Kampf gegen das Volk.

Da sah Louis Philipp seine Täuschung und seine Gefahr ein. Er dankte ab zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ernannte die Herzogin von Orleans zur Regentin und flüchtete um 1 Uhr, als auch dieser Act keine Wirkung hervorbrachte und die empörten Schaaren immer drohender gegen das Schloß vordrangen, mit seiner Gemahlin durch eine Hinterpforte aus Paris, dem Meere zu.

Mehrere Tage irrte das königliche Paar an der Küste umher, ehe es mit Sicherheit nach England segeln konnte, wohin nach

manchen Gefahren, auf verschiedenen Wegen, auch die übrigen Glieder der königlichen Familie gelangten.

Die Herzogin von Orleans hatte, von Nemours begleitet, mit ihren beiden Kindern Schutz in der Deputirtenkammer gesucht, allein der Andrang bewaffneter Schaaren und der drohende Ruf nach einer Republik nöthigte sie gleichfalls zur Flucht.

Die Hintansetzung einer provisorischen Regierung unter dem Vorsitz des alten Dupont de l'Eure, welcher 1767 geboren und 1855 starb, war der Uebergang zur republicanischen Staatsform.

Lamartine, Lebru-Rollin, Arago, Garnier-Pages, Cremieux und Louis Blanc waren die bekanntesten Glieder dieser neuen auf dem Stadthaus eingerichteten Regierung.

Während dessen wurden die Tuilerien eingenommen, Möbel und Zierrathen verbrannt, der Thron auf den Bastillenplatz getragen und unter der Julisäule zertrümmert und in die Prunkgemächer zog ein Schwarm zerlumpter Proletarier ein.

Plünderungen oder rohe Vergehen gegen Leben und Eigenthum fanden nirgends statt, und die Kunstschätze schützten die Studenten und die Polytechniker.

Wenige Stunden hatten hingereicht, die mächtigste Monarchie zu stürzen und den reichsten König zu einem Hilfe suchenden Flüchtling zu machen.

Die ministeriellen Deputirten flohen oder verbargen sich; die Legitimisten, der Klerus, die Beamten der Provinzen, das Heer, Alle beeilten sich, die neue Staatsform anzuerkennen; die Dynastie Orleans hatte keine Anhänger, keine Partei; ihre Herrschaft war auf Selbstsucht gegründet, darum fand ihr Fall keine Theilnahme, kein Mitleid.

Aber der Rausch der Jubeltage der Republik war vorübergehend — man konnte von der Begeisterung für die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht leben, und die prosaische Alltäglichkeit bot bald mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten.

Eine aus freiester Volkswahl gebildete Nationalversammlung sollte die Verfassung der künftigen demokratischen Republik bestimmen und bis zu deren Zusammentritt im Mai die provisorische Regierung dem Staatswesen vorstehen.

Lamartine hatte edelmüthig die ersten Regungen eines gesteigerten Gefühl's der Menschenwürde in der Brust des siegenden Volkes benutzt, um die Entfernung der blutrothen Fahne, die Annahme der Tricolore, die einst siegreich Europa durchzogen, und die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrecher durchzusetzen.

Da aber die Revolution das Werk der arbeitenden Klasse war, so mußte man deren Hebung und Besserstellung zur Hauptaufgabe der neuen Verwaltung machen.

Man fügte der provisorischen Regierung einen Arbeiter „Albert“ bei und gab Louis Blanc freie Hand, nach seinen Ideen die Arbeit zu organisiren und die ärmeren Klassen zu beglücken.

Nun zeigten sich aber die socialistischen Systeme in ihrer ganzen Haltlosigkeit.

Die Zusicherung der Arbeit von Seiten des Staats machte die Erhaltung einer Legion brodloser, arbeitsscheuer oder unbeschäftigter Menschen nöthig und führte die Errichtung von Nationalwerkstätten herbei, die Millionen verschlangen, ohne etwas Namhaftes zu leisten.

Die Unterstützung von zwei Franken, die dem Arbeitslosen täglich gereicht wurde, steigerte die Staatsausgaben in's Unendliche und mehrte die Zahl der bettelnden Proletarier mit jedem Tage.

Es mußte daher eine der ersten Maßregeln der Nationalversammlung sein, nachdem sie durch die Bewältigung des drohenden Socialistenaufstandes vom 15. Mai, in den Besitz der höchsten Gewalt getreten, diese Werkstätten zu schließen und den Arbeitern die Staatsunterstützung zu entziehen.

Und jetzt sind wir zu dem Zeitpunkt gelangt, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen können.

Wir begeben uns am 12. Mai in die Nationalwerkstätten, das heißt in große Räume, in denen wir nichts als Glühöfen, Drehbänke, mächtige Ambosse sehen, so wie Vorräthe von Eisen, Messing, Kupfer und andern Metallen, welche theils in Stangen, theils in Blöcken, über und nebeneinander geschichtet sind.

Das Tageslicht fällt nur spärlich durch die Fenster, weil äußere, hohe Hofmauern es abhalten, daher ist es nur das gewaltige Feuer, welches hunderten von Oefen und Heerden entstrahlend, eine eigenthümliche, magische Beleuchtung auf das Bild wirft, das wir dem Leser zeigen wollen.

Noch vor wenigen Tagen ging es hier munter her — da war ein Klappern, ein Hämmern, ein Klopfen, ein Gepraſſel daß ein ungewöhntes Ohr es kaum fünf Minuten hätte ertragen können, hunderte von rüstigen Armen rührten sich, hin und wieder

ertönte auch ein munteres Lied oder das Pfeifen eines jovialen Jüngers dieſer Stätten.

Auch heute, am 12. Mai herrſcht hier ein reges Treiben, aber eines ganz anderer Art.

Kein Klappern, kein Ziſchen wurde hörbar, müßig ruhte der Hammer auf dem Ambos, Hunderte von Armen rührten ſich auch heute, aber nicht bei der Arbeit.

Lautes, verworrenes Geſchrei, wildes Lachen und Fluchen ließen ſich überall vernehmen, denn die Schaar derer, die ſonſt hier friedlich ihrem Berufe nachgegangen waren, ſtanden lärmend und plaudernd in zahlreichen Gruppen da.

Aber das Feuer glühte und praſſelte in Oefen und auf Heerden — und vor dieſen ſtanden Männer, deren aufgeregte Geſichter bei dem röthlichen Scheine des Feuers einen unheimlichen, dämoniſchen Ausdruck angenommen hatten und laſen Zeitungen und Flugblätter, die in tauſenden von Exemplaren nicht nur in Paris, ſondern auch in der Provinz ſehr verbreitet waren.

In einer entfernten Ecke aber ſtand ein junger Mann mit überkreuzten Armen, der dieſem Treiben zuſah.

Seine großen, blauen Augen hatten etwas Trauriges, ein finſterer Ausdruck beherrſchte ſein friſches, ſchönes Geſicht, das ſich auf den erſten Blick eines Beobachters als das eines Deutſchen legitimirte.

Wir wollen ihn vorläufig ſeiner Einſamkeit überlaſſen und uns mit denen beſchäftigen, welche den lauten Tumult verurſachen.

Der Barrikadenprofeſſor.

Ich wußte wohl, daß es ſo kommen würde, ſagte einer der Männer, um den ſich ein großer Kreis von Zuhörern geſammelt hatte — wohl hat man uns hierher geſchickt und jetzt wirft man uns hinaus, wir ſollen dieſe Werkſtätten verlaſſen, um in der Provinz Chauſſeeſteine zu klopfen, oder Pfähle einzurammen —

Das ſollte mir noch fehlen, meinte ein Anderer lachend, Chauſſeeſteine klopfen, daraus wird nichts.

Nein daraus wird nichts, kann nichts werden, ertönte es in hunderſtimmigem Rufe, lieber thun wir gar nichts.

Nein wir thun gar nichts, meinte der Rädelsführer; der Staat muß uns die zwei Franken, die er dem Arbeitsloſen als tägliche Unterſtützung zugeſichert, geben.

Und wenn er ſie uns nicht giebt? rief Einer mit höhniſchem Lächeln.

Dann fordern wir ſie mit Gewalt, Hölle und Teufel; es wären nicht die erſten Barrikaden, die wir bauten.

Nein, wahrlich nicht die erſten, rief ein ungewöhnlich großer Mann mit breiten Schultern, deſſen Geſicht, ſehr gebräunt, durch den wilden, ſtruppigen Bart und durch die brennenden kühnen Blicke etwas Furchtbares hatte.

Dieſer Menſch war mit einem andern Schwarm herzugetreten und wurde mit lautem Jubelruf begrüßt.

Ihr kennt mich, Brüder, denn die Meiſten von Euch haben ſchon unter meiner Fahne gedient — da ſehe ich noch einen Freund von 1830 und Du Marceur warſt, als wir König Karls des Zehnten Thron zertrümmerten, immer friſch dabei.

Derjenige, welcher Marceur genannt wurde, war ein kleiner, ſtämmiger Kerl, deſſen breite Schultern ungeheure Kraft andeuteten, und der ein kühnes, verwegenes Geſicht hatte.

Noch ehe er eine Antwort gab, ertönte laut der Ruf: „Es lebe der Barrikadenprofeſſor.“

Daran erkenne ich meine Anhänger, rief jetzt der große, bärtige Mann, dem dieſe Ovation gegolten hatte; ja, Brüder ich bin in meinem Fache ein eben ſo bedeutender Profeſſor als Mancher bei unſerer Akademie, unter meiner Leitung ſind ſchon hunderte von Barrikaden errichtet und wahrlich, fuhr er mit ſeltſamem Lächeln fort, der Staat könnte mir bei der Akademie der Künſte einen Lehrſtuhl anweiſen für die Theorie des Barrikadenbaues — doch wer iſt denn der dort im Winkel? ſetzte er hinzu indem er auf den einſam ſtehenden jungen Menſchen deutete, deſſen wir erwähnten, der ſieht ja gar nicht aus wie ein Franzoſe, er ſcheint ein Mutterſöhnchen zu ſein, der kaum den Kinderſchuhen entlaufen ſein kann.

Es iſt auch kein Franzoſe, meinte ein Anderer, ſondern ein Deutſcher, Namens Franz Löſcher.

Und was will der hier?

Der arme Burſche kam erſt vor einigen Tagen nach Paris, um Arbeit zu ſuchen, er hatte ſie hier gefunden, und ich muß ſagen, daß er wie faſt alle Deutſche ſein Fach vortrefflich verſteht, kaum aber hatte er zwei Tage hier gearbeitet, als die Nachricht einging, daß die Nationalwerkſtätten aufgehoben würden, und richtig am andern Tage war's mit der Arbeit aus — ich wundre

mich nur, daß man uns heute hier noch duldet.

Wer will das verhindern? rief der Barrikadenprofessor mit dröhnender Stimme, während er seine Arme mächtig schüttelnd erhob — freies Vereinsrecht ist das höchste und gerechteste Gesetz in der Republik — Alle hier heran, Fremde, aus der Provinz oder dem Auslande, ganz gleich wer hier ist, ist auch unser Bruder und muß mit uns halten.

Kaum waren diese gewichtigen Worte gesprochen, als Alles herbeieilte, was sich in der Werkstätte befand, unter diesen Letzteren erblicken wir auch unsern alten Bekannten Franz, dessen Schicksal wir eben erfahren haben.

Brüder, begann der Barrikadenprofessor auf's Neue, der Staat hat die Verpflichtung übernommen für uns zu sorgen und ist jetzt, trotz der Bemühung des Herrn Louis Blanc und unsers Bruders Albert, der im Arbeitsministerium für uns wirkt, seiner Pflicht abtrünnig geworden, wer uns unser Brod nimmt, der nimmt uns unser Leben, und da wir nur dieses zu verlieren haben, so müssen wir's auf das Spiel setzen, um unser Recht wieder zu erlangen.

Alles stimmte durch laute Acclamationen ein, nur Franz schwieg.

Es haben nicht Alle geantwortet! rief der Barrikadenprofessor mit einem mißtrauischen Blick auf Franz und auf einige Andere; woher bist Du? wendete er sich an einen der ihm zunächststehenden, den er als Provinzialen erkannte.

Ich bin aus Charleville, Bruder.

Und wie lange bist Du in Paris?

Seit sechs Wochen.

Hast Du hier gearbeitet?

Nein, Bruder, das hatte ich nicht nöthig.

Wie das?

Ich erhielt bis vor wenigen Tagen, weil ich meine Arbeitslosigkeit wegen namentlich schwächlichen Körpers nachwies, zwei Franc täglich aus der Kasse des Arbeitsministeriums — was brauchte ich da zu arbeiten?

Ja, ja, bummeln ist besser, meinte der Barrikadenprofessor; was Deine Schwäche betrifft, mein Bruder, und damit betastete er spöttisch lächelnd die muskulösen Arme des Provincialen, so ist es nicht weit damit her, aber gleichviel, der Staat muß für Dich sorgen, und Du hast recht, hoffentlich aber wirst Du auch Muth genug haben, Dein Leben daran zu setzen, um Deine Unterstützung zu erlangen.

Ja, ich will mit Euch kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen.

Ja kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen, fielen Alle ein, und es war, als ob ein fürchterlicher Donner krachte.

Hunderte von Armen hatten die Hämmer ergriffen und hoben sie drohend empor, und man erkannte, wie schrecklich diese verzweifelten Männer, die nichts zu verlieren hatten, ihre vermeintlichen Rechte geltend machen würden, denn Rachedurst, Mitleidslosigkeit und bitterer Haß gegen den Besitzenden sprach schon jetzt aus Aller Gesichtern.

Und Du, Bruder, wendete sich der Barrikadenprofessor jetzt an Franz, Du siehst, wir sind Alle begeistert für die Sache der Arbeiter, nur Du allein stehst theilnahmlos da, wer nicht mit uns geht, ist gegen uns und somit ein Verräther — Brod oder Tod — ist unser Feldgeschrei!

Wie berührten diese Worte den armen Franz, aus dessen Munde wir sie ja auch gehört haben, es war ihm, als empfände er einen Dolchstoß im Herzen.

Woher bist Du denn, fragte der Barrikadenprofessor.

Aus dem Badenschen.

Also aus unserm nächsten Grenzlande, und Du wirst mit uns sein?

„Brod oder Tod" war auch mein Wahlspruch von Jugend auf, entgegnete Franz etwas beklommen.

Um so mehr dürfen wir auf Dich rechnen.

Meine Ansicht ist aber eine andere; ich deute diesen Wahlspruch, daß man arbeiten muß, dann hat man Brod; daß aber der Müßiggang zum Bettelstabe oder zum Laster führt und man im letzteren Falle todt, moralisch todt ist für die Welt!

Deine Philosophie ist ganz gut, aber arbeite doch einmal, ohne daß Du Arbeit hast — sieh nur, Du bist ein Deutscher und noch nicht ganz mit unserer Lage vertraut.

Ich kenne Eure Lage sehr genau; Ihr wollt nicht Eurer eigenen Kraft vertrauen, Euch vom Staate ernähren lassen; das ist die ganze Sache, ich aber kann solchem Principe nicht huldigen — ein deutscher Arbeiter ist zu stolz, um sich vom Staate bevormunden zu lassen, er versucht sein Heil in der eignen Kraft, und er gewinnt es — was wollt Ihr mit einem Aufstande bezwecken, man wird Euch niederschießen und Euch mit Gewalt selbstständig machen.

O dieser Deutsche ist ein Verräther! riefen Viele und zwanzig Arme erhoben sich.

Franz aber blickte unerschrocken um sich.

So widerlegt mir doch, wenn Ihr's besser

wißt! rief er mit lauter Stimme; ich bleibe dabei, Brod für den Arbeiter, den ſtrebſamen Mann, der ſich im Schweiße ſeines Angeſichts durch Selbſthilfe ernährt, aber Schmach dem Zaghaften, der der eigenen Kraft nicht vertraut, ſondern Andere für ſich ſorgen laſſen möchte, Tod dem Tagedieb, dem Müßiggänger, denn er verdient nicht, daß er lebe!

Wieder entſtand gewaltiger Tumult.

Schweigt, rief des Barrikadenprofeſſors mächtige Stimme, ich will mit dieſem Deutſchen ſprechen; was willſt Du aber machen, wenn es doch keine Arbeit giebt? wendete er ſich dann an Franz.

Wenn man ſucht, ſo findet man, iſt ſie nicht in Paris, ſo findet man ſie in London, oder in irgend einer andern Stadt.

Und wenn man aber kein Geld hat zu reiſen?

So nimmt man ſo lange eine Arbeit als Holzfäller, wird Diener oder irgend etwas; Beſchäftigung giebt es immer für den, der ſie ernſt ſucht.

Wenn aber der Staat die Verpflichtung hat, für den Arbeitsloſen zu ſorgen?

Ich würde es für einen Schimpf halten, mir mit zwei geſunden Armen ein Almoſen vom Staate zu erbetteln, verſetzte Franz. Ihr habt geſehen, daß die Regierung beim beſten Willen mit ihrer neuen Einrichtung nicht durchkommt, wenn ſie nicht den Ruin der Nation herbeiführen will, übrigens iſt ſie auch nicht da, um Tauſende von arbeitsſcheuen Menſchen zu ernähren, die man bei uns zu Lande in Correctionsanſtalten unterbringt; ſie wäre ja ſonſt nur ein Penſionat, ein Verſorgungsinſtitut für die Trägheit, oder eine Akademie für diejenigen, welche den Müſſiggang ſtudiren wollen — das iſt die Anſicht eines Deutſchen.

Gottes Blut, donnerte es, das iſt ein Verräther, den die Fabrikbeſitzer hier hergeſchickt haben, um gegen die Nationalwerkſtätten zu eifern, die ihnen allerdings ein Dorn im Auge ſind, denn ſie macht ihnen Concurrenz.

Wer wagt es, mich einen Verräther zu nennen? rief Franz mit lauter Stimme, während er einen mächtigen Schmiedehammer ergriff und einen Ambos beſtieg, — er komme her, ich will's ſchon mit ihm aufnehmen — Verrath mag's überall geben — in Deutſchland aber kennt man ihn nicht; Fluch Demjenigen! der es wagt, deutſche Treue anzutaſten — ich bin auf deutſcher Erde geboren, eine deutſche Mutter hat mich erzogen, deutſche Lehrer mich unterrichtet, und Ihr wagt es, mich einen Verräther zu nennen? — glaubt Ihr, ich würde meine angetaſtete Ehre nicht vertheidigen, weil ich nur ein Handwerker bin; hier zu Lande mögen die Cavaliere nur dieſes Privilegium haben — in Deutſchland aber iſt auch der Arbeiter der Arzt ſeiner Ehre, wie der Edelmann, ja, ich bin ſtolz darauf, ein Handwerker zu ſein, der das Herz auf der rechten Stelle hat und jeden in ſeine Schranken weiſt, der es wagt, mich zu beleidigen.

Er hatte eine ſo drohende Haltung angenommen, daß keiner unter den zahlreichen Anweſenden es gewagt zu haben ſchien, gegen ihn aufzutreten — wenigſtens vernahm man keinen Laut.

Endlich aber wurde das Schweigen durch lautes Geſchrei unterbrochen — Hunderte ſtürzten auf ihn zu, und es wäre, trotz ſeines Muthes um den armen Franz geſchehen geweſen, wenn nicht in dieſem Augenblicke das Erſcheinen eines fein gekleideten Herrn, dem ein Colporteur mit Blättern und Broſchüren folgte, nicht die Aufmerkſamkeit der Anſtürmenden auf ſich gelenkt hätte.

Herr Emil Thomas — Ruhe! rief der Barrikadenprofeſſor; hört, was er bringt.

Der ſo Angeredete trat auf einen Ambos und begann:

Freunde, man hat Euch die Arbeit gekündigt, und Ihr ſeid dem größten Elend preisgegeben, wenn Ihr nicht mit Gewalt zurückfordert, was man Euch entzogen.

Brod oder Tod! riefen die Anweſenden, Brod für die Armuth, Tod aber den Beſitzenden;

Tod den Beſitzenden! ſchrie der Barrikadenprofeſſor, denn Reichthum iſt ein Raub an der Armuth, Eigenthum ein Diebſtahl an der Beſitzloſigkeit, daher nieder mit den Beſitzenden!

Ein wildes Mordgeſchrei erfüllte das ganze Gewölbe, und Franz machte eine Bewegung des Abſcheu's.

Sie wollen auch rauben und ſengen, flüſterte er leiſe, wollte ſich einen Weg bahnen, allein dies war unmöglich, und ſo war er gezwungen, ein unfreiwilliger Zeuge dieſer Scene zu ſein.

Ihr ſeid im Rechte, rief Emil Thomas, aber ſelbſt wenn Ihr für Eure Privilegien kämpft, müßt Ihr Geld haben.

Wir haben keinen Sou, riefen die Meiſten.

Nun ſeht, Freunde, Ihr Alle kennt den Namen Napoleon Bonaparte.

O wir kennen ihn.

Ihr kennt das Schickſal des unglücklichen

Prinzen Louis Napoleon, welchen die frühere Regierung eingekerkert, weil sie ihn fürchtete, sie wußte, der Name Napoleon hat einen guten Klang im Volke, weil der Träger desselben die Nation groß gemacht. Prinz Louis Napoleon ist jetzt in Paris, er ist einer derjenigen Wenigen, die es aufrichtig meinen mit Frankreich, ihn müssen wir in die Deputirtenkammer wählen. Er wird der Retter Frankreichs sein.

Hierauf gab er dem Colporteur, der hinter ihm stand, ein Zeichen, und dieser vertheilte Biographien und Portraits des Prinzen, hauptsächlich aber ein Blatt, auf welchem mit großen Lettern zu lesen war: „Le Napoléon republicain.“

Als Emil Thomas mit Freuden bemerkte, wie eifrig man nach all Diesem griff, nahm er wieder das Wort:

Aus diesem Journal, Freunde, werdet Ihr das Leben, den Charakter und das Wirken des edlen Prinzen erkennen, Ihr werdet zugleich erfahren, wie groß seine Partei ist und wie er schon gewählt ist; in den Departements, wo dieses Ereigniß mit Freuden begrüßt ward, gingen die Bauern der Landgemeinden mit Fahnen zur Wahl, auf denen geschrieben stand: Vive Napoléon! Ihr werdet Euren Brüdern in der Provinz nicht nachstehen wollen, Ihr Männer der Residenz, um so weniger, da der edle Prinz, der das Euch jetzt widerfahrene Unrecht von Seiten des Staats bitter tadelt, einem jeden von Euch eine namhafte Unterstützung bietet, damit Ihr für's Erste der drückendsten Nahrungssorgen enthoben seid, ist er erst in der Deputirtenkammer, dann Freunde, wird er mit aller Kraft seiner Seele und seines Körpers wirken, die Arbeiterfrage zur Sprache bringen und nicht eher rasten, bis er Euer Wohl begründet hat, wie er jetzt schon mit Gut und Blut für die Nation wirkt.

Währenddessen war ein Mann eingetreten, der jetzt auf ein von Emil Thomas gegebenes Zeichen Geld unter die Anwesenden vertheilte.

Wer also für die Wahl des edlen Prinzen Carl Louis Napoleon Bonaparte ist, der rufe mit mir: "Vive Napoléon!"

Natürlich konnte diese von Geld umrandete Rede ihren Einfluß auf die hungrige Schaar von Müßiggängern nicht verfehlen; der von Thomas angestimmte Ruf hallte aus allen Kehlen wieder — und hier war die Wahl Napoleons eine ausgemachte Sache.

Es war selbstverständlich, daß Franz ein Deutscher, der ihn gar kein Interesse an der Wahl eines französischen Deputirten nehmen konnte und sich daher in den Grenzen strengster Unparteilichkeit hielt.

Nichtsdestoweniger hörte er dem Redner aufmerksam zu, las auch in einem der Journale, es war der Moniteur, denn dies war eigentlich der Zweck seiner heutigen Anwesenheit, er wußte daß er hier Zeitungen lesen könnte, was er gern that, um von der Lage der Dinge Kenntniß zu erhalten.

Der Geldvertheiler nahte sich jetzt auch ihm.

Hier, Freund, sagte dieser, ihm ein Zwanzigfrancstück überreichend.

Mir Geld? rief Franz erstaunt.

Der Bürger Louis Napoleon Bonaparte will die armen Arbeiter unterstützen.

Ich bin zwar ein Arbeiter, habe aber darum keine Veranlassung Almosen zu empfangen, übrigens bin ich ein Deutscher und daher nicht befugt mich an der Wahl zu betheiligen, setzte er mit einem gewissen Hohne hinzu.

Der Geldvertheiler erkannte, daß er von diesem durchschaut war und wendete sich an Andere, bei denen er mehr Glück machte.

Deutscher Verräther, murmelte man; er schadet der guten Sache, und wir müssen ihn dem Tode überantworten.

Nicht doch, sagte der Barrikadenprofessor, dem diese Worte nicht entgangen waren, er muß leben, um mit uns zu kämpfen, er ist tapfer und hat Muth, denn er stellte sich vorhin gegen uns Alle.

Der wird für uns keinen Arm erheben.

Laßt's gut sein, wir werden Mittel finden, ihn zu zwingen, er ist unseres Standes und gehört auf die Barrikade so gut wie wir, nur im entschiedensten Weigerungsfalle stoßen wir ihn nieder.

Alle verließen nun die Nationalwerkstätten mit dem festen Vorsatz, Louis Napoleon in die Kammer zu bringen.

Es war übrigens die höchste Zeit, daß sie gingen, denn kaum hatten sie das Freie erreicht, als eine Abtheilung Municipalgarde heranmarschirte, um die Räume von den müßigen Burschen zu säubern.

Louis Napoleon hatte wenige Stunden später im Seine-Departement von 249,392 Votirenden 84,420 Stimmen erhalten; gleichzeitig war er in zwei andern Departements, dem der Nieder-Charente und von Yonne gewählt.

Am nächsten Tage lagerten Arbeitergrup-

pen in der Nähe der Tuilerien und des Palais der Nationalversammlung.

Starke Haufen durchzogen frühzeitig die Boulevards und andere Stadtviertel.

Auf mehrfache Fragen, was die Aufregung veranlaßt habe, erwiderten die Arbeiter: Wir wollen den Bürger Napoleon Bonaparte in die Nationalversammlung geleiten.

Von der Behörde wurden militairische Maßregeln getroffen, die sämmtliche Nationalgarde unter die Waffen gerufen!

Das von Emil Thomas gespendete Geld hatte bald sein Ende erreicht, es war in Essen, mehr aber wohl noch in Trinken angelegt worden.

Müßige Arbeiter, freigelassene Sträflinge, Gauner und anderes Gesindel durchzogen nun täglich singend und lärmend die Straßen, Jeden, der Ihrer Meinung nach der besitzenden Klasse angehörte, verhöhnend und mit drohenden Geberden begrüßend.

Legionenweise zogen sie vor das Arbeitsministerium, immer stürmischer Arbeit oder Unterstützung begehrend, wurden aber von Nationalgarden auseinander getrieben.

Die Demonstrationen dieser Tagediebe, die nichts Anderes als Plündern und Sengen im Sinne hatten, wurden immer drohender; nicht nur die Regierung sah den kommenden Tagen mit Besorgniß entgegen, sondern ganz Paris begann vor dem unausbleiblichen Ausbruch eines organisirten Raubaufstandes zu zittern.

Unter solchen Umständen nahte der 22. Juni, der letzte Tag, der den schrecklichsten Gräuelscenen, die je die Welt gesehen, voranzugehen sollte, heran.

An diesem Tage erblicken wir auf den Boulevards einen jungen Mann, welcher vor einer Menschengruppe stand und auf die Reden horchte, die dort gehalten wurden.

Zwei andere Männer schlichen heran, ein ungewöhnlich großer in Gesellschaft eines kleinen stämmigen Menschen, in welchem wir den Barrikadenprofessor und seinen Freund Marceur erkennen.

Da ist der Deutsche, sagte Ersterer, endlich haben wir ihn gefunden, laß Dich mit ihm in ein Gespräch ein und forsche nach seiner Wohnung, damit wir ihn finden.

Marceur lächelte und trat hinter den jungen Mann.

Heda, Freund Deutscher, oder Herr Löscher, redete er diesen an; wie geht's Dir denn, was treibst Du? hast Du Arbeit gefunden?

Ei gewiß.

Und wo denn?

Ich bin Werkmeister in einer Schlosserwerkstätte, deren Besitzer in vergangener Woche gestorben ist, die Wittwe setzt das Geschäft ihres Mannes fort und engagirte mich —

Das ist freilich ein Zufall.

Zufall oder nicht, genug ich suchte Arbeit und fand sie.

Auf welche Weise hast Du das erfahren?

Indem ich von Haus zu Haus ging, um zu hören, wo man Arbeiter meines Faches braucht.

Du bist doch aber nicht Schlosser?

Wenn ich dies Handwerk auch nicht direkt gelernt habe, so verstehe ich doch genug davon, um mich bald hineinzuarbeiten, ein fester Wille und alles Uebrige findet sich ganz von selbst.

Sie wurden jetzt durch die laute Rede eines Menschen von ihrem Gespräche abgelenkt, welcher gewaltig für den Communismus auftrat.

Alle Leute die sich ein sogenanntes Eigenthum erworben haben, sagte der Redner, haben es denen gestohlen, die nichts haben und solche Diebe müssen wir züchtigen.

Ein lautes Bravo erscholl aus hundert Kehlen.

O wie vortrefflich hat dieser Mann gesprochen, meinte Marceur.

Natürlich bist Du auch dieser Ansicht — sagte Franz seinen Nachbar mit höhnenden und verächtlichen Blicken musternd.

Jeder, der etwas besitzt, ist ein Dieb, entgegnete Marceur trotzig.

Nun gut, meinte Franz, dann gieb mir sogleich Deinen Rock, widrigenfalls ich Gewalt anwende.

Marceur blickte Franz Löscher verblüfft an.

So war das nicht gemeint, sagte er.

Ich glaube es wohl, versetzte Franz mit unverkennbarer Entrüstung, Ihr betrachtet nur das als Diebstahl, was Andern gehört, was Ihr besitzt, nennt Ihr Euer Eigenthum; geh, elender Bursche, ich mag mit Dir und Deinesgleichen nichts zu thun haben, laß Dich nie wieder vor mir sehen, es könnte mich sonst die Lust anwandeln, Dich von mir zu stoßen — ein deutscher Arbeiter hat mit solchem Gesindel nichts gemein.

Er ging stolz davon, der kleine Marceur aber schlich ihm mit grinsenden Lächeln nach und merkte sich genau das Haus, in welches Franz verschwunden war.

Ein freundschaftlicher Rath.

Am Abend desselben Tages hatte auf dem Pantheonplatz ein Zusammenlauf von 3000 Mann stattgefunden.

Unter diesen war es vorzugsweise der Barrikadenprofessor, der die Triebfeder der ganzen Maschine war.

Man flüsterte mit einander und alle Befehle wurden sogleich ausgeführt.

Die Stunde ist gekommen, sagte Letzterer, morgen um sieben Uhr früh muß das erste Blut fließen.

Es muß Blut fließen, versetzten die Unterbefehlshaber des Barrikadenhelden, denn eher werden wir nichts erlangen.

Und jetzt ist der geeignetste Augenblick, sagte der Professor, denn es sind kaum zehntausend Mann Truppen in Paris.

Bist Du dessen gewiß? fragte Marceur.

Ich bin genau mit der Lage der Sache vertraut; mit diesen zehntausend Mann werden wir bald fertig sein, und dann gehört diese Stadt uns.

Nur einen fürchte ich.

Nun?

Den Kriegsminister.

Ah, Du meinst General Cavaignac, er ist allerdings der Mann, der uns Widerstand bieten könnte, aber zu sehr Republikaner, ebenso wird das Militair nicht so leicht auf uns losgehen.

O glaube das nicht, meinte Marceur, die Soldaten verehren den General Cavaignac ganz besonders, denn sie haben sich unter seiner Führung oft geschlagen.

Für den Fall, daß die Truppen uns zu heftigen Widerstand entgegensetzen, ist bereits Sorge getragen, sagte der Barrikadenprofessor mit diabolischem Lächeln, das aber werden die Weiber vollbringen, denn die Aufgabe ist nicht schwer.

Willst Du mir nicht das Nähere darüber mittheilen? flüsterte Marceur seinem Kameraden zu.

Der Barrikadenprofessor erfüllte diesen Wunsch, und Marceur rieb sich lächelnd die Hände.

Gefühlvolle Menschen würden diese Maßregel eine grausame nennen, meinte er, allein wir betrachten sie nur als Nothwehr.

Alle Befehle waren ziemlich unverholen ertheilt und die Executiv-Commission des Luxemburg schien entweder die Gefahr nicht geahnt, oder sie absichtlich übersehen zu haben, denn es waren, wie der Barrikadenprofessor gesagt hatte, nur 10,000 Mann Linientruppen damals in Paris.

Also um 7 Uhr, flüsterte man sich zu, und die Insurgenten gingen auseinander, nur Marceur und der Barrikadenprofessor blieben beisammen.

Hast Du die Wohnung des Deutschen ermittelt? fragte er.

Komm.

Ist's weit von hier?

Wir werden eine Stunde Zeit gebrauchen.

Dann kommen wir zu früh, nur mit dem Anbruch des Tages können wir uns bei ihm einstellen.

Ich denke wir lassen ihn.

O nicht doch, er ist tapfer, ich sehe ihn noch, den Einen gegen uns Alle.

Er mag tapfer sein, aber nicht für unsere Sache.

Wir werden ihn zwingen.

Das wird schwer halten.

Weigert er sich, dann muß der Deutsche noch in dieser Nacht daran glauben, denn Leute wie er, können unserer Sache nur schaden, und ich hoffe, wenn wir ihm die Wahl lassen zwischen Tod oder uns zu folgen, dann wird er letzteres vorziehen.

Nun wir werden ja hören; bist Du mit einer Waffe versehen?

Ich habe nur einen Dolch.

Vollkommen genügend für ein Herz, aber gut, daß Du in Besitz einer Waffe bist, ich habe die meinige bereits an Ort und Stelle.

Während diese beiden verbrecherischen Buben so über die Mittel nachsannen, das Wohl der Gesellschaft zu untergraben und ihr Plünderungssystem zur Ausführung zu bringen, war ein kleines Zimmer im fünften Stock eines Hauses in der Vorstadt St. Antoin von einer niedrigen Lampe nur spärlich erleuchtet.

Ein einfacher Tisch und einige Stühle, ein Schrank und ein Bett machten das ganze Mobiliar aus, und man erkannte, daß der Bewohner dieses Gemächs wohl keine Ansprüche auf irgend einen Comfort machen konnte.

Dieser saß an dem Tische, auf welchem einige Bücher lagen, und war mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt.

Wir wollen den Schreiber in Augenschein und erkennen — Franz.

Er war eben im Begriff, seiner Mutter die erste Nachricht aus der Ferne zugehen zu lassen.

Schon längst hätte er dies können, allein er wollte es nicht eher thun, bis er im Stande gewesen war, seinem Schreiben einige Banknoten für die arme Mutter beifügen zu können.

Heute war endlich der erſehnte Moment herangenaht — der arme Franz hatte in einer Zeit, wo tauſende von Arbeitern müßig umherſchlenderten und nur darauf ſannen, ihre Herrſchaft zur Geltung zu bringen, fleißig gearbeitet und ſogar daran gedacht, die erſten Erſparniſſe ſeines ſauren Schweißes derjenigen zu ſenden, die ihm das Leben gab.

Er hatte endlich ſein Schreiben geendet und es auch nicht unterlaſſen, darin einen Gruß an Vater Hoffmann und an — deſſen Tochter zu ſenden.

Als er das Schreiben zuſammenfaltete, legte er das Geld, in Banknoten hinein, und Alles war in Ordnung, um am nächſten Tage befördert zu werden.

In dieſem Augenblicke trat eine junge Frau ein — die Wirthin der Wohnung.

Herr Löſcher — ein feiner herrſchaftlicher Diener hatte heut zweimal nach Ihnen gefragt? meldete ſie.

Nach mir?

Ja wohl — er hat geſagt, er will morgen wiederkommen und Sie möchten doch bis um die neunte Stunde zu Hauſe bleiben —

Das geſtattet meine Zeit nicht, aber von wem ward er geſchickt?

Darüber hat er nichts geſagt: er mußte wohl aber von einer ſehr vornehmen Herrſchaft ſein, denn er trug ein Wappen auf den Knöpfen ſeiner Livree.

Das legitimirt ihn ſchon, entgegnete Franz lächelnd; aber ich behaupte, die ganze Geſchichte beruht auf einem Irrthum, da ich mit keiner Herrſchaft in Verbindung ſtehe.

O nein, Herr Löſcher, davon kann wohl keine Rede ſein, denn der Mann nannte Ihren Namen, bezeichnete Ihre Verhältniſſe genau und war mit Allem vertraut, was Sie betrifft.

Wie wäre das möglich? rief Franz erſtaunt.

Ich weiß es nicht, aber der Diener wußte, ſeit wann Sie in Paris ſind, daß Sie bei mir wohnen, wo Sie in Arbeit ſtehen, woher Sie kommen, alſo wie geſagt er muß Sie ſehr genau kennen — und es wäre vielleicht ganz gut für Sie, wenn Sie ihn erwarteten.

Ich wüßte nicht —

Vielleicht eine Beſchäftigung?

Das iſt möglich, erſcheint mir aber unwahrſcheinlich; nun wir werden ja hören.

Die Frau wollte ſich noch nicht entfernen, obgleich ſich Franz wieder an den Tiſch geſetzt und eines der Bücher vorgenommen hatte.

Frau Roulé, ſagte er, wie ſich irgend eines Umſtandes erinnernd, bald hätte ich die Hauptſache vergeſſen; haben Sie doch die Güte, dieſen Brief morgen zur Poſt zu befördern, ich hätte Sie damit nicht bemüht, aber ich müßte einen zu großen Umweg machen, der mich dann bei meiner Arbeit verſpäten ließe und Herrendienſt geht vor Gottesdienſt, ſetzte er lächelnd hinzu.

Es iſt ein Geldbrief.

Nun was fällt Ihnen dabei auf?

Es iſt mir durchaus nichts auffallend, allein ich fürchte mich faſt, den Brief zur Poſt zu bringen.

Warum das?

Man könnte ihn mir aus der Taſche ziehen, wenn man jetzt auf der Straße geht, ſo begegnet man Geſichtern, vor denen man ſich fürchtet; na ich will mich ſchon in Acht nehmen.

Es giebt allerdings, jetzt viel verdächtiges Geſindel, und Gott weiß, was ſich ereignen kann.

Ich fürchte, wir haben ſchon morgen die ſchrecklichſte Revolution, die jemals in Paris zum Ausbruch gekommen iſt.

Auf einen Tag gerade kann man das nicht beſtimmen.

Ja, ich bin eine geborne Pariſerin und kenne das. — Ich habe die Julirevolution 1830 erlebt, ich zählte damals ſchon zwölf Jahre, ich ſah den letzten Februarſturm, aber das waren Alles Kleinigkeiten, einen Vergleich zum gegenwärtigen Augenblick — ſo toll haben ſie's nicht getrieben, niemals ſah man Banden die Straßen durchſtreifen wie jetzt, wo es den Anſchein hat, als wollte der Pöbel keine Revolution machen, ſondern nur brennen und rauben, als wäre er nicht von intelligenten Führern ſondern von Leuten geführt, die das Bagno kennen gelernt, das ſieht man deutlich auf ihren Geſichtern, heute Abend, ſogar jetzt noch, hat ſich eine fürchterliche Pöbelmaſſe auf dem Pantheonplatze verſammelt — die berathſchlagen da nichts Gutes, und Gott mag uns behüten, wenn dieſe Banden zur Herrſchaft gelangen —

Ich bin ganz Ihrer Anſicht.

Das glaube ich Ihnen gern — und nun gute Nacht, ſagte Frau Roulé mit bewegter Stimme, ſchritt der Thür zu, blieb aber plötzlich ſtehen.

Haben Sie mir noch etwas zu ſagen, Frau Roulé?

Ich möchte wohl, Herr Löſcher, aber —

Immer heraus mit der Sprache.

Nur hüten Sie ſich vor dem Pöbel, und

hätte ich Ihnen etwas zu befehlen, so würde ich Ihnen rathen —

Wie, unterbrach sie Franz in fast beleidigtem Tone; könnten Sie glauben, daß ich etwa mit dem Pöbel fraterniſiren möchte, weil ich ein Arbeiter bin, dann kann ich Sie dahin beruhigen, fuhr er geringſchätzend fort, daß ich dieſe elenden Tagediebe, die ſich mit Gewalt vom Staate ernähren laſſen wollen haſſe und verachte, würde ich über Paris befehlen, ſo bevölkerte ich mit dieſen Banden alle Correctionsanſtalten Frankreichs, damit ſie ſich erſt an Arbeit gewöhnen, fänden ſich dann einige widerſpenſtige Rädelsführer, ſo müßten dieſe natürlich durch Kugeln beſeitigt werden — nun kennen Sie meine Anſicht, um meinetwegen völlig außer Sorge zu ſein.

Ach das bin ich ſchon, Sie haben mich nur vorhin nicht ausſprechen laſſen.

Ja ſo, Sie meinten, daß wenn Sie das Recht hätten, nur zu befehlen —

Ganz recht, dann würde ich Sie verſtekken —

Warum ſolche Maßregel? fürchten Sie, daß man mich todt ſchlägt? — bei mir können und werden ſie keine Schätze vermuthen.

Das nicht, aber ſie könnten Sie zwingen, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen.

O ſie haben ganz abſcheuliche Mittel.

Sie könnten mich höchſtens binden, wenn ich mich ihnen nicht fügte und beſſer ſterben, als es mit Räubern zu halten, es ſcheint aber Geſindel genug vorhanden zu ſein und iſt nicht zu erwarten, daß ſie anſtändige Leute mit hineinziehen.

Lieber Herr Löſcher, wie ich gehört habe, ſoll dem Kriegsminiſter, General Cavaignac, dictatoriſche Gewalt über Paris eingeräumt werden, der würde das Geſindel unbarmherzig niederſchießen laſſen, ſo daß es ſich gezwungen ſähe, neue Mannſchaften zu rekrutiren — in ſolchem Falle würde es den Anſtändigen nätürlich wenn er noch jung iſt, wie Sie, ebenſo zum Kampfe zwingen wie ſeinesgleichen — ja ſie holen Leute ſogar aus ihren Betten und zerren ſie zu den Barrikaden hin, das iſt ſchon dageweſen — und darum eben —

Hätten Sie mich verſteckt, fiel ihr Franz lächelnd in's Wort; ich halte dieſe Maßregel für überflüſſig, es dürfte unter keinen Umſtänden ſo weit kommen, wär's aber doch der Fall, dann, wie geſagt, ließ ich mich viel lieber von ihnen tödten.

Aber Sie haben ja eine Mutter, deren Stütze Sie ſein wollten, Herr Löſcher, ſo haben Sie's mir wenigſtens ſelbſt erzählt?

Die Erinnerung an ſeine Mutter verſetzte Franz plötzlich in eine gewiſſe Traurigkeit, er wurde nachdenkend.

Ich danke Ihnen, Frau Roule, für Ihren freundſchaftlichen Rath, ſagte er endlich, allein ich halte es unter der Würde eines Mannes, ſich zu verſtecken —

Die Frau entfernte ſich, und erſt nachdem er noch einige Stunden in ſeinen Büchern über Maſchienenbaukunde geleſen und einige Zeichnungen entworfen, dachte er an ſein Lager.

Er legte ſich zur Ruh, aber ſeine Seele war noch mit der letzten Unterhaltung beſchäftigt — ihr freundſchaftlicher Rath trat ihm in Erinnerung — und etwas wie ein Schauder durchlief ſeinen Körper.

Da trat aber ihm das Bild ſeiner Mutter vor die Seele, und während er ihr auf den Schwingen der Gedanken einen heißen Kuß ſandte, entſtrömte leiſe ſeinen Lippen das Gelübte „Brod oder Tod!“

Ein Ausborcher.

Bevor wir in den Pariſer Ereigniſſen weiter gehen, müſſen wir noch einmal nach dem ruhigen Dörfchen in der Nähe von Baden zurückkehren, um zu erfahren, was währenddeſſen dort geſchah.

Es war an einem Sonntage in den erſten Tagen des Juni, als Vater Hoffmann und Marie eben die Kirche verlaſſen hatten und auf dem Heimwege begriffen waren.

Ihr Weg führte ſie an dem Hauſe der armen Hanna vorüber und Vater Hoffmann machte plötzlich Halt.

Laß uns dem Elend nicht vorübergehen, ohne etwas dafür zu thun, ſagte er, da, Marie, bringe der armen Frau dieſe zehn Gulden, ich habe ihr vor einem Monat dieſelbe Summe gegeben, die jetzt wohl ſchon verbraucht ſein wird, ſage ihr aber, daß ſie an jedem Erſten dieſe Unterſtützung von mir empfangen ſoll, ich werde währenddeſſen vorangehen und Dich zu Hauſe erwarten.

Mit großer Freude kam Marie dieſem Wunſche ihres Vaters nach, um ſo mehr, da ſie ſelbſt die Abſicht hatte, der unglücklichen Hanna ein kleines Erſparniß einzuhändigen.

Kaum war ſie in das kleine armſelige Gemach getreten, als Veit mit einem widerwärtig freudigen Grinſen daſſelbe verließ und mit größter Haſt den Weg nach der Anhöhe nahm, wo Schloß Eberſtein ſtand.

Hier trat ihm der Mann entgegen, den auch wir mit der Baronin „Frech“ nennen wollen.

Gnädigster Herr, sagte Veit, Sie haben mir immer gesagt, daß es Ihnen erwünscht wäre, die Tochter des Vater Hoffmann allein zu sprechen.

Nur ganz allein, also selbstverständlich von Niemandem beobachtet.

Sie ist jetzt bei meiner Frau und wird wohl nicht so bald gehen.

Bei Dir kann ich sie nicht sprechen, Deine Frau würde uns stören —

Wenn der gnädige Herr das junge Mädchen vor der Thür erwarten wollten, dann könnten Sie sehr leicht mit ihr ein Gespräch anknüpfen und sie den Feldweg hinabführen, dort sieht Sie heute am Sonntag keine Seele.

Es ist gut, ich weiß aber nicht, ob ich Deiner Weisung folgen werde — meine Aufgabe heißt vorsichtig sein, und da ich mich in dieser Gegend bei Tage nicht gern blicken lassen möchte, so ist's schon besser — Du hast doch geschwiegen?

Nur ich kenne Ihre Wohnung in der Stadt.

Du bist ein sehr brauchbarer Mensch, Veit, es könnte sich vielleicht ereignen, daß ich nächstens nach Paris gehe, möchtest Du mich als Diener begleiten?

Gern, gnädiger Herr!

Aber Deine Frau?

Für die sorgt Vater Hoffmann, lachte Veit.

Gut, wir sprechen davon noch, und wie steht's auf dem Schlosse?

Die gnädige Frau Baronin ist in der Stadt und wird zu Pferde zurückkehren und zwar um drei Uhr Mittags.

Und der junge Herr?

Ist auf dem Schlosse.

Hat er das Haus des Vater Hoffmann besucht seit jenem Abend?

Nein gnädigster Herr.

Und auch die Kleine nicht gesprochen?

Das hätte er wohl thun mögen, allein sie wich ihm stets aus.

Glaubst Du, daß dies aus Abneigung geschieht? fragte Frech mit besonderer Aufmerksamkeit.

Das glaube ich keineswegs, denn ich habe sie immer genau beobachtet, sie wurde über und über roth, ist das aber der Fall, dann pflegen die jungen Dinger immer verliebt zu sein.

Zeigte sich der junge Baron etwa aufdringlich?

Nein gnädigster Herr, im Gegentheil, er grüßte das Mädchen mit der größten Hochachtung.

Kann reist er ab?

Wie ich hörte schon in den nächsten Tagen.

Und auch nach Paris?

Ja wohl, so heißt's wenigstens, vielleicht macht er auch erst eine Reise nach der Schweiz.

Und die Baronin?

Die gnädige Frau bleibt hier.

Ich weiß jetzt genug, nun eile zurück nach dem Herrenhause und übergieb dort irgend einem Diener des jungen Baron diese Zeilen.

Damit schrieb er einige Worte mit Blei auf ein Blatt, das er aus seinem Notizbuch gerissen und verschloß es mit einem zierlichen Gummiblat, das er ebenfalls bei sich führte.

Sogleich gnädigster Herr.

Laß Dich aber auf keine Erörterung ein, Du sagst also nicht, wer Dir diese Zeilen gegeben, sondern verschwindest augenblicklich — was das junge Mädchen betrifft, so kann ich sie nicht sprechen, da ich andere Dinge zu erledigen habe, Deine Aufgabe ist es aber, dafür zu sorgen, daß Marie Hoffmann vor einer Stunde nicht Deine Wohnung verläßt, bis Jemand erscheint, der kein Bauer — ist; hast Du mich verstanden?

Vollkommen, gnädigster Herr, nur weiß ich nicht, wie ich Hoffmanns Marie fest halten soll.

Es ist nöthig, daß Du Dein Haus von außen verschließest und das Mädchen auf eine Stunde zur Gefangenen machst, auf andere Weise wäre das Unternehmen unausführlich.

Richtig, richtig, ich möchte auch mit dem alten Hoffmann nichts zu thun haben, der ist ein sehr grober Kerl.

Ein bethörtes Mädchen.

Marie hatte dem Veit staunend und erschrocken nachgeblickt, sie wußte nicht, was sie von diesem Betragen halten sollte, allein die arme Hanna, die so bleich dalag hatte bald ihr Interesse mehr in Anspruch genommen.

Letztere streckte dem jungen Mädchen die Hand entgegen und dieses nahm sie nur mit sichtlichem Zögern an, sie war so kalt und knöchern wie todt.

Ach Gott, welche Herzensfreude, daß ich wieder ein fühlendes Wesen in meiner Nähe habe, sagte die arme Frau, ich bin verlassen von aller Welt —

Kümmert sich Dein Mann gar nicht um Dich?

Der — mein — sagte Hanna mit einem Seufzer.

Ich bringe Dir eine kleine Unterstützung, Hanna, mein Vater läßt Dir sagen, daß er Dir diese zwölf Gulden allmonatlich geben wird.

Und sie wollte ihr das Geld überreichen.

Ich danke vieltausendmal, kann aber das Geld nicht annehmen.

Du weigerst Dich, Hanna, was bedeutet das?

Der Veit nimmt's mir doch wieder, da mag es lieber der gute Vater Hoffmann behalten.

In dem Falle ja — da hast Du recht, Hanna, versetzte Marie mit tiefer Wehmuth; aber wie soll man Dir da helfen?

Für mich giebt's keine Hilfe, nur der Tod kann mich erlösen — ach es ist recht trostlos, zu wissen, daß man durch die nöthigste Pflege genesen könnte und doch —

Also Du könntest genesen?

So sagte der Arzt, den der Veit gestern auf mein dringendes Bitten geholt hat; er meinte, eine gute Pflege würde mir die verlornen Kräfte wieder geben, Medicin wäre für mich nicht geeignet.

Dann weiß ich für Dich Rath, Hanna! rief das gute Mädchen freudig aus, ich werde Dich in unser Haus aufnehmen, wir haben Raum genug, und mein Vater wird mit Freuden darin willigen, dann wird auch Deiner Genesung kein Hinderniß entgegenstehen.

Ach wie dürfte ich solches Glück beanspruchen.

O wir sind nur sehr einfache Leute, und es ist kein so großes Glück, in unserm bescheidnen Hause ein Obdach zu finden, wohl aber wirst Du hoffentlich Deine Genesung bei uns erlangen, ach und dann will ich mich herzlich freuen und mit Dir in's Feld gehen, Dir Blumen pflücken und mit Dir tanzen bei'm Erntefest — warte nur es werden bald bessere Tage kommen.

Und mein Mann?

Der darf nicht zu uns, Hanna, hörst Du's; auch am Sonntag darf er nicht einmal kommen, denn er ist immer betrunken.

Das war's, was ich eben hören wollte, sagte Hanna und streckte dem jungen Mädchen die jetzt brennende Hand entgegen.

Also tröste Dich, es kommt besser, ach Hanna, Du hättest den bösen Menschen nicht heirathen sollen; hast Du ihn denn so sehr geliebt? — doch diese Frage kannst Du mir ein ander Mal beantworten, wenn Du erst in unserm Hause bist, ich versprach meinem Vater, gleich nach Hause zu kommen, ich bin schon über eine Stunde hier, länger darf ich ihn nicht warten lassen und muß auch noch nach der Küche sehen, Nudeln an die Suppe thun und den Braten beschauen, lebe wohl, Hanna, also gute Besserung in — unserm Hause.

Mit diesen letzten Worten hatte das muntere, naive Mädchen das Zimmer verlassen, kehrte jedoch sogleich wieder zurück.

Haben Sie was vergessen? fragte Hanna.

Nichts, aber die Thür ist verschlossen.

Wie, Sie können nicht hinaus?

Wie ich Dir sage, das hat mir wohl der Veit zum Aerger gethan?

Eine halbe Stunde war verronnen, und die Thür blieb verschlossen. Schon hatte Marie den kecken Entschluß gefaßt, den Weg durch's Fenster zu wählen, als plötzlich Veit mit der Entschuldigung eintrat, daß er in Gedanken das Haus verschlossen habe.

Ueberlassen wir das Ehepaar seiner Unterhaltung, folgen wir lieber Marie.

Diese hatte kaum das Freie erreicht, als — Guido vor ihr stand.

Marie wollte ihm ausweichen, denn der Vater hatte ihr streng anbefohlen, sich den Blicken des jungen Herrn zu entziehen.

Schon wollte sie eilig davon gehen, als sie aber einen flüchtigen Blick auf ihn geworfen und ihn mit entblößtem Haupte, in flehender Stellung vor sich sah, als wäre sie ein hohes, gnädiges Fräulein und er ein schlichter Bauersmann, als sein schönes Auge so wehmüthig auf ihr ruhte, da wurde das gute Kind verwirrt — sie wußte nicht, wie ihr geschah und sie blieb wie an den Boden gewurzelt stehen.

Wollte mir Marie schon wieder ausweichen? fragte er mit traurigem Lächeln, was that ich denn der Guten, Theuren zu leide? warum fliehen Sie mich?

Gnädiger Herr! stotterte Marie.

Nur nicht so, für Dich, meine theure Marie, bin ich kein gnädiger Herr, wie ich es bald für die ganze Welt nicht mehr sein werde, für Dich bin ich vielmehr der ergebenste Diener, der Deiner Befehle harrt.

Mein Gott — ich bin ein so einfaches Mädchen, sprechen Sie nicht in dieser Weise zu mir, versetzte Marie tief erröthend, ich gerathe in Verlegenheit, lassen Sie mich nach Hause gehen.

Und sie wollte gehen, Guido aber vertrat ihr den Weg.

Mein Gott, gnädiger Herr, was soll das Alles? bedecken Sie Ihr Haupt und gehen

Sie, wenn uns Jemand hier ſähe, ach ich ſchämte mich zu Tode.

Ich will gehen, aber nicht ohne Dich.

Ich nehme den Weg nach meiner Wohnung.

So werde ich Dich dahin begleiten.

Das kann ich Ihnen nicht wehren, aber es wäre doch beſſer wenn ich allein ginge.

Ich will von Dir Abſchied nehmen, Marie — ich reiſe ab, vielleicht ſehe ich Dich zum letzten Mal, und mir iſt das Herz ſo voll — ach es geht mir ſo nahe, das ich von Dir ſcheiden ſoll — ich —

Er hatte dieſe Worte mit ſo bewegter, weicher Stimme geſprochen, daß Marie's Herz pochte.

Wohin reiſen Sie? fragte ſie mit geſenkten Blicken.

Nach Paris.

So reiſen Sie mit Gott und grüßen Sie den Franz der iſt auch dort.

Immer er und wieder er — ſo lange ich dieſen Namen von Deinen ſchönen Lippen nennen höre, Du holdes Mädchen, bricht mir das Herz, ich kann nicht glücklich ſein, bis ich von Dir gehört habe, ob Du, wenn ich fern bin, mein gedenken wirſt, ob Du all' die Schmerzen ermeſſen kannſt, die mein Herz verzehren, während ich Dich nicht ſehe, ach Marie, ich liebe Dich tiefer, als menſchliche Gedanken es faſſen können, ich liebe Dich unendlich, ſieh den weiten Himmelsraum da oben, der iſt unermeßlich, wie das gewaltige All in ſeinem Raume, wie die ganze Natur in ihrer Unwandelbarkeit, ſo iſt auch meine Liebe.

Gott im Himmel, was ſagen Sie mir da Alles, rief Marie, während ſie zu zittern begann, ich verſtehe ſolche Worte nicht — ach —

In dieſem Augenblick kam eine ältliche Frau, das Geſangbuch in der Hand, an den Beiden vorüber und blieb betroffen ſtehen.

Die Unglückliche, ſagte die Frau traurig, ſie liebt ihn, ich ſehe ihr's an den Augen an — es iſt um ſie geſchehen — armer Franz — wenn Du das ahnteſt, aber Du ſollſt davon niemals etwas hören.

Marie hatte die alte Frau nicht geſehen, ſie war von den berauſchenden Worten Guido's ſo in ſich verſunken, daß keine Außenwelt für ſie vorhanden war.

Nun, Marie, mahnte Guido, wende Dein liebes Auge mir zu, laß Dein Engelsantlitz vor mir her leuchten, daß es nicht dunkle auf meinen Pfaden, o ſprich ein Wort, nur ein einziges Wort, was habe ich zu hoffen, wenn ich zurückkehre?

Ich bin ſo jung, ſo unerfahren, gnädiger Herr, ich kann Ihnen auf alle Ihre ſchönen Worte keinen Beſcheid geben, ſprechen Sie mit meinem Vater.

Gut denn, theuerſtes Mädchen, das iſt wenigſtens eine Antwort die mich nicht verzweifeln läßt, ich werde noch heute, bald mit Deinem Vater ſprechen, und nun gehe mit Gott!

Du biſt lange geblieben, redete Vater Hoffmann ſeine eintretende Tochter an, doch was haſt Du denn, Du biſt ja ſo verwirrt.

Statt der Antwort eilte die Tochter in das Nebengemach, und erſt als Vater Hoffmann bei dem Mittagsmahle ſaß und wiederholt nach ihr rufen mußte, war ſie erſchienen.

Das gute Mädchen hatte alle ihre Vorſätze, die Hanna und die Wirthſchaft betreffend, fahren laſſen. Zu Hauſe angekommen dachte ſie weder an die Nudeln für die Suppe, noch an den Braten — das Alles blieb ſeinem Schickſal und ſie ihren Gedanken überlaſſen an — die Worte des jungen Herrn.

Auch wollte das Eſſen nicht ſchmecken und Vater Hoffmann blickte beſorgt auf ſeine Tochter.

Marie Du haſt geweint — ſagte er, 's iſt was mit Dir vorgegangen.

Ich habe mit dem jungen Herrn geſprochen, ſagte ſie nach einigem Zögern.

Was iſt das? polterte Vater Hoffmann, haſt Du mir nicht verſprochen, ihm immer auszuweichen?

Ich that es ſtets — aber heute.

Nun heute?

Hat er ſich mir nicht ungebührend genaht.

Warum aber weinſt Du?

Er hat mir Worte geſagt, die mich ſo ſehr bewegten, dabei aber dachte ich auch an den Franz und da plötzlich rannen mir die Thränen über die Wangen.

Höre, Marie, ſagte der Vater ernſt, ich ſag's Dir heute ein für alle Mal, Du ſollſt weder an den Franz, noch an den gnädigen Herrn denken, dann wirſt Du ſtets heiter und froh ſein, und ich hoffe, Du wirſt meinen Worten Gehör ſchenken, denn als gute Tochter mußt Du nie Gottes Gebot vergeſſen: „Du ſollt Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebeſt auf Erden!“ Deine Mutter iſt leider begraben, Du haſt nur noch Deinen Vater, folge ihm, mein Kind,

dann wirſt Du glücklich ſein, denn er will Dein Glück.

Dieſe einfachen Worte hatten einen tiefen Eindruck auf das leicht bewegliche Gemüth des braven Mädchens gemacht.

Sie ſank weinend ihrem Vater an die Bruſt und küßte ihn.

Ich werde Dich niemals betrüben, mein guter Vater, ſagte ſie mit leiſer Stimme, nie will ich gegen Deinen Willen handeln.

Ich weiß es, Marie — und glaube Dir, aber ich fürchte doch, der junge Herr hat Dich bethört, und Deinen Kopf verdreht.

Das Mittagsmahl war kaum beendet, als — Guido eintrat, wieder verließ Marie eilig das Zimmer.

Ich muß endlich wieder zu Ihnen kommen, mein lieber Herr Hoffmann.

Der Angeredete warf einen finſtern, durchdringenden Blick auf den Baron.

Was wünſchens denn, gnädiger Herr, ſagte er.

Ich habe nur einen Wunſch.

Na ſagen Sie doch, ich liebe es, daß man immer mit der Sprache herausrückt.

Ich habe Ihnen vor vier Wochen bereits geſagt, was ich wünſche, was mich zum glücklichſten Menſchen auf Erden machen würde.

Ach ſo — Sie kommen wieder auf das alte Kapitel, nun ich habe Ihnen damals geſagt, Sie ſollen erſt wieder anfragen, wenn Sie Ziegelbrenner ſind —

Das geht nicht ſo ſchnell.

Na was wollen's alſo.

Ihr Verſprechen, mir die Hand Ihrer Tochter zu geben, wenn ich im Herbſt zurückkehre.

Reiſen's ab?

Morgen.

Nun dann bleibens nur hübſch lange fort, noch ſind Sie viel zu jung, um ſchon an die Ehe zu denken.

Aber ich liebe Ihre Tochter unendlich und werde mich ihrer würdig zu zeigen wiſſen, Sie haben mir ſchon damals Hoffnung gemacht.

Es iſt wahr, ich hatte Ihnen nicht alle Hoffnung abgeſprochen, aber als ich an jenem Abend ſah, wie hoffärtig und herabwürdigend Sie den armen Franz behandelt haben, da verging mir wieder aller Muth — wer im Stande iſt, einem Menſchen ſolche Dinge zu ſagen, wie Sie's damals thaten, der, verzeihen's Herr Baron, kann auch kein Herz zum Lieben haben.

Aber der Franz hat mich nicht minder beleidigt.

Er hat Ihnen nur gedient, wie jeder Ehrenmann gethan hätte, aber die Herren Ihresgleichen denken nur immer an ſich und niemals an Andere. — Der arme Franz iſt ein ſo guter, braver Burſche —

Für den Sie zu meinem Unglück leider eine allzu große Vorliebe haben.

Was kann's Ihnen ſchaden, wenn ich den Franz lieb habe?

I nun, wen der Vater liebt, dem giebt er die Tochter eher, als demjenigen, den er haßt.

Es iſt noch gar nicht davon die Rede geweſen, daß ich dem Franz meine Tochter geben will, wie kann der arme Junge jetzt ſchon an ſolche Dinge denken?

Dann dürfte ich alſo hoffen?

Auch davon ſteht noch nichts geſchrieben; ſollten Sie's aber wirklich redlich meinen, ſo werde ich dies ſchon merken, ob Sie Baron bleiben oder Ziegelbrenner werden, iſt mir übrigens gleich, ein treues Herz kann in der Bruſt des erſteren, wie ein ſchlechtes in der des letzteren ſchlagen, das ſind alles Nebendinge; iſt's doch ſchon öfter dageweſen, daß ein bürgerliches Mädchen von einem adeligen Manne geliebt wird, alſo wie geſagt, Herr Baron, wenn Sie ein braver Mann geworden, dann wird es alle Welt wiſſen, mithin auch ich, haben Sie dann die Marie, die Tochter des einfachen Landmanns, nicht vergeſſen, dann kommen Sie nur zu Vater Hoffmann, erſt dann wird er Ihnen den wahren Beſcheid geben können — jetzt kann er Ihnen nur verſprechen, daß er vor den erſten zehn Jahren an eine Verheirathung ſeiner Tochter nicht denken wird.

Eine Ueberhebung.

Mit dieſem Beſcheide verließ Guido das Haus, aber draußen hatte ſein Geſicht den Ausdruck der herbſten Verachtung angenommen.

Guido gehörte zu jenen Böſewichtern, die bei allen Unternehmungen ſehr plangemäß zu Werke gehen, und auch im vorliegenden Falle ſchien er ſeines baldigen Triumphes nur zu gewiß.

Nun, Freund, lachte einer ſeiner Bekannten, der ihn zu Hauſe erwartete, wie iſt die Komödie abgelaufen?

Der alte lümmelhafte Bauer war ſo unverſchämt, mir nicht alle Hoffnung abzuſprechen, vertröſtete mich aber ſehr lange.

Und zwar?

Auf zehn Jahre — dieſer alte Eſel ahnt nicht, daß ich im Herbſt, wenn ich zurück-

kehre, mir das Täubchen ohne alle Umstände fassen und mit ihm auf und davon gehen werde.

Liebt sie Dich?

Darüber kann wohl kein Zweifel sein — nur ein Umstand ist mir räthselhaft, über den ich Dir noch gar keine Mittheilung gemacht habe.

Du machst mich neugierig.

Seit etwa vier Wochen erhalte ich von einem Menschen Briefe, die mich gerade in dem bestärken, was die bessere Welt Lasterhaftigkeit nennt.

Erkläre Dich deutlicher.

Ich kann mich nicht deutlicher erklären, als wenn ich Dir sage, der Mensch erscheint mir wie ein Teufel der dabei Interesse hat daß ich so viel Böses als möglich thue, damit ihm meine Seele um so früher zufalle.

Hat er sich in seinen Briefen genannt?

Nein — er unterzeichnet stets: „Ihr getreuer Jemand."

Seltsam.

Und hast Du keine Ahnung wer der Mensch ist?

Nicht die geringste.

So scheint er auch das größte Interesse daran zu haben, wenn ich die kleine Bäuerin bethöre, und heute schickte er mir diesen Zettel, mit Blei geschrieben; lies einmal Alfred.

Der Aufgeforderte las Folgendes:

Verehrter Baron!

Marie Hoffmann wich Ihnen bisher stets aus — dies wird aber nicht der Fall sein, wenn Sie sich augenblicklich nach Empfang dieser Zeilen in das Haus eines gewissen Veit begeben, dort ist das Mädchen eingeschlossen. Dafür hat Sorge getragen

Ihr getreuer Jemand.

Das ist wirklich seltsam — nun, und Du hast sie gefunden?

An dem bezeichneten Ort.

Wer hat den Brief gebracht?

Eben jener Veit, ein versoffener Patron, ein ganz erbärmlicher Lump, den Brief gab er meinem Diener Friedrich — ich begegnete ihm vorhin auf dem Wege zum Bauern Hoffmann, forschte ihn aus, erhielt aber nur zur Antwort, daß er das Schreiben von einem ihm unbekannten Mädchen erhalten habe, mit der Bitte, es in das Schloß zu bringen.

Hast Du Deiner Mutter etwas davon mitgetheilt?

Noch nicht; was aber wunderbar ist, daß er alle meine Entschlüsse kennt, von jedem meiner Schritte weiß, alles Gute widerräth und zum Bösen mahnt — nemlich spielte ich im Kursal und hatte fortwährend Pech — ich wollte eben aufhören, als ich plötzlich einen Zettel vor mir sah, auf welchem die Worte standen: Ein Edelmann darf nicht feig sein, selbst im Verlust muß er zeigen, daß er dem Unglück gewachsen ist und weiter spielen, oft kommt das Glück dann, wenn man es am allerwenigsten erwartet.

Natürlich half dieser gute Rath! lachte Alfred.

Ich spielte weiter und was glaubst Du?

Du gewannst.

Ganz recht, ich gewann über breitausend Gulden — wüßte ich nur, wer der Kerl eigentlich ist, er scheint mir so interessant, daß ich mit ihm Freundschaft schließen könnte.

Du meinst Bekanntschaft.

Nenne es auch so, die Bezeichnung ist richtiger, denn, offen gestanden, halte ich mich keiner Freundschaft für fähig.

Darin hast Du vollkommen recht, entgegnete Alfred lächelnd, denn Du bist verdammt egoistisch.

Diese liebenswürdige Eigenschaft scheint in unserm Geschlechte sich als eigenthümlicher Familienfehler fortgepflanzt zu haben, meinte Guido lachend, aber wo nur meine Mutter bleibt, wollte sie doch um vier Uhr eintreffen und sie ist noch nicht zurück.

Wird Dir etwa bange? fragte Alfred lächelnd.

Nicht im Geringsten, solches Gefühl habe ich nie gekannt, übrigens ist meine Frau Mama eben so in Gottes Schutz, wie jedes hochgeborene Menschenkind, sagte Guido mit spöttischem Ausdruck.

So wähnst Du, daß die Niedriggebornen vom göttlichen Schutz ausgeschlossen wären?

Diese betrachte ich mehr als Vieh, die sich durch ihren Instinkt helfen, aber sieh nur, es scheint ein Wetter aufzuziehen.

Wir haben binnen einer halben Stunde ein Gewitter.

Ich vermuthe es gleichfalls, versetzte Guido, indem er sich gähnend auf das Sopha niederstreckte, ach Freund, ich langweile mich recht herzlich; es ist endlich Zeit, daß man etwas Reelles unternimmt.

So wollen wir in die Stadt, das Conversationshaus, die Spielbank bietet uns Zerstreuung.

Nein, das geht heute nicht an, ich habe kein Geld.

Nun, der Jude Ruben pflegt gute Wechselchen mit fünfzehn Procent sehr gern zu kaufen.

Hol den Juden der Teufel, er hat mich oft genug gerupft, nein, ich will vorläufig weder von ihm noch vom Spiel etwas wiſſen, ein Edelmann, der Alles in vollen Zügen genoſſen, wie ich, ſehnt ſich nach Ruhe — ich will eine Erholungsreiſe nach Paris machen und dieſe morgen antreten.

Eine Erholungsreiſe nach Paris? — lachte Alfred, dort iſt gerade der geeignete Ort zur Erholung — und noch obenein jetzt — wo täglich Zuſammenrottungen ſtattfinden und Revolution ſo zu ſagen vor der Thür ſteht.

Unſinn, ich werde mir den Pöbel nicht auf dem Kopfe tanzen laſſen; im Gegentheil, ich will ihn möglichſt unter meinen Füßen haben, und wenn's angeht, ſo trage ich dazu bei, in Frankreich wieder monarchiſche Zuſtände einzuführen.

Das dürfte ſchwer ſein, und wer ſollte dort zur Herrſchaft gelangen, Legitimiſten oder Orleaniſten — mit beiden Parteien iſt's wohl aus.

Meinethalben Bonapartiſten, nur Monarchie; Louis Napoleon iſt bereits Deputirter und —

Du meinſt, dann iſt er nicht mehr fern vom Thron — würdeſt Du ihm denn behilflich ſein, dieſen zu beſteigen?

In ſo weit es in meinen Kräften ſteht, gewiß, haben die Bonapartiſten nicht dieſelben Anſprüche, hat der große Kaiſer nicht für Frankreich genug gethan? — Ich helfe dem Burſchen ſogleich — Frankreich fehlt jetzt ein Staatsoberhaupt, daß heißt ein König oder ein Kaiſer, möglichſt ein Despot, und ein ſolcher dürfte der liebenswürdige Prinz Louis wohl ſein, wenn er ſeinem Herrn Onkel auch nur ein wenig gleicht — die Republik muß von der Welt verſchwinden, ſo lange ſie exiſtirt wird früher oder ſpäter der Pöbel ganz Europa beherrſchen. — Es ſteht nun bei mir feſt, ich reiſe morgen ab, leider bin ich etwas knapp an Gelde —

Wie ſtets — meinte Alfred lächelnd.

O wäre ich doch endlich ermündig, ſeufzte Guido; muß ich auch gerade noch ſo unanſtändig jung ſein — meine Frau Mama bevormundet mich doch gar zu ſehr, nun vielleicht küßt der ſanfte Engel des Todes meine Frau Mama früher als ihre Jahre es geſtatten — ſie iſt auch noch verdammt jung — ſetzte der unnatürliche Sohn hinzu, indem er ſich gähnend reckte.

Ein greller Blitzſtrahl erleuchtete das Gemach und die Unterhaltung begann unwillkürlich zu ſtocken.

Zu gleicher Zeit trat ein Diener ein, überreichte Guido ein Billet und entfernte ſich wieder.

Gehen Sie nach Paris, las der Baron, als er es erbrochen hatte, dort harren Ihrer ungeahnte Freuden und Sie werden für dieſen Rath dankbar ſein — Ihrem treuen Jemand.

Schau wieder der Kerl, ſagte Guido und warf den Zettel, denn ſo konnte man eigentlich das Blatt nur nennen, auf den Tiſch — da Lies!

Wirſt Du ihm folgen?

Ganz gewiß, erſtens iſt die Reiſe nach Paris bereits mein Vorſatz, zweitens treibt mich ein räthſelhaftes, ein mir unbekanntes Etwas dem Kerl zu gehorchen, obgleich ich die Ueberzeugung habe, daß er nur zum Böſen räth — ſeltſam.

Seltſam, wiederholte auch Alfred, und ein heftiger Blitz, dem ein fürchterlicher Donnerſchlag folgte, brachte die beiden jungen Leute wieder zum Schweigen.

Die Reiterin.

Forſchen wir während deſſen nach der Urſache, welche Frau von Rautenberg ſo lange von ihrer Wohnung fern hielt.

Wie wir durch Veit erfahren haben, ſollte die Baronin gegen drei Uhr zurückkehren. In der That hatte die Dame um dieſe Zeit die reizende Allee von Lichtenthal paſſirt — der Himmel hatte ſich zwar verdunkelt, ließ indeſſen, da vielfache blaue Lichtſtellen durchblickten, vor der Hand kein Unwetter beſorgen.

Hinter ihr ritt ein Diener in abgemeſſener Entfernung, der froh zu ſein ſchien, bald die Heimath erreicht zu haben, denn die Mittagszeit war längſt vorüber und das in Baden eingenommene Frühſtück nicht hinreichend geweſen, ſeinem gerade ſchlaffen Magen den erforderlichen Reſpekt zu zollen.

Wie war er daher unangenehm überraſcht, als die Gebieterin plötzlich ihr Roß wendete und auf Schloß Eberſtein deutete.

Sie hatte die Abſicht, bei der gegenwärtigen Beleuchtung einen Blick in das Märzthal zu werfen und kümmerte ſich wenig darum, ob Ferdinand's Magen knurrte oder nicht.

Bald ritten beide den ſteilen Weg hinan; übrigens müſſen wir hinzufügen, daß die Baronin ihr Roß mit der Kraft eines gewandten männlichen Reiters lenkte.

Die gnädige Frau würden vielleicht beſſer thun, nahm der Diener in ehrfurchtsvollem Tone das Wort, wenn Sie nach Ihrem

Schlosse hinkehrten, dann, trügt nicht Alles, so ist ein Gewitter im Anzuge.

Was kümmert mich das Gewitter? rief Frau von Rautenberg keck; Du weißt, ich fürchte mich nicht und im schlimmsten Falle gewähret uns das Schloß hier Obdach — zunächst will ich die entzückende Aussicht genießen, o, welche magische Beleuchtung, welch' himmlischer Blick.

Denken gnädige Frau auch daran, daß Ihr Pferd beim Gewitter scheu wird? bemerkte warnend der Reitknecht.

Es kennt seine Herrin, wenn ich es lenke, wird's zahm bleiben wie ein Lamm.

Das Weib steht mit dem Teufel im Bunde, es kann nicht anders sein, murmelte Ferdinand, indem er besorgt zum Himmel emporblickte.

Frau von Rautenberg gab dem Thiere die Sporen und dieses stieg, seine Reiterin mit aller Grazie tragend den Berg hinan, während Ferdinand unmuthig hinterher folgte.

Es mochten etwa zehn Minuten verflossen sein, als sich der Galopp eines Pferdes vernehmen ließ, welches in furchtbarer Hast der Dame und ihrem Diener nachsprengte.

Die Baronin blickte sich um und gewahrte auf einem Rappen einen Reiter, dessen leichter Mantel im Winde flatterte.

Kaum hatte sie den ersten Blick auf den ihr Folgenden geworfen, als sich ihre Wangen bleich färbten und anfangs ein Zug von Furcht in ihrem Antlitz sichtbar wurde, bald aber zeigte sich ein kaltes, ja wohl grausames Lächeln.

Ohne Zweifel er — in der That, er gleicht dem Teufel, der sein Höllenroß gesattelt hat, murmelte sie — er hat Wort gehalten, denn er sieht mich wieder, wo ich ihn nicht erwartete.

Als der Reiter näher gekommen war, ließ er sein Roß plötzlich langsamer gehen, ebenso that es auch die Baronin.

Der Herangekommene grüßte mit einem Ausdruck dämonischer Schadenfreude und verschwand dann an einem Punkte, wo sich der Weg bog.

Die Baronin athmete leichter.

Aber gnädigste Frau, meinte der Diener, darf ich Ihnen nicht rathen, schneller zu reiten, das Gewölk wird immer drohender.

Und wenn sich das Gewitter selbst entladet, wir haben Schutz in der Nähe, versetzte die Baronin und ritt nach wie vor in langsamen Schritt.

Nur wenige Minuten waren verflossen und ein greller Blitz zuckte durch die Wolkenmassen — ein heftiger Donnerschlag erfolgte.

Das Pferd der Reiterin bäumte sich hoch auf, diese aber streichelte es mit ihrer Hand sanft über den Hals und es beruhigte sich.

Nun, gnädige Frau, rief Ferdinand, sehen Sie wohl, ich sagte die Wahrheit, das Thier fürchtet sich vor dem Donner, noch ein solcher Schlag und der sonst so fromme Hercules geht durch.

Ein furchtbarer Blitz, der die Berge zu spalten drohte, leuchtete über das bleiche Antlitz der Baronin, welche eben das Thier dem Schlosse zu lenkte; ein mächtiger Donner krachte so gewaltig, so schrecklich, als sollte der ganzen Erde die letzte Stunde schlagen.

In demselben Augenblick stürmte das Roß mit weit geöffneten, glühenden Augen, offenstehenden Nüstern und flatternden Mähnen auf dem Wege gegen die Burg, und zwar da, wo er sich schon nach unten zu senken begann.

Vergebens bemühte sich die Baronin das Thier aufzuhalten, trotzdem blieb sie unerschrocken, dieses Weib kannte keine Furcht, vielleicht gab es nur — Einen, der — — aber dieser Eine war verschwunden — die Blitze des Himmels waren ihr gleichgiltig wie dieser selbst.

Ein unerfahrener Reiter hätte vielleicht das Pferd zurückgehalten, die Baronin aber hemmte es in seinem Laufe durchaus nicht, höchstens hatte sie durch einen Ruck versucht, das Thier zum Stehen zu bringen.

Plötzlich bildete der Weg einen spitzen Winkel, und die Baronin gewahrte jetzt die ihr drohende Gefahr.

An dieser Stelle nämlich hing der Weg über einem Abgrunde und war durch eine Mauer von etwa zwanzig Fuß Höhe am Berghange gestützt.

Kracht der Donner noch einmal, dann bin ich unten, dachte die Baronin, während sich das Pferd noch achtzig Schritt von der todesbringenden Stelle befand.

Ein Blitz zuckte durch die dichten Wolkenschichten, ein lang anhaltender Donner rollte ihm nach, und wie von Flügeln getragen, rannte das Pferd der betreffenden Stelle zu.

Trotzdem die Baronin sich verloren sah, war sie zu stolz auch nur den geringsten Schreckensschrei auszustoßen.

Plötzlich aber erschien jener Reiter in der Biegung des Weges, welchen wir vorhin bemerkt haben.

Mitten auf dem Wege hielt er regungslos mit seinem Rappen, wie eine eherne

Statue, oder wie ein Geſpenſt, an dieſer Stelle hervorgezaubert.

Als der ſchäumende Schimmel der Baronin an dem geiſterhaften Reiter vorüber ſauſte, fühlte dieſe ſich plötzlich von zwei kräftigen Armen ergriffen und aus dem Sattel gehoben, während das Thier in den Abgrund ſtürzte.

Madame, ich fühle mich glücklich Sie dem ſichern Tode entriſſen zu haben.

Die Baronin hatte bald ihre Geiſtesgegenwart, die ſie übrigens kaum verloren, wieder erlangt und betrachtete den Reiter mit ſpöttiſchem Lächeln.

Ich danke Ihnen nicht dafür, mein Herr.

Dank habe ich auch von Ihnen nicht erwartet, aber es iſt doch gut, daß Sie leben.

Was kann Ihnen daran gelegen ſein? fragte Frau von Rautenberg kalt.

O ſehr viel Madame — Ihr Leben iſt wichtig auf dieſer Welt, ſoll ich Ihnen ſagen warum, ſo folgen Sie mir nach der Burg Eberſtein, zehn Schritte und wir haben dieſe erreicht.

Nein, ich will nichts von Ihnen hören, rief die Baronin, wüthend den Boden ſtampfend.

Spricht man ſo zu ſeinem Retter?

Warum retteten Sie mich?

Damit Sie noch Freude an Ihrem Sohne erleben mögen, Madame, an Ihrem Sohne und ſich ſelbſt, jetzt aber will ich, daß Sie mir folgen.

Dieſe letzten Worte waren ſo gebieteriſch geſprochen, daß die Baronin ſich ihrer Gewalt nicht entziehen konnte, außerdem aber begann ein ſo heftiger Regen herabzuſtrömen, daß Sie mit Freuden ein Obdach im Schloſſe ſuchte und dies auch fand.

Wenige Augenblicke ſpäter befand ſich die Dame und ihr Retter in einem Zimmer des Schloſſes.

Ich hoffe, Sie kennen mich, gnädige Frau!

Habe nicht die Ehre.

Und doch wollten Sie nichts von mir wiſſen, dankten mir nicht, der ich Sie vom ſichern Tode gerettet habe; man pflegt ſolches Benehmen entweder nur Leuten, die man nicht kennen will oder die man tödtlich haßt, entgegen zu ſetzen.

Woher ſollte ich die Ehre haben, Sie zu kennen, verſetzte die Baronin, während Sie vor verhaltener Wuth bebte, ſah ich Sie doch heut zum erſten Mal.

Vernehmen Sie auch meine Stimme zum erſten Mal? fragte lächelnd der Fremde.

Auch das!

Madame, Sie ſprechen die Unwahrheit, wie Sie es ſo oft gethan.

Welche Frechheit!

Ich behaupte ſogar, Sie erkannten mich ſchon, als ich noch zweihundert Schritt von Ihnen entfernt war.

Eine ſeltſame Behauptung.

Und doch iſt es ſo — ich ſah's Ihnen an; Sie erbleichten.

Das will ich nicht leugnen, mein Herr, man erbleicht bisweilen, wenn man von einer böſen Ahnung angewandelt wird.

Ah — war das bei Ihnen der Fall?

Nun ja, und Sie ſehen, meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Sie erbleichten, Madame, weil Sie mich erkannten, mit einem Gewiſſen, wie dem Ihren, erkennt man Diejenigen, die man fürchtet, ſchon aus der Ferne, ſelbſt wenn man ſie nur unter der Maske geſehen, und, um kurz zu ſein, erlaube ich mir hiermit, mich Ihnen als Ihr alter Freund Frech vorzuſtellen.

Das Wetter tobte fort und die Baronin ſchien mehr auf die grellen Blitze und die rollenden Donner, als auf die Worte des Mannes zu achten, der ſie mit überkreuzten Armen und durchdringenden Blicken betrachtete.

Hörten Sie denn nicht, Madame, fuhr dieſer fort, indem er ſich tief verbeugte, Herr Frech giebt ſich die Ehre, ſich Ihnen wieder einmal vorzuſtellen.

Und was wünſcht Herr Frech?

Dieſer hat vorläufig nur einen Wunſch; Sie kennen ihn.

Ich kenne Ihre Wünſche durchaus nicht, will auch nichts davon wiſſen, Herr Frech — denn ſeien Sie überzeugt, ich werde dieſe niemals gewähren.

O, Sie werden es doch.

Gewiß nie — nie — mein Herr! rief die Baronin ärgerlich den Boden ſtampfend.

Zunächſt will ich Sie bitten, die erſten Capitel Ihrer Lebensgeſchichte zu hören.

Ich will ſie nicht hören, Sie wiſſen auch nichts davon.

Zum Beweiſe will ich Ihnen die Hauptſcenen daraus nennen, ich bin überzeugt, dieſe dürften von ungemeinem Intereſſe für Sie ſein, dieſe heißen: Das Duell — Das Teſtament — Zwei Geliebte — Am Leichenbette des Gatten — Eine Nacht im Garten — Ein Sohn — Bei dem ſpaniſchen Geſandten — Eine weibliche Erbin!

Die Baronin wechſelte die Farbe, wäh-

rend ihre Blicke ſich ſtarr auf den Fremden richteten.

Einige Augenblicke war ſie ſo regungslos, daß man ſie für eine aufrecht ſitzende Leiche hätte halten können.

Der Menſch iſt ein — Teufel.

Nicht ganz in dem Maße wie eine gewiſſe Dame, aber ich habe die Ehre kein Herz zu beſitzen, gleich Ihnen.

O wie ſchrecklich iſt dieſer langweilige Menſch! rief die Baronin mit erheucheltem Gleichmuth.

Scherz bei Seite, Madame, nicht wahr, die genannten Capitel haben, wie ich Ihnen vorhergeſagt, Ihr Intereſſe erregt, namentlich das letztere —

Ich habe nichts gehört, was Sie auch ſagten.

O Sie haben nur zu gut gehört, Sie erinnern ſich auch des Momentes von der weiblichen Erbin — in der That hübſche Scenen.

Mein Herr, ich bitte, verlaſſen Sie mich jetzt.

Und wenn ich's thäte?

Dann wäre ich von Ihrem Anblick erlöſt.

Was nützte Ihnen dies, Sie würden mich doch bald wiederſehn.

O ich werde mich vor Ihnen ſchützen wie vor dem Fegfeuer.

Dem können Sie nicht entgehen, alſo mir eben ſo wenig, Sie haben da einen höchſt ungeſchickten Vergleich gewählt, aber warum wollen Sie mir ſo ausweichen, wenn Sie nichts, nichts von all dem berührt, was ich Ihnen ſage?

Weil Sie mir unerträglich ſind, gehen Sie jetzt.

Ich ſcheine Malheur zu haben, indem ich Sie niemals in der Situation finde, mir zuzuhören, ſo ging es mir in der Nacht vom ſiebenten Mai, ſo geht es mir heute, und da ich nicht gern ungalant erſcheinen möchte, ſo werde ich Sie auch noch dieſesmal mit meiner Erzählung verſchonen.

O Sie werden es hoffentlich immer.

Die erſten Capitel ſollen Sie bald erfahren, Sie müſſen es Madame!

Ich muß? rief die Baronin entrüſtet.

Sie müſſen, Madame, aber hier iſt nicht mehr der Ort, Sie werden mir in Paris zuhören.

Sind Sie von Sinnen, mein Herr! rief die Baronin ſehr alterirt.

Sie müſſen nach Paris gehen.

Und wer wird mich dazu zwingen?

Ich — Madame.

Wodurch, wenn ich fragen darf? rief die Gräfin mit ſtark erzwungener Keckheit.

Durch die Veröffentlichung einer kleinen Novelle, betitelt: Eine weibliche Erbin, ſagte der Mann mit Nachdruck, indem er die Baronin ſo ſcharf fixirte, daß dieſe ihre Blicke ſenkte.

Ihre Augen gleichen der Viper, ſie ſtechen wie jene, ſagte ſie, während ihre Bruſt gewaltig auf und nieder wogte.

Kommen wir nicht von der Sache ab, Frau Baronin, Sie gehen nach Paris, Ihr Herr Sohn wird Sie natürlich begleiten — ich gebe Ihnen drei Tage Zeit; ſind Sie dann noch auf Ihrem Schloſſe, dann zeigt die Zeitung das Erſcheinen der genannten Novelle an.

O Gott!

Nur Ruhe, Madame, dieſe fehlte Ihnen übrigens nie und wird auch dieſes Mal nicht fern bleiben — in Paris ſehen wir uns wieder — alſo wie geſagt, Sie reiſen in Begleitung Ihres Sohnes in ſpäteſtens drei Tagen ab — ich will es ſo und Sie müſſen mir folgen.

Schon zwei Tage ſpäter reiſten die Baronin und ihr Sohn — nach Paris.

Die Juniſchlacht.

Das Sturmjahr 1848, das die Völker gleichſam aus dem Winterſchlafe wach rüttelte, hatte überall Aufſtände erzeugt; faſt ganz Europa loderte unter der Flamme der Empörung; überall gab es jedoch nur leichte Straßenkämpfe, wenige Barrikaden, die bald beſeitigt wurden, der Juni-Aufſtand in Paris aber war der fürchterlichſte und planvollſte von allen, die nicht nur Paris ſondern Europa erlebt hat. Vier Emeuten und Auflauftage gingen den vier Schlachttagen voran. Man beſtellte die Kämpfer, bildete Waffen- und Munitionsniederlagen, wies die Poſten an und hielt hohen Kriegsrath. Die Häupter und Anführer waren zunächſt die Chefs und Unterchefs der Staatsarbeitswerkſtätten, ſodann die Officiere der republikaniſchen Garde, die man bei der Reorganiſirung dieſes ſtädtiſchen Truppencorps ausgeſchieden hatte, die wüthendſten Clubiſten und endlich die tüchtigſten und verwegenſten der freigelaſſenen Sträflinge.

Bei allen Aufſtänden, die ſeit 1830 in Paris ausgebrochen, ſah man ſtets eine große Anzahl von Studenten und Commis betheiligt. Im Februar traten ganze Schaaren von Hochſchülern und Handlungsdienern der Bewegung bei. Diesmal geſchah

nichts Aehnliches. Die Hauptmasse der Insurgentenarmee, die sich auf 30—40,000 Mann belief, rekrutirte sich aus den Staatsarbeitswerkstätten. Die Häupter des Complots glaubten nichts Besseres thun zu können, als eine vorhandene Organisation zu benutzen, die in ihren Sectionen, Brigaden, Lieutenants, Rottenführern u. s. w. ein ganzes Disciplinsystem darbot. Die Staatsarbeitswerkstätten enthielten angeblich über 20,000 freigelassene oder entsprungene Sträflinge, die wohl meist alle mit dem Aufstande waren.

Die kolossalen Barrikaden, von Nebengassen flankirt oder von dem Feuer der vielfältigen Seiten eines Kreuzweges bestrichen, die verschanzten und mit Laufgängen untereinander verbundenen Häusergruppen, welche die Insurgenten besetzt hatten, die geräumigen Bauplätze, die sie zu Blockhäusern umgeschaffen, die öffentlichen Gebäude, woraus sie Festungen und Waffenplätze gemacht, der Umstand, daß diesmal die Gefechte sich blos auf gewissen Punkten und in bestimmten Richtungen entspannen, während sonst die Conflicte immer gleichzeitig überall angingen — alles das deutet auf ein vorher ausgesonnenes und vom Ganzen bis auf die geringsten Kleinigkeiten überlegtes Operationssystem. Dieses System war ganz vortrefflich der Oertlichkeit angepaßt.

In vier größere Heeresmassen abgetheilt, deren jede sich etwa auf 6—7000 Mann belief, viele zerstreute Plänklerhaufen nicht mitgerechnet, trachteten die Insurgenten mit aller Gewalt dem Stadthause nahe zu kommen, von wo sie dann, wenn ihnen der Sieg zu Theil geworden, die Quais längs der beiden Flußufer bis zum Palast der Nationalversammlung hin vorgedrungen wären.

Auf dem ersten Ufer hielt ein erstes Insurgentencorps, dessen Hauptquartier im Pantheon war und das die ganze Straße Saint Jacques, die Rue de la Cité und die Zugänge der Brücke Saint Michel und der kleinen Brücke besetzte, während weiterhin auf demselben Ufer eine zweite Nebencolonne die Straße Saint Victor, den Platz Maubert und die Brücke des Hotel Dieu innehatte. Auf dem rechten Ufer stritt von der Fischervorstadt bis zur Vorstadt du Temple die dritte Hauptcolonne, die ihr Hauptquartier im Clos Saint Lazare einrichtete und durch die großen Adern vorzudringen suchte, die von jenen Vorstädten fast schnurgerade gegen die Hallen und das Stadthaus hinablaufen.

Die vierte Insurgentenmasse endlich, die an einer auf dem Bastillenplatz am Eingang der Vorstadt Saint Antoine errichteten Barrikade von riesenhaftem Umfange ihren Anhaltspunkt hatte, erstreckte sich durch die Straße Saint Antoine bis zur Kirche Saint Gervais, die gleich hinter dem Stadthause liegt und bei welcher sich eine andere ungemein feste Verrammelung am Eingange des Platzes Baudoyer erhob. Alle größeren Hauptstraßen und kleineren Nebengassen waren mit zahlreichen Barrikaden durchschnitten, zwischen denen die Insurgenten vermittelst der an beiden Enden jeder Verrammelung freigelassenen Durchgänge hin und her verkehrten, wie bei allen anderen früheren Collisionen. Viele kleine Insurgentenscharen kämpften jede unter ihrem besonderen Anführer an vielen Orten auf eigene Faust, indem sie sich von Weitem an eine der vier Hauptinsurgentenmassen anschlossen. Der Aufstand umfaßte die Vorstädte Saint Martin, du Temple, Saint Antoine, das Quartier des Marais und das Quartier Saint Antoine auf dem rechten Ufer der Seine, nebst der Cité und der Insel Saint Louis. Auf dem linken Ufer occupirte er den untern Theil des Quartier Saint Jacques, die Vorstädte Saint Jacques, Saint Victor und Saint Marcel. Mehrere dazwischen gelegene Punkte, als das Pantheon, die Umgebung von Notre Dame, die Brücke Saint Michel, die Kirche Saint Gervais und der Clos Saint Lazare dienten zur Verbindung der beiden Hauptpositionen.

Das Hauptquartier aller Insurgentencorps war in der Kirche Saint Severin, unten im Quartier Saint Jacques und ihr Waffenplatz in der Vorstadt Saint Antoine. Ihre Absicht war, wie gesagt, sich dem Stadthause zu nähern, indem sie jenen Halbzirkel, der die Hälfte von Paris einnahm, nach und nach immer mehr verengerten. Die Beschaffenheit des, mit einer Unzahl krummer Straßen durchschnittenen Terrains sicherte den Kämpfenden einen leichten Rückzug; lächelte ihnen das Glück, so machte sie ein Schritt vorwärts zu Herren der Hauptverkehrswege und das Stadthaus fiel in ihre Hände.

Nachdem man die Vorbereitungen am Abend des 22. Juni, wie wir bereits wissen, getroffen hatte, brach der Kampf am 23. Juni um 7 Uhr Morgens bei der Porta Saint Denis aus.

Um diese Stunde erschien plötzlich ein Haufen unbewaffneter Blousenmänner.

Alle hatten Fahnen in der Hand von Staatsarbeitswerkſtätten, von Clubs und Arbeitsvereinen.

Die Leute ſahen furchtbar erregt aus, und wer ſie ſah, wußte, daß dieſe Menſchen bereit waren, Alles zu gewinnen oder zu ſterben.

Plötzlich trat ein großer Mann unter ſie, welcher eine große, hochrothe Fahne in ſeiner Hand ſchwenkte, auf welcher mit großen, hellgelben Buchſtaben die Worte „Brod oder Tod“ zu leſen war.

Als der Mann ſich kaum genaht hatte, ließ ſich ein lauter Jubel vernehmen.

Hoch lebe Antoine Leo Leſangue — der Barrikadenprofeſſor — ertönte es von allen Seiten, während die Schreienden ihre Mützen hoch in die Luft warfen.

Ich bringe Euch Brod oder Tod! rief Antoine Leſangue, und mit Gottes Hilfe, wir werden das Brod finden, das heißt, Diejenigen plündern, die es uns geſtohlen haben und Diejenigen niedermachen, die ſich unſerm Willen widerſetzen — ohne Rückſicht, ohne Erbarmen, wie man gegen uns verfuhr!

Nieder mit den Widerſachern, hallte es ſchauervoll, nieder mit ihnen ohne Rückſicht, ohne Erbarmen, wie man gegen uns verfuhr!

Bravo, Brüder, daran erkennt man die Söhne der Nation, nahm der Barrikadenprofeſſor wieder das Wort. — Habt Vertrauen zu Eurer gerechten Sache, dann wird der Himmel mit uns ſein. Freilich — und jetzt nahm ſeine Stimme etwas Bewegtes an, werden viele von uns heute nicht mehr zurückkehren an den heimiſchen Heerd, viele werden auf der blutigen Stätte, wo wir unſere Rechte vertheidigen, bleiben, aber kein Kampf ohne Opfer — das iſt ein altes Geſetz! Ihr werdet aber nicht den Tod ſcheuen, kämpfen ja doch unſere Weiber mit uns, haben ſie doch auch erkannt, daß uns nichts übrig bleibt als Sieg oder Tod. Darum Kameraden ruft mit mir: „Nieder mit den Reichen, Sieg oder Tod!

Nieder mit den Reichen, Sieg oder Tod! ertönte es fürchterlich aus hundert Kehlen.

Alle ſchwenkten ihr Fahnen, warfen die Mützen in die Höhe, und über Alle flatterte wie ein blutiger Würgengel, der dem Verderben voranſchreitet, die grauſige rothe Fahne mit ihrem Wahlſpruch.

Und nun geht an Eure Poſten, Kameraden! rief der Barrikadenprofeſſor, es wird nöthig ſein, daß wir am heutigen Abend auch Barrikaden in andern Stadttheilen errichten, denn ganz Paris ſoll in unſrer Gewalt ſein noch ehe drei Tage vergehen. — Hoch lebe die Nation!

Ein donnerndes Hoch antwortete und nun ertönte das laute Commando des Barrikadenprofeſſors: an die Arbeit — baut, baut die Vertheidigungsſtätten zum Verderben der Widerſacher!

Kaum waren dieſe Worte vernommen, als auch in einem Nu aus Wagen, Brettern, Balken, Pflaſterſteinen und Eiſengittern drei Barrikaden errichtet waren und faſt alle Blouſenmänner, man wußte nicht wie, ſtanden wie durch Zauber plötzlich — unter Waffen.

Um acht Uhr begann die Trommel zu raſſeln, der Generalmarſch rief die Nationalgarden, aber dieſe fanden ſich nicht ſehr zahlreich ein, ſo daß gegen die erſten Barrikaden nur einige ſchwache Bataillone ausgeſchickt werden konnten, die das erſte Feuer mit großer Standhaftigkeit aushielten, aber mit großem Verluſt zurückgeſchlagen wurden, bis Linie und Mobilgarde die Verrammlungen erſtürmen halfen.

Die Barrikaden an den Thoren Porte Saint Denis und Porte Saint Martin hielten nicht lange Stich, aber deſto länger und hartnäckiger widerſtanden die der Vorſtädte Saint Denis und Saint Martin.

Hier hatten die Inſurgenten ſchreckliche Vertheidigungsvorkehrungen getroffen: doppelte Verrammlungen, Mänkler und Tirailleure an den Fenſtern, Alles war vorausgeſehen. Der Angriff dieſer Stellungen geſchah mit den vereinigten Streitkräften der Linie, Nationalgarde, Mobilgarde und Artillerie. Dieſer Angriff, der auf beiden Seiten vielen Menſchen das Leben koſtete, wurde von dem General Lamoricière geleitet, in Begleitung der Volksrepräſentanten Ecker, Ducour, Latrade, Perree und Dorners, welcher letztere am Schenkel verwundet wurde. In dem Fouxbourg Poiſſonière (Fiſchervorſtadt) hatte der General Lafontaine alle Mühe, die Inſurgenten hinter den Barrikaden zu vertreiben, und in der Vorſtadt du Temple war der Widerſtand ſo heftig, daß der General Cavaignac die Kammer und den Concordienplatz von Truppen entblößen mußte, um dieſelben gegen die boutigen Meuterer zu führen, die er erſt ſpät gegen Abend bändigte.

Während die Schlacht auf dem rechten Ufer vor ſich ging, organiſirte ſie ſich auf dem linken Ufer. In der Vorſtadt Saint Jacques, am Pantheon, Straße des Mathurins, an der Brücke Saint Michel, in der

Cité, am Platz Chatelet u. s. w. errichtete man Barrikaden, von denen zwar mehrere weggenommen wurden, aber die meisten doch stehen blieben. Schon am Vormittag des 23. wurden im Quartier Saint Jacques zwei Compagnien Linie, die eben gegen eine Barrikade gefeuert, von den Insurgenten in einer engen Straße umringt und gezwungen, sich beinahe mit Capitulation zurückzuziehen, indem sie gelobten, sich nicht mehr zu schlagen.

Die Kaserne eines Bataillons mobiler Nationalgarde, welches noch keine Befehle erhalten, wurde von einer ungeheuren Volksmasse blokirt. Ein Bataillon Linie nach dem Quartier Saint Antoine beordert, um die dortige Bürgermeisterei am Königsplatz zu besetzen, ward von allen Seiten angegriffen, von oben aus allen Häusern, wo die Insurgenten hineingedrungen, mörderisch mitgenommen und zu capituliren genöthigt, nachdem seine letzten Patronen verschossen, ohne Verstärkung zu erhalten.

Die Insurgenten bemächtigten sich der Bürgermeisterei, plünderten dieselbe und fanden darin eine ansehnliche Menge Waffen und Schießvorrath. Ein Bataillon Mobilgarde endlich, welches die Barrikade Saint Severin mit dem heldenmüthigsten, aber tollkühnsten Eifer erstürmte, verlor auf einmal 300 junge Leute und zog sich nach der Brücke Saint Michel in einem erbärmlichen Zustande zurück. Fast alle diese jungen Soldaten waren gänzlich mit Blut bespritzt und mit Wunden bedeckt. Nicht weit davon, an der Ecke der Straßen Saint Jacques und des Noyers, wurde der Repräsentant Bixio an der Spitze einer Compagnie Linie, welche ihm der General Bedeau mitgegeben, mitten in die Brust von einer Kugel getroffen, die ihn durchbohrte und im Rücken stecken blieb.

Abends um 11 Uhr noch ertönte der Generalmarsch in allen Quartieren, die Nationalgarden rückten in größerer Anzahl aus und die ganze Nacht hindurch war Paris militairisch besetzt. Der Kampf hörte deswegen aber nicht auf. Man vernahm beständig das Krachen des Gewehrfeuers, welches nur in sehr kurzen Zwischenräumen schwieg und besonders vom Quartier Saint Jacques und Marais herüberschallte. Gleichzeitig hallte aus diesen Stadttheilen der dumpfe Ton der Sturmglocken, die von den Insurgenten geläutet wurden. So brach der verhängnißvolle Tag des 24. Juni an.

Zum Glück aber hatte die Nationalversammlung am Abend vorher dem General Cavaignac alle Civil- und Militairgewalt übertragen und von jenem Augenblicke an ward die Vertheidigung der bedrohten Hauptstadt und die Unterdrückung des rasendsten Aufstandes mit einer Uebereinstimmung, einer Pünktlichkeit und Energie geleitet, wovon bisher noch kein Beispiel in den Annalen der Pariser Bürgerkriege vorgekommen ist.

Durch seine vortrefflichen militairischen Anordnungen, durch das Vertrauen, welches sein Patriotismus und die Biederkeit seines Charakters allen Einwohnern und Truppengattungen einflößte, entschied der General den Sieg der Kultur über die Barbarei und rettete Paris vor Brand und Plünderung.

Der Morgen ging damit hin, daß man Truppen auf den verschiedenen Punkten zusammenzog, um die Legionen und Bataillone, welche die Nacht über gefochten, zu verstärken und abzulösen. Um 4 Uhr wurde in allen Quartieren Reveille geschlagen und gleich darauf vernahm man sehr deutlich, das Knattern des Gewehrfeuers und den Kanonendonner, die fast auf allen Punkten zugleich begannen und bis gegen Abend anhielten.

Der Nationalgarde, die am 23. das stärkste Feuer ausgehalten hatte, wurde am 24. zweierlei Aufgaben zugetheilt.

Die Mehrzahl der Nationalgardisten hütete das Innere der Stadt. Jede Compagnie stand in den Straßen ihres Viertels, wo sie strenge Aufsicht führte und häufige Patrouillen machte.

Um 10 Uhr wurde an den Straßenecken das Decret der Nationalversammlung angeschlagen, in Folge dessen sich die Versammlung für permanent erklärte, Paris in Belagerungszustand versetzte und dem General Cavaignac alle Executivgewalt übertrug.

Von nun an war der Verkehr in den Straßen untersagt, Niemand konnte passiren ohne einen Erlaubnißschein der Behörde. Es war anbefohlen, alle Läden und Hausthüren zu schließen, und strenge verboten, die nach der Straße gehenden Fenster zu öffnen, weil häufig daraus geschossen wurde. Diese rastlose Wachsamkeit, welche die Nationalgarde drei Tage und drei Nächte lang unausgesetzt übte, verhinderte, daß die aufrührerisch Gesinnten und die fast ebenso nachtheilig wirkenden Neugierigen sich in den Straßen zusammengruppirten und den zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ord-

mmig aufgebotenen Streitkräften ihre Wirksamkeit erschwerten.

Das Centrum der Rebellen rückte durch die Straße Saint Antoine vor und ergriff eine sehr feste Stellung bei der Kirche St. Gervais, von wo es den benachbarten Platz des Stadthauses zu gewinnen strebte. Der linke Flügel operirte in zwei Colonnen in den Straßen Saint Jacques und Saint Victor, indem er sich in die Cité bis zum Hotel Dieu hin erstreckte und über die Brücken Saint Michel und an Change hinüberzukommen suchte.

Aber die vom General Cavaignac getroffenen Vertheidigungsmaßregeln vereitelten diesen kühnen Plan. Die Linie, die Bürgermiliz, die republikanische und mobile Garde schlugen mit Aufwendung ihres Blutes alle Angriffe ab und gingen von der Vertheidigung bald zum Angriffe über.

Oben in der Fischervorstadt hatten die Insurgenten eine gewaltige Barrikade errichtet, die gewissermaßen an das Zollhaus angelehnt und aus Quadersteinen gebaut war, die Aufrührer hatten sich hier in großer Zahl gesammelt. Viele derselben vertheidigten jenen Quadersteinbau, Andere standen gruppenweise vertheilt in den Häusern, an der Zollmauer und in den daran stoßenden Schlachthallen. Der Kern des Insurgententrupps endlich hatte sich in dem neuen Spitalbau des Clos Saint Lazare verschanzt. Eine andere, ebenso fürchterliche Barrikade erhob sich in der Vorstadt Saint Denis vor der großen Fabrik des bekannten Mechanikers Cavé.

Die Stellung der Insurgenten war überaus günstig; im Rücken schützte sie die Zollmauer und der Ellenbogen den die Fischervorstadt an seinem Ende bildet, machte den Gebrauch des schweren Geschützes gegen die Barrikaden sehr schwer. Dieser Schwierigkeit wegen verschob man lange den Angriff. Endlich um 3 Uhr Nachmittags wurden ansehnliche Truppenmassen nach dieser Stelle hin gerichtet; der Kampf begann, fiel aber, da der Position schwer beizukommen, sehr mörderisch aus und die Truppen erlitten dabei sehr herbe Verluste.

Um 5 Uhr endlich wurde die Barrikade der Fischervorstadt genommen und um 6 Uhr waren die Vorstädte Saint Martin und des Temple, die Ufer des Canals gesäubert, die Barrikaden der Nachbarstraßen von der Mobil- und Nationalgarde erstürmt, und bald fiel die ganze Cité in die Hände der bewaffneten Macht, die nach diesem blutigen Strauße das linke Ufer erreichte und dem in der Kirche Saint Severin befindlichen Hauptquartier der Emeute gegenüberstand.

Dieses Local war klug ausgewählt, in gleicher Entfernung zwischen den Straßen Laharpe und Saint Jacques, wovon die eine auf die Brücke Saint Michel, die andere auf die kleine Brücke zuläuft. Ungeheure Barrikaden sperrten diese beiden Brücken, und als dieselben mit Kanonen zerschmettert waren, sah man neue Barrikaden an den Ausmündungen jener zwei Straßen sich aufthürmen und alle Stockwerke der hohen Häuser mit Insurgenten besetzt, die hinter den Jalousien hervorschossen. Zehn Stunden lang krachte hier fast unausgesetzt das Gewehrfeuer vom Donner der Kanonen begleitet. Zwei Kanoniere wurden auf ihren Geschützstücken getödtet und fünf andere verwundet.

In der Vorstadt Saint Marceau war das Treffen ebenso heiß. Die Insurgenten vertheidigten Schritt für Schritt alle Barrikaden, die sie in gewissen Abständen errichtet; gegen 3½ Uhr wurden sie von den Truppen aus den Hauptpositionen ihres Quartiers verjagt.

In dieser, hauptsächlich von Trödlern, Weinwirthen, Gerbern, Färbern und Lumpensammlern bevölkerten Stadtgegend war die Erbitterung so arg, daß Weiber siedendes Wasser und Oel aus den Fenstern auf die unglücklichen Soldaten herabgossen. Andere Weiber halfen die Barrikaden mit vertheidigen, oder sie stellten sich mit Säbel und Piken fürchterlich schreiend den Soldaten entgegen und schimpften gleicher Weise auf die Fliehenden und Anrückenden, jene als Memmen, diese als Feinde. Mit wahrer Furienwuth suchten sie den Soldaten die Gewehre zu entreißen und mehrere von diesen rasenden Megären feuerten aus den Fenstern auf die Truppen.

In eben diesem Quartier versichern glaubwürdige Zeugen hauptsächlich jene Aufwiegler gesehen zu haben, welche die Kämpfenden durch Austheilung von Branntwein zu reizen suchten. Die chemische Untersuchung hat erwiesen, daß dieser Branntwein mit einem Aufguß von Gerberlohe und Tabak vermischt war, der bewirkte, daß die davon Berauschten vor Wuth schäumten und mit Säbel und Beil, mit Bajonetten und Kolben, unter unmenschlichem Gebrüll die Gefangenen wie wilde Thiere mordeten; von Wuth und Blut trunken, stießen diese Elenden aus ihrem Munde einen wahren Schaum aus, indem sie unaufhörlich zu

trinken forderten, ohne ihren Durst je löschen zu können und ohne in die Abspannung der gewöhnlichen Trunkenheit zu verfallen; Mehrere sind später gestorben ohne in der Zwischenzeit geschlafen zu haben.

Nicht weit von diesen schaudervollen Auftritten wurde ein anderes grimmiges Gefecht geliefert gegen die in der Kirche Saint Severin verbarrikadirten Insurgenten, welche die Mobilgarde daraus vertrieb, unter Anführung des General Damesme, der seinen Sieg theuer, mit einer gefährlichen Schußwunde, erkaufte, in Folge welcher er vom Kampfplatz weggetragen und amputirt werden mußte.

Ein Oberst von den Jägern übernahm an seiner Stelle das Commando. Einer der wüthendsten Kämpfe jener traurigen Tage entspann sich am 24. im oberen Theile des Quartier Saint Jacques, beim Pantheon. Das Feuer hörte hier fast den ganzen Tag nicht auf. Die 11. Legion der Nationalgarde rückte zuerst auf dem Platze aus, wurde aber von der Colonade des Pantheon her, mit so entsetzlichen Flintenschüssen empfangen, daß sie sich nach der Straße Saint Jacques zurückziehen mußte. Zwei Stunden darauf versuchte ein Bataillon mobiler Nationalgarde von Neuem sich der um den Platz liegenden Häuser zu bemächtigen, aber das Feuer der Insurgenten war wiederum von der mörderischsten Art; über 100 mobile Nationalgardisten stürzten von den feindlichen Kugeln, welche die Angreifenden nöthigten sich in die Rechtsschale zu flüchten, die Linientruppe eilte der bedrängten Mobilgarde eben mit Kanonen zu Hülfe, als ein zahlreicher Haufen Bewaffneter anrückte, die man wegen ihrer Uniformen für Nationalgarden hielt. Es waren in der That Nationalgarden der 12. Legion mit mehreren von ihren Officieren, die aber nicht die Insurgenten zu bekämpfen, sondern ihnen beizustehen kamen; sie benutzten den Irrthum der Truppe, die sie für Freunde ansah, gaben ein allgemeines Feuer, das viele Menschen tödtete und bemächtigten sich im ersten Wirrwarr einer Kanone. Die einen Augenblick auseinandergerissene Truppenkolonne, trat jedoch gleich wieder zusammen, nahm den meuterischen Nationalgarden das erbeutete Geschütz wieder weg und verjagte sie von dem Platze. Die Meuterer flüchteten sich ins Innere des Pantheon, wo sie alle Vertheidigungsmittel bereit fanden. Um sie daraus zu vertreiben, mußte man in der Straße Soufflot Kanonen auffahren und Bresche in die Thüren schießen. Dieser Angriff dauerte wenigstens anderthalb Stunden. Endlich als die Bresche gelegt war, drangen die Linie und die Mobilgarde im Sturmschritt trotz des Kugelregens hinein und überwältigten die Insurgenten, deren Widerstand einer bessern Sache werth gewesen wäre.

Mit der Einnahme des Pantheonplatzes und des Pantheon war aber erst das Viertel der Arbeit verrichtet. Ringsum blieben noch die Barrikaden der neuen Straße Sainte Geneviève, der Straße Fourey u. s. w. zu bezwingen übrig. Vier Stunden lang fielen noch Flintenschüsse auf Flintenschüsse und ließ sich von Zeit zu Zeit Kanonendonner vernehmen. Ein schreckliches Gemetzel fand statt. Beide Theile erlitten große Verluste und erst gegen 4 Uhr Nachmittags waren die Straßen dieses Quartiers frei, wo die offene Theilnahme der Nationalgardisten und ihrer Offiziere in Uniform ganz besonders dazu beitrug, dem Aufstande den entsetzlichen Umfang zu geben, den er hier gewann. Nur mit der größten Mühe und Aufopferung überwältigten die Truppen auf diesen verschiedenen Punkten die Insurrection, die, nunmehr zwar auf dem linken wie auf dem rechten Ufer zurückgeworfen und von der Vorstadt Saint Antoine abgeschnitten, aber in dieser berüchtigten Vorstadt und in den Außengegenden der östlichen Stadtquartiere noch sehr stark verschanzt und immer noch fürchterlich war. Eine peinliche Ungewißheit herrschte während des ganzen Tages im Westquartier, wo man keine sichere, genaue Kunde von den Vor- oder Rückschritten des Aufstandes hatte und die widersprechendsten Gerüchte und Erzählungen umliefen. Das bis tief in die Nacht hinein ununterbrochene Krachen der Flinten- und Kanonenschüsse verkündete laut genug, daß der Kampf fortwährend tobte und der Ausgang desselben noch sehr unentschieden war.

Die ganze Nacht des 24. zum 25. Juni, vom Sonnabend auf Sonntag ließen sich Gewehrfeuer und Kanonendonner nach verschiedenen Richtungen hin vernehmen.

Am Morgen des 25. Juni ließ der General Bréa die Straße Mouffetard recognosciren, die verdächtigen Häuser visitiren und entwaffnen und besetzte sodann die Kaserne de l'Oursine, die man den Abend vorher in Brand zu stecken gesucht hatte. Gleichzeitig vertraute er dem ersten Bataillon Mobilgarde den Posten der Bürgermeisterei des 12. Bezirks an, und marschirte an der Spitze von zwei Bataillonen Linieninfanterie zwei schweren Geschützstücken und

ellichen Abtheilungen Mobilgarde die Straße Saint Jacques hinauf nach dem Zollhaus von Fontainebleau zu, das von etwa 2500 Insurgenten besetzt war. Nicht weit davon angelangt, ließ der General Bréa Halt machen und ging, von dem Adjutanten des General Damesme, dem Stabscapitain Maugin begleitet, als Parlamentair zu den Insurgenten, die sich auf der andern Seite der Rollinie verschanzt hatten.

Bevor wir jedoch in den Ereignissen weiter gehen, müssen wir zu dem unglücklichen Franz Löscher zurückkehren.

Am Morgen des 23. Juni, etwa um 4 Uhr waren der Barrikadenprofessor und sein schrecklicher Spießgeselle Marceur bei ihm eingedrungen.

Mit Abscheu und Entrüstung wies Franz ihr Anerbieten zurück. Man setzte ihm den Dolch auf die Brust, Franz blieb standhaft.

Als er endlich, um sich der beiden Schurken bemächtigen zu können, Miene machte laut nach Hilfe zu rufen, hatte man ihm mit Gewalt eine Flüssigkeit in den Mund gegossen und dann ein Tuch hineingestopft.

In diesem Zustande führte man ihn hinab, ohne auch nur auf den geringsten Widerstand zu stoßen.

Das ganze Haus erschien wie ausgestorben, die meisten Bewohner hatten Paris verlassen und diejenigen, welche zurückgeblieben waren, lagen wohl noch in tiefem Schlafe.

Kaum auf die Straße gelangt, versank Franz wohl in Folge des Tranks, den man ihm hineingezwungen hatte, in tiefen Schlaf und nun gewann es den Anschein, als ob zwei Männer einen schwer Erkrankten nach seiner Behausung schafften.

Marceurs Wohnung befand sich in der Nähe der Barriere von Fontainebleau, und hierher hatte man den unglücklichen Franz gebracht und ihn gebunden liegen lassen.

Ein junges Mädchen mit kecken schwarzen Augen, Marceurs Schwester, fragte die Ankommenden, was das zu bedeuten habe.

Du bewachst diesen Burschen Jeannette, gebot ihr Bruder mit fürchterlicher Energie — in den ersten Stunden wird er schlafen, da hast Du nichts zu befürchten.

Aber warum habt Ihr ihn gebunden?

Er soll mit uns kämpfen.

Wenn er sich aber weigert.

So muß er sterben — es wird ihm nicht allein dieses Schicksal zu Theil, wir haben noch mehr Widerspenstige, sie alle kämpfen mit uns oder sind des Todes. — Du hast einen Dolch Jeannette?

Hier ist er, sagte das Mädchen, einen glänzenden Dolch hervorziehend; aber es ist Schade um ihn — er ist schön, setzte sie mit einer gewissen Wehmuth hinzu.

Befreist Du ihn von seinen Fesseln, Jeannette, dann stirbst Du von meiner Hand, sagte Marceur mit schrecklicher Bestimmtheit und so verließen die beiden Männer das Zimmer.

Ich rette ihn, murmelte Jeannette und nur einen Weg giebt's. — Sie stieg auf einen Polsterstuhl mit zerbrochener Lehne und zerfetztem Bezug und holte von einem Schrank eine Falsche herunter, aus der sie etwas in ein Glas goß.

Nach drei Stunden schlug Franz die Augen auf. — Er starrte um sich, glaubte zu träumen, bald aber kehrte die Erinnerung zurück.

Wo bin ich?

Still, junger Mensch, ich will Dich retten!

Du?

Ich, entgegnete Jeannette und machte Franz mit allen Verhältnissen bekannt, willst Du also thun, was man von Dir verlangt?

Niemals.

Gut, junger Mensch, dann mußt Du sterben, Du siehst Dich gefesselt in meiner Gewalt — ein Dolchstoß und es ist um Dich geschehen.

So stoße zu.

Nein, ich will Dich nicht tödten, wenn Du mir vertrauen willst.

Was begehrst Du?

Der Kampf hat heute begonnen und wird sich bald über ganz Paris verbreitet haben; so lange er noch nicht in dieser Gegend wüthet, bist Du vor jeder Betheiligung sicher, denn Diejenigen, die nach Dir forschen, werden Dich nur schlafend finden, wenn Du diesen Trank zu Dir nimmst. Uebermorgen jedoch wird auch hier schon der Tod wüthen, dann mußt Du Dich an dem Kampfe betheiligen, weil ich Dir den Schlaftrunk nicht mehr geben kann, ohne Deinen Tod befürchten zu müssen. Wenn mein Bruder an diesem Tage also verlangt, daß Du ihm folgen sollst, so gehe getrost mit ihm, ich werde Dich begleiten und um Dich sein. Man wird Dir ohne Zweifel einen Platz auf einer Barrikade anweisen —

Nimmermehr —

Höre mich zu Ende: Man wird Dir eine Feuerwaffe geben und Du wirst gegen unsere Widersacher einen Scheinkampf führen, daß heißt, Dein Gewehr in die Luft entladen, die Unsern haben während des Angriffs

nicht Zeit auf Dich zu achten und so wirst Du ihnen angeblich zu Willen sein, während Du in Wirklichkeit keinem Soldaten ein Haar krümmst. Freilich stehst Du in Gefahr von den Angreifern getödtet zu werden, da Du dies aber auch im Nichtbetheiligungsfalle von den Unsern zu fürchten hast, so ist es gleich, auf welche Art Du stirbst. Nur so kannst Du —

Schmachvoll enden — unterbrach sie Franz, denn als Aufrührer zu sterben ist nicht minder trostlos als —

Sei nicht eigensinnig, versetzte Jeannette in flehendem Tone; ich bitte, ich beschwöre Dich.

Junges Mädchen, welches Interesse hast Du —

Willst Du mir trauen? unterbrach sie ihn in wehmüthigem Tone, so frage nicht, sondern folge meinem Rathe — Du bist gut, jung, hast vielleicht noch eine Mutter, deren Stütze Du bist und ich will Dir wohl —

Es lag etwas in diesen Worten, was so zu Herzen sprach, daß es auch auf Franz seine Wirkung nicht verfehlte. Er warf einen forschenden Blick auf das Mädchen und diese sah ihn so flehend, so innig an, daß er nach kurzer Ueberlegung in seinem festen Vorsatz zu wanken begann.

Wie sehr er die Gewaltmaßregel und die Hinterlist verwünschte, vermöge welcher er hierher gebracht worden, wie sehr er sich in dieser elenden, erbärmlichen Situation entwürdigt fühlte, so sah er doch schließlich ein, daß kaum ein anderer Ausweg übrig bleiben dürfte.

Hauptsächlich aber war es ein Wort gewesen, welches wie ein Talismann auf ihn wirkte — das Wort „Mutter“ aus Jeannette's Munde hatte ihn gewaltig ergriffen.

Franz liebte seine Mutter über Alles, er hatte mehr als kindliche Ehrfurcht vor der braven Frau, es lag in seiner Liebe etwas Abgöttisches, und er betrachtete sie gleichsam als seinen Schutzgeist.

Ich will Dir vertrauen, sagte er endlich, aber warum soll ich schlafen?

Weil man Dich im wachen Zustande sogleich hinauszerren würde.

So gieb denn her Deinen Trank.

Zuvor stärke Deinen Körper durch einige Nahrung.

Franz, der wohl auch dieses Bedürfniß verspürte, empfing das Weißbrod und die Kirschen, die ihm Jeannette reichte — es war Alles — vielleicht das letzte, worüber sie verfügen konnte.

Gerührt empfing Franz diese Beweise wirklichen Wohlwollens, leerte dann das von Jeannette vorhin gefüllte Gläschen und nach wenigen Augenblicken versank er in tiefen Schlaf.

Zweimal hatten die Männer durch die Katakomben, denn die Straßen waren, wie wir wissen, unpassirbar, den Weg hierher genommen, um ihn zum Kampfe zu holen, wie sie überall nach frischen Streitkräften suchen mußten, erhielten aber von Jeannette nicht nur die Antwort, daß er in fortwährendem Schlafe läge, man ihm also wohl zuviel Schlaftrunk gegeben haben müsse, sondern sie überzeugten sich auch selbst.

Erst nachdem der Kampf bereits zwei Tage gewüthet, als sich die dritte Morgenröthe im Osten zeigte, wurde Franz durch lautes Hämmern, Poltern und Werfen aus dem Schlafe geweckt.

Er schlug die Augen auf und sah jene beiden Elenden vor sich, genug — wir finden ihn vor der Barrière von Fontainebleau.

In demselben Augenblick, als der General Bréa mit seinen Begleitern an der Spitze der von uns oben näher bezeichneten Abtheilung ohne wesentliches Hinderniß sich den genannten Barrikaden nahten, zeigte sich ein furchtbares Lächeln in dem Antlitz des Barrikadenprofessors, der hier das Commando hatte.

Laßt sie nur erst herankommen, sagte er, das Uebrige wird sich von selbst machen.

Man kam, die Geschütze rasselten herbei und richteten sich gegen die Barrikaden, welche ein großes Viereck bildeten.

Jetzt stieg er, Marceur und noch zwei andere Insurgenten durch eine Seitenthür der Barrière von den Barrikaden herab und näherten sich dem General.

Herr General, nahm der Barrikadenprofessor das Wort, wir sind Anhänger der Republik, das schwören wir bei Gott, auch Sie sind Republikaner, warum also sollen wir uns schlagen, es ist genug Blut geflossen, kommen Sie, Herr General, und Ihre Leute, unsere Brüder, auf die Barrikade, dort wollen wir nicht mit der Waffe in der Hand sondern mit Worten über die Friedensbedingungen unterhandeln.

Der General, in der Hoffnung, die Aufrührer auf friedlichem Wege zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, näherte sich hierauf in Begleitung des Oberstlieutenants Thomas von der Mobilgarde, der beiden Bataillonscommandanten Theil und Dupont von der Nationalgarde, eines Infan-

teriemajors und des Adjutanten, Capitain de Maugin, sowie des Herrn de Ludre, den Barrikaden, begann Unterhandlungen und reichte einem Insurgenten, einem jungen Manne, den er mit sichtlichem Interesse beobachtete, sogar durch das Gitter die Hand und ließ die demokratisch-sociale Republik leben.

Der, dem er die Hand reichte, war kein Anderer als Franz — in demselben Augenblick fühlte Bréa ein zusammengeknittertes Blättchen in seiner Hand, drehte sich seitwärts und las: Herr General, trauen Sie den Elenden nicht, sonst sind Sie verloren — man hat nicht die Absicht, zu capituliren, sondern zu morden. Gott behüte Sie — Franz Löscher.

Diese Handschrift war eine so gebildete, daß sie der General bei einem Barrikadenmanne nicht erwartet hätte, nur war sie in furchtbarer Hast mit Blei geschrieben — das erkannte er auf den ersten Blick.

General Bréa steckte lächelnd das Blättchen zu sich, ohne weiteres Gewicht darauf zu legen.

Der Barrikadenprofessor öffnete endlich die Thür der Barrière.

Kommen Sie herein, Herr General, sagte er freundlich, damit Sie mit den übrigen Kameraden unterhandeln, ich allein habe keine Vollmacht, über die Capitulationsbedingungen zu unterhandeln.

Thomas und de Ludre nahmen diese Einladung nicht an.

Wollt Ihr mit uns unterhandeln, sagten diese, so kann dies auch hier geschehen.

Nein, hören wir sie drinnen, meinte der General Bréa, wir sind geschützt genug, setzte er lächelnd hinzu, indem er auf die Kanonen deutete.

Und so ging er in Begleitung Dupouts und Maugins und des Infanteriemajors hinein.

In demselben Augenblick schloß sich die Thür, und der junge Mann, dem der General vorhin die Hand gereicht, trat zu ihm.

Gott, warum schenkten Sie meiner Warnung nicht Gehör? flüsterte er ihm leise zu; jetzt wird es um Sie und Ihre Begleiter geschehen sein.

Der Angeredete hatte nicht mehr Zeit zum Antworten, denn wie von einem Bienenschwarm wurden er und seine Begleiter umgeben.

Ihr Alle seid des Todes! schrie der Barrikadenprofessor mit mächtiger Stimme, und auch Ihr da draußen, fuhr er zu den Herren Thomas und de Ludre, die noch unbeschützt vor der Barrikade standen, fort; Ihr Alle müßt daran glauben, sobald die Colonne nicht sogleich die Waffen streckt.

Die beiden Letzteren hatten noch Zeit, sich rasch zurückzuziehen; die übrigen Gefangenen aber wurden mit auf der Brust gesetzten Dolchen oder Büchsen umzingelt und in eines der Wachthäuser gebracht, wo es Dupont und dem Infanteriemajor in dem Gewirre gelang, sich zu verkriechen und Letzterer fand sogar Schutz unter einem Bette.

Dem unglücklichen General Bréa und seinem Gefährten Maugin war es indessen nicht vergönnt, ein Versteck aufzufinden.

Wir wollen sie schützen, Jeannette, flüsterte Franz, erbittert über die Hinterlist jener Elenden.

Wie wird's möglich sein?

Indem wir sie mit unserem eigenen Körper decken, Fluch aber den arglistigen Schurken, die solches Bubenstückes fähig sind.

Und er begab sich in Begleitung Jeannette's in das Wachthaus, wo ihn der General mit traurigem Lächeln empfing.

Zwei Kerle standen, die Büchse auf die Brust der Gefangenen gerichtet, vor diesen und verhöhnten sie auf die empörendste Weise.

Warum fügt Ihr dem Verrathe noch Spott hinzu, Ihr Nichtswürdigen? rief Franz mit bebender Stimme, noch ein Wort, und ich stoße Euch nieder.

Ja, wenn wir keine Kugeln in den Läufen hätten, meinten die Schurken; aber sprichst Du noch ein Wort, deutscher Verräther, dann hast Du zum letzten Mal den Mund aufgethan.

Während dessen hatte Oberstlieutenant Thomas über den Vorfall berichtet und den Befehl erhalten, ohne Säumen die Barrikade zu nehmen.

Die Truppen umgingen vermittels einer Oeffnung in der Ringmauer die Aufrührer, schossen diese größtentheils nieder und nahmen die Barrikaden mit Sturm.

Während dieser furchtbare Kampf tobte, spielte im Wachthause eine schreckliche Scene.

Jetzt müßt Ihr sterben, Hunde, riefen die beiden Insurgenten.

Zugleich aber riß Franz einen derselben nieder, trat vor den General Bréa und deckte mit seinem Körper den unglücklichen Mann, während Jeannette ein Gleiches bei Maugin that.

Was aber konnte diese Aufopferung helfen? man schleuderte beide zu Boden, General Bréa brach, durch eine Kugel in den Unterleib getroffen, mit dem Rufe: „Es

lebe die Nation, Tod aber den Verräthern", zusammen.

Wenige Minuten später hauchte er in den Armen unseres Franz sein Leben aus. Maugin wurde durch einen zweiten Schuß am Kopfe verletzt.

Während er sich das Gesicht mit den Händen bedeckte, schlug ihn einer der Schurken von hinten mit dem Beile nieder.

Jetzt sollte sich aber das Entmenschte der Mordgesellen zeigen. Man schnitt dem Leichnam des unglücklichen Maugin Nase und Ohren ab und verstümmelte ihn bis zur Unkenntlichkeit.

Eben war man im Begriff, am General Bréa dieselben Gräuel zu begehen, aber Franz warf sich mit Ungestüm über den Körper des Entseelten.

Ihr habt ihn ermordet, rief er, wollt Ihr ihn nun auch verstümmeln? Es rühre ihn Niemand an.

Und mit diesen Worten hatte er einem der Insurgenten die Büchse entrissen und sie auf denjenigen angelegt, der ihm zunächst stand.

In demselben Augenblick aber brannte ein anderer Insurgent seine Waffe auf den armen Franz ab und Jeannette sank mit einem Schrei der Verzweiflung bewußtlos zusammen.

In demselben Augenblick waren auch die Barrikaden in die Gewalt der Truppen gekommen und diese drangen mit lautem Tumult in das Wachthaus, um alles Lebende da drinnen zu tödten oder zu Gefangenen zu machen.

Das war das Ende des großen Barrikadenvierecks an der Barrière von Fontainebleau und das des unglücklichen Generals Bréa und seines Gefährten.

Der Infanteriemajor wurde durch seine Leute gerettet, das Schicksal des Bataillons-Commandanten Dupont blieb unbekannt.

Ein geheimnißvoller Freund.

In der Nacht des 25. Juni sehen wir einen Mann sich in den Katakomben von Paris mit großer Eile fortbewegen.

Er ist von mittler Größe — trägt eine Laterne in der Hand und muß die langen und vielfältig verschlungenen Gänge des unterirdischen Paris sehr genau kennen, dafür spricht die Sicherheit, mit welcher er vorwärts schreitet.

Bisweilen bleibt er stehen und horcht, über ihm ertönt dumpfer Kanonendonner und Gewehrfeuer dazwischen.

Es geht immer noch scharf her, murmelt er, eilt dann wieder rasch vorwärts und läßt sich durch kein Hinderniß abschrecken, denn den Todtenschädel oder sonst ein menschliches Gebein, das ihm zufällig im Wege liegt, stößt er unsanft bei Seite.

Der Mann hat schon viele der verödeten Gänge durchschritten, als er um eine Ecke biegt und plötzlich stehen bleibt.

Hier muß es sein, sagte er, indem er mit der Laterne forschend um sich leuchtet — ganz recht — hier ist die Thür.

Er zieht einen großen Schlüssel hervor, bald darauf öffnet sich knarrend eine Thür, welche sich rasch wieder schließt, und der nächtliche Wanderer befindet sich in dem Keller eines Hauses.

Er schreitet mit Sicherheit vorwärts und nachdem er in die Bel-Etage gelangt ist, tritt ihm ein Diener entgegen, dessen elegante Livree andeutet, daß seine Herrschaft eine sehr vornehme sein müsse.

Ist anwesend — sagt der Diener dem Fremden, den er sehr genau kennen muß, da er ihn ohne Anmeldung eintreten läßt.

Der Fremde öffnet die breite Flügelthür und befindet sich in einem erleuchteten Vorzimmer.

Rasch durchschreitet er vier mit äußerster Eleganz ausgestattete, aneinandergrenzende Gemächer, deren Thüren geöffnet sind, und da die den Boden bedeckenden, prächtigen Teppiche jeden Tritt dämpfen, so ist der des Nahenden unhörbar.

Im fünften Zimmer bleibt der Fremde vor einem kleinen Manne stehen, welcher vor einem erleuchteten Schreibtische arbeitet.

Der kleine Mann schreibt sehr eifrig und hat den vor ihm Stehenden noch nicht wahrgenommen.

Endlich macht dieser eine Bewegung.

Ach — Sie hier, mein lieber Freund? redete der kleine Mann den Angekommenen mit ungewöhnlicher Erregung an, indem er sich erhob.

Guten Abend, mein Prinz, sagt der Fremde mit einer tiefen Verbeugung.

In der That, Sie müssen mein Freund sein, wenn Sie es wagen in einer Nacht, wie der heutigen, sich auf den Weg zu machen, sagte der kleine Mann, aber wie um Alles in der Welt, haben Sie's gemacht, daß Sie nicht todtgeschossen wurden? setzte er lächelnd hinzu.

Ich nahm den Weg durch die Katakomben.

Ja so — da unten giebt es keine Kugel — merken Sie sich übrigens die unterirdi-

ſche Welt von Paris, es könnte wohl kommen, daß Sie in ſpäterer Zeit öfter durch ſie wandern müſſen — oben geht's heute ſtürmiſch her.

Sehr ſtürmiſch, Prinz — und Sie können arbeiten bei dieſem Tumult?

Wir Napoleoniden ſind ſo zu ſagen an dergleichen gewöhnt, denn ſchon unſere Wiege wurde vom Kanonendonner umtönt — was wollen ein Paar Kartätſchen ſagen, eine ſolche Kleinigkeit ſtört namentlich einen alten Artilleriſten durchaus gar nicht.

Aber ſie tödten, Prinz.

Doch wohl Manchen, der zu viel lebt.

Aber faſt alle Getödteten gaben Ihnen ihre Stimme und hätten ſie Ihnen auch —

Später gegeben — unterbrach ihn Prinz Louis Napoleon — das iſt ſchon klar, allein wir werden dafür ſorgen, daß ſie uns auch ſpäter nicht fehlen, nicht wahr mein lieber Freund?

Sie werden uns nicht fehlen, Sir.

Prinz Louis Napoleon, denn dies war der Kleine, warf einen Blick freudigen Einverſtändniſſes auf den Fremden, machte einige Schritte durchs Zimmer und betrachtete ſich dann mit unverkennbarer Befriedigung in dem großen, prächtigen Trümeaux.

In der That konnte er dies mit einer gewiſſen Berechtigung thun, denn wer jenen Maurer in der Schenke und den Conſtabler bei Miß Howard ſah, würde ihn in dem jetzt eleganten Cavalier, mit dem großen Stern auf der Bruſt kaum wieder erkannt haben.

Ja — die Zeiten haben ſich geändert, ſagte er.

O ſehr — ſehr — mein Prinz.

Doch noch immer nicht, wie es ſein ſollte; freilich laſſen ſich Weltereigniſſe nicht in einer Nacht vorbereiten, verſetzte Louis Napoleon mit nachdrücklicher Betonung.

Noch ehe drei Jahre vergehen, Prinz, werden die Zeiten —

Ich will nicht von Zeiten im Allgemeinen, ſondern nur von einer Zeit ſprechen! fiel der Prinz Jenem haſtig ins Wort.

Auch ich will nur von dieſer ſprechen, mein Prinz, aber nach drei Jahren eben wird Ihre Zeit gekommen ſein.

Die Zeiten, wenigſtens nach unſern Begriffen über dieſes Wort, kommen nicht von ſelbſt, ſie werden von den Menſchen heraufbeſchworen, verſetzte der Prinz bedeutungsvoll.

Der Anſicht bin auch ich, und jeder bedeutende Menſch muß ſeine Zeit verſtehen und benutzen — dann kommt ſie auch für ihn.

Sie verſtehen mich alſo und wir werden die Saaten ſo zu ſtreuen wiſſen, daß wir die Früchte zur geeigneten Stunde redlich einſammeln können.

In dieſem Augenblick erfolgte ein furchtbares Krachen und nur wenige Secunden ſpäter ließ ſich ein grauſenvolles Geſchrei vernehmen.

Die Artillerie rückt näher, ſagte der Prinz, ohne die geringſte Unruhe zu zeigen und trat an das Fenſter.

Man muß ſagen, daß Cavaignac ſein Fach verſteht, und ich bin überzeugt, morgen hat er den ganzen, wahrlich nicht unbedeutenden Aufſtand in Blut erſtickt.

Ohne Blut laſſen ſich große Dinge überhaupt nicht durchführen, verſetzte Louis Napoleon — ſchade nur, daß dieſer Cavaignac ein ſo eingefleiſchter Republikaner iſt.

Das iſt er allerdings.

Ich fürchte, daß ich noch einmal mit dieſem Manne in Conflikte gerathen werde — übrigens kann ſeine republikaniſche Geſinnung nur in's Gewicht fallen, wenn er die Armee für ſich hat, verſtehen Sie mich wohl, dieſe franzöſiſche Armee für ſich haben, das heißt — Alles gewinnen.

Hierzu iſt in Frankreich nur die Pariſer Garniſon erforderlich, mein Prinz; doch da wir noch nicht ſo weit ſind, ſo wollen wir uns mit den Intereſſen der Gegenwart beſchäftigen.

Das thun wir ja, indem wir von dieſem Aufſtand ſprechen — es iſt ſeltſam, daß mir bei dieſer Gelegenheit die Zeiten der erſten Revolution ſo ſehr vor der Seele ſchweben, es wird dieſe Sache einen ähnlichen Ausgang nehmen müſſen; wenn Frankreich nicht zu Grunde gehen ſoll, dann muß ſich ein Mann der rettenden That finden.

Louis Napoleon blickte hierauf den Fremden ſcharf an — dieſer blieb einige Augenblicke ſchweigſam.

Er wird kommen, wenn die Früchte reif ſind, ſagte er endlich mit Nachdruck; doch nun zur Gegenwart — ich habe wichtige Nachrichten, Nachrichten, die Sie unendlich intereſſiren, mein Prinz.

Louis Napoleon richtete ſeine kleinen Augen durchdringend auf den Fremden, deſſen Namen und Stand wir erſt ſpäter kennen lernen werden, und ſchien ſehr geſpannt.

Ich bitte alſo, damit nicht länger zurückzuhalten, ſagte er haſtig.

Seit etwa vier Tagen iſt eine Dame in Paris.

Eine Dame? wiederholte Louis Napoleon

sichtlich alterirt; bitte, nennen Sie mir ihren Namen.

Gräfin Eugenie Marie —

Teba? unterbrach ihn Napoleon hastig.

Teba — Montijo — wie Sie wollen — genug Sie ist hier — und ich dächte, die Sache ist ein wenig kritisch.

O, Sie irren, mein Lieber, die Anwesenheit der Gräfin konnte mir nicht erwünschter kommen, rief Napoleon lebhaft, während er die innere Verlegenheit nur schwer verbergen konnte.

Und Miß Howard?

Diese beiden werden sich stets fern bleiben müssen, entgegnete Louis Napoleon kalt; doch sagen Sie mir, ob Sie in der neueren Zeit mit Miß Howard in Berührung gekommen sind?

Gewiß, mein Prinz, — o diese Dame ist ohne Zweifel die aufopferndste Freundin, die Sie je besitzen können.

Ich weiß es wohl und doch —

Der Prinz vollendete nicht, was er sagen wollte, starrte vielmehr schweigend vor sich hin.

Sie hat wieder einen mächtigen Anhänger geworben.

Was sagen Sie? fragte der Prinz, plötzlich aus seinen Gedanken erwachend.

Daß Miß Howard einen mächtigen Anhänger gewonnen.

Wer ist der Mann?

Ein deutscher Baron, der vor etwa vierzehn Tagen mit seiner Mutter nach Paris gekommen ist. Der junge Mann verehrt den Prinzen, schwärmt für die Familie Bonaparte ganz besonders und soll Ihnen nächstens in den Salons der Miß vorgestellt werden.

Ein leichtes Achselzucken Napoleons war die ganze Antwort.

Sie schweigen, Prinz?

Ein deutscher Baron — ist kein mächtiger Anhänger, meinte Napoleon in scharf gleichgiltigem Tone.

Jetzt flüsterte der Fremde dem Prinzen einige Worte zu, und dieser hatte eine bessere Ansicht von dem deutschen Baron gewonnen.

Wie ist sein Name? fragte er.

Rautenberg.

Und sein Alter?

Er ist ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, bildschön, gebildet, liebenswürdig, reich — kurz, ein Cavalier vom reinsten Schlage, der an allen Höfen Europa's sein Glück machen dürfte.

Jetzt bin ich neugierig geworden.

Sie werden, wie gesagt, den jungen Baron bald sehen; außer den genannten Eigenschaften besitzt er noch viele andere, er ist gewandt, verschmitzt, listig, verführerisch, aber äußerst kalt und herzlos.

Das haben Sie so schnell erkannt?

Dieser junge Mensch läßt sich sehr bald durchschauen — und, mein Prinz, wir werden ihn auf alle Fälle vortrefflich verwenden können.

Meinen Sie?

O ich bin davon überzeugt.

Nun, zum Beispiel?

Wie dächten Sie etwa —

Der Fremde sagte das Folgende so leise, daß wir's leider dem Leser nicht mittheilen können, hoffen aber ihn bald durch die That erfahren zu lassen, was hier ausgebrütet worden war.

Ein eigenthümliches Lächeln schwebte um den Mund des Prinzen, aber er sprach kein Wort — und eine kurze Pause trat ein.

Wie gelangte der Baron in die Salons Miß Howards? fragte er dann.

Sie hat ihn auf einer Reise durch Deutschland kennen gelernt.

So — so — nun, kommt Zeit, kommt Rath; übrigens danke ich Ihnen für Ihre Mittheilungen, namentlich die Gräfin Teba betreffend, und ich werde ihr, sollte ich in Paris länger verweilen, in den nächsten Tagen meine Aufwartung machen — nur eine Bitte habe ich noch an Sie.

Mein Prinz, ich stehe zu Befehl.

Miß Howard soll diesen Namen vorläufig nicht nennen hören — flüsterte der Prinz; haben Sie mich verstanden?

Vollkommen!

Eben so wenig aber darf Gräfin Teba von der Anwesenheit der Miß Howard in Paris eine Ahnung haben.

Natürlich — ganz selbstverständlich, aber einmal —

Nun soweit sind wir noch nicht und wie gesagt, kommt Zeit, kommt Rath!

Der Fremde hatte den Prinzen verlassen und dieser blieb gedankenvoll zurück. Er hatte es versucht, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, allein dies wollte nicht gelingen.

Gedanken eigener Art schienen den Prinzen in Anspruch genommen zu haben.

Es muß geschehen — nahm er endlich in gewissermaßen lauterm Tone das Wort; wer vorwärts will, darf nicht rücklings schauen — das Ziel ist gestellt, es winkt aus goldener Ferne und schon ist der Wanderer, der's zu erreichen strebt, auf halbem Wege — es

ſteht hoch, gewaltig hoch — und Berge ſind zu überſteigen, wer aber die ewig finſtern Thäler durchſchritten hat, wird um ſo kühner bergan gehen, um ſchnell die lichte Höhe zu erklimmen, ein Hinderniß, das auf dem ſchmalen, ſteilen Pfad entgegenſteht, muß hinabgeſchleudert werden in die Tiefe — ſo will es der Napoleoniden Geiſt.

Das war ſein Werk.

In derſelben Nacht, nur einige Stunden früher, erblicken wir in einem prachtvollen Zimmer eines vornehmen Hotels eine Dame von etwa vierzig Jahren, welche auf dem Sopha Platz genommen und gedankenvoll auf die große, ſilberne Lampe ſtarrte, die vor ihr brannte.

Die grüne Glocke der Lampe dämpfte das Licht ungemein und das Antlitz der Dame, ganz im Schatten, brachte eine eigenthümliche Wirkung hervor, wenn man namentlich die ſchwarzen Augen, die ſo ſtarr blickten, betrachtete.

Auch in dieſer Gegend der Stadt war heftiger Kanonendonner hörbar, und bei jedem Krachen einer Salve fuhr ſie aus ihrem Nachdenken empor.

Sie mußte wohl Gedanken eigenthümlicher Art nachhängen, denn ſie fuhr bisweilen, wie von einem Schauder durchrieſelt, zuſammen, auch ohne daß Kanonenſchüſſe ertönten, dieſe allein alſo konnten eine ſolche Wirkung nicht hervorgebracht haben.

In dieſem Augenblick trat mit eiligen Schritten ein junger Mann aus dem Nebengemach.

Was hat man nun davon, nahm er in ärgerlichem Tone das Wort; man ſitzt hier in Paris feſt, ohne ſich amüſiren zu können.

Mein lieber Guido, dieſer Aufſtand wird nicht mehr lange dauern können, man ſieht, daß die Truppen ſtündlich ſiegreicher vordringen.

Das iſt wahr, aber iſt's nicht ſchrecklich, in Paris ſelbſt auch nur einen Tag eingeſperrt ſitzen zu müſſen? Jetzt haben wir das Vergnügen ſchon drei Tage hindurch, nein es iſt die höchſte Zeit, daß dieſe fabelhafte Langweile ihr Ende erreicht, wie wohl ich nicht läugnen kann, daß ich auch dieſem Treiben ein gewiſſes Intereſſe abgewinne.

Ich möchte wohl wiſſen, wie dies möglich wäre?

Offen geſtanden amüſirt mich das Feuern einigermaßen, denn jede Kartätſche zerſchmettert den Pöbel, und das macht Spaß — heut Nachmittag amüſirte mich die Erſtürmung der Barrikade da drüben, Du ſahſt's ja auch mit an, es war von komiſcher Wirkung, wie immer eine Kanaille nach der andern zu Boden ſank, und wie endlich die braven Soldaten die ganze Sippſchaft niedermachten, dieſen Soldaten merkt man's übrigens an, daß ſie nicht unter einer Republik, ſondern der Monarchie ihre Exercitien gemacht — aber laſſen wir den Pöbel niederſchießen, was kümmert er uns, je weniger von dieſem Auswurf der Menſchheit vorhanden iſt, deſto beſſer für die Elite — doch Sie ſind ſo traurig, liebe Mama?

Nur nachdenkend, mein Sohn.

Darf ich Ihnen einige luſtige Geſchichten zum Beſten geben?

Bitte ſehr.

Nun ſo hören Sie, vorgeſtern am zweiundzwanzigſten Juni erhielt ich ein Schreiben aus der Heimath.

Von wem? fragte die Baronin überraſcht.

Nun rathen Sie einmal, Mama.

Ich muß geſtehen, ich habe keine Ahnung.

Nun dann muß ich's ſchon ſagen, der Brief kam von dem Bauern Hoffmann, verſetzte Guido lächelnd.

Wie kommt der Mann dazu, an Dich zu ſchreiben? rief die Baronin in herabwürdigendem Tone.

Ja, Sie haben recht, die Geſchichte iſt allerdings ſpaßhaft, aber Zerſtreuung muß man haben, wenn das Leben nicht gar zu langweilig werden ſoll — das allerniedrigſt bäuerliche Schreiben war übrigens nur eine Antwort auf —

Wie, Du hätteſt die Correſpondenz provocirt? rief die Baronin ſtaunend.

Allerdings Mama, das that ich.

In welcher Abſicht?

Ich verſicherte in meinem Schreiben dem dummen Tölpel, daß ich ſein kleines Bauernmädchen abgöttiſch liebe und auf alle Fälle hoffe, ihre Hand zu erhalten.

Die Baronin ließ ein lautes Lachen hören.

Höre, Guido, ein junger Mann ſcherzt gern, allein dies heißt den Scherz zu weit getrieben, ich möchte ihn mehr mit dem Worte Herabwürdigung bezeichnen — wie kommſt Du aber auf dieſe tolle Idee?

Ich habe es mir einmal in den Kopf geſetzt, daß mir die Kleine gefällt.

Darin liegt noch nicht, daß Du um ihre Hand anhältſt.

In dieſem Falle iſt's nöthig, entgegnete Guido mit boshaftem Lächeln.

Und was wagte er darauf zu erwidern?

Der einfältige Kerl ſchrieb, daß er nicht

abgeneigt ſein wird, die Hand ſeiner Tochter mir zu geben, falls ich in meiner Liebe beſtändig bliebe — o der tölpelhafte Bauer — wird ſich wundern, wenn ich die Entſchädigung für meine Herabwürdigung fordern werde.

Wie meinſt Du das?

Laß mich darüber ſchweigen, die Zeit wird's lehren.

Was weißt Du mir noch mitzutheilen?

Die Geſchichte, daß ein Menſch mich mit Briefen verfolgt, in welchen er mir allen nur möglichen Rath giebt, der meinen jugendlichen Leichtſinn zu ſteigern geeignet iſt.

Was ſoll das heißen? fragte die Baronin aufmerkſam; davon haſt Du mir bisher noch nichts mitgetheilt, ſetzte ſie in vorwurfsvollem Tone hinzu; geſchieht dies ſchon ſeit langer Zeit?

Etwa ſeit den erſten Tagen des Mai.

Und iſt Dir auch ſchon hier ein ſolcher Brief zugekommen?

O gewiß — der erſte kam ſchon zwei Tage nach unſerer Ankunft, der andere ging mit dem Hoffmannſchen Schreiben an einem Tage ein.

Und was enthielt das erſte Schreiben?

Daß ſich in Paris Dinge ereignen werden, die von unendlichem Einfluß auf mein Schickſal ſein werden.

Und was enthielt der zweite? fragte die Baronin, während ſie tief aufathmete.

Sprach von einer — doch nein, Mama, das ſage ich Ihnen nicht; ich hoffe, Sie werden mir geſtatten, gewiſſe Geheimniſſe zu haben, dergleichen Dinge machen einen jungen Mann intereſſant.

Geheimniſſe vor einer Mutter?

Wie Sie ſolche gegen Ihren Sohn haben.

Wann hätteſt Du dieſe Bemerkung gemacht, mein Sohn? fragte die Baronin ſehr erregt.

Schon ſeit geraumer Zeit.

Mein Sohn, ich habe keine Geheimniſſe vor Dir, verſetzte die Baronin in unſicherem Tone.

Können Sie das beſchwören, Mama? Doch Sie ſchwören auf Verlangen — laſſen Sie mich Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß Sie mir trotz meiner wiederholten Bitte nicht die Urſache nannten, die Ihre plötzliche Abreiſe nach Paris veranlaßte, eben ſo wenig ſagten Sie mir, welchem Herrn Sie an jenem Sonntage, als das Gewitter tobte, die Rettung Ihres Lebens zu danken und welche Unterredung Sie mit dieſem hatten — ein zufälliges Geſpräch mit dem Reitknecht nur machte mich mit allen dieſen Umſtänden bekannt — von Ihnen, meiner zärtlichen Mama, hörte ich davon nicht das Geringſte, Sie werden mir daher nicht verargen, wenn auch ich gegen Sie geheimnißvoll erſcheine.

Mein Sohn!

Nun, Mama, es wäre jetzt ein Augenblick mir Näheres über Ihren Lebensretter mitzutheilen.

Nein — ich werde mich niemals dazu beſtimmen laſſen, mich den Launen eines Kindes zu fügen! rief die Baronin mit Stolz.

Ich habe übrigens in Bezug auf jenen Mann eine Ahnung ſeltſamer Art.

Welche? fragte die Baronin haſtig.

Ich glaube, Ihr Lebensretter iſt auch zugleich mein unbekannter Correſpondent.

Was bringt Dich auf die Vermuthung, mein Sohn? rief die Baronin ſehr alterirt.

Das kann ich Ihnen nicht ſagen, und doch ſcheint es mir ſo.

Haſt Du denn niemals einen Menſchen bemerkt, den Du für jenen Correſpondenten hältſt? Menſchen, die uns heimlich nützen oder auch ſchaden wollen, pflegen ſich denn doch auf irgend welche Weiſe uns in Perſon bemerklich zu machen.

Ich hatte Gelegenheit, vor etwa acht Tagen in der Rue Rivoli einem kleinen Manne zu begegnen, der mich ſcharf fixirte und deſſen boshafter Blick mir außerordentlich auffiel.

Dabei iſt nichts Auffallendes, ſagte die Baronin mit ſichtlicher Unruhe.

O doch — denn der Menſch verfolgte mich bis vor dieſes Haus und — zwei Stunden ſpäter erhielt ich den erſten Brief in Paris.

Erzähle mir eine andere Geſchichte, mein Sohn — unterbrach ihn die Baronin haſtig, was Du mir von Deinen Vermuthungen mittheilſt, langweilt mich.

Mama, ich könnte Ihnen vielleicht noch Manches mittheilen, was Ihre Langeweile kürzen machte.

So thue es — ich bitte.

Heute nicht.

Gerade heute wäre ich in der geeigneten Laune, morgen möchte ich nichts hören wollen.

Nun dann möchte ich mir einmal die Frage erlauben, warum Sie gegen Frau Löſcher vorzugsweiſe ſo herablaſſend ſind, während Sie ſich gegen alle übrigen Frauen des Dorfes höchſt hoffärtig zeigen — von mir wird das Niemand behaupten, ich bin in meinem Betragen wenigſtens conſequent und zeichne einen Bauernlümmel vor dem andern nicht aus, mir ſind ſie alle dem Vieh

gleich, denn für mich fängt der Mensch erst mit dem Edelmann an.

Einige Augenblicke blieb die Baronin schweigend, offenbar aber nur, weil sie die Frage in Verlegenheit setzte.

Mein Sohn, sagte sie nach längerer Pause, ich wüßte nicht, daß ich die genannte Frau jemals bevorzugt hätte.

Ich verweise Sie nur auf einen Umstand: Frau Löscher war einst in Geldverlegenheit und wendete sich eines Darlehns halber an Sie — nicht wahr?

Es verhält sich so.

Sie weigerten sich natürlich, da sagte Ihnen Frau Löscher etwas, in Folge dessen Sie sogleich das gewünschte Darlehn, übrigens eine erbärmliche Kleinigkeit von zehn Thalern, gaben — auch das verhält sich so?

Ganz recht — sie flehte — das war's, was mich freigebig stimmte.

O nein, Mama, entgegnete Guido spöttisch — es mußte wohl etwas Anderes gewesen sein — ein inständiges Bitten vermöchte nichts über Sie, weil Ihnen das Herz fehlt, zu dem es bringen — allein Sie sind geheimnißvoll und darum bin ich's auch, und nun gute Nacht, Mama!

Der Sohn hatte sich kaum entfernt, als sich draußen ein lautes Geräusch vernehmen ließ — die Baronin nahte erschrocken der Thür.

Allein noch ehe sie diese erreicht hatte, trat eine Dienerin ein.

Man hat so eben einen bis zum Tode verwundeten Menschen in das Hotel geschafft, welcher vor seinem Scheiden die gnädige Frau zu sprechen wünscht.

Unmöglich — die Sache beruht auf Irrthum.

Nein, gnädige Frau, der Mann hat Ihren Namen genannt, er ist auf der Barrikade verwundet.

Ich stehe mit einem Barrikadenkämpfer durchaus in keinerlei Beziehung, versetzte die Baronin stolz, aber ihr Herz pochte unruhig.

Das Mädchen ging mit diesem Bescheide hinaus, kehrte jedoch bald wieder zurück.

Der Verwundete heißt Martin und ist aus dem Elsaß, meldete sie, er meinte nach Anhörung dieses Namens würde die gnädige Frau unter allen Umständen seine Bitte gewähren, widrigenfalls er sich gezwungen sehe, seine Mittheilungen an anderer Stelle — zu machen.

Das Gesicht der Baronin wurde jetzt leichenblaß, immer noch zögerte sie.

Wo liegt der Mann? fragte sie nach einigen Augenblicken.

Im Corridor.

Wer ist um ihn?

Vier Männer, die ihn trugen.

So sage, daß diese sich während dessen entfernen sollen, ich will mit dem Manne allein sein.

Nachdem das Mädchen die Ausführung dieses Befehls gemeldet hatte, ging die Baronin mit bange pochendem Herzen hinaus.

Etwa zehn Minuten waren verflossen, als sie wieder zurückkehrte — aber welche Veränderung war mit dieser Frau vorgegangen?

Ihr Antlitz erschien erdfahl — sie konnte kaum gehen und sank mit den Worten: „Das war sein Werk" — besinnungslos zusammen.

Die letzten Stunden der Schlacht.

Die am 24. und 25. Juni fast auf allen Punkten geschlagene Insurrection wurde am 26. vollends überwunden; das linke Ufer, die Cité und die Insel Saint Louis befanden sich völlig aufgeräumt. Auf dem rechten Ufer waren die Vorstädte Montmartre, Poissonnière, Saint Denis und Saint Martin ganz gesäubert, und die Linie der Boulevards befand sich in den Händen der Truppen; aber die Insurrection hielt sich noch hauptsächlich in zwei Außengegenden: in der Vorstadt du Temple wo die Truppen blos stellenweise die Oberhand hatten und in der Vorstadt Saint Antoine, wovon nur der Theil bei der Brücke von Austerlitz und längs der Seine bezwungen worden war.

Der General Lamoricière, nachdem er am 25. Abends die fürchterlichen Positionen auf den Höhen der Vorstädte Poissonnière, Montmartre und La Chapelle Saint Denis hatte wegnehmen lassen, traf in der Nacht Anstalten die Vorstadt du Temple einzunehmen und nachher auf der linken Seite der Vorstadt Saint Antoine zu operiren.

Am 26. Morgens, nachdem er die ersten Barrikaden am Eingang der Vorstadt diesseit des Canals bombardirt, ließ er sie mit dem Bayonnet erstürmen, und die Insurgenten längs des Canals gebändigt, sammelten sich in der Vorstadt Ménilmontant bis jenseit der Barrière und richteten von da ihren Marsch nach dem Quartier Popincourt und der Vorstadt Saint Antoine, wo der Aufstand vollkommen Herr war und vier Tage Zeit gehabt hatte, sich zu befestigen.

Die Hauptstraße der Vorstadt Saint Antoine gehörte in ihrer ganzen Länge den Insurgenten und war streckenweise von ungeheuren Barrikaden durchschnitten. Vom Ba-

ſtillenplatz bis zur Throubarrière zählte man deren 65, wovon die vorderſten aus Quaderſteinen und Baumaterialien mit großer Kunſt aufgeführt und beinahe bombenfeſt waren; ſie hatten bedeckte Gänge, Schießlöcher wie eine Feſtung, und nur Militairingenieure konnten dieſe Verſchanzungsbauten geleitet und angegeben haben.

Die nach dem Fluſſe hinlaufenden Querſtraßen waren ebenfalls verbarrikadirt, ſowie auch die auf den Canal zu ſtoßenden oder ſich dahin richtenden Gaſſen.

Auf der mittelſten der drei ſtärkſten Barrikaden, am Eingang der Vorſtadt vom Baſtillenplatze her, wehte die rothe Fahne. Zwiſchen zwei ebenfalls ſehr feſten Verrammelungen hatten die Inſurgenten eine Gießerei errichtet, wo ſie Kugeln fertigten mit einem eigenen Apparat, durch den man viele Kugeln auf einmal gießen konnte.

Das Baumwollenpulver, welches ſie verbrauchten, wurde bei einem Paſtetenbäcker fabricirt. Sie verſuchten Kanonen aus Gasröhren zu machen, fanden aber zuletzt ein paar alte kupferne von kleinem Kaliber bei einem der zahlreich in dieſem Stadtviertel wohnhaften Eiſenhändler und machte davon Gebrauch.

Auch hatten ſie, wie es ſchien, eine Art Mörſer verfertigt, woraus ſie mehrere Kartätſchenſalven abfeuern konnten.

Fehlte es ihnen an Kugeln, ſchnitten ſie zuweilen gar eiſerne Gardinenſtangen von den Fenſtern in Stücke und ſchoſſen damit. Sie glaubten ſo gewiß zu ſiegen, daß ſie von den Einwohnern allerlei Gegenſtände requirirten und dafür Scheine ausgaben, die von den Chefs unterzeichnet waren und auf dem Stadthauſe zahlbar lauteten.

Die Ueberzeugung, daß ein Theil des ſchweren Geſchützes, welches ſie um ſich herum donnern hörten, in den Händen ihrer Brüder unter dem Commando von Freund Cauſſidière und dem Barrikadenprofeſſor ſei, beſtärkte ſie dermaßen in ihrem Irrwahn, daß alle in vermittelnder Abſicht eingeleiteten Unterhandlungen einzelner Volksrepräſentanten, welche als Geißeln feſtgenommen wurden und ſelbſt der Schritt des Erzbiſchofs von Paris, der ſich durch ſeinen evangeliſchen Hirteneifer den Märtyrertod zuzog, umſonſt waren.

Da Güte und Ueberredung nichts auszurichten vermochten, mußte mit Gewalt eingeſchritten werden. Auf Seite der Inſurgenten waren die drei Hauptſtraßen, die der Vorſtadt Saint Antoine, die Straße Charenton und de la Roquette, welche wie breite, divergirende Strahlen von dem Baſtillenplatz aus nach den äußerſten Enden der Vorſtadt fortlaufen, mit ſtarken Barrikaden an ihren Einmündungen verſchanzt.

Der Boulevard Beaumarchais, die Straße Saint Antoine und der Boulevard Bourbon auf der Stadtſeite befanden ſich im Beſitz der Truppen; drei Redouten, mit Kanonen beſetzt, deckten dieſe dreifache Angriffsfront. Der freie Baſtillenplatz und der mitten hindurch gehende Canal trennte die beiden Lager.

Der General Perrot hatte die oberſte Leitung der gegen die Vorſtadt gerichteten Operationen. Recurt, Exminiſter des Innern, und Adam, Adjunct des Bürgermeiſters von Paris, waren bei ihm. Die erſten Morgenſtunden wurden zu Schanzarbeiten angewandt. Der General Cavaignac hatte aus Arras und Lafère ein Regiment vom Geniecorps mit dem nöthigen Belagerungs-Apparat kommen laſſen und bald erhob ſich am Ende der Straße Saint Antoine eine fürchterliche Redoute, welche die gegenüber liegende Straße der Vorſtadt beſtrich. Der Holzhof an der Ecke des Quai Bourbon wurde in eine wahre Kaſematte umgewandelt wo ſich die Truppen verſteckten.

Die Inſurgenten beſetzten ihrerſeits alle Häuſer; man ſah ſie deutlich die Fenſter mit Matratzen auspolſtern und ſich auf ihre Poſten ſtellen. Von beiden Seiten rüſtete man ſich ſo zum Kampfe, als um 8 Uhr von den Abgeordneten der Vorſtadt Friedensanträge gemacht wurden.

Die Parlamentaire, vier an der Zahl, hielten mitten auf dem Baſtillenplatz bei der Juliſäule ſtill, von wo aus der Deputirte Recurt ſich zu den Inſurgenten begab. Die Letzteren erboten ſich, ihre Barrikaden einzureißen, unter der Bedingung, daß man ihnen die Waffen laſſe und die Gefangenen von Vincennes freigebe.

Recurt ermahnte ſie, von dieſen unſinnigen Zumuthungen abzuſtehen und ſich ohne Bedingung zu unterwerfen; aber ſein Zureden fand kein Gehör.

Die Parlamentaire wurden auf der Stelle wieder zurückgeführt. Gegen 9 Uhr fanden abermalige Verhandlungen ſtatt. Die Abgeordneten erklärten in ihrer Genoſſen Namen, die Waffen niederlegen zu wollen, wenn man ihnen die demokratiſche und ſociale Republik garantire.

Sie legten hierbei das Programm ihrer Republik vor: daſſelbe war ein wirres Gemiſch von ſocialiſtiſchen und jakobiniſchen Prinzipien eine rohe Ausgeburt verbrannter

Gehirne und ein wüster Nachhall von den Lehren, welche Barbès, Lobuer und Consorten am 15. Mai proclamirten.

Recurt weigerte sich, das Programm zu lesen und verlangte abermals unbedingte Unterwerfung, wollte aber, da die Parlamentaire dieselbe ablehnten, durchaus mit nach der Vorstadt hingehen, wo er von seiner frühesten Jugend und seiner medicinischen Praxis her fast alle Leute kannte und als Arzt und Freund der Armen in populairem Ansehen stand. Man mußte ihn mit Gewalt von diesem mehr als menschenfreundlichen Vorhaben abhalten.

Unterdessen hörte man zur Linken Gewehrfeuer und Kanonendonner krachen, der von Minute zu Minute näher kam.

Es war der General Lamoricière, der durch die Vorstadt du Temple gegen Saint Antoine vorrückte, und es wurde dringend nöthig, auch von der Stadtseite her anzugreifen, wenn beide Operationen, wie verabredet war, zusammentreffen und ineinander greifen sollten.

Es war 9½ Uhr. In diesem Augenblick kam ein Adjutant des General Cavaignac mit einem Befehl an den General Perrot, um 10 Uhr das Feuer zu eröffnen, wenn sich die Vorstadt nicht auf Gnade oder Ungnade ergeben habe.

Dieser Befehl wurde den Insurgenten mitgetheilt. Da sah man ein ergreifendes und schreckliches Schauspiel.

Die Einwohner aus der Vorstadt kamen heraus, die Einen mit aufgehobenen Händen flehend, die Andern von Kummer niedergebeugt; friedliche Bürger und schlichte Arbeitsleute betheuerten laut, daß sie mit Gewalt zur Theilnahme am Aufstand angehalten worden und baten um Gotteswillen, man möge ihren Frauen und Kindern wenigstens freien Abzug gestatten.

Recurt gewährte ihnen die Bitte und alsbald sah man an der Ecke des Boulevards Contrecarpe eine Colonne Weiber und Kinder nach dem Quai hinfliehen.

Aber dieser Auszug hörte plötzlich auf, weil entweder die Furcht die Uebrigen abhielt, oder die Insurgenten sie nicht fortlassen wollten.

Jene Verhandlungen hatten nahe an zwei Stunden gedauert.

Die für die Unterwerfung festgesetzte Stunde nahte heran, die Geschütze waren in Batterie gestellt und die brennende Lunte zum Abfeuern bereit.

Eine allgemeine Angst beklemmte die Herzen. Man erwartete in tiefem Schweigen den verhängnißvollen Augenblick.

Es schlug zehn Uhr. Die Insurgenten griffen zu den Waffen.

Einen Kanonenschuß krachte und gab das Zeichen zum Kampfe.

Die Kanonade wurde eröffnet und tobte so gräßlich, daß die ganze Vorstadt bebte und den Kanonieren das Blut aus den Ohren floß.

Die Insurgenten erwiderten das Feuer mit derselben Energie.

Bald zündeten die Haubitzen in einem Hause an der Ecke der Straße de la Roquette.

Ein dicker Qualm, den der Wind über die benachbarten Häuser hinwegwehte, vertrieb daraus die Insurgenten. Das Schießen ließ eine Weile nach. Da sprangen die ungeduldigen Soldaten der Mobilgarde über die Schanzen hinweg, stürzten nach dem Bastillenplatz und liefen Sturm gegen die Vorstadt, um die ersten Fahnen von den Barrikaden zu erbeuten.

Vergebens rief sie der General Perrot zurück und drohte ihnen, er werde mit Kanonen auf sie schießen lassen, wenn sie nicht gehorchten; aber nichts konnte ihren Anlauf hemmen.

Der General, rasch entschlossen, ließ auf der Stelle den Sturmmarsch schlagen und das 48. Linienregiment nachrücken, welchem sich die Nationalgarde anschloß.

Man theilte sich im Sturmschritt in drei Colonnen; die erste marschirte gerade gegen die Vorstadt los; die zweite griff die Straße Charenton, die dritte die Straße de la Roquette an.

Ein lebhaftes Gewehrfeuer krachte von Seiten der Insurgenten gegen die Angriffscolonnen, aber die ersten Barrikaden waren bald gestürmt und die Meuterer stoben nach allen Seiten hin auseinander.

Die Truppen stürzten in die Straßen, in die Häuser und besetzten schnell von Barrikade zu Barrikade die ganze Vorstadt, trotz des hie und da noch erbitterten Widerstandes.

Die vorcilige Erstürmung der Vorstadt Saint Antoine hinderte den General Lamoricière an der beabsichtigten Entwicklung seiner Truppencolonnen, die sich vom Canal bis über die Thronbarrière hinaus in einem Halbzirkel ausbreiten sollten, um die Insurrection von der Seite und von hinten her anzugreifen, und ihr jeden Rückzug abzuschneiden.

Es war zu bedauern, daß diese strategische

Bewegung nicht gelang, denn die Hauptanführer und Hauptbanden des Aufstandes hätten sich an jener Stelle nicht retten können, wie sie es gethan haben.

Während man sich auf dem Bastillenplatz und in der Vorstadt Saint Antoine schlug, verschanzten sich die aus der Vorstadt du Temple und vom Boulevard zurückgeworfenen Insurgenten auf der andern Seite des Canals, der, wie die Chefs ganz richtig ausgerechnet hatten, für sie gleichsam den Wallgraben einer großen Festung abgeben konnte.

Hinter sich hatten sie die Gemeinde von Belleville revolutionirt, die ihnen als Anhaltspunkt diente und ihren letzten Rückzug deckte.

Endlich, zu den Barrièren hingedrängt, vertheidigten sie sich noch an mehreren Stellen der Zollmauern, die mit Schießlöchern und Ausgängen durchbrochen war, und jenseit welcher sie die Bäume umgehauen und Barrikaden errichtet hatten.

Eine der stärksten Barrikaden war am Eingang der Straße Pyat und Saint Laurent gebaut und lag der Barrière von Belleville gegenüber; eine andere erhob sich vor der Bürgermeisterei von Belleville, war aber lange nicht so fest, und daher nicht im Stande, einen ernstlichen Angriff auszuhalten.

Zahlreiche andere Barrikaden, die man weiter hinaus, die ganze Pariser Straße entlang bis zu den Festungswerken von Romainville aufgeführt hatte, sollten die Insurgenten gegen einen Angriff schwerer Cavallerie oder leichter Infanterie schützen, der von Bondy oder Vincennes die Straße von Romainville her kommen konnte.

Die Möglichkeit eines Ueberfalls von dieser Seite her schien ihnen viel Sorge zu machen, denn sie fürchteten jeden Augenblick von den Truppen umgangen und blockirt zu werden, ohne daß sie einen Ausweg behielten.

Sie blieben vom Freitag bis Montag in dieser Stellung.

Schon am Montag Morgen führte die Niederlage des Aufstandes in der Vorstadt Saint Antoine den Abfall einzelner Insurgenten herbei, man sah diese Einzelnen die Chausseen von Ménilmontant und Belleville hinaufgehen, um einen Schlupfwinkel zu suchen, und die Waffen auf dem Felde zu verstecken.

Gleichzeitig verließen die dem Bombardement ausgesetzten Bewohner von Ménilmontant, Les Trois Couronnes, Belleville und der ganzen, zu diesen Gemeinden gehörigen Umgegend ihre Häuser und flüchteten sich mit ihren Frauen und Kindern, mit Habseligkeiten und Lebensmitteln ins Freie, um, wie sie hofften, bald wieder in ihre Wohnungen zurückzukehren.

Dieser glückliche Augenblick blieb für sie auch nicht lange aus; denn zwischen fünf und sechs Uhr Abends wurden die stärkern und schwächern Barrikaden in Belleville weggenommen und die Nationalgarde, Mobilgarde und Linie, von Artillerie unterstützt, säuberten ganz Belleville von den Insurgenten, die aus allen Stellungen wichen und in ordnungsloser Flucht nach allen Seiten hin zerstoben.

Die Gefechte am 26. Abends in Belleville waren die letzten Scharmützel der viertägigen großen Bürgerschlacht in und vor den Mauern von Paris.

Man nimmt an, daß in den ersten Tagen 4000 Insurgenten am Pantheon, 5000 am Hotel Dieu und bei der Kirche Saint Séverin, 6000 am Stadthause und in der Cité, 8000 im Clos Saint Lazare, 20,000 in der Vorstadt Saint Antoine mitgefochten haben: im Ganzen etwa 40—45,000 Mann.

Viele von ihnen Compagnien wurden von Individuen im Officierscostüm der Nationalgarde und von Leuten in Civilkleidern, die das rothe Band der Ehrenlegion trugen, befehligt.

Alle diese Banden handelten mit erstaunlicher Uebereinstimmung; die Richtigkeit ihrer Manoeuver, der Bau ihrer Barrikaden, die Ordnung und Combination ihrer strategischen Maßregeln setzten die erfahrensten Militairpersonen in Verwunderung.

Bei einer solchen Leitung, bei den unermeßlichen Hülfsmitteln aller Art, die sie besaßen, begreift man, wie sie sich ihres Sieges so gewiß wähnten, und welche heißen Gefechte bestanden werden mußten, um sie zu bewältigen.

Der Sieg verblieb der guten Sache, wurde aber erst nach heldenmüthigen Kämpfen und mit schmerzlichen Verlusten errungen.

Nie wüthete der Bürgerkrieg mit solcher Gewalt, und nie floß so viel Bürgerblut von Bürgerhänden vergossen.

Die Zahl der Opfer von beiden Seiten war ungemein beträchtlich.

Mehrere schätzten die Gesammtzahl der Todten und Verwundeten auf 10,000, die aber nach andern Annahmen wohl auf die Hälfte herabzusetzen ist.

Die Mobilgarde meist aus jungen Leuten von fünfzehn bis zwanzig Jahren bestehend,

die in den Februartagen mitgefochten und diesmal wie die bärtigen Krieger der alten Kaisergarde gestritten, so daß man ihnen auch den Ehrentitel der jungen Garde beigelegt, litt am meisten und gab offenbar durch ihr energisches Einschreiten gegen die Meuterer den Ausschlag zu Gunsten der guten Staatsbürger.

Wie verdient aber auch das Lob sein mag, das der Mobilgarde ihres aufopfernden Betragens wegen von allen Seiten gespendet wurde, so knüpft sich doch an das Einschreiten dieser Garde ein schreckender Gedanke.

Das plötzliche Dazwischentreten der Mobilgarde hing lediglich von einem Zufall ab, und diesem Zufall war augenblicklich das Schicksal von Frankreich, waren alle Interessen der Civilisation unterworfen; denn ebenso leicht konnte sich diese Truppe auch zur entgegengesetzten Seite hinwenden und nach der andern Richtung hin den Ausschlag geben.

Die erste Colonne Mobilgarde nämlich, die gegen eine Barrikade beordert ward, blieb anfangs ungewiß, was sie thun sollte.

Der Schritt, indem sie anrückte, war schwankend; unweit der Barrikade angelangt, blieb sie, die Gewehre umgekehrt im Arm, ruhig stehen und bezeigte unverhohlen ihre Unlust zum Schießen.

Da gaben die Rebellen, die hinter der Verrammelung lauerten, eine Salve in ihre Reihen und vier Mann stürzten.

Dieser tückische Angriff, wovon die Nachricht sich schnell unter ihren Kameraden verbreitete, erbitterte die ganze Mobilgarde aufs Aeußerste und machte sie so bereitwillig, die Insurgenten vernichten zu helfen.

Sie verlor an 1000 Mann, worunter mehrere hohe und viele niedere Officiere; 723 Mann wurden getödtet oder verwundet; 250 sind ganz verschollen und Niemand weiß, wo sie hingekommen.

Einige davon mochten freilich zu den Insurgenten übergelaufen sein und dort ihr Ende gefunden haben, aber die meisten der Verschollenen sind vermuthlich als Gefangene umgebracht und bei Seite geschafft worden.

Die Nationalgarde und Armee erlitten ebenfalls bedeutende Verluste; um diese Verluste zu schätzen, braucht man nur die gefallenen und verwundeten Generale zu zählen.

Von 14 commandirenden Generalen wurden 11 getroffen; zwei davon, der General Négrier, aus den französischen Feldzügen in Afrika her bekannt, und der General Bréa blieben auf dem Wahlplatze; vier, die Generale Francois, Reynaud, Bourgon, Duvivier starben später an ihren Wunden, und fünf, Bedeau, Damesme, Korte, Lafontaine Foucher wurden verwundet.

Die Generale Lebreton, Perrot und Lamoricière kamen mit heiler Haut davon; dem Letzteren wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen.

Alte Militairs versichern, daß in keiner Schlacht der Kaiserzeit, das Verhältniß der getödteten und verwundeten Generale so beträchtlich gewesen und daß bei keiner Bestürmung einer Festung oder Redoute so viel Menschen geblieben, als bei der Einnahme der Pariser Barrikaden in den schrecklichen Junitagen.

Der Juniaufstand hat durchaus keine Aehnlichkeit mit den andern Insurrectionen, die sich bisher erhoben und Paris mit Blut befleckt haben.

Sonst war es der Kampf zweier politischer Systeme, der Krieg einer, von der Regierung ausgeschlossenen Minorität gegen die Inhaber der herrschenden Staatsgewalt.

Der überlieferte Staat selbst sollte im Ganzen so bleiben wie er war, oder wenigstens nur in einzelnen Theilen einer Veränderung unterworfen werden; es kam einzig und allein darauf an, wer ihn lenken sollte.

Der sich darüber entspinnende Streit wurde mit leidenschaftlicher Erbitterung, aber fast immer auf loyale Weise, ohne schnöde Heimtücke und Niederträchtigkeit ausgefochten und ein unnützer Mord empörte die öffentliche Meinung mehr und erregte größeren Abscheu, als das blutige Eingreifen einer Meuterei.

Diesmal wurde die rothe Fahne und mit ihr ein furchtbares Prinzip entfaltet; es hieß nicht mehr: vive la charte! vive la nation! oder vive la liberté! (Es lebe die Verfassung! es lebe die Nation! es lebe die Freiheit:) sondern die Aufrührer fochten mit dem Ruf: vive la république démocratique et sociale! (Es lebe die demokratische, sociale Republik!)

Man sträubt sich an die Unthaten zu glauben, die von den Insurgenten an den Gefangenen verübt worden sind, namentlich in unserm Jahrhundert, in welchem man sich auf der höchsten Stufe der Moral und der Humanität wähnt, und in der Hauptstadt eines Landes, welches sich rühmt, an der Spitze der europäischen Bildung und Aufklärung zu stehen. Welchem Schicksal wäre wohl jene unglückliche Hauptstadt anheimge-

fallen, wenn die Empörer die Oberhand gewonnen hätten!

Handlungen unglaublicher Bestialität wurden von den Meuterern verübt, von denen zwar Viele in blindem Wahn mitfortgerissen sein mögen, viele aber ihrer wilden Leidenschaft und Mordlust folgten.

Die Nachrichten aus den zuverlässigsten Quellen gestatten keinen Zweifel an den scheußlichen Excessen, die von den Insurgenten begangen wurden und die an die Gräuel der Karaiben erinnern.

Es ist unwiderlegliche Thatsache, daß die spirituosen Getränke, welche man in einigen Quartieren den Mobilgarden und Linientruppen verkaufte, mit giftigen Substanzen vermischt waren, die Einzelnen, welche sie zu sich nahmen, schreckliche Convulsionen und sogar tödtliche Anfälle verursachten.

Als die Insurgenten sich am Sonnabend Nachmittag vom Platz Maubert zurückziehen mußten, wurden fünf gefangene Offiziere der Mobilgarde von einem Manne in Weiberkleidern mit einem Hackmesser geköpft.

Im Quartier Saint Marceau fand man mehrere Mobilgarden an den Handgelenken aufgehängt und mit Säbel- und Bayonnetstichen erdolcht, und eine von den verhafteten Megären, die man unter den Insurgenten aufgriff, gestand mit schauderhafter Freimüthigkeit: sie habe dreien Hundebuben der Mobilgarde die Köpfe und einzelne Glieder abgeschnitten.

Auf einer von den Hauptbarrikaden der Vorstadt Saint Antoine sah man den verstümmelten Leichnam eines republikanischen Gardesoldaten in seiner Uniform mit aufgeschlitztem Leib auf einen Pfahl gespießt.

Auf andern Barrikaden waren abgeschnittene Köpfe mit ihren Käppis gleich Vogelscheuchen aufgepflanzt. Ein Kopf, dem man Pech in den Mund gegossen und einen Docht hineingelassen, wurde auf eine Pike gesteckt und als Pechfackel gebraucht.

Man zündete den Docht an und die Elenden, welche diese entsetzliche Barbarei begangen, sangen um diese grauenhafte Trophäe herum: Des lampions! des lampions! nach dem Takt der Reveille.

Im Clos Saint Lazare wurden einem gefangenen Infanterie-Officier beide Hände abgehauen, er verblutete langsam an diesen gräßlichen Wunden.

Einem Dragoner sägte man die Füße ab und setzte ihn sterbend wieder auf sein Pferd.

Hinter der Barrière Rochechouart wurde eine Spritze gefunden, deren Behälter voll Vitriolöl war, das die Insurgenten den angreifenden Soldaten ins Gesicht spritzten, nebst einer gewissen Anzahl großer Eisenblechflaschen, mit Terpentinöl gefüllt, womit man die öffentlichen Gebäude in Brand stekken wollte.

An den Außenwänden der Bürgermeisterei des achten Arrondissements und der Kaserne de l'Ocasine im Quartier Saint Marceau sah man noch lange den Pech- und Theeranstrich, womit sie überzogen wurden und den man anzuzünden versuchte, was aber der starke Wind verhindert zu haben scheint. Thüren und Thürpfosten sind verkohlt und angebrannt, aber die Flamme drang nicht bis ins Innere.

Bei vielen Gefangenen fand man materielle Beweise der unbarmherzigsten Wuth, welche die Aufrührer beseelte.

Sie wollten nicht blos siegen, sondern auch morden. Einfach gegossene oder selbst gehackte Kugeln waren ihnen zu gewöhnliche Geschosse, die nicht sicher genug den Tod gaben.

Man fand bei ihnen Stücke von verrostetem Kupfer, womit sie ihre Gewehre luden, und kleine kupferne Röhren voll Pulver, an die eine kleine Lunte so angebunden war, daß sie in der Wunde platzten. Auch eiserne, mit einem auf beiden Seiten hervorstehenden Messingdraht durchstochene Kugeln fand man, die in vielen Fällen nicht wieder aus der Wunde gezogen werden konnten, so daß die Verwundeten kläglich sterben mußten.

Die Bürgerkriege und sogar die Religionskriege haben bisher nie etwas so Scheußliches ausgesonnen; seit den Zeiten der Hunnen ist schwerlich wohl eine solche Verachtung alles Göttlichen und Menschlichen vorgekommen und hoffen wir, daß sie auch niemals wieder vorkommen wird.

Unter den Tuilerien.

Die Zahl der Insurgenten, deren man sich bemächtigt hatte, war eine ungewöhnlich große.

Gleich in den ersten Tagen war eine Anzahl von 6500 vorhanden, steigerte sich jedoch bald zu einer Höhe von etwa 14,000, welche man meist in den Forts der Pariser Festungswerke, besonders in denen von Ivry, Vanves und Mont Valerien eingeschlossen hatte.

Andere waren noch in der Militairschule, im Gros Caillon, in der Kaserne der Straße de Tournon, in der Conciergerie, in der Polizeipräfectur und in den Gefängnissen Le Force Sainte Pelagie, Les Madelonnettes,

ſo wie in dem Militairgefängniſſe und der Abbaye eingeſchloſſen.

Auch der unterirdiſche Gang, der aus dem Schloſſe der Tuilerien nach der Gartenterraſſe an der Waſſerſeite führte, und durch welchen Ludwig Philipp mit ſeiner Familie am 24. Februar den Weg zur Flucht gefunden, waren mit Gefangenen bevölkert.

Dieſe gehörten nur mit wenigen Ausnahmen in der That jener Klaſſe der Bevölkerung an, welche man im ſtrengſten Sinne des Wortes den Pöbel nennt, und unter welchen ſich auch zahlreiche, bereits beſtrafte Subjecte befanden, eben ſo gab es eine große Menge von Weibern unter ihnen.

Begeben wir uns am 30. Juni zunächſt in den von uns zuletzt genannten, unterirdiſchen Gang.

Sobald wir die Soldatenwachen paſſirt haben, welche ſich in einem dunkeln, ſchmalen Gang hin und her bewegen, der in jenen Tagen durch Wandlampen hell erleuchtet war und zu den Kellergewölben der Tuilerien gehört, erreichen wir eine eiſerne Thür — wir öffnen dieſe, ſteigen etwa fünfzehn Stufen in die Tiefe und befinden uns nun in dem unterirdiſchen Gewölbe.

Dumpfes Geräuſch tönt uns aus kurzer Ferne entgegen. Auch hier finden wir Wandlampen und Soldaten.

Je weiter wir uns in das Gewölbe verlieren, deſto hörbarer wird das Geräuſch, ſo daß wir jetzt ganz deutlich Kettengeraſſel vernehmen.

Die Soldaten ſcherzen, lachen und ſingen, einige von ihnen lagern am Boden und trinken aus gefüllten Krügen, das ſcharf geladene Gewehr neben ſich.

Der Raum iſt etwa ſechzig bis ſiebenzig Fuß breit, die Länge dürfte einige hundert Schritte ausmachen.

Wir haben uns endlich einer Stelle genaht, wo wir auf maſſenhafte Menſchengruppen ſtoßen, die theils am Boden liegen, theils aufrecht ſtehen.

Etwa zwanzig, je in einem Zwiſchenraum von wohl zehn Fuß, an den Wänden lodernde Fackeln verbreiteten ein ſchauervolles Licht, bei welchem wir deutlich jede einzelne Geſtalt, jedes Geſicht wahrnehmen und beobachten können.

Flüche, Verwünſchungen, auch Spottreden, freche Lieder und Kettengeraſſel tönen verworren durcheinander und erfüllen das Ohr des Fremdlings mit Entſetzen.

Männer, Weiber, Mädchen, Jünglinge und ſelbſt Greiſe, Alles befindet ſich hier in buntem Durcheinander.

Welche Galgengeſichter, welche Höllenfratzen grinſen uns von allen Seiten entgegen — in keinem gewahrt man einen Ausdruck von Menſchlichkeit — keine Spur von Schwermuth, von Reue, nur Wildheit, Frechheit, Trotz und Anlagen zu Verbrechen laſſen ſich überall erkennen, und jeder Zug ſagt deutlich: Wir haben mit der Geſellſchaft abgerechnet!

Die wilden Geberden, die ſchauervolle Beleuchtung erhöhen den Eindruck des Entſetzens.

Einer dieſer Unglücklichen ſingt faſt unausgeſetzt, während die Kette den Takt dazu raſſelt; ſein brauner Arm iſt entblößt, und man erblickt darauf den Stempel des Bagno, welches ſchreckliche Denkmal der Elende wie mit Abſicht zu zeigen ſcheint.

Ruhe! ließ ſich jetzt plötzlich die Stimme eines großen breitſchultrigen Mannes, mit wildem bärtigen Geſicht vernehmen, der ſich eben vom Boden aufrichtet.

Der Barrikadenprofeſſor hat das Wort, riefen Andere, ſchweig' alſo.

Warum ſoll ich ſchweigen, meinte der Angeredete, laßt mich in Erinnerungen ſchwelgen.

In welchen Erinnerungen könnteſt Du ſchwelgen — rief der Barrikadenprofeſſor lachend.

Dieſes Lied ſangen wir immer in Toulon und da gab es oft ſchöne Tage.

Ich glaube, dieſe Tage werden Dir jetzt wiederkehren, alter Burſche, gieb Acht, noch ehe acht Tage vergehen, wirſt Du Dich bereits auf der Wallfahrt dahin befinden.

Ich hoffe nicht ohne würdige Begleitung dahin zu gehen, meinte Jener mit boshaftem Lächeln — hat denn hier ſchon Jemand den Orden?

Meinſt Du etwa den der Ehrenlegion? fragte ein Anderer aus der ehrenwerthen Geſellſchaft.

Gewiß, nur daß die Legion, die ich meine, die Ehre hat, auf Staatskoſten verſorgt zu werden; ohne daß ſie gerade in Nationalwerkſtätten arbeitet.

Du biſt ein ganz ſchäbiger Lump! rief der Barrikadenprofeſſor, und läßt keinen Menſchen zu Worte kommen —

Ich ein Lump und habe den Orden? rief Jener mit ſchrecklichem Lachen; o ich bin ſogar von ſehr hoher Abkunft, denn mein Vater endete hoch —

Alſo am Galgen! lachte der Barrikadenprofeſſor.

Gleichviel, wenn man bereits in Abrahamsruh angekommen, ſo kann es nicht da-

rauf ankommen, ob man am Galgen oder auf ſchwellendem Dunenlager endete; aber Ihr ſeid Lumpen, denn ich ſehe hier immer noch Niemanden, der ſchon mit einem Orden geſchmückt iſt.

Prahle nur nicht zu ſehr, hier — hier und hier — ſieh — da haſt Du ihn!

Und mit dieſen vielſeitigen Ausrufen entblößten ſich hundert Arme zugleich und ſie alle bewieſen, daß ſie das Ruder der Galeere bereits geführt hatten.

Es iſt gut, ſagte Jener, Ihr ſeid meine Leute, ebenbürtige Kameraden, nicht bloßes Straßengeſindel wie die Andern; aber ſagt mal Freunde, was haben wir nun davon, daß wir uns ſo ſehr für die Wahl Seiner Hoheit des Prinzen Louis Bonaparte verwendet, was kann es uns nützen, wenn er jetzt ſelbſt ein gutes Wort in der Deputirtenkammer für uns einlegt?

Das kann uns jetzt freilich ganz gleichgiltig ſein; wir haben blutige Köpfe davon getragen und werden in das Bagno ſpazieren müſſen, höchſtens bleibt uns die Anwartſchaft, daß er, erſt Präſident, uns aus der Gefangenſchaft befreien und uns gute Arbeit geben wird.

Meinſt Du, daß er Präſident werden wird? fragte ein Anderer.

Gewiß, ſehr bald.

Ich meine noch mehr, rief der Barrikadenprofeſſor, den dieſes Geſpräch zu intereſſiren ſchien.

Willſt Du Deine Meinung nicht auskramen? rief Marceur, der dieſe Worte gehört hatte und plötzlich zu ihm getreten war.

Ich glaube, der Prinz wird nicht eher ruhen, bis er aus Frankreich wieder ein Kaiſerthum gemacht hat.

Was — ein Kaiſerthum? riefen die Galeerenſträflinge faſt zu gleicher Zeit; nimmermehr darf Frankreich eine Monarchie werden.

Was geht das Euch Lumpen an? rief der Barrikadenprofeſſor mit lauter Stimme; einem Geſindel, wie wir es ſind, kann es übrigens ganz gleich ſein, was Frankreich iſt oder wird, wenn unſere Wohlfahrt und Ehre nur dabei geſichert ſind.

Das iſt freilich wahr, entgegnete Marceur, aber ich will jetzt einmal nach dem dort ſehen, ſetzte er leiſe hinzu und begab ſich zu zwei Geſtalten, welche, abgeſondert von Allen, in einem Winkel kauerten.

Eilen wir Marceur voran:

Wir erkennen in einer der beiden Geſtalten einen jungen Mann von ſchönem aber düſterem Antlitz.

Seine großen Augen blicken nur ſelten auf, ſein Haupt iſt herabgeſenkt und mancher Seufzer entringt ſich der Bruſt.

Auch ſeine Arme ſind geſchloſſen gleich denen ſeiner traurigen Umgebung, aber ſie ſind unbeweglich übereinander geſchlagen — es ſcheint, als bebt der junge Mann vor dem Geraſſel der ſie feſſelnden Kette zurück.

Neben ihm kauert ein junges Mädchen von gleichfalls ſchönem Antlitz — auch an dieſem erkennt man nichts von der Gemeinheit, welche aus den Geſichtern der übrigen Weiber ſpricht — Leichtſinn und wilde Energie geben ſich zwar in ihren Zügen kund, allein eine gewiſſe Sanftmuth bleibt dennoch darin bemerklich.

Das Mädchen ſieht theilnahmsvoll auf ihren ſtillen Leidensgefährten, wendet keinen Blick von ihm, ſie ſcheint jeden ſeiner Athemzüge zu belauſchen.

Schläfſt Du, Franz Löſcher? flüſterte das Mädchen plötzlich.

Ich ſollte ſchlafen? entgegnete der Gefragte mit bitterem Lächeln, wehmüthig ſein Haupt erhebend; ich ſollte ſchlafen können, wo dieſes Geraſſel klirrt und das Verbrechen tobt? — weh mir — bin ich doch ſelbſt an die Kette geſchloſſen. O Gott, mit dem Wahlſpruche „Brod oder Tod“ kam auch ich in dieſes Land, Brod wollte ich erlangen durch meiner Hände Arbeit, frei ſein durch Selbſthilfe und jetzt hat man meine Arme gefeſſelt — barmherziger Gott, ich könnte den Verſtand verlieren!

Sei ruhig, Franz Löſcher, ſagte das Mädchen mit bewegter Stimme; Du wirſt nicht verloren gehen, trägſt Du auch augenblicklich die Kette, man wird ſie Dir bald abnehmen.

Man wird meinen Arm von der Kette befreien, um ihn mit dem brandmarkenden Eiſen zu verſehen.

Nein, das iſt unmöglich — es kann, es darf nicht ſo weit kommen, man muß, man wird Deine Unſchuld erfahren!

Wer will ſie beweiſen?

Ich, verſetzte das Mädchen mit äußerſter Beſtimmtheit.

Du, Jeannette? — hat man Dich nicht ſelbſt hinter der Barrikade im Wachthauſe gefunden? — hat man uns nicht beide dort ergriffen? — O warum mußte die Kugel eines der Elenden, die auf mich gerichtet ward, ihr Ziel verfehlen?

Weil Du eine Mutter haſt, Franz Löſcher, verſetzte Jeannette mit einer gewiſſen

Feierlichkeit, eine Mutter, die Deiner bedürfen wird, darum hat Gott die Kugel abgewehrt, die Dir bestimmt war.

Ach meine arme Mutter! rief Franz in herzbrechendem Tone; an diesem Orte — und Dein gedenken! Gott behüte Dich daß Du nichts von dem Jammer erfährst, den Dein armer Franz ertragen muß, o die Schmach wird ihn tödten, Mutter — Mutter — sie haben Deinem Sohn die Kette angelegt, sie haben ihn zum Verbrecher gemacht, er ist ausgestoßen aus der Gesellschaft — diese hat mit ihm abgerechnet!

Jammere nicht so, armer Franz Löscher, fiel Jeannette tröstend ein, ergriff seine Hände, und beider Ketten rasselten ineinander; ich sage Dir, es wird besser gehen, verzage nicht — hoffe auf Gott, Deine Mutter wird für Dich beten — o daß ich eine Mutter gehabt hätte, vielleicht wäre ich ein besseres Geschöpf geworden.

Ist Deine Mutter schon lange todt, Jeannette?

So lange, daß ich mich ihrer nicht zu erinnern weiß.

Und wer ist Dein Vater.

Ach Gott, frage nicht nach ihm.

War auch er auf der Barrikade?

Gewiß — kannst Du zweifeln, daß ein Mensch wie er — doch das geht Dich nichts an, Franz Löscher, es giebt Familienverhältnisse, über die man selbst mit dem besten Freunde nicht gern spricht.

Ich verlange auch nicht, daß Du mir irgend welche Mittheilungen machst, die mich durchaus nicht interessiren.

Ich glaube es wohl, es könnte Dich auch wenig erfreuen, wenn ich von meinem Vater erzählte.

Er ist natürlich sehr arm.

Und doch hält er das Geld nicht zu Rathe — so weiß ich, daß er in zwei Tagen hundert Franken vertrunken und verspielt hat, er und Marceur, mein Bruder.

Sobald man aber hundert Franken verdienen kann, ist man nicht arm.

O, er hat sie nicht verdient.

Also gefunden vielleicht oder gar gest —

Nein, Franz Löscher, unterbrach ihn Jeannette, mein Vater nimmt es zwar mit der Ehrlichkeit nicht so genau, aber dieses Geld hat er nicht gestohlen, er hatte es von einem kleinen Manne empfangen, zu welchem Zwecke — ist mir unbekannt. Es war ein Mensch mit braunem Gesicht, kleinen Augen und starkem schwarzen Backenbart — seine ganze Erscheinung hatte etwas Widerwärtiges, und ich fürchte, ich komme mit ihm früher oder später in Berührung.

Warum vermuthest Du das?

Nun siehe, Franz Löscher, es giebt Menschen, denen man es auf der Stelle ansieht, daß sie Einfluß auf unser Schicksal üben.

Wie könntest Du das ohne irgend welche begründete Ursache vermuthen?

Ich will's Dir sagen: Es sind nun gerade acht Tage her, als mir der vorhin geschilderte Mann auf der Straße in einiger Entfernung folgte; dieses widerwärtige Benehmen ärgerte mich. ich wich ihm aus, machte Umwege, versuchte mich ihm durch weite Strecken zu entziehen, allein vergebens, der kleine Mann blieb hinter mir und lächelte mich so höhnisch, so diabolisch an, daß mir vor Aerger das Blut in den Adern kochte — es wurde spät und ich sah mich endlich gezwungen, in meine Wohnung zurückzukehren.

Und er folgte Dir immer nach?

Unmittelbar auf dem Fuße.

Er sprach Dich nicht an?

Kein Wort, aber seine Blicke ruhten forschend auf mir; es hatte den Anschein als wollte er Gewißheit darüber, ob ich diejenige wäre, die er suchte.

Seltsam.

Als ich kaum in die Stube meines Vaters getreten war, trat auch der kleine Mann in das Zimmer und ließ sich mit meinem Vater in ein längeres Gespräch ein, machte diesem geheimnißvolle Mittheilungen, welche ihn in die äußerste Freude versetzten und endlich sah ich deutlich, daß der Fremde ihm einige Goldstücke einhändigte — dann verschwand er mit der Versicherung, daß er ihn bald wiedersehen würde — mein Bruder Marceur wurde von meinem Vater sogleich in's Geheimniß gezogen; ich bin überzeugt, daß diese seltsame Umstände in einer gewissen Beziehung zu mir stehen.

Hast Du bei Deinem Vater über das freche Betragen des Verfolgers nicht Beschwerde geführt?

Ich that es allerdings.

Nun, was erwiderte er.

Er lächelte und meinte, es zieme mir gar nicht so empfindlich zu sein.

In diesem Augenblick hatte sich Marceur seiner Schwester genaht und begann mit ihr heimlich zu sprechen.

Hast Du von unserm Vater Kunde gehabt? fragte Jeannette, die durchaus keine Freude über die Ankunft ihres Bruders verrieth.

Nein Jeannette, meinte der Gefragte lä-

cheind, wenn ihn die Hunde nicht todtgeſchlagen haben, wird er wohl in irgend einem andern Gefängniß untergebracht ſein; es iſt auch möglich, daß er als Verwundeter in irgend ein Hospital geſchafft ward.

So iſt es, rief ein Anderer dazwiſchen.

Woher weißt Du's?

Weil ich erſt heute früh eingefangen wurde habe ich geſtern Gelegenheit gehabt, von Deinem Vater zu hören.

Alſo er iſt verwundet?

Ganz arg.

Hofft man, daß er wieder geneſe? fragte Marceur mit beſonderm Intereſſe.

Darüber weiß ich Dir nichts zu ſagen.

Zum Teufel, mein Vater würde mir ſehr zur Unzeit ſterben, rief Marceur; zu jeder andern Zeit hätte er eingehen können in die Ruhe Gottes, nur in dieſem Augenblick nicht.

O ich könnte Dir noch etwas ganz Neues ſagen, Marceur, rief Jener.

Von meinem Vater?

Natürlich von ihm —

Nun ſo ſprich.

Ich habe nur gehört, daß er ſich vorgeſtern am Abend in ein vornehmes Hotel ſchaffen ließ, angeblich um —

Fahre fort, rief Marceur mit ſtockendem Athem.

Was geht's Dich an, Marceur? ich darf Dir auch nichts ſagen.

Zum Teufel — warum nicht?

Weil die Geſchichte geheim bleiben ſoll — ich gab mein Ehrenwort, nichts davon zu verrathen; Du wirſt's ſchon erfahren.

So hol' Dich die Hölle und laß mich ungeſchworen! rief Marceur wüthend; und nun ſage mir, fuhr er zu Jeannette gewendet fort, wie Du Dich mit dem Burſchen da amüſirſt?

Wie meinſt Du das, Marceur?

Nun wenn man ſo lange die Geſellſchaft ein und deſſelben Menſchen theilt, muß man doch ein Intereſſe daran haben —

Und wenn dies der Fall wäre?

Dann würde ich's Dir unterſagen, hörſt Du, Jeannette? ſtreng unterſagen —

Du? lachte das Mädchen; ſeit wann fängſt Du an, Dich um mich zu kümmern?

War das auch früher nicht, ſo wird es doch jetzt der Fall ſein.

Schade nur, daß mich der Kerker Deiner Obhut entziehen und Dich die Galeere der Sorge um mich entheben wird.

Aengſtige Dich nicht, man wird uns nicht auf die Galeere ſchicken, und wir beide werden wohl nicht von einander getrennt werden — und ſo iſt mir die Aufgabe nicht verloren, auf der Hut meiner lieben Schweſter zu ſein.

So haſt Du mich noch niemals genannt.

Von jetzt ab wird es immer ſo geſchehen.

Da muß wohl etwas ganz beſonderes vorgefallen ſein.

Etwas ganz Außerordentliches, Jeannette; etwas, das viel Geld einbringen wird, jedenfalls aber iſt es nöthig, daß Du, wenn Dir wieder die Stunde der Freiheit ſchlagen wird, niemals mit dem Menſchen umgehen darfſt.

Daran wirſt Du mich nicht hindern können.

Du täuſcht Dich — es giebt Mittel.

Keines aber, welches mich von einem etwa gefaßten Vorſatz abbringen könnte, Du kennſt mich.

Ich ſage Dir, es giebt Mittel, wiederholte Marceur in entſetzlichem Tone, und nun vorwärts.

Somit verſuchte er ſie von der Stelle zu zerren.

Was willſt Du von mir? rief Jeannette mit lauter Stimme.

Du ſollſt fort von dieſer Stelle; ich will nicht, daß Du bei dem Deutſchen ſitzeſt; augenblicklich folge mir.

Und ich werde es doch nicht.

Was willſt Du von dem Mädchen, Elender? fragte Franz, der durch den Tumult aus ſeiner Gedankenwelt geriſſen wurde.

Ha, wagſt Du's, Dich in meine Familien-Angelegenheiten zu miſchen, verfluchter Deutſcher? — ich ſage Dir, hüte Dich vor —

Er konnte ſeine Drohung nicht vollenden, denn in dieſem Augenblick nahte ſich ein Officier von zwei Mann gefolgt.

Franz Löſcher! rief er mit lauter Stimme.

Der Gerufene blickte überraſcht auf.

Hatten Sie ſich unter den Barrikadenkämpfern von Fontainebleau befunden? lautete die Frage des Officiers.

Man zwang mich, an den dort ſtattgehabten Kämpfen Theil zu nehmen, ſagte Franz, allein ich kämpfte nicht mit der Barbarei gegen die Civiliſation.

Das wird ſich herausſtellen, aber es war noch ein Mädchen in Ihrer Geſellſchaft?

Jeannette Martin! rief die Geſellſchafterin des armen Franz und trat vor.

Gut — ſagte der Officier — Sie beide folgen mir.

Die werden zuerſt gefaßt, meinten einige, als der Officier mit den Gefangenen ver-

schwunden war — nur etwas Geduld, die Reihe wird auch bald an uns kommen.

Es freut mich nur, daß der stolze deutsche Arbeiter, der mehr sein wollte als wir Alle, nun nicht minder ein Mitglied des Bagno werden wird, als seine Kameraden, sagte Marceur mit niederträchtigem Lachen.

Gräfin Teba.

Es war in den Vormittagsstunden desselben Tages, als eine hochgewachsene Dame von etwa zwei und zwanzig Jahren in einem prachtvollen Zimmer vor dem Spiegel stand und sich nachdenkend darin betrachtete.

Sie hatte eine stattliche Gestalt, ein überaus schönes lilienweißes Antlitz von goldblondem Haar umflossen, mit einer edeln geraden Nase, und schwarzen Augen; die Reize des Südens und des Nordens schienen sich in ihrem Gesicht wunderbar zu verschmelzen.

Sie war groß und schlank und ihre außergewöhnlich stolze Haltung verlieh ihr eine besondere Majestät.

In diesem Augenblick öffnete sich die breite Flügelthür eines Nebengemachs, und eine ältere Dame erschien so leise, daß die Jüngere ihr Eintreten nicht gewahrte.

Diese blieb einige Augenblick an der Thür stehen und betrachte die Dame vor dem Spiegel mit besonderem Wohlgefallen.

Zum Herrschen geboren! flüsterte sie, schlich leise näher und rief sich seitwärts stellend, so daß sie nicht gesehen werden konnte mit lauter Stimme: „Schön, sehr schön, meine Tochter!"

Wir erkennen in diesen beiden Damen Marie, Eugenie Montijo, Gräfin von Teba und deren Mutter Senmora Montijo.

Die junge Dame ließ einen leichten Schreckensruf hören.

Aber theure Mutter, wie können Sie mich so erschrecken? rief die Dame mit einer gewandten Bewegung vom Spiegel an das Fenster tretend.

Das Nahen einer Mutter darf nie erschrecken, übrigens hat Dich der Schreck nicht getödtet, setzte die ältere Dame lächelnd hinzu, aber ich bin eigentlich erschienen, um Dir eine überraschende Mittheilung zu machen.

O ich bin sehr begierig.

Ich weiß, Du liebst es, Prophezeihungen zu vernehmen.

Gewiß, meine theure Mutter lächelte die Dame, wenn diese namentlich interessant und viel versprechend sind, doch —

Es lebt hier eine Frau, eine zweite Lenormand, die in der Kunst, untrüglich die Zukunft zu prophezeihen, so gewandt ist, daß Alt und Jung, Vornehm und Niedrig zu ihr strömt, um sie über das Schicksal zu befragen — ein seltsamer Traum der heutigen Nacht hat mich nun veranlaßt, die Zauberin rufen zu lassen.

Ein Traum konnte Dich bestimmen?

Ein Traum, liebe Eugenie und zwar — Dich betreffend.

Du machst mich gespannt —

Aber ich werde geheimnißvoll Dir gegenüber bleiben, denn erzählt man einen Traum, so ist, sagt man, seine Erfüllung zweifelhaft.

So glaubst Du an die Erfüllung von Träumen?

Ich hatte das seltsame Glück, daß sich große Ereignisse mir stets im Traume zuvor offenbarten, so sah ich auch leider diese blutigen Tage, die nun, dem Himmel sei Dank, hoffentlich vorüber sind, im Traume voraus.

Nur nicht von diesen Tagen, fiel Eugenie ein und ihr ganzes Wesen trug das Gepräge äußerster Alteration; ich bemühte mich, nicht daran zu denken, möchte auch nicht davon sprechen — freilich sind die Tage vorüber, ihre Werke in Blut erstickt, aber ihre Denkmäler sind sichtbar, wohin man blickt — da — schon wieder! setzte sie mit einem angstvollen Ausruf hinzu, indem sie hastig das Fenster verließ.

Senmora Montijo warf einen Blick hinaus und trat dann ihr Antlitz verhüllend gleichfalls zurück.

Man hatte wieder einen Wagen mit Leichen vorüberfahren, ein Anblick, den es damals in Paris nur zu häufig gab.

Ganz so sah ich es im Traum! Ja, es ist schrecklich, sagte Senmora Montijo, die Erinnerungen an diese blutigen Tage werden Paris noch lange erschrecken, es ist hohe Zeit, daß endlich bessere kommen, und ich hoffe, sie sind nicht mehr fern.

Du meinst, die Regierung wird sich erstarken?

Ja, sie wird es — versetzte Senmora Montijo bedeutungsvoll, wenn auch nicht in diesem Augenblick, noch fehlt das Staatsoberhaupt.

Für jetzt hat nun Cavaignac die unumschränkte Gewalt übergehen — er trägt die Würde eines Herrschers.

Cavaignac mag ein guter General sein, allein er ist nicht zum Herrschen geboren — ihm fehlt die Würde eines Prinzen — und

zwar eines Prinzen vom Geblüt — seltsames Spiel des Schicksals — ein solcher wird Deputirter in der Nationalversammlung, während ein General herrscht.

Nun die Zeit kann kommen —

Sie muß bald kommen, sie darf nicht mehr lange fern bleiben, wo dieser Prinz herrscht, zunächst als Präsident, dann —

Nun dann? fragte Eugenie, während ihre Blicke leuchtend auf ihrer Mutter ruhten.

Als Kaiser, versetzte Sennora Montijo, während sie stolz um sich blickte.

Der arme Prinz — seufzte Eugenie, wie weit ist er noch vom Präsidentenstuhl, und hat er diesen bestiegen —

Dann besitzt Prinz Louis Napoleon Genie genug, um sich die Kaiserkrone aufzusetzen, aber er soll sie tragen, bei Gott, Niemand in ganz Frankreich darf mehr Ansprüche darauf machen, als er, der Neffe des großen Kaisers, der Frankreich zum Ruhme, zur Größe führte — zunächst aber muß er den Stab des Präsidenten führen und wir, meine Tochter, werden dazu beitragen mit Gift und Blut.

Wir? fragte Eugenie überrascht.

Ja wir — ich wiederhole es und darum habe ich meinen Aufenthalt nach Paris verlegt; in einer Zeit, wo so viele diese blutige Stadt mit ihren Trümmern und Leichenhaufen fliehen, aber gerade jetzt beginnt die Epoche des Prinzen, dieser Augenblick muß wahrgenommen werden, ihn in seine Rechte einzusetzen — wird diese Gelegenheit versäumt, dann bläst dem armen Prinzen die glückliche Stunde nicht mehr schlagen — aber es soll so sein — ich gab ihm mein Wort darauf — und das Versprechen einer Montijo ist niemals unerfüllt geblieben.

Du gabst dem Prinzen ein Versprechen?

Ja, Eugenie, es war vor wenigen Jahren, ich lebte damals in London, während Du noch hier im Kloster Sacre-Coeur Deine Ausbildung vollendetest. Es sind noch nicht drei Jahre her, als der unglückliche Prinz hilf- und mittellos, ein armer Flüchtling, nach Englands Gestaden kam und Rettung gerade bei der Nation suchte, die seinen großen Oheim in der Verbannung langsam zu Tode schmachten ließ — damals gab ich dem unglücklichen Fremden mein Wort, daß ich zur Stunde, wo seine Zeit kommen wird, für ihn wirken will.

Wir sind fremd hier, theure Mutter —

Aber wir sind reich, meine Tochter, entgegnete Sennora Montijo selbstbewußt, Geld zaubert die Fremde zur Heimath und Fremde zu Verwandten. — Ich sprach mit dem Prinzen viel von Dir und er hörte mir mit einer Aufmerksamkeit zu, die mir sagte, welches Interesse er für Dich empfand, u mit welcher schwärmerischen Verehrung sprach er von Dir, wie strahlte sein Blick, wie floß seine Rede und wahrlich seine Haltung war so stolz, so königlich, daß sie den geborenen Herrscher auch keinen Augenblick verleugnete.

Weiß der Prinz von unserer Anwesenheit?

Ich glaube kaum, daß er davon unterrichtet sein kann; aber wer naht da?

Ein eintretender Diener meldete eine ältliche Dame, welche sogleich vorgelassen wurde.

Eine Frau von etwa fünfzig Jahren tritt in das Zimmer — ihr Haar ist bereits ergraut, ihre Gestalt sehr imponirend und würdevoll.

Die Dame, von der ich gesprochen, nahm Sennora Montijo das Wort, deren Talent ich Dir vorhin rühmte; treten Sie näher, Madame, wendete sie sich dann an die Fremde — Sie sollen eine Probe Ihrer Kunst vor meiner Tochter ablegen.

Ohne ein Wort zu erwidern, mit einer tiefen Verbeugung, näherte sich die Dame dem Tische, vor welchem Gräfin Teba Platz genommen hatte und schlug ihre Karten auf, welche indessen ganz anders erschienen als die gewöhnlichen Karten, da sie noch mit besonderen Bildern und geheimnißvollen Zeichen versehen waren.

Ihr Herz ist noch frei, begann die Kartenlegerin, nachdem sie den ersten Blick auf die Blätter geworfen.

Ich habe allerdings darüber noch nicht verfügt.

Aber es werden nicht viel Jahre darüber vergehen und Sie haben entschieden.

Mag schon sein — versetzte Eugenie lächelnd.

Die Wahl, die Sie treffen, ist eine außergewöhnliche.

Was soll ich aus dieser Ansicht schließen?

Der Mann Ihrer Wahl wird die höchste Gewalt eines Sterblichen bekleiden.

Die Blicke der Spanierin flammten auf und blitzten nieder, während die Röthe, die sich plötzlich über ihre Wangen ergoß, die Gluth ahnen ließ, die durch ihre Adern strömte, aber sie sprach kein Wort.

Was sagen Sie da, Madame? rief Sennora Montijo, mit ängstlicher Spannung auf die Karten blickend.

Was ich deutlich vor mir sehe, der ge-

krönte König hier liegt zu Füßen der Coeur-Dame und viele Ritter, Knappen und Vasallen sind in seiner Umgebung — das deutet auf den Herrscher.

Und was deutet auf die Herrscherin? fragte Sennora Montijo hastig.

Welches Bild sehen Sie hier? fragte die Kartenlegerin, auf Coeur-Dame deutend.

Ich sehe oberhalb der Dame einen Genius schweben, der ihr die Krone überreicht.

Das deutet auf die Herrscherin und da das Schicksal in diesem Augenblick den gekrönten König zu Füßen der Herrscherin ruhen läßt, so ist es klar, daß sie die Gattin seiner Wahl sein wird.

Nun siehst Du also, meine Mutter, welches ungewöhnliche Ereigniß Deiner Tochter bevorsteht, ja diese ist zur Herrscherin geboren.

Diese Worte Eugenien's, mit Lächeln und scherzend gesprochen, standen doch mit den Blicken, die jetzt stolz, leidenschaftlich und kühn, glühender aufflammten als zuvor, in seltsamen Widerspruch.

Haben Sie eine Feindin, Sennora? fragte die Kartenlegerin nach einigen Augenblicken des Nachdenkens.

Kein sterbliches Wesen mag wohl ohne Feinde sein; indessen —

Hier zeigt sich eine solche als — Nebenbuhlerin.

Bravo! rief Eugenie lächelnd, während ihre Blicke doch finster blickten; keine Liebe kann interessant sein, wenn die Eifersucht nicht eine Rolle spielt.

Diese Nebenbuhlerin wird Ihnen nicht schaden, Sennora!

Sie sprechen so bestimmt, fiel Sennora Montijo ein, welche jeder Bewegung, jeder Miene der Kartenlegerin folgte, daß man um so mehr veranlaßt wird, nach der Ursache Ihrer Ueberzeugung zu forschen.

Die Kartenlegerin zögerte.

Madame!

Ich bitte, sprechen Sie.

Das aber ist das Geheimniß meiner Wissenschaft.

O ich bitte sehr, reden Sie nur, ich werde Ihnen niemals Concurrenz machen, versetzte die Sennora stolz.

Davon bin ich überzeugt, aber es ist die Frage ob Ihnen meine Auskunft erwünscht sein dürfte.

O ganz gewiß.

So hören Sie denn, daß diese Nebenbuhlerin der jungen Sennora da durch irgend welche geheimnißvolle Ereignisse, durch böse Zufälle unschädlich gemacht wird.

Seien Sie deutlicher.

Die Unglückliche wird — ermordet werden, sagte die Kartenlegerin mit fürchterlicher Bestimmtheit, so daß beide Damen von einem Schauder durchrieselt wurden.

Das klingt entsetzlich, sagte Eugenie.

Es ist aber so, ich sehe es auf meiner Karte; die Dame lebt sogar hier, denn sie liegt in Ihrer Nähe.

Auch das erkennen Sie?

Ganz deutlich — und Ihr zukünftiger Gatte ist bereits mit ihr bekannt; diese Dame hofft auf seinen Besitz, aber sie täuscht sich, sie wird am Tage Ihrer Vermählung fern von Paris und zur Zeit der Rückkehr empört sein; übrigens wird sie sich dann in der nächsten Umgebung der Herrscherin befinden. Eines Tages muß sie Frankreich verlassen, kehrt aber zurück und —

Nun und? fragte die Sennora Montijo, als die Kartenlegerin zögerte.

Sehen Sie auf jene Karte!

Beide Damen gehorchten, wendeten aber eben so schnell ihr Antlitz — heftig erbleichend — wieder davon ab.

Seltsamer Zufall — flüsterte die Mutter, während die Tochter düster vor sich hinblickte.

Der Mann Ihrer Wahl weilt ebenfalls in Paris — hier ist auch er — ganz in Ihrer Nähe, sogar wieder zu Ihren Füßen, rief die Kartenlegerin lebhaft, als sie die Karten zum zweiten Mal aufschlug.

O ich wäre sehr neugierig, ihn zu kennen, meinte Eugenie lächelnd.

Der Mann Ihrer Wahl muß Ihnen der Karte nach bekannt sein, sagte die Kartenlegerin mit ungemeiner Sicherheit.

Wollen Sie die Güte haben, mir die Persönlichkeit meines zukünftigen Gemahls zu beschreiben?

Ich bin es im Stande — er ist klein von Gestalt, hat graue Augen, eine starke Nase und etwas Finsteres im Gesicht — übrigens werden Sie in den nächsten zwei Stunden einen Brief von ihm erhalten, in welchem er Ihnen seinen Besuch verkündet.

Die Kartenlegerin hatte sich entfernt, noch ehe jedoch zwei Stunden verflossen waren, hielt Gräfin Teba ein Billet in Händen mit der Unterschrift: „Ihr Ihnen ewig ergebener Louis Napoleon Bonaparte."

Die Schicksalsbraut.

Miß Howard ward soeben durch das plötzliche Eintreten ihrer Zofe, deren verstörtes Aussehen auf einen ganz ungewöhnlichen Vorfall deutete, sehr erschreckt.

Was giebt's denn, welcher Umstand könnte Dich so außer Fassung bringen? rief sie, sich rasch von ihrem Platze erhebend.

Ach er — er!

Wer denn?

Der Herr Baron, der deutsche junge Herr ist wieder da, entgegnete das Mädchen in der äußersten Bestürzung.

Kind, ich begreife Dich nicht, kann Dich dieser junge Mann so sehr erschrecken? ist der Baron nicht liebenswürdig genug, um bei seinem Erscheinen Freude zu verursachen?

Das mag sein, entgegnete die Zofe stotternd, allein mir flößt er Entsetzen ein, ich weiß nicht warum, aber es ist so — o ich wußte wohl, daß mir dieser junge Herr wieder begegnen würde.

Er sollte kommen, es war mein Wunsch, versetzte Miß Howard streng, laß ihn augenblicklich eintreten.

Das Mädchen entfernte sich, und wenige Augenblicke später trat Guido von Rautenberg, mit allen Anzeichen großer Unruhe in das Zimmer.

Sie haben mich zu sich bescheiden lassen, theure Miß, sagte er, sich tief verneigend, und ich bin glücklich, Ihrem Rufe sogleich folgen zu können.

Sie verzeihen, daß ich es wagte.

O die Schönheit wagt nie zu viel und zu jeder Minute eilt man, wenn sie befiehlt.

Miß Howard machte eine leichte Verbeugung.

Sie sollen sogleich Aufschluß erhalten, warum ich mir erlaubte, Sie zu mir zu bitten, zuvor aber hätte ich gern die Ursache Ihrer Erregtheit erfahren.

Miß Howard blickt bis in den entlegensten Raum der Seele, sagte Guido lächelnd — es ist wahr, ich bin sehr erregt.

Aber welcher Umstand —

Nun denken Sie sich, theuerste Miß, daß ich von meiner Wohnung bis zu Ihrem Hotel von einem kleinen Mann verfolgt wurde, welcher mir, als ich das Portal unten erreicht hatte, ein Billet in die Hände drückte und dann verschwand.

Ist das die ganze Ursache Ihrer Unruhe? fragte Miß Howard lächelnd; irgend ein interessantes Abenteuer, eine Dame bittet vielleicht zu einem Rendezvous und bedient sich jenes kleinen Mannes als Postillon d'amour.

O, wäre es so!

Wie, sollte irgend ein Geheimniß —?

Ja es muß etwas dergleichen sein, denn kaum sah ich die Aufschrift des Billets, als ich darin die Handschrift eines Menschen erkannte, der mich schon seit längerer Zeit, in meiner Heimath mit Briefen verfolgt, jetzt thut er es bereits in Person — außerdem sieht der Kerl aus wie ein Dämon, ein ganz abscheulicher Bursche — der einem weiblichen Wesen Angst einflößen könnte.

Das Ansehen eines Dämons scheint hierzu nicht erforderlich, lächelte Miß Howard bedeutungsvoll.

O nein, es können dies allerdings noch Andere — versetzte Guido; aber in der That, ich bin so alterirt —

Haben Sie denn schon das Billet gelesen?

Wie könnte ich dies gethan haben, da meine Phantasie nicht mit dem fatalen Billet, sondern nur mit Ihnen beschäftigt war.

O bitte sehr, lieber Baron, thun Sie Ihrer Neugier keinen Zwang an, es könnten außerdem wichtige Mittheilungen für Sie sein.

Wie könnte ich in Ihrer Nähe ein Billet erbrechen.

So werde ich mich entfernen, rief Miß Howard lebhaft und schon hatte sie eine Nebenthür erreicht, als sie Guido sanft am Arme zurückführte.

O es war plump von mir, dies zu provociren, sagte er; Verzeihung, Miß.

So will ich bleiben, aber lesen Sie, sagte Miß Howard.

Gut denn — ich gehorche.

Er entfaltete schnell das Blättchen und las Folgendes:

„Schon vor Kurzem theilte ich Ihnen von einem jungen Mädchen mit, welches von wichtigem Einfluß auf Ihr Schicksal sein wird — wenn Ihnen daran gelegen ist, dieses reizende Wesen kennen zu lernen, so kommen Sie am nächsten Donnerstag Vormittags zwölf Uhr nach der Fischervorstadt und bleiben Sie vor dem Hause Nummer 10 stehen — es wird Ihnen dann eine Göttin erscheinen, für die Sie gern Ihre Seele und Ihr Vermögen opfern dürften — die Tochter des Bauers Hoffmann bleibt Ihnen gewiß genug, nicht so — diese — also eilen Sie. Ihr ergebenster Jemand."

Eine tolle Geschichte, murmelte Guido, das Billet zerknitternd — und nun, gnädigste Miß, bin ich ganz zu Ihrer Verfügung; also Sie haben mich zu sich beschieden —

Um Ihnen die Mittheilung zu machen, daß Sie in den nächsten Tagen mit Prinz Louis Napoleon bei mir zusammentreffen.

Brav, brav!

O Sie werden dann erkennen, wie liebenswürdig, wie gewandt und geistreich dieser Prinz ist, wie sehr er's verdient, an die Stelle zu treten, die ihm die Vorsehung vermöge seiner Geburt angewiesen hat.

Ich bezweifle es nicht, und wahrlich, es ist endlich nothwendig, daß dieser Pöbelherrschaft ein Ende gemacht wird.

Und zwar durch eine monarchische Regierungsform.

Gewiß, denn die Regierung einer Republik ist wenig überlegen denjenigen, die sie beherrscht.

Zunächst ist es nöthig, daß wir eine Stimmenmajorität haben, mit welcher man den Prinzen zum Präsidenten wählt — dann das Uebrige.

O dafür werden wir Sorge zu tragen wissen; sehen Sie, Miß Howard, nahe an hunderttausend Menschen in Paris sind jetzt brodlos geworden, man schenke einem jeden ein fünf Frankenstück und sie stimmen für den Teufel — da kenne ich selbst einen solchen Menschen aus meiner Heimath — einen Handwerker, nun, Sie wissen ja, theuerste Miß, ich erlaubte mir, Sie zu bitten, mich diesem forschen zu lassen.

Ach, Sie sprachen von Franz Löscher?

Ganz recht.

Ich ließ durch meine Agenten nach ihm suchen und diese entdeckten ihn. Als ich dann endlich, ich glaube es war am zwei und zwanzigsten, gerade an dem Tage vor dem Ausbruch der Revolution, meinen Diener nach seiner Wohnung schickte, war er nicht anwesend und ließ sich für den nächsten Tag bei ihm anmelden — es verbot sich natürlich, an jenem Tage von selbst, den Handwerksmann aufzusuchen, wenn dies nicht bei einer Barrikade hätte geschehen sollen. Da Ihnen indessen viel daran gelegen schien, dieses Menschen habhaft zu werden, so schickte ich gestern, also am sieben und zwanzigsten meinen Diener auf's Neue nach seiner Wohnung —

Und welcher Bescheid ward Ihnen? fragte Guido lebhaft.

Die Wirthin des Menschen wußte nichts von ihm — er ist seit dem ersten Revolutionstage spurlos verschwunden.

Hat also entweder auf einer Barrikade geendet, oder sitzt in einem der zahlreich mit Rebellen überfüllten Kerker.

Eines von den beiden dürfte allerdings der Fall sein, aber mein lieber Baron, darf ich wohl fragen, warum Sie ein so großes Interesse für einen so gewöhnlichen Menschen an den Tag legen — sollte er Sie vielleicht in der Heimath bestohlen oder betrogen haben?

O nein, das konnte nicht geschehen, denn er hatte niemals das Recht, meine Wohnung zu betreten, ich wollte mir nur das harmlose Vergnügen bereiten, den Menschen durch eine gewisse Mittheilung zu ärgern — und ist er nicht todt, oder kommt er nicht in's Bagno, dann werde ich ihn wiedersehen.

Sie meinten vorhin, auch er würde sich leicht bewegen lassen, bei der Wahlurne seine Stimme —

Für ein Fünffrankenstück, jedem zu geben, für den wir sie verlangen, denn er ist doch immerhin ein armer Schlucker und — Hunger thut weh.

Er trat an das Fenster und blickte hinaus.

Man sieht immer noch Pöbelleichen, sagte er, hier fährt man schon wieder drei vorüber — doch welche Aehnlichkeit hat das Gesicht dieses einen Leichnams mit einem mir befreundeten Engländer, der nun freilich auch schon todt ist.

Ein Engländer, also mein Landsmann? fragte Miß Howard mit gewissermaßen liebenswürdiger Neugier.

Wie ich Ihnen sage, gnädigste Miß.

Und er war Ihr Freund?

Ja — er war es — ist aber todt.

Er war ohne Zweifel noch jung an Jahren?

Fast in gleichem Alter mit mir, nur wenig älter.

Schade, also zu früh gestorben.

Er hat den Tod sich selber gegeben — und zwar in meiner Gegenwart.

So war er ein Selbstmörder?

Aus unglücklicher Liebe hat er sich erschossen.

Und in Ihrem Beisein geschah solches Unglück? fragte Miß Howard äußerst überrascht.

Ich war zugegen, wiederholte Guido lächelnd, und ich erbte sein Pistol.

Sie waren also im Stande, ihn zu retten und thaten's nicht? fragte Miß Howard den Baron scharf fixirend.

Nein, gnädigste Miß, es stand in meiner Macht ihn zu retten und ich that es nicht, weil es mir interessant war, einmal einen Engländer auf diese Weise sterben zu sehen, denn gerade England liefert die meisten Selbstmörder.

Miß Howard warf einen Blick des Abscheus auf diesen seltsam grundsatz- und gefühllosen Menschen.

Wo geſchah dieſer Selbſtmord? fragte ſie nach längerem Schweigen.

Auf der Brühlſchen Terraſſe in Dresden, wir hatten beide zuvor ein vortreffliches Frühſtück eingenommen, und der Engländer ſchritt mit einem Gleichmuth zum Tode, als ging er zu einem Balle — wie geſagt, die Geſchichte machte mir Spaß.

Und wann geſchah das Entſetzliche, das Ihnen ſo viel Spaß verurſacht hat?

In vergangenem Jahre.

Und Sie haben nicht mit Grauen an dieſes Ereigniß gedacht, Baron? ſchwebte Ihnen dieſes traurige Bild niemals an der Seele vorüber.

Niemals theuerſte Miß, ich verſichere Sie.

Dann verzeihen Sie, Baron, dann ſind Sie ein Mann ohne jede menſchliche Regung, ohne alles Gefühl.

Sie haben mich vollkommen richtig beurtheilt, ich bin ein Menſch ohne Herz und glaube ſo am glücklichſten und brauchbarſten zu ſein.

Wer aber kein Herz hat, kann auch kein Gewiſſen haben.

Was Gewiſſen? nichts als Gefühlsſchwindel.

Verzeihen Sie, Herr Baron, glauben Sie denn nicht an Gott?

Nein — theure Miß, verſetzte Guido mit aller Beſtimmtheit; wenigſtens habe ich die Ueberzeugung, der gute, ſogenannte liebe Gott kümmert ſich um uns nicht im Geringſten, wir haben durchaus die Ehre ganz ſelbſtſtändig zu ſein, wir hängen nicht von ihm ab, und es iſt gut, daß wir nicht bevormundet werden.

Sie ſind ein Menſch, wie er mir noch niemals vorgekommen, verſetzte Miß Howard mit geheimem Grauen, allein ich will nicht leugnen, daß Sie allerdings zu gewiſſen Miſſionen — vortrefflich verwendet werden können, dem Menſchen ohne Herz vollbringen oft Großes.

Das will ich meinen, ſagte Guido in ſelbſtbewußtem Tone.

Aber noch haben Sie mir den Namen des unglücklichen jungen Menſchen nicht genannt, den Sie ſo grauſam ſterben ließen?

Es war ein junger Lord aus der Grafſchaft Eſſex mit Namen Coxwel.

Mein Gott — die Familie iſt mir bekannt, o Baron, ich habe in der That keine Worte für Ihre That, aber der Himmel wird Strafen für Sie haben.

Am Abend deſſelben Tages wanderte Guido einſam ſeinem Hotel zu und war ſehr unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er heute zum erſten Mal gezwungen ſchien, an den unglücklichen Selbſtmörder zu denken.

Nie war ihm jene Schreckensſcene vor die Seele getreten, warum mußte er gerade heute daran denken — warum ſchien es, als ſchwebte der Geiſt des Verſtorbenen vor ihm her und ſtarrte auf ihn mit vorwurfsvollen Blicken?

Guido fürchtete ſich weder vor Gott, noch vor der Hölle, aber er konnte die warnenden Worte der Miß nicht aus den Gedanken verbannen: „Der Himmel wird Strafen für Sie haben!“

Da plötzlich hört ſich eine Stimme unmittelbar in ſeiner Nähe vernehmen.

Vergeſſen Sie nicht, ſagte jemand, — bald iſt Donnerſtag — und die Schickſalsbraut harrt.

Er blickte ſich um und ſah zwei kleine brennende Augen auf ſich gerichtet — ein Antlitz voll grauſamer Schadenfreude ſchaute ihn an und lächelte — bald aber ſprang ein kleiner Mann — zur Seite.

Keine Reiſe, keine Warnung.

Halb lachend, halb ſinnend eilte Guido die breite Treppe hinan und erreichte ſeine Gemächer.

Hier aber war es ihm zu einſam; Guido ſuchte Zerſtreuung; er hatte ſie auf der Straße nicht gefunden, denn alle Reſtaurationen der feinen Welt waren noch geſchloſſen, ebenſowenig hatte er bis jetzt Gelegenheit gefunden, in irgend einen Club jener vornehmen Wüſtlinge von Paris eingeführt zu werden.

Hier im Zimmer gab es natürlich nichts als Langweile — die fatalen Erinnerungen mußten verbannt werden, und ſiehe, das Wort „Schickſalsbraut“ ſchien dazu beizutragen.

Ich bin ſehr begierig, murmelte er, allein heute iſt noch nicht Donnerſtag und ich bin jetzt allein — es zieht mich zu meiner Frau Mama, vielleicht giebt es dort einen Spaß.

Er eilte in das Zimmer der Baronin; dieſe ſchien bei ſeinem Nahen aus höchſt widerwärtigen Betrachtungen aufgeſtört zu werden.

Sie ſprang mit verſtörtem, bleicherem Antlitz als ſonſt von ihrem Platze, eilte dem Sohne entgegen und wollte ihn abhalten, näher zu treten.

Bleibe heute fern, mein Sohn, flehte die Baronin mit wankender Stimme.

Aber Mama, ich habe Ihnen grandiose Späße mitzutheilen.

Ich kann, ich will sie heute nicht hören — es ist unmöglich — Du darfst nicht bei mir bleiben.

Hat meine Frau Mama Unannehmlichkeiten gehabt? fast hat es den Anschein.

Sehr, sehr große, mein Sohn.

Nun, darf ich nicht fragen welcher Art?

Nein, Guido, das darfst Du nicht.

Sie sind doch stets geheimnißvoll; da sehen Sie mich einmal an, auch ich hatte heute gewisse moralische Unannehmlichkeiten, bin aber durchaus damit nicht zurückhaltend, ich wurde heute nämlich zum ersten Mal an jenen Engländer erinnert, von dessen Selbstmord auf der Brühlschen Terrasse ich Ihnen Mittheilung machte; bald aber wurde ich wieder durch einen ganz leidlichen Spaß abgelenkt, indem mir der kleine Mann wieder erschien —

Der kleine Mann? rief die Baronin.

Nun ja, Mama.

Wann — wann?

Einmal im Laufe des Tages, zum zweiten Mal jetzt eben, erst erhielt ich ein Schreiben, jetzt hatten höchstdieselben mich der Ehre einiger Worte gewürdigt.

Was schrieb er — was sagte er? rief die Baronin athemlos.

Beides war von gleichen Inhalt — nichts Wesentliches — kleine Scherze, und wie gesagt, der Kerl interessirt mich.

Mein Sohn, nahm die Baronin mit einer Art Feierlichkeit das Wort; der Mensch ist Dein böser Geist.

Ich hoffe auch einen guten Genius zur Seite zu haben; sollten die beiden Patrone um den Besitz meiner Seele in ein Duell verwickelt werden, so will ich ihr Secundant sein und demjenigen den Preis zuerkennen, der am besten schlägt oder schießt.

Hüte Dich vor jenem Menschen, mein Sohn! flehte die Baronin angstvoll.

Ich bin Mannes genug, um mir nicht beikommen zu lassen, Mama, bin Ihnen indessen für Ihren guten Rath recht dankbar.

O, dieser Mensch führt höllische Waffen, denen man nicht gut entgehen kann.

Sie scheinen diesen Menschen also genau zu kennen?

Nun, mein Gott, wenn man —

Bitte, sprechen Sie aus, Mama, sagte Guido, indem er die plötzlich schweigende Mutter scharf beobachtete.

Aus dem, was Du mir über ihn mitgetheilt, weiß ich genug, um Dich zu warnen, ersetzte die Baronin kurz und gedrückt.

Bedaure sehr, dieser Warnung nicht eher Gehör geben zu können, bis Sie mir Facta mittheilen, Facta, die mich erschrecken, Mama.

O Gott, wie schrecklich, murmelte die Baronin leise, aber geh, geh mein Sohn! rief sie dann laut und angstvoll, Du darfst heute nicht bei mir bleiben.

Ich darf nicht?

Nein — es ist ganz unmöglich.

Sie verbieten Ihrem Sohne den Aufenthalt? Mama, Mama! Sie haben wunderbare Launen.

Ich verbiete Dir nicht, zu bleiben, ich bitte Dich nur, zu gehen, sagte die Mutter, deren Angst sich von Minute zu Minute zu steigern schien.

Das sind Sophismen, Mama, versetzte Guido kalt; im Grunde wollen Sie, daß ich gehe, nicht nur Launen wandeln Sie an, Sie müssen triftige Ursachen haben, mich los sein zu wollen; nun, Ihr Wunsch soll erfüllt werden.

Er eilte hinaus und die Mutter brach zusammen wie ein schwankes Rohr.

Es war die höchste Zeit, sagte sie mit gepreßter Stimme, er darf nichts ahnen — Gott, welches schreckliche Loos, zu wissen, daß der Sohn dem Verderben überantwortet wird, ohne ihn vor demjenigen warnen zu können, ich müßte sonst Thatsachen zur Sprache bringen, die mich — — — nein, nein, fuhr sie plötzlich gesammelt fort — man behauptete oft, ich hätte kein Herz, nun, wenn dem so ist, wenn ein Stein da ruht, wo sonst das Arsenal der Gefühle sich durch seine ewige Pulsation bemerkbar macht, dann kann ich gleichgiltig zusehen, wenn der Sohn in den Abgrund sinkt; läßt er sich nicht ohne meine Beichte warnen, dann mag er hinfahren — so fordert es meine Ehre — mein Stolz!

Einige Minuten später pochte es an die Thür — die Baronin erbebte, als sich bald darauf — der kleine Mann zeigte.

O wieder Sie — und immer Sie! redete sie den eingetretenen Gast an, welcher sich lächelnd auf einen Sessel niederließ, ohne dazu aufgefordert worden zu sein.

Ich kann Ihnen nicht unerwartet kommen, gnädige Frau, denn Sie haben mein Schreiben empfangen.

Leider!

In diesem zeigte ich Ihnen meinen Besuch an, und Sie wußten also —

Daß Sie kommen werden, unterbrach ihn die Baronin hastig, aber Sie werden es begreiflich finden, daß Gäste Ihrer Gattung

immer unerwartet kommen, ſelbſt wenn man von ihrer geehrten Ankunft in Kenntniß geſetzt iſt.

Das glaube ich wohl, Madame, verſetzte Herr Frech mit höhniſchem Lächeln, allein ich richte mich nun einmal nicht nach den Launen einer Dame Ihrer Gattung und komme, ſelbſt in der feſten Ueberzeugung, daß meine liebenswürdige Wirthin mir den Giftbecher reichen möchte.

Sie ſcheinen ſich auf ein längeres Verweilen bei mir einzurichten und ich hoffte, recht bald von Ihnen erlöſt zu ſein, wenigſtens für heute.

Je nachdem, Madame!

Was wünſchen Sie?

Ich hörte von einer ſeltſamen Geſchichte, welche ſich am Abend des fünf und zwanzigſten Juni in dieſem Hotel ereignet haben ſoll; man ſprach von einem Verwundeten, den man ſterbend hierher gebracht, weil er den Wunſch gehegt, einer hier wohnenden Dame geheime Mittheilungen machen zu müſſen.

Die Baronin warf einen vernichtenden Blick auf den Sprecher.

Sie wollten von mir über dieſen Vorgang Auskunft haben? fragte ſie mit eigenthümlicher Betonung.

Ich hätte wohl darüber etwas aus Ihrem Munde gehört, verſetzte Frech bedeutungsvoll.

Nun dann bedaure ich, nichts von einem ſolchen Vorfall zu wiſſen, ſagte die Baronin mit eiſigem Lächeln.

Seien Sie wahr, Madame — Sie wiſſen ſehr genau, o viel mehr als Ihnen lieb iſt, davon bin ich bereits unterrichtet.

Ja, ja, ſagte die Dame mit Bitterkeit; Sie mußten darum wiſſen, nur Ihre Hand konnte hier im Spiele geweſen ſein.

Ich hoffe, Sie werden mich aus meiner ganzen Handlungsweiſe als einen Mann achten lernen, der ſeine Pläne mit der größten Energie verfolgt und ſehr genau das Ziel berechnet, das er früher oder ſpäter erreichen muß.

Ich bin freilich nicht ſo glücklich von dieſem Ziel Kenntniß zu haben, bitte aber unter allen Umſtänden etwas kurz zu ſein.

Nun wohl, dann will ich auch mit kurzen Worten über die Art und Weiſe meines Zieles Aufſchluß geben — es handelt ſich für mich nur darum ein Trauerſpiel, eine Schickſalstragödie aufzuführen, und dem Himmel ſei Dank, die Conflicte haben bereits begonnen.

Das iſt ja ſehr ergötzlich — aber ſein Sie noch kürzer; was wollen Sie?

Haben Sie mit Moritz Martin aus dem Elſaß, ſeit 1826 anſäßig in Paris, ſchon Rückſprache genommen?

Die Baronin ſchwieg und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Was machen Sie da, Madame, pocht es etwa dort? fragte der Mann mit eiſigem Lächeln; unmöglich — dort ruht ein Stein.

Aber eben dieſer Stein iſt ſchwer zu tragen, helfen Sie ihn herabwälzen von meiner Bruſt, helfen Sie, berechnender Teufel, vielleicht iſt dann noch Hülfe möglich.

Nein Madame — alſo Sie haben ſich mit Moritz Martin ausgeſprochen? fragte Frech mit kalter Ruhe.

Sagen Sie mir vor Allem, ob dieſer Mann noch lebt.

Er lebt und befindet ſich im Hotel Dieu.

Iſt Hoffnung auf ſeine Wiederherſtellung vorhanden? fragte die Baronin mit großer Haſt.

Er wird mit göttlicher Hülfe geneſen.

Martin iſt ein Lügner, oder ein wahnwitziger Menſch, das Wundfieber hat ihm wunderbare Phantaſien —

Madame, das Wundfieber wird vorüber gehen, verſetzte der kleine Mann, und die Zeit ſeiner Entlaſſung aus dem Krankenhauſe kommt langſam aber ſicher.

O ich werde dafür ſorgen, daß er mir niemals ſchade.

Das heißt, Madame, Sie wären fähig, den Mann auf jede Art und Weiſe zu beſeitigen, Sie ſcheuten kein Mittel, aber — was hülfe Ihnen das Alles? — haben Sie nicht in mir immer noch den Mann, der — nun mit einem Worte, es wird ein vortreffliches Trauerſpiel.

Sie irrten ſich, ich würde dem Manne —

Etwa Geld geben? unterbrach ſie der Kleine; das nützte eben ſo wenig, denn ich gebe das Doppelte.

Teufel — rief die Baronin mit unterdrückter Stimme; aber ich werde mich von Ihnen zu befreien wiſſen.

Niemals, Madame, ganz unmöglich, ich habe ſelbſt im Falle meines Ablebens dafür geſorgt, daß Andere an meine Stelle treten, ſein Sie unbeſorgt, das Trauerſpiel kann nicht unterbrochen werden, und nun wollte ich Sie fragen, ob es Ihnen vielleicht heute convenirte, eine gewiſſe Geſchichte, jene Biographie zu hören, wenigſtens deren erſte Abtheilung.

Ich will nichts davon wiſſen.

Madame, ſagte Frech, die Stunde kommt, wo ich mich nicht mehr abweiſen laſſe.

O ſie wird —

Unterbrechen Sie mich nicht, Madame, fuhr der kleine Mann mit kalter Gemeſſenheit fort — es bleibt bei meiner Behauptung — beiläufig aber geſagt, iſt's mir zu Ohren gekommen, daß Sie bei Ihrer Unterredung mit Martin den Entſchluß gefaßt haben, Paris zu verlaſſen und zwar binnen Kurzem.

Ich wollte es allerdings und werde mich darin nicht ſtören laſſen —

Sie werden Paris nicht verlaſſen, Madame, hören Sie? ſagte der Mann wieder mit jener Entſchiedenheit, vor welcher die Baronin bebte.

Wer will mich daran hindern? — fragte ſie nach kurzem Schweigen.

Wozu dieſe alberne Frage, Madame, die Sie nur machen —

Er wendete ſich zum Gehen, kehrte aber auf halbem Wege noch einmal zurück.

Noch eins —

Gott, was ſoll ich noch hören!

Nur etwas in Bezug auf Ihren Herrn Sohn.

Großer Gott — was wollen Sie von ihm? was that er Ihnen zu Leide, daß Sie auch ihn —

Das liegt in ſeinem Schickſal, Madame, denn er iſt — Ihr Sohn — es ſcheint Ihnen bereits nicht mehr fremd zu ſein, daß ich es mir erlaubt habe, mich dem jungen Baron zu nähern — es dürfte daher eine Warnung Ihrerſeits möglich ſein —

Das that ich bereits! unterbrach ihn die Baronin mit Triumph.

Auch dies iſt etwas, daß ich Ihnen unterſage, verſetzte der Mann mit Beſtimmtheit, nur keine Warnung, Madame!

Wie, wollen Sie mir ſolche unterſagen? Sie können's mir doch nicht verargen, wenn man es wenigſtens verſucht, ſich vor dem Teufel zu bekreuzigen.

Es iſt mir nur unbegreiflich, wie Sie dazu kommen, ſich wie jede andere Mutter für Ihren Sohn zu intereſſiren? Madame, das iſt ein Widerſpruch, denn Sie haben — kein Herz — kein Gefühl.

Eine jede Mutter muß ihr Kind vor Unglück warnen.

Wohl weil dies ſo modern iſt, weil ſie den Namen Mutter führt; Madame, Sie ſollten ſich um dergleichen Kleinigkeiten nicht kümmern. — Waren Sie doch über ſo Vieles erhaben, was eine Mutter berührt — ſetzte er mit beſonderem Nachdruck hinzu.

Die Baronin blickte auf den Mann, der es wagte, ihr ſolche Dinge zu ſagen, mit einem Ausdruck, den zu beſchreiben wir uns vergebens bemühen würden.

Mir erſtirbt das Wort auf den Lippen, ſagte ſie ſchwer athmend.

Echauffiren Sie ſich nicht, dies zu bewirken, iſt durchaus nicht meine Abſicht; ich wollte Ihnen nur noch einmal eine jede Warnung unterſagen. Zwar iſt das Söhnchen der Mutterzucht längſt entwachſen, es lächelt, wenn ſie weint, es ſcherzt, wenn ſie traurig blickt und richtet ſich wohl in keiner Beziehung nach ihrem Verbot, allein es könnte doch einmal kommen, daß es in der Anwandlung einer böſen Laune von ſeinen vortrefflichen Grundſätzen abfällt und ſeiner Mutter Gehör ſchenken möchte — das muß vermieden werden —

Wie könnten Sie ſelbſt dies hintertreiben?

Indem ich Ihnen die Warnung vor mir unterſage.

Und wenn ich dies doch thue?

In dem Augenblick, wo mir Ihr Einfluß auf Ihren Sohn klar wird, erzähle ich ihm jene intereſſante Biographie. — Sie werden ſomit wiſſen, daß Sie meine Befehle zu reſpectiren haben.

Mit kaltem Lächeln und ſtrengem Blicke verließ hierauf der Mann das Zimmer.

Paris nach der Schlacht.

Paris gewährte während der Tage des Kampfes einen eigenthümlichen Anblick.

Dieſe Stadt, die ſonſt von lärmenden Volksmaſſen jeder Gattung überall wimmelt, erſchien in ſeinen eleganten Quartieren wie ausgeſtorben und wären die Häuſer in jenem Style erbaut, ſo hätte man verſucht ſein können, ſie für das ausgegrabene Herculanum oder Pompeji zu halten, die einſt durch ein gewaltiges Erdbeben verſchüttet, von der Oberwelt verſchwanden.

Die Quais, die Boulevards, alle Hauptſtraßen, ſonſt geräuſchvoll vom Lärm der Menſchen, dem Geraſſel der Wagen, dem Traben der Reiter, boten in den Schlachttagen eine ſchaurige, geheimnißvolle Stille.

Da erblickte man keinen Wagen, kein Fußgänger war ſichtbar, kein Rauch entſtrömte einem Schornſtein, nur in der Ferne ſah man weißen Pulverdampf ſich in kräuſelnden Wölkchen in der Luft zertheilen.

Das Einzige, was das unheimliche Schweigen unterbrach, war der Donner der Kanonen, das Geknatter der Gewehre, durchzit-

tert von dem Schmettern der Signalhörner und dem Geraſſel der Trommeln, wozu dann und wann das bange Gelänte der Sturmglocke ein ſchauervolles Accompagnement lieferte.

Statt des ſonſt lebhaften Treibens derer aber, die ihren Geſchäften nachgehen, herrſchte nach den Vorſtädten zu, ein Geräuſch ganz anderer Art, es war das — des Krieges.

Ueberall zeigten ſich Soldaten, Nationalgarden, Cavallerie und Artillerie, deren Geſchütze durch die Straßen raſſelten, die übrigen Einwohner lauſchten mit bang pochendem Herzen, in ihren Häuſern verſchloſſen, dem Augenblick entgegen, der das Ende der ſchrecklichen Schlacht würde.

Auf den Boulevards und an den Quais war das militairiſche Schauſpiel höchſt eigenthümlicher Art.

Hier ſah man die Nationalgarden aus der Provinz, die Stadt- und Landmiliz, die theils in ihren glänzenden Uniformen, theils nur in blauen Kitteln, mit ihren Fahnen, von ihren Mairs geführt, herbei marſchirten.

Es gewährte einen rührenden Anblick, dieſe wackern Leute, die Haus und Hof, Gattin und Kinder, Eltern und Geſchwiſter verlaſſen hatten, um das Wohl der Geſellſchaft zu ſchützen und die Räuberbanden zu züchtigen, mit dem Bewußtſein zu beobachten, daß wohl Viele von ihnen die Ihrigen niemals wiederſehen würden.

Dieſe braven Bürger waren nicht blos aus einem Umkreiſe von ſechs bis acht Meilen herbeigeeilt, ſie kamen ſogar von den entlegenſten Provinzen, wie der Bretagne, Vandee und dem Elſaß.

So etwa war das Bild von Paris während der Schlacht, verſuchen wir jetzt den Anblick der Stadt nach dem Ende derſelben zu ſchildern.

Am 27. Juni wurde die ſtrenge Straßenpolizei in allen Beziehungen noch aufrecht erhalten. Selbſt an dieſem Tage ließen ſich noch hin und wieder Schüſſe vernehmen, vermöge welcher, die nächſten Wachtpoſten in Allarm verſetzt wurden.

Man unterſuchte übel berüchtigte Straßen, durchforſchte alle Häuſer und es ergab ſich, daß ſelbſt in denjenigen Bezirken, in welchen gar keine Kämpfe ſtattgefunden hatten, große Vorräthe von Kriegsmaterial aller Art aufgeſpeichert waren.

Hier waren Waffen, Munition, Patronen, Kugelformen und die verſchiedenartigſten Werkzeuge, wie Beile, Eiſenſtangen, Hacken und andere Gegenſtände verſteckt, welche theils zum Einſchlagen der Wände verwendet werden konnten.

Wäre die Aufſicht nicht eine ungewöhnliche ſtrenge geweſen, ſo hätte man ohne Zweifel gleich auf's Neue im Innern der Stadt Barrikaden gebaut, um die Aufmerkſamkeit von Außen abzulenken, wo die Rebellen zwar beſiegt aber noch nicht gänzlich vernichtet waren.

Schon am Morgen dieſes Tages wagten es einige Kaufleute, ihre Läden zu öffnen, aber erſt am Mittage folgten andere dieſem Beiſpiel.

Allmählich begann die ſchlummernde Stadt zu erwachen, ſchon zeigten ſich einige Cabriolete, bald folgten etliche Equipagen, auch begannen ſich jetzt Fußgänger blicken zu laſſen, allein es waren immerhin ſo wenige, daß Paris an Lebloſigkeit kaum dem unbedeutenſten Flecken in der Provinz verglichen werden konnte.

Auf allen Geſichtern war ein Ausdruck wahrzunehmen, der das Gefühl der Errettung aus großer Noth kennzeichnete — konnte man auch nicht ſagen, daß Freude aus allen Blicken leuchtete, ſo durfte man es doch als eine gewiſſe Behaglichkeit oder eine Zuverſicht bezeichnen, daß man ſicher ſei, nicht gepliindert zu werden.

Vor allen Dingen begab man ſich nach den Plätzen und Stätten, wo die Schlacht am meiſten getobt hatte.

Welcher Anblick!

An allen Häuſern, Wänden, auf allen Pflaſterſteinen zeigten ſich die ſchrecklichen Spuren der Schlacht.

Die zerſtörten Gebäude der bekannten Stadtviertel bewieſen es, wie der Kampf ſich, ſo zu ſagen, Zoll für Zoll weiter gewälzt hatte und welche Erbitterung ihn begleitet hatte.

Am Pantheon, im Quartier Saint Jacques, in der Cité, beim Stadthauſe und in der Vorſtadt Saint Antoine hatte es den Anſchein, als befände man ſich in einer Feſtung, welche lange belagert geweſen und endlich im Sturm genommen war.

Dieſes Bild wurde vervollſtändigt durch lagernde und patrouillirende Truppen, durch lodernde Wachtfeuer, welche ſchauervoll die Nacht erhellten, Marketenderinnen, welche ihre Getränke den Soldaten reichten, die mit ihnen ſcherzten, durch ausgeſtellte Vorpoſten und ſtrenge Befehle, durch breite Blutlachen, die man mit Sand beſtreut hatte.

Das düſtere Schweigen der Einwohner dieſer Gegenden, wie das derer, welche die

von Bruderblut noch rauchenden Stätten besuchten, erhöhten den Eindruck jenes Bildes.

Die aufgewühlten Straßen, die Häuser mit den zahllosen Kugellöchern und den von Kartätschen zertrümmerten Wänden mit breiten Blutspuren boten ein eigenthümlich ergreifendes Schauspiel dar.

In den Straßen Saint Jacques und Saint Victor gewahrte man fast nach je fünfzig Schritten furchtbare Barrikaden, aber sie waren verödet, kein Streiter erhob hier mehr den Arm, und diejenigen, welche noch gestern hier so heiß, so erbittert gekämpft, sie ruhten heute aus als Leichen oder befanden sich in den Gefängnissen.

Alle Seitengassen der eben erwähnten Straßen waren verrammelt, die Mauern der Häuser, die sich rechts und links erhoben, waren im Innern durchgebrochen, so daß es mit Bequemlichkeit möglich war, von einem in das andere zu kommen.

Auf allen Plätzen, welche das Pantheon begränzten, erhoben sich gewaltige Barrikaden, welche durch Kanonen und Pulverminen gesprengt werden mußten.

Alle Fensterscheiben waren zerplatzt, ebenso hier und dort manche Wände zusammengestürzt.

Die Gitter des Pantheons selbst waren umgebogen, die Thüren durch Kartätschen zerstört, die prachtvollen Säulen der Hauptfacade, wie die Sculpturen des Giebelfeldes mit Löchern von Kugeln besäet, während die beiden kolossalen Statuen, die sich im Innern an der Achse der Eingangsthür erhoben und deren eine die Republik, die andere den Genius der Unsterblichkeit andeutet, zerschmettert dalagen.

In der Cité und in den engen Straßen um das Stadthaus konnte man zwar nicht so weite Strecken übersehen, was sich aber dem Blicke zeigte, war das Schauspiel des Entsetzens.

Auch dort, in jedem Gäßchen, wo kaum Raum für einen durchfahrenden Wagen vorhanden war, hatten die Kanonen gedonnert und Pelotonfeuer gewüthet, auch dort fanden die mörderischen Eisen ihre Ziele, indem sie ganze Häuser zusammenschmetterten und Tod und Verderben rings um sich her verbreiteten.

In diesen gemauerten Engpässen und Felsengassen kämpfte man im schrecklichsten Sinne des Wortes mit der Wuth der Bestien um jeden Zoll des Bodens und Sieger wie Besiegte lagen zerschmettert, zerfleischt, erdolcht als blutig verstümmelte Leichen am Boden.

Noch lange nach der Schlacht zeigten sich hier rauchende Trümmer, umgestürzte Barrikaden, eingeäscherte Wohnungen, welchen Eindruck mögen diese Stätten nun erst während des Kampfes geboten haben, wo die Scene durch das Gestöhne der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden noch entsetzlicher erschien.

Hier war der Boden mit Leichen und Verstümmelten so überfüllt, daß die Kämpfenden nicht wußten, wohin sie den Fuß setzen sollten, der entweder auf einen Todten oder in eine Blutlache sank.

Das schrecklichste Bild der Zerstörung nahm man in sich auf, sobald man vom Platz Baudoyer die Straße Saint Antoine hinaufging.

In dieser Straße waren namentlich die Häuser Nr. 27 und 29, das Weinlokal von Delalonde, ein Friseurladen und viele, viele andere Häuser theils von Kanonenkugeln zerschmettert, theils durchwühlt und durchlöchert.

Die Fensterkreuze waren herausgerissen, die Wandspiegel der Kaffeehäuser durchlöchert, als hätten sie den Kugeln als Zielscheiben gedient.

Die Marmortische und die Kronleuchter von Krystall in Stücke zertrümmert und zerstoben.

Die Stoffmuster, welche in den Kaufläden zur Schau aushingen, waren zerfetzt und besudelt von Blut und Schmutz, die Balcons von Gußeisen umgebogen und vernichtet.

Die Außenseiten der Buden waren in kleine Stücke zerhackt, die goldenen Reliefbuchstaben der Firmen und Schilder einer nach dem andern weggerissen.

Die Akazienbäume, am Ausgange der Straße, sonst so prangend und schön, waren jetzt umgehauen, kurz überall zeigte sich das Bild der grauenvollsten Verheerung.

Einen gleichen Eindruck machte die Vorstadt Saint Antoine.

Am Eingange dieser Vorstadt wurde ein weit und breit bekanntes Kleidermagazin noch in weit ärgerer Weise demolirt als jene Letzteren.

Viele Häuser an der Ecke der Charentonstraße hatten beträchtliche Schäden erlitten, indem sie von den Geschossen der Batterien zerschmettert wurden, die an der Ecke des Bastillenplatzes, unweit des Ateliers des Optikers Chevalier, aufgestellt waren.

Die Wände dieser Häuser lagen theilweise eingeschossen, theilweise waren sie von Kugellöchern besäet.

Ebenso wurden auch die beiden Seiten der Hauptstraße großentheils von Kugeln zerstört.

Links hatten die zerplatzten Artilleriebomben einen Häusercomplex in Brand gesteckt.

Das Haus an der rechten Hand war in einen vollständigen Schutthaufen verwandelt, der noch zwei Tage hindurch rauchte. Eine Wand desselben war verschont und seltsamer Weise auch der Spiegel an dieser, über dem Kamin, gerade der zerbrechlichste Gegenstand unversehrt geblieben.

Die Straßen der Vorstadt waren zwei Tage hindurch von großartigen Streitmassen besetzt, welche immer noch mit dem Durchsuchen der Häuser beauftragt waren, in denen sie noch genug der schrecklichen Spuren von dem Aufenthalte der Rebellen vorgefunden hatten.

Wenn man sich vom Bastillenplatz längs des Kanals wendete, so gelangte man an den Clos Saint Lazare und zu den Vorstädten der Nordseite.

Auch hier gewahrte man überall die Verwüstungen des Kampfes, zerschossene Wände, zusammengestürzte Giebel, durchgebrochene Schießlöcher, Schutt und Trümmer waren in zahlreichen Massen vorhanden, standen indessen zu den vorhin geschilderten Hauptdenkmälern in keinem Vergleich.

Die Zahl der Todten und Verwundeten war eine so ungeheure, daß man trotz der vielen Spitäler nicht genug Räumlichkeiten besaß, namentlich Erstere unterzubringen, und man sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, für provisorische Leichenkammern zu sorgen, die man in den Kirchen Saint Severin, Saint Gervais, Saint Paule und Saint Merry, in dem Pantheon, dem Stadthause, in einem Theile des Louvre und den Tuilerien errichtete.

In der großen prächtigen Halle der Tuilerien und den daran stoßenden Staatsgemächern waren 77 Betten aufgestellt, deren Insassen aus verwundeten Nationalgardisten und Liniensoldaten bestanden.

Ein Saal enthielt sogar verwundete Insurgenten von den frechsten, gemeinsten und gefährlichsten Banden.

In dem grandiosen Prachtsaal, der Saal Ludwig des Vierzehnten genannt, befanden sich an der einen Seite vor der Reiterstatue des erwähnten Königs sechs Todte am Boden, während sich an der andern Seite zwei Särge mit einbalsamirten Leichen zeigten.

Die große Schloßterrasse, welche nach dem Garten hinausgeht, und auf welcher König Ludwig Philipp in der Umgebung seiner Familie an schönen Sommerabenden der Militairmusik lauschte, die ihm zu Ehren ertönte, war mit blutigen Leinentüchern, Matratzen und andern Gegenständen vollgepackt und in der ganzen prachtvollen ehemaligen Königsresidenz war ein Gemisch von Blut- und Leichengeruch vorherrschend.

Im Hofe und im Garten der Tuilerien bivouakirten Nationalgardisten und Linientruppen.

Auf dem Concordienplatz war die Anzahl der Truppen außer der Artillerie noch in der Stärke vorhanden wie sonst.

Die Schildwachen hatten die strengste Ordre, Niemanden, der nicht Mitglied der Nationalversammlung oder einer Zeitungsredaction war, auf den Platz zu lassen.

Die Cavallerie, welche daselbst massenhaft aufgestellt war, hatte hier Stallungen und offene Futterplätze eingerichtet. Die Pferde waren längs der Graben- und Brunnengeländer angebunden, wo sie ihr Futter verzehrten.

Hinter ihnen am Boden lagen die Cürassierhelme mit ihren langen Roßschweifen dicht aneinander gereiht.

Etwas weiter zurück sah man Heuhaufen, gefüllte Hafersäcke, Futterkübel, Lagerzelte, Wachtfeuer und Streulager, kurz ein vollendet kriegerisches Gemälde.

Ebenso war der Pantheonplatz eine Stätte für Truppen aller Gattungen; nicht minder der Platz Saint Michel, der Blumenmarkt am Justizpalast, der Bastillenplatz und der Stadthausplatz.

Einen großartigen und malerischen Anblick boten die Boulevards, insbesondere vom Boulevard Bonne Nouvelle.

Bei der Port Saint Martin erblickte man hingegen die Zelte eines Infanterieregiments.

Hier hatte das Kriegslager eine besondere Vollendung erreicht, denn in der Mitte eines Liniencarré's zeigte sich ein Artilleriepark.

Auf dem mittleren Fahrwege der Quais marschirten unausgesetzt Colonnen von Nationalgarden, die aus den Provinzen angekommen waren oder wieder den Rückweg dahin angetreten hatten, in den verschiedenartigsten, buntesten und sonderbarsten, bis an das Abenteuerliche grenzenden Uniformen.

Diese ein- und ausrückenden Bürgercolonnen, auf ihrem Hin- und Herwege mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt, wechselten ab mit Wagen voll Leichen, welche

nach den Kirchhöfen geschafft wurden, und vor welchen die Wachtposten ins Gewehr traten, oder mit schwer beladenen Wagen voll Waffen, welche in Folge der zahlreichen Haussuchungen in Beschlag genommen und von Truppenabtheilungen bis nach den Depots, wo sie niedergelegt werden sollten, begleitet waren.

Dann folgten wieder unabsehbare Züge gefangener Rebellen, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, unter starker Escorte von Nationalgarden-Infanterie und Cavallerie, wie von Cürassieren und Linienſoldaten, welche sie nach den verschiedenen Gefängnissen transportirten.

Hinter ihnen gingen Frauen, welche Körbe mit Wäsche und Verbandzeug trugen, eben so hatten Lastträger große Ballen Charpie auf dem Rücken, welche nach den Spitälern und Lazarethen befördert wurden.

Zugleich gewahrte man kleine Abtheilungen von Mobilgarden, welche die von den Barrikaden erbeuteten Fahnen nach dem Palast der Nationalversammlung oder zu dem betreffenden Etat-Major schafften.

Ueberall aber, wo diese wackern Soldaten die man mit Recht die Helden der Junitage nannte, vorüberzogen, zeigten sich wehende Tücher aus den Fenstern.

Frauen und Mädchen aus vornehmen und niederen Ständen eilten herbei, umarmten und küßten unter Freudenthränen diese braven Kämpfer, welche Paris vor dem sichern Untergange, vor der gewaltigsten und terroristischsten Pöbelherrschaft, vor Raub- und Mordsystem gerettet hatten und schmückten ihre Brust mit Blumensträußen, während überall der tausendstimmige Jubelruf ertönte: "Vive la brave garde mobile!"

Eine wichtige Unterredung.

Am 27. Juni führen wir den Leser nach einem vornehmen Hotel in der Rivolistraße.

Das Haus ist in brillantem Style erbaut, herrlich leuchten die großen Spiegelscheiben und stolz und großartig treten die hohen Pfeiler vor dem Portal empor, welche auf ihrem mächtigen Haupte einen prachtvollen, mit reichen Orangerien verzierten Balkon trugen, über welche eine Marquise ein Dach bildet, um sie vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Zwei Schildwachen gehen auf und nieder und blicken ernst auf die vorüberziehenden Kameraden, welche entweder gefesselte Rebellen führen, oder die Leiche eines braven Gefallenen, der ihren Reihen angehörte, nach dem Hause der trauernden Hinterbliebenen schaffen.

Plötzlich naht von der linken Seite her eine kleine Abtheilung Soldaten, welche eine verdeckte Bahre tragen; sie machen vor dem Hause Halt, um einen der Einwohner, der kühn und begeistert für das Wohl der Gesellschaft hinausgegangen war zu kämpfen, todt den Seinen zurück zu bringen.

Die Soldaten wechseln nur wenige Worte mit den Schildwachen und diese schultern das Gewehr, während sich die Pforte öffnet, um die düstere Bahre mit dem todten General Brea durchpassiren zu lassen, dessen schreckliches Ende wir dem Leser bereits vorgeführt haben.

Wenige Stunden zuvor erblicken wir in einem der prachtvollen Gemächer eine junge, schöne Frau von imposanter Gestalt.

Sie hat auf einem Sopha Platz genommen, ihr schöner Kopf ist über die Brust herabgesenkt und bisweilen zuckt sie, wie von einem Gedanken erschreckt, krampfhaft zusammen.

In dieser Dame stellen wir dem Leser die Gemahlin des Generals Brea vor, welche trotz aller Nachforschungen, in sofern diese überhaupt möglich waren, bis zu diesem Augenblick noch keine Kunde von dem Schicksal ihres Mannes erhalten.

Sie hatte ihn seit vier Tagen nicht gesehen, er war mit einem ernsten, feierlichen Abschied von ihr gegangen, und als er sein Roß bestiegen und in die Ferne sprengte, sah sie ihm lange nach, während ihre heiß herabrieselnden Thränen das Haupt des fünfjährigen Knaben benetzten, welchen sie im Arme hatte und der auch in diesem Augenblicke auf einem der Sammetsessel am Fenster kniete und emsig mit liebenswürdig neugierigen Blicken hinausschaute.

Die Generalin wußte weder in welchem Stadttheil ihr Gemahl commandirte, noch an welchem Tage er überhaupt seine Regimenter gegen die Meuterer führte — und erst seit der heutigen Morgenstunde hatten die bisher eingezogenen Schildwachen ihre Posten wieder eingenommen, von diesen aber hatte sie nicht die geringste Kunde vom General erhalten, sie tröstete sich indessen noch mit dem Bewußtsein, daß diese Soldaten nicht zu seiner Division gehörten.

Die ausgesandten Diener kehrten ohne Nachrichten zurück, theils konnten sie nicht durchkommen; theils erhielten sie auch, wenn ihnen dies selbst gelungen war, sehr unbestimmte Mittheilungen.

Heute, vor einer halben Stunde erſt (denn früher wäre dies unmöglich geweſen) hatte ſie endlich einen Boten nach dem Hauptquartier geſandt; von dort aus durfte ſie nun wohl Auskunft erwarten.

Voll ängſtlicher Spannung harrte ſie der Rückkehr des Abgeſandten, während bange Ahnungen und düſtere Schreckbilder ihre Seele peinigten; ſie fürchtete das Aergſte, da ihr Gatte, heute, wo man den Aufſtand völlig unterdrückt hatte, noch nicht zurückgekehrt war.

Papa bleibt lange, nahm endlich das Kind das Wort; mir iſt bange, Mamachen, ich möchte ihn gerne ſehen.

Geduld, mein Söhnchen, er wird nicht lange mehr ausbleiben, die Rebellen ſind beſiegt, der Kampf iſt zu Ende.

O, es iſt doch ſchön Soldat zu ſein, oder ein General wie mein Papa.

Und warum gerade ein General? fragte die Mutter mit wehmüthigem Lächeln.

Weil er nicht ſo leicht todtgeſchoſſen werden kann, wie ein Gemeiner.

Du irrſt Dich, mein Etienne, auch er iſt der Gefahr ausgeſetzt wie der gemeine Soldat.

Nun ja, das kann ſein, ſchadet aber nichts, jedenfalls aber leitet er Alles und commandirt; weißt Du denn nicht mehr im vergangenen Sommer auf der Parade, wie mein Papa da auf dem Pferde ſaß und vor der Front der Soldaten mit ihren glänzenden Uniformen auf und nieder galloppirte und mit lauter Stimme commandirte — damals hatte ich auch ſo große Luſt bekommen, ein General zu werden — bald darauf kam der König, auch er ſaß auf einem ſchönen Pferde, aber das von meinem Papa war noch viel ſchöner, ach und ſo viele Officiere und Generale waren um den König, mein Papa auch, man trommelte und blies dabei, ach das war einmal ſchön, Mamachen, weißt Du wohl, wir ſaßen im Wagen und haben Alles mit angeſehen, der Papa ſtieg nachher vom Pferde und ſetzte ſich zu uns, weißt Du nicht mehr, ich wollte mich auf Papa's Pferd ſetzen, aber er litt es nicht, und ich fing an zu weinen, aber es war doch ſchön, ei wie prächtig, ein General zu ſein, wann iſt denn wieder einmal große Parade, Mama?

Ach, mein Kind, das iſt ſehr unbeſtimmt.

Nun, Mama, ich denke wenn's der König befiehlt, muß auch Parade ſein.

Ach, mein lieber Etienne, ſeufzte die Generalin, das iſt nun Alles ganz anders geworden.

Anders, Mama?

Nun ja, wir haben keinen König mehr.

Wo iſt er denn geblieben?

Er iſt nach England verreiſt, mein Kind.

Kommt er denn nicht zurück?

Nein, mein Kind, er kommt nicht wieder, aber laß jetzt den König, denke lieber an Deinen Papa.

An denke ich ſo oft, mußte ich nicht geſtern, alle Abend und alle Morgen für ihn beten, daß ihn Gott und die Engel beſchützen mögen? aber was iſt denn da unten, da kommen Soldaten, ſie tragen eine Bahre — die Schildwachen präſentiren, komm' mal her!

In dieſem Augenblicke trat die Generalin an's Fenſter — blickte hinab — ein Schreckensſchrei entfuhr ihrem Munde, und wenige Minuten ſpäter lag die Generalin bewußtlos vor der Bahre, die den verſtümmelten Leichnam ihres Gemahls trug.

Warum aber wollen wir Zeugen des ſchrecklichen Augenblicks ſein, in welchem die Generalin ihr Bewußtſein wieder erlangte? er war entſetzlich — erſchütternd — die troſtloſe Gattin wollte ſich von dem geliebten Leichnam nicht mehr trennen, ſie ſchrie und rang verzweiflungsvoll die Hände, während der kleine Knabe einen Seſſel herbeigerückt hatte und weinend die Wangen ſeines Papa's ſtreichelte, küßte und ſie mit ſeinen Thränen benetzte.

Drei Tage ſind bald verfloſſen. — Im Hauſe herrſcht düſtere Trauer. Der Leichnam des Generals ruht in einem prachtvollen Sarge, welcher auf einer ſchwarz drapirten Eſtrade aufgeſtellt iſt, während große Wachskerzen auf Candelabern dem Zimmer, deſſen Jalouſien herabgelaſſen ſind, eine eigenthümliche Beleuchtung verleihen.

Die Generalin iſt in tiefe Trauer gekleidet und kniet mit gefalteten Händen vor dem Sarge, neben ihr der kleine Knabe in gleicher Stellung.

Die Luft des Zimmers iſt von Wohlgerüchen geſchwängert, die ihren Urſprung in den Opferſchalen fanden, wo ſie als gewundene Rauchſäulen emporſtiegen.

Von Zeit zu Zeit naht einer der anweſenden Prieſter dem Sarge und beſprengt ihn mit Weihwaſſer.

Endlich tritt einer der Officiere, welche im anſtoßenden Gemache Ehrenwache halten, ein, und ſtellt ſich ſchweigend der Generalin gegenüber.

Dieſe hebt ihr Haupt.

Es iſt Zeit, gnädige Frau! flüſtert jetzt der Officier.

Schon? seufzte die Angeredete.

Dann erhob sie sich, küßte ihren Gatten, ebenso der Knabe, und wenige Secunden später ward der Sarg geschlossen — man trug den Todten nach dem Dome des Pantheon, wo er neben der Leiche des Capitain Maugin einige Tage für die Nation ausgestellt sein sollte, damit diese an den Särgen der Helden, die für ihr Wohl gefallen, deren Andenken ehre.

Zwei Stunden später befindet sich die Generalin nicht mehr in dem Todtenzimmer, sie hat ihre eigenen Gemächer zum Aufenthalte gewählt.

Sie sitzt gedankenvoll auf einem Sessel, während der kleine Etienne mit einem Papierblättchen spielt, welches seine kleinen Hände, von der Mutter unbemerkt, vom Tische genommen haben.

Was machst Du da, Etienne? fragte sie plötzlich —

Ich will mir aus diesem Stück Papier einen Brief machen, liebe Mama.

Das geht nicht, ich brauche das Blättchen und Du würdest es zerreißen; gieb's nur her.

Mit sichtlichem Mißbehagen gab das Kind der energischen Forderung seiner Mutter nach, und schon lag das winzige Blättchen wieder am alten Platze, als ein Diener eintrat.

Man hat den jungen Mann ausgekundschaftet, meldete er, und bringt ihn so eben her.

Er möge eintreten.

Es waren nach dem Abtreten des Dieners nur wenige Augenblicke verflossen, als sich die Thür aufthat und zwei Soldaten einen jungen Mann hereinführten.

Ich hafte für diesen Gefangenen, sagte die Generalin, worauf sich die Escorte wieder zurückzog.

Der junge Mann blieb an der Thür stehen. Seine Haltung war bescheiden ohne gerade devot zu erscheinen; sein blaues Auge blickte offen und frei, aber traurig um sich, und die Generalin betrachtete ihn mit unverkennbarer Theilnahme.

Man hat mich hierher geführt, gnädige Frau, begann er mit einer feinen Verbeugung, welchem Zufall verdanke ich diese Ehre?

Von wo kommen Sie?

Aus den unterirdischen Gewölben der Tuilerien wohin man augenblicklich die Rebellen untergebracht hat und unter welchen man —

Wie ist Ihr Name? unterbrach ihn die Generalin.

Ich heiße Franz Löscher.

Sie sind ein Deutscher? fragte die Generalin mit gesteigertem Interesse.

Ich bin aus Baden.

Haben Sie diese Zeilen geschrieben? nahm die Dame wieder das Wort, und sie reichte Franz das Blättchen, mit welchem das Kind vorhin gespielt hatte.

Das ist meine Handschrift, gnädige Frau, sagte Franz, ach ich versuchte es vergebens, den General zu retten.

Sie haben aber die gute Absicht bewiesen, und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen dankbar zu sein — dieses Schreiben, das ich in der Uniform meines Gemahls fand, verrieth mir Ihren Namen und gab mir so Gelegenheit, nach Ihnen forschen zu können — hier, mein Lieber, nehmen Sie dieses.

Mit diesen Worten überreichte sie Franz, ein Päckchen Bankbillets, deren Annahme dieser jedoch verweigerte.

Wozu mir das? rief er, während sein Antlitz sich purpurroth färbte.

Ich sagte Ihnen aber, ich wollte dadurch meine Dankbarkeit für Ihre gute Absicht beweisen.

Gnädige Frau, mir gebührt kein Dank; selbst wenn es mir gelungen wäre, den General, Ihren Herrn Gemahl zu retten, hätte ich nur meine Pflicht gethan, diese aber darf keinen Dank beanspruchen — nun aber hat mir Se. Excellenz leider kein Gehör geschenkt und fand so seinen Tod — verzeihen Sie, Madame, daß ich Ihre Güte zurückweise, aber es ist mein Grundsatz, ich nehme nichts an, was ich nicht verdient habe.

Die Generalin betrachtete nun den jungen Mann aufmerksamer; seine Kleidung, früher reinlich und den anständigen Mann andeutend, war jetzt beschmutzt und zerrissen — sein Aufenthalt unter den Kämpfenden wie in dem unterirdischen Gefängnisse hatte natürlich eine gewaltige Veränderung in seinem Aeußeren hervorgebracht, und an dem armen Franz war, seit wir ihn nicht mehr gesehen, nur das Gesicht mit dem treuen Ausdruck unverändert geblieben.

Es war nur der Generalin unerklärlich, daß ein Mensch, wenn auch seine Züge die bessere Gesinnung verriethen, aber mit so reducirten Kleidern eine namhafte Geldunterstützung zurückweisen konnte.

Sie sind sehr arm? fragte sie.

Ich bin arm, gnädige Frau, versetzte Franz, aber ich habe was Tüchtiges gelernt, und kann arbeiten, wenn meine Arme nicht gefesselt sind, setzte er wehmuthsvoll hinzu.

Aber Sie sind doch offenbar in einer Lage,

in welcher Ihnen eine Geldunterſtützung willkommen ſein muß?

Gnädige Frau, Sie haben meine Situation nicht verkannt, wohl aber mich ſelbſt; gewiß bin ich augenblicklich in einer Verlegenheit, wie ſie drückender nirgend zu finden ſein kann, ich bin außer Stande, ſelbſt über einen Sou zu verfügen, nichtsdeſtoweniger aber werde ich mich zum Bettler herabwürdigen und ein Almoſen empfangen.

Dieſe Worte, der Ton, womit ſie geſprochen, die ſtolze Haltung, die der junge Mann angenommen, ſein offener, ehrlicher Blick — das Alles imponirte der Generalin ſo ſehr, daß ihre Theilnahme für den jungen Mann ſich ſteigerte.

Wie kommt ein Mann von Ihren Geſinnungen auf die Barrikade der Mordbrenner?

O Gott — dieſe Schmach!

Bitte, erzählen Sie nur, vielleicht könnte ich etwas für Sie thun, denn General Cavaignac iſt ein intimer Freund unſeres Hauſes, und meine Verwendung bei ihm dürfte gewiß nicht ohne Erfolg bleiben.

O gnädige Frau, rief Franz lebhaft, ja, in dieſer Beziehung nehme ich Ihr Anerbieten an, Ihr Geld weiſe ich zurück, Ihre Protection werde ich ehrend und dankbar anerkennen. So hören Sie denn die kurze Geſchichte meines Leids: Ich verließ in froher Hoffnung, mir Behufs meiner beſſeren Ausbildung im Maſchinenbaufache in Paris Arbeit zu ſchaffen, meine Heimath. In den Nationalwerkſtätten fand ich, was ich ſuchte — bald aber wurden dieſe geſchloſſen, und die Meuterer, deren Bekanntſchaft mir dort aufgedrungen ward, drangen am 23. Juni in aller Frühe in mein Gemach und überredeten mich, Theil an ihrer guten Sache zu nehmen. Als ich mit Abſcheu ihr Anerbieten zurückwies, zwangen ſie mir einen betäubenden Trank hinein und zerrten mich in halb ohnmächtigem Zuſtande mit ſich fort, genug ich ward unter ihnen gefunden und nachdem man die Barrikade von Fontainebleau, wo Ihr edler Gemahl ſeinen Tod gefunden, erſtürmt hatte, ſchleppte man mich fort nach dem Kerker. — Da lag ich denn, unter Verbrechern und dem Auswurf der Menſchheit — dieſe Arme, nur zur Arbeit beſtimmt, ruhten müſſig unter der ſchmachvollen Kette, die man mir nur für die Zeit, während welcher ich die Ehre habe, vor Ihnen zu ſtehen, abgenommen; iſt unſere Unterredung zu Ende, dann — dann harrt meiner wieder die Kette des Verbrechers, dann bin ich, der arme aber redliche Arbeiter, wieder jener Verworfene, den man auf dem Barrikaden gefunden und den man zu dem Geſindel zurückführt, von wo man ihn hierher gebracht.

Die Generalin hatte ihm theilnahmsvoll zugehört und als er geendet, trat ſie zu ihm.

Haben Sie noch Angehörige, junger Mann? fragte ſie.

Nur eine Mutter, eine gute, fromme Frau, verſetzte Franz mit bewegter Stimme, ach, wenn ſie wüßte —

Er konnte den Gedanken nicht vollenden, denn der Schmerz im Gedanken an ſeine Mutter überwältigte ihn derartig, daß die Stimme ſtockte und eine Thräne in ſeinen treuen Augen glänzte.

In dieſem Augenblicke, wo ſich die ganze Weihe heiliger Kindesliebe offenbarte, wurden auch die Augen der Generalin feucht, und das vorherrſchende Schweigen verlieh dieſer Scene eine gewiſſe Feierlichkeit.

Der kleine Knabe aber, der bis jetzt ein harmloſer Zeuge dieſer Unterredung geweſen war und durch die Thränen der Mutter wohl auch traurig geſtimmt wurde, trat jetzt zu Franz.

O erzähle meiner Mama nicht ſo traurige Geſchichten, lieber Mann, ſagte er in traulichem Tone; ſiehſt Du denn nicht, daß ſie weint?

Holde Unſchuld, verſetzte Franz, des Kindes Köpfchen ſtreichelnd· ich wurde nur ſo traurig, weil ich an meine Mama dachte, die nicht bei mir iſt, wie die Deinige bei Dir — nicht wahr, Du würdeſt weinen, wenn Deine Mutter fern von Dir weilte?

O ſehr — ſehr — aber meine Mama geht nicht fort, ſagte der Kleine, indem er ſein Köpfchen an die Mutter ſchmiegte, die ihn emporhob und küßte.

Laß mich mit dem jungen Manne ſprechen, Etienne, ſagte ſie in ſanftem Tone; hole Deine Soldaten und ſpiele damit; beruhigen Sie ſich, fuhr ſie dann zu Franz gewendet fort; ich werde Alles aufbieten, um Sie aus Ihrer ſchmachvollen Lage zu befreien, aber vor Allem iſt Ihnen Geld nöthig.

Gnädige Frau, wenn ich eine Unterſtützung verlangte, ſo dürfte ich mich nur an einen lieben Freund in meiner Heimath wenden, er würde ſogleich meine Bitte gewähren, aber nein, ich verachte, ich verabſcheue es, in meinen Jahren, mit geſunden Armen, um Almoſen zu bitten, nur der bloße Gedanken treibt mir die Schamröthe in die Wangen.

Aber bedenken Sie Ihre gegenwärtige Situation; wie lobenswerth, wie Achtung

gebietend Ihr Stolz, Ihr Ehrgefühl auch sein mag, allein Noth kennt kein Gebot!

Mir gilt nur ein Wahlspruch als das höchste Gebot — „Brod oder Tod!“ — das heißt, durch Arbeit Brod erwerben oder sterben —

Wenn es mir aber gelänge, Ihre Freilassung zu bewerkstelligen, was wollten Sie da beginnen ohne Geld?

Mich sogleich nach Arbeit umsehen.

Wo würden Sie solche jetzt in Paris finden?

Ist sie nicht hier, dann ist sie anders wo, rief Franz; nur frei sein, erlöst von dem Verhängniß, von der Schmach unter entehrte Verbrecher, vielleicht gar zu den Candidaten des Bagno gezählt zu werden, dann fände sich Alles; darum, gnädige Frau, flehe ich nur in dieser Beziehung um Ihre gütige Protection — ich hätte es sonst als Mann für schmachvoll gehalten, mich an eine Dame um Hilfe zu wenden, jetzt aber hören solche Rücksichten wenigstens auf, jetzt, wo ich gefesselt bin, flehe ich um ihre Fürsprache — Freiheit, Freiheit, Erlösung aus der Noth, aus dem Abgrunde, in dem ich mich befinde; ach ich müßte sonst die Kugel verdammen, die von einem Insurgenten in dem Augenblicke auf mich gerichtet war, als ich mich vergebens bemüht hatte, den General mit meinem Körper zu decken, und den Capitain Maugin vor Verstümmelung zu schützen.

Sie haben es auch auf diese Weise versucht, meinen Gemahl zu retten? fragte die Dame staunend.

Ich habe Alles gewagt, was ein Mensch thun muß, um den Nebenmenschen, der durch schnöden Verrath in den Hinterhalt gelockt, in Gefahr schwebt, ermordet zu werden, vor grausamem Tode zu schützen; wäre mir dies gelungen, so wäre der Preis mit meinem Leben nicht zu theuer errungen.

Die Generalin blickte auf den jungen Mann, der diese Worte mit so stolzer Würde gesprochen hatte.

O Sie sind sehr edel und großherzig, nahm sie im Tone höchster Theilnahme das Wort; wer so denkt wie Sie, ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Held, der sich über das Niveau des Alltäglichen erheben, eine bessere Stellung einzunehmen verdient, und ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich nicht rasten will, bis es mir gelungen ist eine solche, Ihrer würdig, für Sie zu erringen.

Gnädige Frau, sagte Franz nach kurzem Schweigen; wie dankbar ich Ihre Güte anerkenne, muß ich doch gestehen, daß ich die Stellung, als Arbeiter, welche ich mir selbst gewählt, durchaus nicht herabsetze, jeder, Arbeiter oder Herr, muß es verstehen durch eigene Kraft sich zu einem nützlichen und tüchtigen Mitgliede der Gesellschaft emporzuschwingen, jeder ist Herr in seiner Sphäre, und Niemand steht so hoch auf Erden, als daß ich mich ihm gegenüber verkleinert fühlte — im Herzen sitzt der Muth, im Arme die Kraft, im Kopfe das Bewußtsein dieser Eigenschaften, welche den Weg zu den höchsten Zielen bahnen, also durch sich selbst zur Höhe — ich will stolz sein, wenn ich errungen, was ich erstrebe, das heißt Wohlstand durch Arbeit — eine höhere Stellung begehre ich nicht, und darum, gnädige Frau, wiederhole ich meine Bitte, um die Unterlassung Ihres gnädigen Bemühens wegen eines besseren Platzes für mich — und wie schon gesagt, ich selbst will wirken und schaffen, der Vermittelung Anderer bedarf ich nicht; wenn ich erlöst bin aus dem Abgrund, in dem ich jetzt noch schmachte, wenn diese Arme rührig den Hammer schwingen — dann, Madame, helfe ich mir selbst — also Dank, tausend Dank.

Die Generalin war so von Staunen ergriffen, daß sie anfangs kaum eines Wortes mächtig war — einen solchen Arbeiter hatte sie noch niemals vor sich gesehen.

Bisher war sie von der Ansicht beherrscht, ein Arbeiter sei nur ein ganz gewöhnlicher, untergeordneter Mensch, oft wohl ehrlich, im Allgemeinen aber doch von ganz gemeiner Gesinnung.

Franz hatte sie eines ganz Anderen belehrt, er hatte ihr bewiesen, daß auch in der Seele eines Arbeiters sich alle jenen großen Gedanken und Gefühle regen, daß auch er Stolz, Würde und Selbstbewußtsein in seinem Inneren berge, und von diesem Augenblick an lernte sie den Menschen nach seinem inneren Werthe, nicht nur nach dem Stande schätzen, dem er angehört.

Ich will mich für Ihre Freilassung verwenden, sagte sie nach kurzer Pause, und hoffe, daß mir dies gelingen wird, aber dann —

Will ich Arbeit suchen hier oder dort, wie ich schon sagte.

So nehmen Sie dann wenigstens eine Empfehlung von mir an.

Das gern, gnädige Frau, und nun scheide ich, freilich steige ich in den düstern Kerker hinab, in den Pfuhl, wo das Verbrechen der besseren Gesellschaft Hohn und Trotz bietet, aber die Hoffnung auf Erlösung aus der

Schmach durch Sie wird mir leichten — doch noch eine Bitte.

Sie sei gewährt, wenn ich's vermag.

In dem Augenblick, als ich General Bréa zu beschützen strebte, bemühte sich ein Mädchen das Leben eines zweiten Officiers zu retten.

Ein Mädchen auf der Barrikade?

Ja, gnädige Frau, dieses Mädchen befand sich zwar unter den Meuterern, in ihr aber ist das Gefühl für das Bessere nicht ganz erstickt —

Und dieses Mädchen?

Versuchte einen Officier zu retten, doch vergebens — er fiel gleich Ihrem Gatten der Mordsucht jener Elenden als Opfer.

Wer war der Unglückliche?

Kapitain Maugin, hörte ich ihn nennen, starb mit General Bréa in einer Stunde — an seiner Seite.

Auch Kapitain Maugin? rief die Generalin schmerzlich bewegt, und die Erinnerung an das Ende ihres Gatten, die sich ihr jetzt lebhafter aufdrang, erpreßte ihr Thränen.

Auch er starb den Heldentod.

Und Sie wünschen nun?

Ich bitte um Ihre gütige Portection auch für jenes Mädchen.

Gewährt, weil Sie sich für sie verwenden, allein Sie haben mir den Namen der Betreffenden noch nicht genannt.

Sie heißt Jeannette Martin.

Gut — ich werde daran denken.

Indem ich nun von Ihnen gehe, gnädige Frau, sagte Franz mit bewegter Stimme, bekenne ich noch einmal meine Theilnahme an Ihrem Schicksal und schmerzlich beklage ich, daß es mir nicht gelungen ist, Ihren Gemahl zu retten und daß mich die Thränen seiner trauernden Gattin tief bewegen, doch Gott wird sie trocknen.

Somit verließ Franz das Gemach.

Ein Schlüssel.

Im stillen Kämmerchen daheim saß Frau Löscher und blickte auf die scheidende Sonne, welche ihre verglühenden Strahlen auf das Antlitz der alten Frau senkte, als sollten diese bis in ihre Seele dringen, um die darin herrschende Nacht zu verbannen.

Ja Nacht herrschte im Innern der guten Frau, denn der Franz war schon sieben Wochen in der Fremde, und noch hatte sie keine Nachricht erhalten.

Und in welcher Fremde befand er sich? — war er nicht in dem aufrührerischen Paris, dort, wo man wieder Barrikaden errichtet hatte, wo Menschen einander morden, weil der Eine mehr besitzt, als der Andere? sollen nicht über zehntausend Menschen getödtet sein?

Mein Gott, wie mag es nur dem Franz ergangen sein, als er in die Weltstadt eintraf — ob er Arbeit gefunden haben mochte? — Und ach, wenn er nur bei der schrecklichen Revolution nicht Schaden genommen hat, wie leicht konnte er dabei ganz unschuldig niedergemacht sein?

Diese Gedanken waren es, welche die alte Frau beschäftigten und ihren Augen Thränen entquellen ließen.

Ganz ohne Nachricht — „das konnte nichts Gutes bedeuten", so meinte auch Vater Hoffmann, dem sie schon vor vierzehn Tagen ihr Leid geklagt, etwa in der Zeit als die gnädige Frau und ihr Sohn sich ebenfalls nach Paris begeben hatten — der Franz liebt seine Mutter zu sehr, als daß er sie so lange ohne Nachricht lassen könnte.

Auch war sie in ihrer Herzensangst schon bei dem braven Pfarrer gewesen, ihm zu sagen, daß Franz nichts mehr von sich habe hören lassen, seit er von ihr gegangen — der gute Herr hat sie getröstet und ihr gesagt, sie möchte stets an Gott, den Vater der Wittwen und Waisen denken, er würde auch den Franz nicht verlassen, denn er ist eine Waise, die nichts besitzt, als ein frommes Gemüth und einen gesunden Arm, das aber wären Eigenschaften, die einen Menschen niemals verloren gehen lassen.

Ach Gott, er wird nicht verloren gegangen sein, tröstete sie sich und griff nach dem Gesangbuch, um einem Gebrauche gemäß, dieses durch das Aufschlagen eines Liedes gleichsam als Orakel zu betrachten und zu befragen und aus dem aufgeschlagenen Liede dann die Antwort zu ersehen.

Diese ließ auch nicht lange auf sich warten, denn kaum war das Buch aufgeschlagen, als die Worte vor ihr strahlten: „Es ist Gottes Wille!"

Es war also Gottes Wille, daß sie sich beruhigen und nicht zaghaft werden sollte, wie auch Alles komme, Gott ist mit ihr und mit ihrem Franz; was fürchtete sie also?

So getröstet hatte sie ihre Thränen getrocknet und neuen Muth gefaßt; sie trat an's Fenster, wo sie ein Geräusch von Schritten vernommen und in demselben Augenblick gewahrte sie den liederlichen Veit, diesen Müßiggänger und Säufer, den das ganze Dorf verachtet und der so scharf in

ihr Kämmerlein geblickt, als wollte er da etwas herausholen.

Er grüßte Frau Löſcher mit freundlichem Grinſen und ging dann vorbei.

Schon zum dritten Mal ſchien es ihr, daß der Tagedieb heute ſo aufmerkſam in die Fenſter geſchaut; was wollte er denn bei ihr ſuchen? nein, da wäre ja nichts zu finden, ſie hat keinen Branntwein, den er ihr vielleicht entwenden möchte, es iſt wohl daher nur Zufall, daß er ſo eifrig hereingeſehen.

In dieſem Augenblick ward heftig die Thür aufgemacht und Hoffmann's Marie — trat ein.

Guten Abend, Frau Löſcher, ſagte das Mädchen, der Frau die Hand entgegenreichend; wie geht es denn bei Ihnen? — mein Vater läßt auch fragen, ob der Franz noch immer nicht geſchrieben hat.

Noch immer nicht, ich weiß gar nicht mehr, was ich davon denken ſoll, am achten Mai iſt er abgereiſt, heute iſt der dreißigſte Juni und noch habe ich nichts von ihm gehört, aber ich hoffe, Gott wird ihn während des Kampfes in Schutz genommen haben.

Das wird er, und ſein Sie ohne Sorge.

Ohne Sorge kann eine Mutter niemals ſein; ein junges Mädchen, wie Du, Mariechen, die kein Intereſſe für einen fremden Menſchen hat, ſagte Frau Löſcher, während ſie die Angeredete ſcharf muſterte, macht ſich nichts daraus, ob ſie von einem ſolchen hört oder nicht, aber eine Mutter —

Nicht doch, Frau Löſcher, verſetzte Marie etwas gereizt, Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß ich für den Franz kein Intereſſe habe, es freut mich außerordentlich, wenn es ihm wohl geht, und wüßte ich, daß der arme Junge ein Unglück zu ertragen hat, dann würde ich gewiß weinen müſſen, ſetzte ſie ſo beſtimmt hinzu, daß jeder Andere ihrer Verſicherung Glauben geſchenkt haben würde, Frau Löſcher aber mußte doch Grund gehabt haben, daran zu zweifeln.

Du würdeſt nicht weinen, Mariechen.

Gewiß müßte ich weinen, denn ſowie ich von dem Unglück eines Menſchen höre, werde ich gerührt, wie ſollte mich alſo nicht erſt das Mißgeſchick des Franz berühren, der doch mein Lebensretter geweſen und dem ich recht herzlich zugethan bin.

Na dann freue ich mich, liebe Marie; aber ſage mir, iſt es denn wahr, daß der junge Herr aus Paris ſchon an den Vater geſchrieben hat?

Ja, er that es, verſetzte die Gefragte erröthend.

Was hat er denn Neues geſchrieben?

Was er dem Vater mitgetheilt hat, weiß ich eigentlich nicht, denn er ſagte mir nicht ein Wort darüber.

Hat Vater auch ſchon das Schreiben beantwortet?

Das that er gleich.

Und wie lange iſt das denn her?

Ungefähr acht Tage.

Nun ſiehſt Du, wie's geht, die reichen Leute laſſen gar bald von ſich hören, weil ſie niemals von den Gefahren der Armuth erreicht werden können — aber wie geht's denn mit Veit's Hanna?

Seit ſie ſich in unſerm Hauſe befindet, geht es ganz gut mit ihr, und ich glaube, ſie wird binnen einigen Wochen ſo weit hergeſtellt ſein, daß ſie ausgehen kann.

Kommt der Veit zu Euch?

Niemals.

Und die Hanna frägt auch nicht nach ihm?

Sie kümmert ſich um den ſchlechten Mann nicht, von dem ich wohl glaube, daß er ein böſes Ende nehmen wird.

Die Hanna wohl auch, ſo dachte Frau Löſcher, ſprach es aber nicht aus, doch der Ausdruck von Ueberzeugung in ihrem Geſicht ſtellte feſt, daß ſie ihrer Sache ganz gewiß ſein mußte; hat der junge Herr von Dir Abſchied genommen, mein Kind? fragte ſie dann.

Ja, das that er — verſetzte Marie erröthend.

Er hat gewiß in ſchönen Worten Dich begrüßt?

Was er mir ſagte war mir eigentlich viel zu hochtrabend, indeſſen mußte ich doch oft daran denken und ich könnte mich darüber ärgern, daß ich es jetzt noch thue — weiß Gott, warum ich mich gezwungen fühlte — immer an jenen Sonntag zu denken.

Weil Du ihn liebſt und Dir der arme Franz ziemlich gleichgiltig iſt, dachte Frau Löſcher; Gott lenkt den Sinn der Menſchen meine liebe Marie, ſagte ſie dann mit einer gewiſſen Feierlichkeit, und was Gott thut, das iſt wohlgethan!

Marie betrachtete Frau Löſcher mit einem Ausdruck, als wüßte ſie nicht, was ſie von der Frau denken ſollte.

Noch einige Augenblicke blieb ſie ſchweigend, reichte dann der Frau die Hand und verließ mit dem Wunſche, daß der Franz bald von ſich hören laſſen möge und mit einem herzlichen „gute Nacht, Frau Löſcher“ das Zimmer.

Sie nahm eilige Schritte, denn die Dämmerung hatte bereits die ganze Gegend ein-

gehüllt, und bemerkte nicht, daß ein Mensch der plötzlich zum Vorschein gekommen war, ihr mit grinsendem Lächeln nachgeblickt hatte und dann wieder verschwand.

Als es so dunkel geworden war, daß sie nichts mehr sehen konnte, hatte Frau Löscher ihr Lämpchen angezündet, dann nahm sie schon eingerichtet Leinwandschnitte und setzte sich damit an den Tisch, um an den Hemden zu arbeiten, die sie dem Franz schicken wollte.

Sie war ja überreich, da sie fünf Goldstücke von dem armen Jungen erhalten hatte, die ihm jetzt in Paris gewiß dienlicher gewesen wären, als ihr.

Sie hatte indessen nur so viel davon genommen, um die Leinwand zu kaufen, das Uebrige mußte unberührt bleiben, man konnte ja nicht wissen, ob es der Franz nicht wieder gebrauchen würde.

Die Dorfglocke hatte schon zehn geschlagen — das war sonst die Stunde, wo Frau Löscher ihr Lager aufsuchte — heute aber wollte sie bis zur Mitternacht arbeiten, denn der Franz hatte an Wäsche durchaus keinen Ueberfluß, diese Hemden mußten, also bald, bald fertig sein, um sie ihm nachzusenden.

Mit der Brille auf der Nase arbeitete sie emsig, und immer wenn der Faden zu Ende war fädelte sie auf's Neue ein, wobei sie den Zwirn so fern von dem Auge, aber so dicht an dem Lichte hielt, daß ein Beobachter geglaubt hätte, er müßte verbrennen.

Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf das Schloß hinüber — dort war Alles dunkel — kein lebendes Wesen athmete da, denn die ganze Dienerschaft war theils entlassen, theils hatte sie die Herrschaft nach Paris begleiten müssen, nur der Verwalter mußte zurückbleiben, er wohnte aber nicht im Schlosse, sondern in einem der Wirthschaftsgebäude, die ziemlich entfernt von hier standen.

Was mag denn die Herrschaft veranlaßt haben, so plötzlich nach Paris zu gehen? dachte Frau Löscher, während sie fleißig nähte; wie war die Baronin verstimmt — hatte sie doch nicht nöthig diese Reise zu unternehmen, warum also blieb sie nicht? — o es gab und giebt viel Verdächtiges in jener Familie — doch die Baronin hat mir, freilich aus guten Gründen ihr Vertrauen geschenkt, denn sie gab mir —

In diesem Augenblick wurde sie durch etwas unsicheres Pochen an der Thür unterbrochen.

Sie fuhr auf und sah zu ihrem nicht geringen Staunen den bösen Veit eintreten.

Ihr Veit? rief die Frau fast erschrocken; was sucht Ihr bei mir?

Nichts Böses, Frau Löscher, aber seht mal, seit meine Frau bei Hoffmanns im Hause ist, wird mir oft die Zeit zu lange, und ich weiß denn nicht, was ich anfangen soll; so geht's mir auch heute, und um die Langweile zu vertreiben, wollte ich ein wenig mit Euch plaudern.

Habt Ihr denn in der Schenke keine Gesellschaft gefunden; Ihr seid doch stets dort; wie kommt's, daß Ihr heute dort fehlt?

Ach liebe Frau Löscher, ich bin jetzt sehr wenig in der Schenke, erstens habe ich kein Geld dazu, außerdem wird mir das liederliche Leben zur Last, der Mensch wird täglich älter und muß doch einmal zur Erkenntniß kommen — ich möchte gern arbeiten, aber es giebt jetzt nichts zu thun.

Arbeit wird es jetzt in Fülle geben.

Wo denn?

Ueberall — denn die Ernte steht vor der Thür.

Ja; das ist wahr, aber ich will nicht erst anfangen zu arbeiten, weil ich doch bald in die Fremde gehe.

Ihr wollt in die Fremde Veit?

Ja wohl, Frau Löscher — kein Prophet gilt in seinem Vaterlande, so geht's mit mir auch.

Und Eure Frau?

Ist bei Vater Hoffmann wohl aufgehoben.

Wie könnt Ihr aber andere Leute für Euer Weib sorgen lassen? Das ist ja Eure Sache!

Vater Hoffmann hat die Sorge für die Hanna selbst übernommen, ich habe ihn damit nicht beauftragt, übrigens ist er reich genug, und es kann ihm nichts schaden, wenn er auch einmal für eine Frau sorgt, um so weniger, da er selbst keine hat — aber wie steht's denn mit Ihrem Sohne — haben Sie schon Nachricht von ihm gehabt?

Bis jetzt noch nicht, seufzte Frau Löscher.

Er ist schon lange fort —

An sieben Wochen.

Und wie lange ist die gnädige Herrschaft fort? fragte Veit wie absichtslos.

Ich denke, es sind vierzehn Tage her.

Ja, ja, so lange mag's schon her sein; nun sagt mal, Frau Löscher, das ist Euch auch wohl gar nicht lieb?

Ich habe daran kein Interesse, ob die Herrschaft hier ist oder nicht.

Aber Ihr seid doch bisweilen dort beschäftigt.

Das iſt ſo ſelten, daß es gar keine Rolle ſpielt.

Ihr kommt nicht oft hin, und doch weiß das ganze Dorf, daß die gnädige Frau auf Euch große Stücke hält und kein Anderer ihr Vertrauen ſo ſehr beſitzt wie Ihr.

Das will ich auch nicht leugnen.

Man erzählt ſich eine ganz eigenthümliche geheimnißvolle Geſchichte, welche zwiſchen der gnädigen Frau und Euch vorgegangen ſein ſoll.

Was denn? fragte Frau Löſcher, die jetzt plötzlich aufmerkſam wurde und gewiſſermaßen betroffen erſchien.

Nun Ihr thut ſo, als wißt Ihr nichts.

Ich weiß wirklich nicht, was Ihr meint, Veit, Ihr müßt ſchon deutlicher ſein.

Nun, mein Gott, die Geſchichte mit dem Schlüſſel.

Jetzt gerieth Frau Löſcher in ſichtliche Verlegenheit.

Was wißt Ihr von einem ſolchen? fragte ſie nach längerem Zögern.

Nun ſeht Mal, die gnädige Frau hat Thür und Thor verſchloſſen und ſämmtliche Schlüſſel dem Inſpector übergeben, bis auf einen, den Ihr erhieltet, vielleicht aus Furcht, daß ſie ihn unterwegs verlieren könnte.

Frau Löſcher war ſo ſehr überraſcht, daß ſie augenblicklich kein Wort hervorzubringen vermochte. Es verhielt ſich, wie Veit ſagte, aber wie konnte er von dem wiſſen, was nur zwiſchen vier Wänden vorgekommen war.

Und was wäre dabei, wenn ſie dies gethan hätte? fragte ſie nach längerem Schweigen.

Es wäre da weiter nichts, aber ſie muß doch zu Euch großes Vertrauen haben — außerdem aber ſind hinter dem Schloſſe, wozu dieſer Schlüſſel paßt, gewiß wichtige Geheimniſſe und Ihr müßt ihn ſchon ſehr ſorgfältig aufbewahren.

Wem würde es denn einfallen, mir dieſen Schlüſſel zu ſtehlen, da er ganz werthlos iſt und —

Natürlich wird das Niemand thun, ſagte Veit, deſſen Augen unverwandt auf Frau Löſcher ſahen und bemerkten, wie ſie nach dem oberen Schubfache der alten Komode ſchaute, welche zwiſchen den Fenſtern unter dem kleinen Spiegel ſtand.

Ich will zu Bette gehen, Veit, ſagte Frau Löſcher, als die Unterhaltung eine geraume Weile ſtockte und es ihr in der Geſellſchaft dieſes Menſchen ganz unheimlich wurde; Ihr werdet's mir nicht übel nehmen, wenn ich Euch das ſage; ich bin recht müde.

Wie könnte ich das wohl, ſagte Veit mit argliſtigem Lächeln; gute Nacht Frau Löſcher und ſeid mir nicht böſe, daß ich Euch ſo ſpät noch beſucht habe.

So verließ er die Frau, welche ganz verwirrt zurückgeblieben war. Als ſie ſich kaum allein befand, eilte ſie nach der Komode; holte da einen Schlüſſel hervor, legte ihn in eines der beiden Schubfächer, welche unterhalb des alten breiten Kleiderſchrankes angebracht, aber nicht verſchließbar waren und nur vermöge eines Meſſingbügels aufgezogen werden konnten und verfügte ſich dann wieder an ihren Platz.

Natürlich hatte die gute Frau, trotz dieſer Vorſicht, doch vergeſſen ihre Blicke nach außen zu wenden, wo ein Paar lauernde Augen Alles mit angeſehen, was hier vorgegangen war.

Die gute Mutter hatte ſich wieder an die Arbeit, geſetzt, allein ſie hatte ihrer Kraft zu viel zugemuthet, denn bald fielen ihr die Augen zu und ſie legte die Leinewand bei Seite, von ihren Mutterthränen bethaut.

Dann ſprach ſie ein Gebet, worin ſie auch den Namen des Sohnes einſchloß, und bald lag ſie in friedlichem tiefem Schlafe.

Eine Stunde war verronnen — da plötzlich zeigte ſich eine menſchliche Geſtalt in dem Zimmer, bückte ſich behutſam, ſchlüpfte dann wie eine Katze hinaus und verſchwand nach Ablauf einer halben Stunde in der Gegend, welche zu dem uns bekannten unterirdiſchen Gange führt.

Kaum hatte Frau Löſcher, welche während der ganzen Nacht vortrefflich geſchlafen und zu ihrem Leidweſen nicht wie ſonſt von Franz geträumt, ihre Lagerſtätte verlaſſen, ſo öffnete ſie das Schubfach unterhalb des Kleiderſchrankes und athmete leichter, denn — der Schlüſſel lag an ſeiner Stelle.

Ich will ihn Vater Hoffmann geben, ſagte ſie, bei ihm iſt er ſicherer wie bei mir, und es erſchien mir faſt verdächtig, daß dieſer Veit geſtern das Geſpräch darauf lenkte, aber was kann ihm an dem Schlüſſel liegen? — auf alle Fälle iſt Vorſicht räthlich — ach Gott, wenn doch nur heute ein Brief vom Franz käme!

Noch an demſelbem Abend hatte ſie erfahren, daß Veit das Dorf verlaſſen hatte, aber Niemand wußte, wohin er gegangen war —

Ein fatales Zuſammentreffen.

Es war am 19. Juli um die zehnte Stunde Abends, als ſich in einem der von zahlreichen Verwundeten beſetzten Hoſpitälern eine dicht verſchleierte Dame an den

Hausvater mit der Frage wendete, ob es wohl anginge, daß sie einen der Kranken sprechen könnte, dem sie wichtige Mittheilungen zu machen hätte.

Wen wünschen Sie da zu sprechen? fragte der Hausvater.

Einen gewissen Moritz Martin.

Der liegt in dem großen Krankensaal, gnädige Frau, sagte jener mit sichtlichem Staunen, da er wohl eher erwartet zu haben schien, daß die Dame einen der in einer andern Abtheilung des Hauses untergebrachten kranken Officiere ihren Besuch machen wollte.

Und kann ich ihn da ohne Zeugen sprechen?

Das ist wohl nicht gut möglich, aber Martin ist nicht so schwer verwundet, als daß er nicht nach einem reservirten Sprechzimmer geschafft werden könnte, nur hier hinein, Madame, Sie werden auf den Mann nicht lange warten.

Die Dame trat in ein Zimmer, in welchem nur ein Tisch und zwei Stühle das ganze Mobiliar ausmachten, eben so suchte man nach einem Spiegel vergebens.

Sie ging, ohne ihren Schleier aufzuschlagen, unruhig im Zimmer auf und nieder, und hätte sie irgend Jemand in der Nähe beobachtet, so würde er das Beben ihrer Glieder gesehen haben, als sie hastig ein kleines Fläschchen hervorholte, es schüttelte, dann hinter dem Schleier betrachtete, und es wieder verbarg.

In diesem Augenblick ward eine Lampe hereingebracht, und bald darauf erschien ein Mensch, auf einer Krücke gestützt, von einem Krankenwärter geführt.

Nachdem der Kranke auf einem Stuhl Platz genommen, ging der Wärter ab, und die Dame ward von keinem Dritten mehr gestört.

Das Gesicht des Kranken trug natürlich die Spuren von Leiden, sonst aber erschien es als ein Muster für einen Maler, der ein Portrait der Gemeinheit entwerfen wollte.

Die Augen waren klein und beweglich, Nase klein, aber kupferroth wie die Wangen; seine Lippen, aufgeworfen wie die eines Negers, ließen eine Reihe großer und kräftiger Zähne blicken, ein Umstand, der auf thierische Gefräßigkeit deutete.

Von Zeit zu Zeit stöhnte der Mann und griff nach seinem Beine, wo die Ursache der Schmerzen zu finden war.

Die nichtswürdigen Hunde, fluchte er, sie haben mir ein gutes Andenken beigebracht, ich werde wohl noch lange daran leiden müssen — aber wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?

Wie Ihr seht eine Dame!

Das sehe ich wohl, aber ich möchte wissen, mit wem ich zu thun habe, sagte der Mann, dem diese Stimme bekannt erschien.

Seid Ihr Moritz Martin?

So heiße ich allerdings schon seit neun und vierzig Jahren, meinte der Genannte, und Sie?

Ich komme im Namen der Frau von Rautenberg zu Euch, um über einige Punkte mit Euch zu sprechen.

Madame, ich habe einen Verdacht.

Und welchen?

Daß Sie Ihr eigener Bote sind, Ihre Stimme ist zwar verstellt, allein ich erkenne sie doch als diejenige der Frau von Rautenberg wieder, welche ich vor wenigen Tagen die Ehre hatte, zu sprechen — wozu diese Komödie, Madame, das kann doch nun einmal nichts nutzen — aber was wünschen Sie von mir?

Gut dann, so will ich mich zu erkennen geben, aber nur —

Ich habe Sie ja bereits erkannt, unterbrach sie der Mann, Sie können sich auch getrost Ihres Schleiers entledigen, ich kenne Ihr Antlitz doch.

Ihr lügt Frecher, Ihr habt mich niemals gesehen, rief die Baronin entrüstet.

Freilich waren Sie auch an jenem Abend verschleiert, als man mich verwundet von der Barrikade zu Ihnen trug, aber wenn ich Ihnen sage, Madame, daß ich Sie schon einen Tag nach Ihrer Ankunft in Paris gesehen habe, daß Sie mir gezeigt worden sind und ich Ihre Züge so genau kenne, daß, wäre ich Maler, sie von mir mit Leichtigkeit wiedergegeben werden könnten; es ist also überflüssig, daß Sie diesen Vorhang da tragen.

Hätte der Schleier, den die Baronin unter keinen Umständen lüften zu wollen schien, deren Antlitz nicht verdeckt, so hätte das tödtliche Erblassen derselben dem Kranken nicht entgehen können.

Sie stampfte wüthend den Boden und stieß einen halblauten Schrei aus.

Wer hat mich Euch zeigen können? rief sie dann?

Offenbar ein Mensch — entgegnete Moritz Martin laconisch.

An welchem Tage?

Es war am 9. Juni, Vormittags zwölf Uhr; Sie fuhren in einer offenen Equipage über die Boulevards, Ihr Herr Sohn saß

Ihnen gegenüber, es war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, hübſch namentlich durch einen kleinen Schnurrbart, der ſein Milchgeſicht etwas kräftiger erſcheinen läßt — nicht wahr, die Sache ſtimmt?

Die Baronin erfuhr zu ihrem Entſetzen, daß der Menſch ihr die Wahrheit ſagte und machte auf's Neue eine Geberde der Wuth.

Das hat nur Einer gethan! rief ſie dann halblaut.

Ganz recht — Madame, nur Einer; zwei wären auch überflüſſig geweſen.

Ich ſehe, Moritz Martin, nahm die Baronin nach längerem Schweigen das Wort, daß Ihr doch nicht ſo leidend ſeid, als Ihr es neulich zu ſein glaubtet — Ihr wähntet an den Pforten des Todes zu ſtehen und ſcheint Euch jetzt doch ganz munter zu befinden — o es war frech von Euch, an jenem Abend Euch in mein Haus ſchaffen zu laſſen.

Ich glaube wohl, daß meine Gegenwart Ihnen nicht ſehr erwünſcht war, gnädige Frau, aber da ich nun einmal die Ehre Ihrer Bekanntſchaft habe, ſo ſollten Sie darüber nicht ſo ungehalten ſein, wenn man mich zu nehmen verſteht, bin ich der gemüthlichſte Kerl auf Gottes Erdboden.

Ich werde Euch zu nehmen wiſſen, ſagte die Baronin mit eigenthümlicher Beſtimmtheit.

So iſt's recht, denn wir ſtehen in Beziehungen zu einander, welche die größte Eintracht verlangen, aber womit kann ich dienen, kommen wir endlich zur Sache, Madame, denn offen geſtanden, mein Zuſtand erfordert Ruhe.

Sogleich.

Was ich Ihnen zu ſagen hatte, haben Sie an jenem Abend erfahren, jetzt —

Noch nicht Alles, Martin, unterbrach ihn die Baronin.

Was fehlte noch?

Ihr habt mir noch nicht geſagt, wer Euch meine Ankunft angezeigt hatte.

Einer —, Madame, den Sie vorhin eben — Einer nannten!

Ihr wollt den Namen nicht nennen —

Weil ich weiß, daß er Ihnen bekannt iſt, bekannt ſein muß, fiel Martin der Baronin in's Wort.

Denkt darüber, wie Ihr wollt, aber zur Hauptſache Martin: Ihr ſeid ſehr arm!

O ſehr — ſehr Madame.

Ich will etwas für Euch thun.

Sehr liebenswürdig von Ihnen Madame, namentlich wenn dies ohne Bedingung geſchieht.

Nun ja ohne Bedingung, ſtotterte die Baronin, das heißt, ohne Bedingung, durch deren Erfüllung Euch auch nur der geringſte Nachtheil zugefügt würde.

Nun ſo laſſen Sie mich hören.

Vor Allem biete ich Euch beſſere Verpflegung in andern Räumen an.

Sehr edel von Ihnen, kann mir aber nichts nützen, da ich als Gefangener betrachtet werde, man läßt mich nicht fort, bin ich hergeſtellt, was nur hier herbeigeführt werden darf, dann werden ſie mich wohl auf die Galeere ſchicken, oder im günſtigen Falle mich in ein hieſiges Gefängniß ſchaffen — aber mein Sohn Marceur ordnet während meiner Abweſenheit meine Geſchäfte, Madame, ſetzte er mit ſchadenfrohem Lächeln hinzu.

Gut, ſagte die Baronin in eiſigem Tone; es beliebt mir aber nicht, auch noch die Bekanntſchaft Eures Sohnes zu machen, ich habe an der Eurigen hinlänglich genug und will nur mit Euch unterhandeln.

Ganz zu Dienſten, Madame — was ſteht alſo zu Befehlen?

Ich will Euch gleich nach Eurer Entlaſſung aus dem Gefängniß zehntauſend Franks auszahlen.

Sehr dankbar, aber vor allen Dingen könnten Sie etwas Anderes für mich thun, Madame!

So ſprecht! gebot die Baronin mit banger Neugier.

Sie ſollten für meine Freilaſſung ſorgen, denn im Grunde genommen, was hat der Staat davon, wenn er mich beſtraft — welchen auch nur geringſten Vortheil bietet ihm die Züchtigung der Inſurgenten, die doch nur ihre Rechte vertheidigen wollten?

Ich bin als Fremde außer Stande für Eure Nichtbeſtrafung zu ſorgen, ſagte die Baronin nicht ohne Verlegenheit.

Sie wollen nur, daß man mich zum Ritter vom Orden der Galeere mache, verſetzte Martin mit Bitterkeit, aber es würde Ihnen gar nichts nützen, denn ich ſagte Ihnen bereits, mein Sohn dürfte während meiner Haft für die Erledigung meiner Geſchäfte ſorgen.

Hat Euer Sohn nicht auf der Barrikade gekämpft?

Nicht direct, er war Stabsofficier beim Inſurgenten Commando und Flügeladjutant Sr. Excellenz des Barrikadenprofeſſors — er kämpfte nicht mit dem Schwerdte in der Hand, ſondern nur als Ordonanzofficier der vom Hauptquartier aus die Befehle überbrachte, es läßt ſich ſomit wohl annehm-

men, daß ſeine Strafe nur eine geringe ſein kann, am ſicherſten aber gehen wir, wenn Sie ſich für uns Beide verwenden.

Seid Ihr von Sinnen, rief die Baronin ärgerlich, wie ſollte ich das beginnen?

Durch Ihre Verwendung bei dem General Cavaignac, in deſſen Gewalt Alles gegeben iſt — thun Sie dies, und ich werde Ihnen dankbar ſein, verſtehen Sie Madame — ich werde dankbar ſein.

Ich will meinen ganzen Einfluß aufbieten, allein ich ſtehe nicht für den Erfolg ein, und gelänge ſelbſt mein Unternehmen, wie wolltet Ihr denn Eure Dankbarkeit beweiſen?

Indem ich zunächſt Ihr Geld annehme.

Und dann?

Nun, dann werden wir ſehen.

Dieſe Antwort iſt eine unbeſtimmte, Martin, ich verlange von Euch eine entſchiedene Auskunft, bedenkt, ich gebe zehntauſend Francen.

Einer, wie Sie den „Jemand“ nennen, würde mehr geben, gewiß das Doppelte, wenn ich nicht thue, was Sie verlangen.

Hölle und Teufel das wird er nicht.

O er wird es, es iſt ein Ehrenmann, der ſeinen Verpflichtungen, ſelbſt auferlegten oder nicht, gewiſſenhaft nachkommt.

Ihr wißt noch nicht, was ich von Euch verlange.

O das kann ich mir ſehr gut denken, Madame! verſetzte Martin mit verſchmitztem Lächeln.

So ſprecht!

Wollen Madame die Güte haben, ſich zu mir herabzubeugen, dann will ich Ihnen die Bedingungen zuflüſtern, deren Erfüllung Sie von mir verlangen.

Es ſei.

Nicht wahr, ſo iſt's doch wohl? ſagte Martin laut, nachdem er ſeine Mittheilung gemacht hatte.

Ich will nicht lügen — es iſt ſo; nun wollt Ihr?

Ich bedaure, Madame, Ihnen nicht Beſcheid geben zu können, ohne zuvor mit, nun Sie wiſſen ja, mit wem, Rückſprache genommen zu haben.

Wozu bedarf es deſſen? fragte die Baronin mit bebender Stimme; ſtehe ich nicht ſo hoch wie jener elende Menſch?

O das wohl — vielleicht — aber es geht nun einmal nicht anders; jener Cavalier zahlt ſtets das Doppelte, hat alſo auch die Vorhand — und nun, gnädige Frau, haben wir uns ausgeſprochen, ich fühle das Bedürfniß nach Ruhe, denn meine Wunde ſchmerzt ſehr.

Wollt Ihr nicht etwas von dieſen Nerven ſtärkenden Tropfen zu Euch nehmen, Martin? ich führe ſie ſtets bei mir, um mich ſogleich ihrer zu bedienen, falls mich ein Unwohlſein anwandelt.

Sie ſind ſehr gütig, Madame, verſetzte Martin mit Hohn, dergleichen giebt es hier genug, und ich möchte mich nicht ſo leicht in's Jenſeits befördern laſſen.

Welche Beſchuldigung! rief die Baronin lachend.

Madame, ich bin überzeugt, daß die Tropfen, die Sie ſo gütig ſind, mir zu bieten, mir in ſo fern wohl thäten, als ſie mir die ewige Ruhe bereiteten, aber das geht unmöglich — ich bedaure, Ihnen dieſe Gefälligkeit nicht erweiſen zu können, Sie wiſſen ſelbſt zu gut, wie nothwendig meine Gegenwart iſt und wie ſehr ich zu wirken im Stande bin — — —

Wie könnte ich es wagen, Euch an einem Orte, wie dieſer, Gift zu reichen?

Gerade dieſer iſt der geeignetſte, wer hier und namentlich jetzt ſtirbt, iſt an den Folgen ſeiner Wunden geſtorben — das iſt klar — die Leichen zu öffnen, bleibt auch keine Zeit übrig, alſo, Madame, die Gelegenheit wäre günſtig, ſolche Herzens- und Nervenſtärkung anzubringen, wenn ſie namentlich geſchickt gemiſcht iſt, und dafür wird eine ſo vorſichtige Dame, wie Sie, wohl Sorge getragen haben — gehen Sie alſo, mit mir haben Sie es nun völlig verdorben.

Die Baronin zögerte einige Augenblicke, dann eilte ſie haſtig der Thür zu, allein noch ehe ſie dieſelbe erreicht hatte, trat — „Herr Frech“ ein.

Wie vom Blitz getroffen, blieb ſie ſtehen, als „Jener“ ihr eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, aber mit einem Lächeln, das wegen ſeiner Malice ſelbſt den Unbefangenſten geärgert hätte — wie mußte dies alſo bei der Betheiligten der Fall geweſen ſein.

Sie hier? ſagte ſie.

Ich bin über dieſes Zuſammentreffen außerordentlich erfreut.

Aber ich wünſche es zum Teufel, rief die Baronin mit wüthender Geberde und wollte hinaus, aber der kleine Mann vertrat ihr den Weg.

Bleiben Sie Madame! gebot er herriſch.

Wollten Sie mich etwa hindern, dieſen Ort zu verlaſſen?

Ja, Madame, Sie wiſſen, ich beſitze die Mittel, bleiben Sie alſo; den Schleier mö-

gen Sie über Ihrem ſanften Antlitz ruhen laſſen, ich kenne es, überhaupt werden wir hier nicht die geringſten Umſtände machen.

Die Baronin fühlte ſich wie verzaubert, dieſem Manne gegenüber ging die ihr ſonſt zu Gebote ſtehende Energie verloren.

Was wünſchen Sie denn? fragte ſie mit gepreßter Stimme.

Daß Sie bleiben, ich ſagte es bereits, verſetzte Herr Frech mit großer Ruhe — ich will es ſo, und fügen Sie ſich meinem Willen ohne Umſtände, und das müſſen Sie wohl thun, dann werden Sie ſehr bald entlaſſen ſein — zur Sache alſo — kennſt Du dieſe Dame, Martin?

Sehr genau, gnädiger Herr.

Wie iſt ihr Name?

Baronin von Rautenberg.

Wodurch iſt Dir dieſe Dame bekannt geworden? ſetzte Frech ſein Examen fort.

Durch eine Andere — entgegnete der Gefragte lächelnd.

Gut, gut, ich will auch nicht mehr hören, ſetzen Sie ſich, Madame, und nun, Martin ſage mir, was die Dame von Dir begehrte.

Ohne Umſtände theilte Martin Alles mit, freilich in etwas gedämpfterem Tone.

Das habe ich mir wohl gedacht, ſagte Frech lächelnd, kaum hatte ich Wind erhalten, daß Ihre Equipage vor dieſem Spital Halt machen würde, ſo faßte ich natürlich aus Sehnſucht nach Ihnen, den Entſchluß, mit Ihnen zuſammenzutreffen — nun, Martin, Du wirſt natürlich nicht auf den Vorſchlag eingehen, ſetzte er mit ſcharfem Nachdruck hinzu; Du weißt, ich kann viel für Dich thun.

Ich weiß es, gnädiger Herr, und unterziehe mich Ihren Befehlen, ſagte Martin, der Frech gegenüber überhaupt eine demuthsvollere Haltung beobachtet hatte.

Und was hat Dir die Dame geboten?

Zehntauſend Franken.

Ich gebe das Doppelte.

Ich weiß es, gnädiger Herr, ich wies eben das Anerbieten mit Entſetzen zurück.

Da Du ſo gehorſam biſt, Martin, ſo will ich beweiſen, daß ich dankbar bin, und ſomit melde ich Dir, daß Du frei biſt —

Frei? — rief Martin und machte eine Geberde der Freude.

Morgen wirſt Du dieſes Haus verlaſſen, um diejenige Wohnung zu beziehen, die ich für Dich jetzt nothwendig befunden; und Du wirſt mit meiner Wahl wie mit der Ausſtattung zufrieden ſein.

Dank, tauſendfachen Dank, gnädigſter Herr! Aber wie ſteht's mit meinem Sohne, meiner Tochter?

Marceur und auch Jeannette ſind frei gleich Dir, und Du wirſt ſie morgen in Deiner Wohnung finden.

O wie bin ich Ihnen dankbar, gnädigſter Herr, Sie haben mich unendlich glücklich gemacht.

Es war ſtets mein Beſtreben, Menſchen zu beglücken.

Die Baronin lachte.

Warum lachen Sie, Madame? fragte der kleine Mann in geſpitztem Tone.

Weil ich eben daran dachte, daß auch der Teufel beglückt, aber er verlangt dafür die Seele.

Aber nur die eines Engels, denn die ſeinesgleichen kann er nicht gebrauchen, doch lachen Sie, Madame, jetzt mögen Sie's noch thun, zittern Sie aber vor der Stunde, wo Ihnen das Lachen eines Andern in die Ohren gellt — Sie wiſſen, nur wer zuletzt lacht — lacht am beſten.

Und wir werden lachen, gnädigſter Herr, fiel Martin ein, und Ihnen, Madame, wird es nun klar ſein, daß ich Ihrer Verwendung für mich nicht mehr bedarf.

Wollte ſich die Dame für Dich verwenden? — fragte lächelnd der kleine Mann.

Madame wollten wenigſtens den Verſuch machen.

Das wäre vergebene Mühe geweſen, Madame, ſagte Frech, in jenen Kreiſen, wo ſie allein für dieſen Mann wirken könnten, kennt man Sie nicht, dort hört Ihr Einfluß auf.

Und wer ſind Sie? fragte die Baronin höhniſch.

Der Mann, dem nichts unmöglich iſt, der Alles durchſetzt, was er will, das merken Sie ſich — erklärte der kleine Mann mit ſo ſicherer Ueberzeugung, daß Niemand dagegen einen Zweifel hätte erheben können; wer es vermocht hat, dieſen Candidaten des Bagno der Beſtrafung zu entziehen Madame, der vermag viel, und nun, Martin, was bot Dir dieſe Dame ferner?

Gift, gnädigſter Herr.

O welcher elende Verläumder! rief die Baronin wüthend.

Schweigen Sie, Madame, ich bin davon überzeugt, daß wenn dieſer Mann Ihnen im Wege iſt, es ſo ſein muß, Sie wiſſen warum, und daß Sie, Sie, Madame, kein Mittel ſcheuen, ihn zu beſeitigen, das ſteht feſt; aber ich brauche ihn und darum muß er leben, verſtehen Sie wohl — ich will, daß er lebe.

Ist meine Gegenwart bei dieser nobeln Conferenz noch erforderlich? fragte die Baronin achselzuckend.

Noch einige Augenblicke, Madame; sobald es Zeit ist, daß Sie gehen, werde ich nicht eine Minute zögern, Sie zu entlassen.

Ha, welche Frechheit! tobte die Baronin.

Es muß sein — ich will es so, Madame; Dir ist der junge Baron von Rautenberg doch schon bekannt?

Was soll's mit ihm? mischte sich hastig die Baronin ein.

Unterbrechen Sie mich nicht; nun, Martin, beantworte meine Frage.

Ich kenne den Herrn so genau wie das Gesicht dieser Dame, versetzte der Gefragte.

Gut — das ist nöthig, und Sie, Madame, werden Ihrem Sohne keine Mittheilungen machen, daß hier sein Name genannt wurde — hören Sie — und nun sind Sie entlassen, auf — Wiedersehen.

Die Baronin stürzte hinaus — und als Sie Ihren Wagen erreicht hatte, verfiel sie in einen Zustand von Raserei, Verzweiflung und Angst — allein sie war zu ohnmächtig und der Gegner zu gewaltig.

Nun Deine Aufgabe, Martin — sagte der kleine Mann in gebieterischer Weise.

Ich weiß schon, gnädiger Herr — verschwiegen wie das Grab.

Das ist überhaupt selbstverständlich und hierüber wird nicht mehr verhandelt, sagte Herr Frech und gab nun seine Instructionen, welche wohl geraume Zeit in Anspruch nahmen — nun, wirst Du dieser Aufgabe gewachsen sein? setzte er zum Schlusse hinzu.

Gewiß, gnädigster Herr.

Es ist nicht zu leicht für einen Menschen Deines Schlages.

Gnädigster Herr ich bin gewandt — wann aber beginne ich?

Schon Morgen.

Um welche Zeit.

Zwölf Uhr Mittag.

Und Abends?

Das weißt Du; natürlich versteht es sich von selbst, an jedem Abend auch an einem anderen Orte, wo, wirst Du stets im Laufe des Vormittags durch mich erfahren — und nun gute Nacht.

Er ist dein Schicksal.

Am nächsten Tage hatte sich Guido an der bezeichneten Stelle eingefunden, denn der Donnerstag war herangenaht, und er war eingedenk des Schreibens, welches ihn hierher berufen hatte.

Wartend ging er auf und nieder, aber Niemand ließ sich blicken, und von der sogenannten Schicksalsbraut war keine Rede.

Schon wollte er ärgerlich den Rückweg antreten, als plötzlich der kleine Mann ihm zur Seite stand und sich höflich verneigte.

Endlich habe ich die Ehre, Herr Baron, Ihnen einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen; ich habe diesen Augenblick längst herbeigewünscht.

Wer sind Sie denn eigentlich? fragte Guido mit unverkennbarem Ausdruck von Verachtung.

So nennen Sie mich doch „Jemand!"

Unter diesem Namen habe ich bereits die Ehre, Sie zu kennen, sagte Guido spöttisch. Sie haben aber bisher nur an mich geschrieben, so bald Sie sich indessen erlauben, mit mir zu sprechen, muß ich Ihren Namen kennen.

So nennen Sie mich doch Freund.

Da wären Sie der Erste, welchem ich diesen Namen gönnte, bisher hat sich dessen noch Niemand erfreut.

Ist mir schon bekannt; nennen Sie mich also nach Belieben.

Sie müssen doch einen Namen haben.

So sagen Sie, Baron.

Sind Sie ein solcher?

Ich bin Ihnen vollkommen ebenbürtig, mein Herr, versetzte der kleine Mann mit Stolz, verstehen Sie wohl, vollkommen ebenbürtig.

Aber ich liebe es nicht, mit Edelleuten Umgang zu pflegen, deren Geschlecht ich nicht kenne.

Ich verlange noch nicht Ihren Umgang, das wird sich Alles von selbst finden.

Was wünschen Sie sonst von mir? fragte Guido mit eisiger Kälte.

Daß Sie sich meiner Weisung in jeder Beziehung fügen wie Sie es bereits gethan haben, sonst wären Sie eben nicht an dieser Stelle, erwiderte Frech mit liebenswürdigem Lächeln.

Mein Herr — Sie sind seltsam — Ja ich habe aus Langeweile, aus Laune, wenn Sie wollen, Ihren Billets Gehör geschenkt, doch das muß einmal ein Ende haben, und dieses Ende wird mit diesem Augenblick beginnen —

Warum gerade in diesem Augenblick?

Weil in Ihrem letzten Briefe, dessen Ueberbringer Sie beiläufig gesagt, selbst gewesen sind, von einer Schicksalsbraut die Rede gewesen ist; nur diese zu sehen, bin ich hierher gekommen, und wo ist sie?

Auch ich bin deshalb gekommen.

Das ist sehr seltsam, aber sprechen Sie.

Die Schicksalsbraut wird heute nicht erscheinen.

Also in ander Mal?

Sie werden sie bald sehen.

Und was verstehen Sie unter Schicksalsbraut, mein Herr?

Eine solche, die uns das Schicksal sendet, und ob wir über Meer und Land gehen, ob wir uns in das Dunkel der Wälder verkriechen, in Gebirgsschluchten verstecken, ihr können wir nicht entgehen.

Und ich werde ihr doch entgehen, mein Herr!

Der kleine Mann lächelte wie Einer, der seiner Sache nur zu gewiß ist.

Sie langweilen sich in Paris, ist es nicht so?

Ganz verdammt.

Sie werden wissen, daß die elegante Männerwelt von Paris ihre Clubs hat, wo man spielt, trinkt, raucht und sich Mittheilungen über interessante Rendez-Vous und Einladungen macht, nicht wahr?

Wie sollte mir das nicht bekannt sein?

Sie sind bis jetzt in keinem dieser Clubs eingeführt, ist dies erst der Fall, dann hat Ihre Langweile ein Ende.

Glaub's wohl, doch wie dahin gelangen?

Sie sind ohne Zweifel ein guter Reiter?

Wozu diese Frage?

Antworten Sie nur, ich muß dies wissen.

O, ich gewann schon den ersten Preis bei'm Wettrennen.

So sollen Sie in den feinsten Club, in den Jockey-Club eingeführt werden und zwar durch mich —

Sie hätten Verbindungen bei den Pariser Jockey-Club? fragte Guido mit Staunen.

O Herr Baron, diese Verbindungen sind eine Null gegen gewisse Andere — und Sie dürfen mit Fug und Recht in mir eine gewisse Respectsperson begrüßen.

Gut, lassen Sie Ihren Worten die That folgen, und ich werde Sie als ebenbürtigen Gesellschafter anerkennen, aber sollte jetzt in dieser Zeit, von irgend einem Club die Rede sein, bedenken Sie, wir haben in Frankreich eine Republik, da giebt es keine nobele Passionen wie Clubs und andere Amüsements —

Augenblicklich sind noch einige Clubs geschlossen, aber bald wird alles wieder in schönster Blüthe prangen.

Sie sprechen sehr zuversichtlich, so lange wir Republik haben, glaube ich nicht an irgend welche.

Mein wertheſter Baron, unter uns gesagt, nahm der kleine Mann in flüsterndem Tone das Wort, ist's mit der Republik bald zu Ende.

Das ist ein Punkt, der mich interessirt, und ich möchte Ihre Ansicht näher motivirt haben.

Sogleich — Sie wissen, daß Prinz Louis Napoleon als Deputirter gewählt ist.

Davon bin ich unterrichtet — der Prinz ist in Paris und hat bereits an den Sitzungen der Nationalversammlung Theil genommen.

Das ist nicht der Fall, ich weiß es besser, Prinz Ludwig Napoleon ist zwar hier gewesen, aber nicht für alle Welt, nur für einzelne Freunde, er hat bereits Paris verlassen um erst im September wieder einzutreffen.

Und seine Wahl als Deputirter?

Hat er nicht angenommen.

Mein Herr das kann ich aus Gründen nicht glauben.

So werden Sie anderer Ansicht sein, wenn Sie morgen die Pariser Blätter gelesen haben, dort finden Sie die Ablehnung der Deputirtenwahl von Seiten des Prinzen schwarz auf weiß.

Aber ich sollte schon in den nächsten Tagen dem Prinzen vorgestellt werden — und zwar in den Salons einer Dame, welche der Prinz hochachtet und verehrt.

Sie sprechen ohne Zweifel von Miß Howard?

Sie haben es errathen — ganz recht, aber woher können Sie wissen, daß —

Mein lieber Baron, sagte der kleine Mann mit widerwärtigem Lächeln; Sie werden eines Tages eine Neuigkeit eigenthümlicher Art erfahren — brechen wir aber davon ab — der Prinz also kommt im September nach Paris, und von da ab beginnt ein neuer Abschnitt in seinem Leben und auch für die französische Nation —

Erklären Sie sich deutlicher.

Als Freund der Miß Howard muß ich Sie auch für einen Freund des Prinzen halten.

Ich bin es.

Nun dann, mein lieber Herr Baron, sagte der kleine Mann wieder in flüsterndem Tone, müssen wir Alles auf's Spiel setzen, um den Prinzen zum Präsidenten der Republik zu wählen, damit —

Nun — damit?

Er Kaiser der Franzosen werde.

Halten Sie das für so leicht?

Es wird leichter sein, als sich mancher

Diplomat träumen läßt, wenn er, wie gesagt, erst auf dem Präsidentenstuhl sitzt, und Sie werden dies Alles erleben noch kaum vor Ablauf von drei Jahren, geben Sie Acht — und haben wir erst einen Hof, dann blühen auch wieder die Hoffnungsrosen der Aristokratie.

Das ist wahr, wahr! rief Guido lebhaft, aber nun nennen Sie mir endlich Ihren Namen.

Sie werden sich mit mir an der Wahl des Prinzen betheiligen, oder besser gesagt, dafür sogar agitiren?

Gern!

Dann erfahren Sie auch meinen Namen.

Guido war gedankenvoll geworden, der kleine Mann, dem er vorhin mit solcher Geringschätzung begegnet war, erschien ihm plötzlich als eine bedeutende Persönlichkeit — deren Bekanntschaft ihm interessanter war, als seine Billets es zuvor gewesen.

Mein Herr, ich will mich freuen, Sie kennen gelernt zu haben, aber die erste Bedingung, die ich fordere, ist — Vertrauen.

Das habe ich Ihnen bereits bewiesen.

Mit nichten — Sie waren bisher sehr geheimnißvoll, haben nur zu mir in Ihren Billets gesprochen und sind noch in diesem Augenblick gewissermaßen mystisch.

Daß ich nicht wüßte, sagte lächelnd der kleine Mann.

Nun so sagen Sie mir einmal, in welchen Beziehungen Sie zu meiner Mutter stehen?

Das soll geschehen.

Nun, ich höre nichts.

O, mein lieber Baron, davon dürfen Sie in diesem Augenblick noch nichts erfahren!

Wann denn?

Wenn die Katastrophe der Schicksalstragödie gekommen ist, die ich zum Besten geben will.

So wird wohl auch mir eine Rolle darin zu Theil werden? rief Guido lachend.

Natürlich, Sie werden den ersten Liebhaber darin spielen.

Charmant, charmant, lächelte Guido, ich freue mich schon auf die Scene, in welcher ich mit der Schicksalsbraut in Berührung komme.

Das wird auch in der That ein drastischer Moment sein, sagte der kleine Mann mit unheilvollem Lächeln, während seine Blicke düster leuchteten.

Ist die Braut schön?

Zum Bezaubern.

Und wer wird die Intriguantenrolle übernehmen? fragte Guido mit eigenthümlichem Lächeln.

Diese werde ich mir erlauben zu executiren, versetzte der kleine Mann mit Nachdruck.

Sie sind darin geübt?

Ein wenig.

Aber Sie sind inconsequent, mein Herr, in meiner Heimath erhielt ich einst ein Billet, in welchem Sie mir eifrigst riethen, die kleine Bäuerin, Marie Hoffmann, übrigens ein allerliebstes Ding, im Auge zu behalten und nun soll mir die Schicksalsbraut begegnen.

Im Augenblick der Katastrophe kommt das anders, mein Herr, Sie werden übrigens wissen, daß die Intrigue im Drama die Aufgabe hat, die Fäden zu spinnen, und ohne Conflikte ist —

Nun gut, unterbrach ihn Guido hastig, also sobald die Katastrophe herangekommen ist, erfahre ich —

Alles — Alles — sagte der Kleine bedeutungsvoll — das Trauerspiel ist dann vorüber und man darf wieder lachen.

Dabei lachte der kleine Mann derartig daß Guido, ein Mensch, der so leicht nicht von irgend welchen Regungen angewandelt, von einem Bangen erfüllt wurde, daß er fast ein Frösteln verspürte — und er fühlte das Bedürfniß, sich von seiner neuen Gesellschaft zu befreien.

Wir sehen uns wieder, mein Herr, sagte er; ich will gehen, denn ich fühle mich augenblicklich nicht wohl in Ihrer Nähe.

Thut nichts, versetzte Frech lächelnd; Sie werden sich allmälig daran gewöhnen.

Guido entfernte sich und beschleunigte seine Schritte, indem er zum ersten Mal in seinem Leben von einem gewissen Grauen angewandelt wurde, und es war ihm, als flüsterte eine Stimme: „Du kannst ihm nicht entrinnen, er ist — Dein Schicksal!“

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck aber von Hohn und Triumph blickte der kleine Mann dem Davoneilenden nach und flüsterte: „Das ist die Strafe!“

Nummer 162.

Etwa zwei Monate nach den eben erzählten Ereignissen erblicken wir vor dem Hotel du Rhin denselben Mann, welchen wir in der Nacht vom 25. zum 26. Juli unter den Katakomben mit der Laterne in der Hand dahin schleichen sahen.

Der Mann ging mehrere Male auf und nieder, sah häufig in die Thür des Hotels

und blieb dann wieder stehen wie einer, der entweder in der Ausführung eines Vorsatzes noch unschlüssig ist oder der auch Jemanden mit Ungeduld erwartet.

Bald darauf kam, wie es schien, in größter Hast, ein zweiter Mann heran, in welchem wir Herrn Frech — wiedersehen.

Beide begrüßten sich mit gegenseitiger Hochachtung und knüpften sofort ein Gespräch an.

Sind Sie schon bei ihm gewesen? fragte Frech.

Ich bin eben noch im Zweifel, ob er schon angekommen ist.

Diesen Zweifel kann ich Ihnen nehmen, er ist hier — ich weiß es genau, allein es darf nur einer von uns zu ihm gehen, in den ersten vierzehn Tagen soll Niemand eine Ahnung haben, daß — nun Sie verstehen mich wohl?

Vollkommen, aber wer von uns soll hingehen — soll das Loos entscheiden?

Wozu diese Förmlichkeit? ich werde den Anfang machen, rief Frech lebhaft, denn ich habe Dinge von der äußersten Wichtigkeit.

Die habe ich nicht minder, meinte Jener lächelnd, doch gehen Sie in Gottes Namen.

Sagen Sie mir zuvor, wann Sie in die Provinz gehen.

Das hängt von Umständen ab — — zuerst —

Müssen wir Geld haben — meinen Sie, fiel ihm Frech mit eigenthümlichem Lächeln ins Wort, natürlich ist der nervus rerum omnium die Hauptsache, nun ich weiß Rath und will sogleich damit hervortreten — also den Anfang mit meinem Besuche machen und Sie werden heute Abend zu ihm gehen.

Das werde ich aus Gründen nicht thun — wie gesagt während der ersten vierzehn Tage darf nichts geschehen, was auch nur das geringste Aufsehen erregen könnte; Sie können meine Mittheilungen, welche Ihnen an jedem Morgen regelmäßig zugehen sollen, so lange übernehmen; hören Sie die heutigen sogleich.

Nach einer kurzen Unterredung trennten sich die beiden Männer, der Eine ging ab, Frech nahm den Weg ins Hotel.

Sie verzeihen, redete er den Portier, der gerade in der Thür stand, an; ist ein gewisser Herr Jackson schon eingetroffen?

Seit drei Tagen, versetzte der Portier mit einer Miene, als ob ihm derjenige, über den er Auskunft geben sollte, im höchsten Grade gleichgiltig war.

Schon seit drei Tagen, ich dachte erst gestern —

Sie meinen doch einen kleinen Herrn, der nur sehr wenig um sich hat, und der in einem sehr gewöhnlichen Wagen nur mit zwei Mantelsäcken hier angekommen ist, entgegnete der Portier mit Ironie.

Sehr groß ist der Herr nicht, aber er wird noch wachsen, erwiderte Frech mit Bedeutung, auch wollte ich von Ihnen nichts von seinem Gepäck hören, sondern einzig und allein, ob er schon anwesend ist.

Darüber habe ich Ihnen bereits Auskunft gegeben.

Wohnt der Herr in einem der Zimmer Parterre?

Warum nicht gar in der Belle-Etage, entgegnete der Portier mit spöttischem Lächeln; für Leute wie Herr Jackson, haben wir da keine Zimmer, unser Hotel ist nur von Fürsten und Grafen besetzt, daher konnte Herr Jackson froh sein, ein Stübchen im fünften Stock erhalten zu haben, welches er auch seit drei Tagen bewohnt.

Also im fünften Stock? versetzte Frech mit ruhigem Lächeln; gut, und welche Nummer?

Nummer 162.

Ist er jetzt anwesend?

Müssen sich schon hinauf bemühen, ich kümmere mich um diesen Herrn wenig, weiß nicht, wann er geht, noch wann er kommt, noch was er überhaupt thut — außerdem sind Sie der Erste, der nach ihm fragt.

Mit diesen Worten musterte der Portier Herrn Frech mit einer Miene, als hätte er seiner Aeußerung noch die Bemerkung hinzufügen wollen: Und Sie scheinen mir auch gerade die passendste Gesellschaft für den Herrn Jackson zu sein.

Also noch ist Niemand bei ihm gewesen?

Nein, versetzte der Portier ärgerlich und drehte Herrn Frech stolz den Rücken. Dieser lächelte und wanderte ruhig fünf Treppen hinauf, wo er nach kurzem Suchen die Nummer 162 aufgefunden hatte.

Hinter der Thür aber, auf welcher diese Nummer vermerkt war, stand ein kleiner Mann in sehr einfacher Kleidung am Fenster und blickte sinnend auf die Straße hinab.

Die hier vorhandenen Möbel waren sehr einfach, und man erkannte auf den ersten Blick, daß dieses Zimmer nur Leuten angewiesen werden mochte, aus deren ganzem Wesen der Oberkellner sogleich ersah, daß sie wohl zu denen gehörten, die ihre Reisekosten auf einen Sou berechnen, keiner darunter und gewiß niemals einer darüber. Auf dem Tische in der Mitte lagen Bücher, Schreibmaterialien und Journale; letztere

so zahlreich, daß man annehmen mußte, alle Pariser Tagesblätter hier zu finden.

Der kleine Mann setzte sich von Zeit zu Zeit an den Tisch, nahm ein Journal zur Hand, strich diese oder jene Notiz roth an und zeigte häufig ein Lächeln eigenthümlicher Art.

Plötzlich pochte es an der Thür. — Der kleine Mann horchte aufmerksam, war sehr betroffen und schien mit dem „Herein" zu zögern.

Es pochte noch einmal.

Jetzt erhob sich der kleine Mann, schlich so behutsam, daß er wohl seine eigenen Tritte nicht hörte, nach der Thür, lauschte und endlich entönte sein halblautes „Herein!"

Seine kleinen erloschenen Blicke belebten sich indessen, als bald darauf — Herr Frech in das Zimmer trat.

Ein herzlicher Händedruck, kurz eine Begrüßung wie beim Wiedersehen zweier alter Freunde erfolgte — und die Unterhaltung begann.

Anfangs ging es zwischen den beiden Herren sehr heimlich her, man lächelte, man ward nachdenkend, sprach lebhaft oder bedenklich, je nachdem es das vorliegende Thema verlangte.

Wie weit sind Sie also? fragte Herr Jackson seinen Gast, diesen mit forschenden Blicken fixirend.

So weit, daß ich die zuversichtlichsten Hoffnungen hege.

Haben Sie zahlreiche Freunde?

Viele Versprechungen, aber wie gesagt, noch fehlt die Hauptsache.

Ja, ja, sagte Herr Jackson sorgenvoll, diese Angelegenheit muß bald erledigt sein, es ist die höchste Zeit —

Ich hoffe, noch ehe drei Monat vergangen sind, denn, denn —

Was spricht man in Paris? fragte Herr Jackson mit düsterm Lächeln.

O vieles Wunderbare; doch die Hauptsache, die jetzt Alle beschäftigt, sind die bevorstehenden Ergänzungswahlen.

So — so —

Ferner ist man gespannt, ob Prinz Louis Napoleon, der nicht nur seine Wahl zum Volksvertreter in Frankreich, sondern auch die in Corsica, wo er gleichfalls gewählt war, abgelehnt hat, wieder als Candidat auftreten werde.

Herr Jackson lächelte.

Am 11. September wird man's wissen, meinte er kurz.

Herr Frech hatte noch eine längere Unterredung gehabt, notirte Mehreres und empfahl sich dann mit den Worten: Die Angelegenheiten also werden sich immer günstiger gestalten.

Es waren kaum zwölf Tage verflossen, als es in dem stillen Zimmer des Herrn Jackson lebhafter zu werden begann.

Da kamen ältere Herren mit grauem militairischem Barte und Ordensbänder in dem Knopfloch; Equipagen hielten vor der Thür deren Insassen alle nach dem fünften Stock hinaufmarschirten, und es begann dem Portier klar zu werden, daß dieser Herr Jackson doch wohl ein wenig höher anzuschlagen sei, als er es bisher gethan hatte.

Eines Tages waren Reisewagen mit Dienern und vielem Gepäck angekommen, welche gleichfalls nach Herrn Jackson fragten.

Von Neugier getrieben, was das Alles zu bedeuten habe, ging der Portier nun selbst hinauf, um diesen Umstand zu melden.

Der Bewohner des Zimmers 162 empfing den Portier mit Lächeln.

Sie kommen mir eben recht, sagte er.

Das glaube ich selbst, denn ich habe Herrn Jackson zu melden, daß so eben drei Diener mit zahlreicher Bagage angekommen sind, welche nach Ihnen fragen.

So weisen Sie ihnen die nöthigen Räume an, aber sagen Sie mir, was giebts Neues in Paris?

Man sprach heute davon, daß Prinz Louis Napoleon angekommen und sogleich verhaftet worden sei.

So — So! lächelte Herr Jackson, seit wann ist denn der Prinz in Paris?

Man sagt seit gestern.

So wurde er ohne Zweifel auch schon gestern verhaftet?

Nein, das geschah erst heute früh wo man den Prinzen noch vor Tagesanbruch aus dem Bette geholt haben soll.

O da bedaure ich den armen Prinzen, wie wird's ihm wohl ergehen? lächelte Herr Jackson.

Man wird ihn ohne Zweifel aus dem Lande verweisen.

Das wird man in einer Republik nicht thun, da wohnt die Freiheit; so sehen Sie einmal mich zum Beispiel an, seit vierzehn Tagen bin ich hier, und noch kein Polizist hat nach meinem Passe gefragt, wer wird also sogleich den Prinzen —

Entschuldigen Sie, Herr Jackson, unterbrach ihn der Portier, mit Ihnen und dem Prinzen Napoleon ist das ganz etwas Anderes.

Warum denn?

Sie ſind ein einfacher Mann, der Prinz aber mag wohl der Regierung gefährlich erſcheinen, darum mögen ſie ihn auch verhaftet haben.

Vielleicht iſt er gar ſchon in dieſem Augenblicke ausgewieſen.

Das wohl nicht, aber verhaftet iſt er wohl.

Sie irren ſich!

Und woher behaupten Sie das Gegentheil?

Prinz Louis Napoleon iſt nicht gefangen, ſagte Herr Jackſon mit einem gewiſſen Stolz, er wird ſogar nach wenigen Stunden die ſeinem Stande gemäß eingerichteten Salons bezogen haben und ich beauftrage Sie, ſogleich für die entſprechenden Räumlichkeiten zu ſorgen.

Dieſe Worte hatten den Portier etwas betroffen gemacht, denn die Sprache, der Ton des Herrn Jackſon ſchien ihm ganz verändert.

Dieſer einfache Mann mit dem bisher ſo anſpruchsloſen Weſen war in dieſem Augenblick plötzlich hoffärtig und diſtinguirt — und ſeine Stimme hatte etwas Gebieteriſches angenommen.

Sie befehlen die Salons für den Prinzen? ſagte er nach längerem Schweigen.

Sogleich, denn die Diener Sr. Hoheit ſind ſo eben angekommen und wollen die nothwendigen Zimmer zur Verfügung haben.

Dieſe Diener ſind —

Die Sr. Hoheit, ich wiederhole es.

Und der Prinz, der Prinz?

Bin ich ſelbſt — verſetzte Herr Jackſon, plötzlich eine ganz andere Haltung annehmend, warf den leichten Ueberrock, der bis zum Halſe zugeknöpft war, ab, und deutete auf den an ſeiner Bruſt prangenden Stern.

Der Portier war wie aus den Wolken gefallen — eine größere Verlegenheit hatte ſich ſelten eines Menſchen bemächtigt.

Er verſuchte Entſchuldigungen zu ſtottern, aber der entpuppte Prinz winkt lächelnd, zu ſchweigen.

Sorgen Sie nur für meine Salons, Herr Jackſon iſt von heute ab todt, und Sie werden nun wiſſen, zu wem Sie diejenigen führen, welche nach dem Prinzen Louis Napoleon fragen, und ihre Anzahl wird nicht gering ſein.

Der Portier verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer, und wir haben den Prinzen zum dritten Mal als Maske geſehen — der Maurer wich — dem Conſtable, und dieſer machte Herrn Jackſon Platz.

Der Abgeordnete.

Bevor wir in unſerer Erzählung weiter gehen, müſſen wir den Leſer mit den damals obwaltenden Zuſtänden Frankreichs bekannt machen:

Die Metzeleien des Juni waren vorüber, und dem General Cavaignac war die höchſte Regierungsgewalt übertragen.

Louis Napoleon trat erſt einen Monat ſpäter wieder in den Vordergrund, als ſeine Wahl zum Volksvertreter in Corſica bekannt wurde.

Als nun dieſe Wahl in der Sitzung der National-Verſammlung vom 24. Juli ihre Beſtätigung erhalten ſollte, da verlas der Präſident ein Schreiben des Prinzen, in welchem dieſer wegen noch vorherrſchender Gründe, die ihn im Juni zur Verzichtleiſtung beſtimmten, auch dieſe neue Wahl ablehnen müſſe.

Zugleich aber ſprach er in dieſem Schreiben die Hoffnung aus, daß die Zeit nicht mehr fern ſei, in welcher er Frankreichs, ihm theuren Boden betreten werde, um dem Vaterlande mit Gut und Blut ſeine Dienſte zu weihen.

Dieſe Gründe der Verzichtleiſtung mußten wohl im September nicht mehr ſtichhaltig geweſen ſein, denn in dieſem Monat erſchien der Prinz in Paris, und bald trat er auch als Candidat bei dem am 18. September bevorſtehenden Ergänzungswahlen für Paris auf.

Die meiſten Stimmen hatten an dieſem Tage Louis Napoleon, Achille Fould und Raſpail erhalten.

Außer dem Seine-Departement hatten noch vier Andere Departements Louis Napoleon zum Repräſentanten gewählt; dieſe waren die von Yonne, von der Nieder-Charente, von der Moſel und Corſica, in welchem letzteren er von 32,968 Wählenden 30,193 Stimmen erhielt.

Sogleich gab die franzöſiſche Regierung ihrem Geſandten in London den Befehl, dem Gewählten die Päſſe auszuhändigen, hatte aber auch nicht unterlaſſen, militairiſche Vorkehrungen zu treffen.

Der Kriegsminiſter Lamoricière ließ am 26. Juli Morgens ungeheure Munitionsvorräthe aus Vincennes nach der Stadt befördern und unter die Truppen vertheilen.

Ebenſo ſandte man ein Bataillon der Mobilgarde nach Rueil, wo es bei der Wahl ſehr ſtürmiſch hergegangen ſein ſollte.

Hier dürfte es von Intereſſe ſein, die Scene bei Gelegenheit einer Vorverſammlung dem Leſer vorzuführen.

In einem der angrenzenden Dörfer sehen wir die Dorfschenke von Bauern angefüllt. Alle sprachen von der morgen in der Stadt stattfindenden Wahl.

Na, wen wirst Du denn wählen, Lucas? fragte ein Bauer seinen Nachbar am Tische.

Ich will dem Foulb meine Stimme geben.

Bist Du nicht recht gescheut?

Na warum denn?

Foulb ist ein weiser Mann, der kümmert sich um die Bauern nicht, weiß auch gar nichts von unsern Verhältnissen.

Na wen wählst Du denn?

Den Prinzen Napoleon.

Na der weiß wohl eben so wenig von uns wie der Foulb, also wähle ich diesen.

Er weiß wohl nichts davon, aber er will uns wenigstens wohl, denke Dir, er ist aus London gekommen und hat zwei Millionen Pfund mitgebracht, die will er dem Vaterlande schenken, damit wir zwei Jahre keine Abgaben zu geben haben.

Der Nachbar machte große Augen.

J — ist wohl nicht möglich? sagte er mit einfältigem Lächeln.

Ich sage Dir, es ist wahr — mir hat es gestern ein Herr erzählt, aber ich wollte es ihm auch nicht glauben, da zeigte er es mir gedruckt.

Gedruckt hast Du es gesehen? — na dann muß es wahr sein, sagte der gute Nachbar, und ich werde den Napoleon wählen.

Auch bei mir war der Herr, auch ich habe es gelesen! riefen zwanzig, dreißig Stimmen, fast tumultarisch, und wir wählen hier keinen Andern als den Prinzen Napoleon.

Und er ward gewählt.

Treten wir nun in den Sitzungssaal der Nationalversammlung, wo man am 26. September über den 20. Artikel des Verfassungs-Entwurfs berieth, welcher lautet: „Das französische Volk verleiht die Gesetzgebung einer einzigen Versammlung."

Während der sehr lebhaften Discussion wird plötzlich Geräusch hörbar; aller Blicke wenden sich dem betreffenden Orte zu.

Er kommt, er kommt, flüstert man hier und dort.

Viele Abgeordnete verlassen ihre Plätze, und das Geräusch wird so laut, daß kein Wort des gegenwärtigen Redners verständlich ist.

Plötzlich erschien ein Mann von etwa vierzig Jahren — seine Kleidung ist halb bürgerlich, halb militairisch.

Er trug einen schwarzen Ueberrock, welcher bis an's Kinn zugeknöpft war und Beinkleider mit einer blauen Borte.

Seine Haare waren vortrefflich frisirt, auf der Oberlippe seines gelben Gesichts wuchert ein starker Schnurrbart.

Der Ausdruck seines Antlitzes konnte fast ein schläfriger genannt werden, eine eisige Ruhe ist darin vorherrschend — kein Zug desselben verräth ein etwaiges Staunen über die allgemeinen Sensation, die sein Nahen veranlaßt.

In diesem Manne sehen wir den Prinzen Napoleon, welcher zum ersten Mal als Volksrepräsentant diese Räume betritt.

Nachdem nun Bericht über das Resultat der Wahl im Yonne-Departement erstattet wird, ward Louis Napoleon von dem Präsidenten Marrast als Deputirter genannt, und dieser besteigt die Tribüne.

Eine lautlose Stille ist eingetreten, Alle blicken auf das Blatt Papier, welches der neue Abgeordnete hervorholt um sein politisches Glaubensbekenntniß — vorzulesen.

Er hielt eine Rede, welche von Betheurungen und Versicherungen seines echten Patriotismus strotzte und in welcher er sich bitter über die Verläumdungen beklagt, deren Gegenstand er geworden ist. Immer aber kommt er wieder auf seine Anhänglichkeit an die Republik zurück, und es dürfte für uns interessant sein, die Schlußworte seiner ziemlich langen Rede kennen zu lernen; sie lauten also:

„Mein Verhalten, bezweifeln Sie es nicht, wird stets der Eingebung meiner Achtung vor dem Gesetze entsprechend sein; es wird im Gegensatz zu den Anschwärzungen, die ich erlitt, beweisen, daß Niemand mehr, ich wiederhole es, der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Befestigung der Republik ergeben ist, als gerade ich." —

Noch dürfte es interessant sein, wie ein Blatt „der Union" das Auftreten des Abgeordneten charakterisirt.

„Exprätendent", heißt es darin, „ist ein Mann von gewöhnlicher Größe; sein Gang ist unfrei, sein Gesicht unbeweglich und durch nichts anders ausgezeichnet als einen dicken Schnurrbart. Dieser Vertreter, den Niemand kennt und Niemand bemerkt, ist dennoch kein Anderer, als Herr Ludwig Bonaparte. Ihr kennt die Geschichte von dem kreisenden Berge, die Worte, welche der Bürger Bonaparte vorgelesen hat, sind nichts Anderes!"

Im Uebrigen besuchte der Prinz die Versammlung selten, nur als die Zeit gekommen war, wo man die Präsidentenwahl besprach, erschien er öfter und betheiligte sich lebhaft an den Debatten.

Am 27. November erschien das Manifest Louis Napoleons, für dessen Candidatur zum Präsidenten der Republik bereits agitirt wurde, an die Mitbürger, und dieses war in der That geeignet, alle Herzen der edelsten Republikaner zu bezaubern.

Millionen für ein Portefeuille.

Einige Wochen vor der Präsidentenwahl erblicken wir in einem Gemach einen Mann von etwa vierzig Jahren.

Der Mann hat eine imponirende Gestalt macht mehrere Gänge durch das Zimmer und setzt sich dann an den Tisch, der mit zahlreichen Journalen, Zeitungen und Briefen bedeckt ist.

Von Zeit zu Zeit tritt ein Diener ein und übergiebt dem Herr Visitenkarten. Dieser wirft einen flüchtigen Blick auf dieselbe und je nach dem ihm der Gemeldete convenirt oder nicht, neigt er bejahend oder schüttelt verneinend das Haupt.

Kein Wort kommt über seine Lippen, der Diener hat ihn dennoch verstanden und geht hinaus. Dieser Mann war kein Anderer als der Bankier Achille Fould, der spätere Finanzminister des Kaisers.

Es ist Abend — wieder tritt der Diener ein und überreicht eine Karte, welche nichts weiter enthielt, als die Worte: „Ein Abgeordneter des Repräsentanten Louis Bonaparte."

Herr Fould, der die Karte so flüchtig angesehen, neigt bejahend sein Haupt, und wenige Augenblicke später tritt ein kleiner Mann in das Zimmer, in welchem wir mit Staunen „Herrn Frech" wiedersehen.

Herr Fould war dem Fremden entgegengeeilt, bleibt aber überrascht stehen.

Mein Herr, sagt er, während jener sich verneigt, ich glaubte die Ehre zu haben, den Prinzen Louis Bonaparte vor mir zu sehen —

Ich habe mich wohl unter diesem Namen nicht melden lassen.

Aber auf Ihrer Karte steht deutlich —

Bitte, lesen Sie nur genau.

Ja so, dann habe ich mich geirrt, sagte Herr Fould, als er die Karte noch einmal betrachtet hatte, Sie sind der Abgeordnete des Prinzen, entschuldigen Sie — meine Zeit ist zwar beschränkt, wie gesagt, ich glaubte, der Prinz selber erwiese mir die Ehre — aber, Sie sind nun einmal mein Gast, nehmen Sie Platz.

Frech nahm den ihm angewiesenen Platz ein.

Ich hoffe, mein Herr, sagte er, Sie werden dem Abgeordneten des Prinzen nicht minder Aufmerksamkeit schenken.

Bitte, mein Herr, ich will ganz Ohr sein.

Der Prinz ist Deputirter, nahm Frech nach längerem Schweigen das Wort.

Ich weiß es, mein Herr, lächelte Fould.

Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß sich in ganz Frankreich Stimmen für seine Präsidentenwahl kund geben.

Zum Theil habe ich auch davon Kunde erhalten, versetzte Fould lächelnd, allein ich glaube dennoch, daß die Wahl auf General Cavaignac fallen wird.

Und wäre Ihnen die Militairherrschaft lieb, kann Ihnen, unter uns gesagt — doch lassen Sie uns ein wenig leiser sprechen.

Mit diesen Worten rückte Herr Fould seinen Sammetsessel dem Sopha näher, auf welchem Herr Frech Platz genommen hatte.

Dieser begann die Unterredung jetzt in flüsterndem Tone fortzusetzen, und Fould hörte ihm aufmerksam zu.

Kann Ihnen, sagte Ersterer, überhaupt eine republikanische Regierung bieten, was Ihnen eine monarchische zu gewähren vermöchte?

Ich verstehe das nicht recht, sagte Herr Fould, und Herr Frech bemühte sich flüsternd eine geraume Zeit, dem Bankier verständlich zu werden.

Es ist also demnächst eine ausgemachte Sache, fuhr Frech laut fort, daß es in Ihrer Hand liegt, die höchste Stellung zu erlangen, die Sie jemals einnehmen können, wenn Sie —

Nun warum fahren Sie nicht fort? fragte Fould, als Frech plötzlich schwieg.

Ich meine, sagte jetzt der Kleine in leisem aber gedehntem Tone, während er Jenen scharf fixirte, Sie geben jetzt 1,600,000 Frcs., und Sie haben die Gewißheit, das Portefeuille eines Finanzministers zu erhalten.

Die Augen des Bankiers leuchteten, er ward sehr aufgeregt, erhob sich von seinem Platze und machte lebhafte Gänge durch's Zimmer.

Welche Garantie geben Sie für die Sicherheit des Geldes? fragte er, als er endlich vor Frech stehen blieb.

Ist der Name Louis Napoleon Bonaparte Ihnen nichts? gar nichts?

Ich habe aber nicht die Ehre mit dem Prinzen zu unterhandeln.

Dafür steht sein Abgeordneter vor Ihnen, Sie werden einsehen, daß Se. Hoheit sich

nicht persönlich mit dieser Angelegenheit befassen kann.

Ich fordere einige Tage Bedenkzeit.

Unmöglich — die Zeit drängt.

Sie werden begreifen, daß ich mich in diesem Augenblicke nicht gleich entschließen kann.

So wollen Sie nicht? — fragte Frech, der Miene machte, sich zu entfernen.

Wie gesagt, ich bitte nur um zwei Tage Bedenkzeit.

Ich kann Ihnen keine vierundzwanzig Stunden gewähren.

Dann bedaure ich sehr.

Es wird Ihnen niemals wieder ein ähnliches Anerbieten gemacht werden, bedenken Sie, nur einmal bietet sich dem Sterblichen die Gelegenheit sein Glück zu machen.

Wer giebt mir die Garantie, daß sich Alles so verhalte wie Sie sagen?

Ich versetzte Herr Frech mit großer Bestimmtheit.

Ich kenne Sie nicht, mein Herr?

Genug, Sie schlagen ein gutes Geschäft, das noch obenein ein Portefeuille in seinem Gefolge hat, aus; Sie sind kein guter Banquier — und ich gehe zu — Rothschild.

Mit diesen Worten erhob sich Frech und machte Miene sich eilig zu entfernen.

Der Name Rothschild schien auf Herrn Fould eine ganz eigenthümliche Wirkung hervorgebracht zu haben.

Noch einen Augenblick mein Herr! sagte er, lebhaft auf und niedergehend.

Meine Zeit ist beschränkt.

Gott, Sie drängen —

Die Zeit thut es, wollen Sie, oder ich gehe zu Rothschild.

Ich werde mir die Ehre geben, mich morgen dem Prinzen vorzustellen.

Wir können nicht verbürgen, ob Herr Fould seinen Besuch bei dem Prinzen am andern Tage gemacht, so viel aber steht fest, daß sein Geld sich schon in den nächsten Tagen in den Händen Bonapartistischer Emissäre befand, welche damit als Wahlapostel in alle Welten gingen, zu lehren und zu bekehren die Bauern und alle Diejenigen, welche an die Treue und wahrhaft patriotischen Gesinnungen des edeln Cavaignac glaubten.

Wie man Präsident wird.

Die Theilnahme an den Wahlen war in Paris wie auch in sämmtlichen Provinzen eine außergewöhnlich große.

Alle Dörfer standen verlassen, die Bauern zogen schaarenweise den Wahlorten zu, während sie patriotische Lieder sangen.

O wie ging's lustig her bei den Versammlungen, die jenen Wahlakten vorangingen! Um dem Leser einen Begriff davon zu machen, bitten wir ihn uns nach der Normandie zu folgen.

Zahlreiche Versammlungen von Bauern, tobend und lärmend, halb angetrunken, treiben ihr Wesen vor dem Gehöfte, wo die Wahlen stattfinden sollen.

Der Dezembertag ist kalt, deshalb müssen die Wähler in Ermangelung äußerer Wärme für innere Heitzung sorgen.

Trink, Bruder, ruft ein stämmiger Bauernbursche einem Gefährten zu, ich bezahle Alles, es kommt mir gar nicht d'rauf an.

Und er griff mit der großen Hand in die Tasche und holte sie mit Silber gefüllt wieder hervor.

Wo hast Du alles Geld her, Peter? fragte der Angeredete.

Sieh dort, von jenem kleinen Herrn, welcher eben mit dem Hans spricht, er ist ein sehr feiner, gelehrter Mann und hat mir das Geld gegeben, damit ich trinken, und Euch trinken lassen soll, damit uns warm wird, auch hat er mir noch ein großes Geheimniß mitgetheilt.

Na was denn?

Zuerst sage mir, wen Du wählen wirst.

Ich wähle den Cavaignac.

Na, Du dummer Bursche, da kommst Du schön an, da kannst Du auch mein Geheimniß nicht hören.

Na, wen wählst Du denn?

Ich wähle den Kaiser Napoleon.

Der ist ja lange todt, riefen die Stimmen vieler Andern, die sich um den Peter versammelt hatten — es ist ja der Neffe des Kaisers.

O Ihr dummen Tölpel, das hat man Euch blos eingebildet, damit Ihr dem Cavaignac Eure Stimmen geben sollt, ich sage Euch, er ist der Onkel, er lebt, fragt nur den kleinen Herrn dort, der wird Euch dasselbe sagen.

Große Unruhe, lautes verworrenes Geschrei.

He, mein Herr, ruft endlich ein Bauer mit lauter Stimme, wollen Sie uns gefälligst Aufklärung über einen streitigen Punkt geben?

Sehr gern, meine lieben Kinder, versetzte der Gerufene, in welchem wir wieder Herrn Frech erkennen, und tritt näher.

Hören Sie, mein lieber Herr, sagte der Bauer, da ist der dicke Peter, der sagt, es ist der Onkel.

Herr Frech schmunzelte wohlgefällig.

Sie sind ein einfacher Mann, der Prinz aber mag wohl der Regierung gefährlich erscheinen, darum mögen sie ihn auch verhaftet haben.

Vielleicht ist er gar schon in diesem Augenblicke ausgewiesen.

Das wohl nicht, aber verhaftet ist er wohl.

Sie irren sich!

Und woher behaupten Sie das Gegentheil?

Prinz Louis Napoleon ist nicht gefangen, sagte Herr Jackson mit einem gewissen Stolz, er wird sogar nach wenigen Stunden die seinem Stande gemäß eingerichteten Salons bezogen haben und ich beauftrage Sie, sogleich für die entsprechenden Räumlichkeiten zu sorgen.

Diese Worte hatten den Portier etwas betroffen gemacht, denn die Sprache, der Ton des Herrn Jackson schien ihm ganz verändert.

Dieser einfache Mann mit dem bisher so anspruchslosen Wesen war in diesem Augenblick plötzlich hoffärtig und distinguirt — und seine Stimme hatte etwas Gebieterisches angenommen.

Sie befehlen die Salons für den Prinzen? sagte er nach längerem Schweigen.

Sogleich, denn die Diener Sr. Hoheit sind so eben angekommen und wollen die nothwendigen Zimmer zur Verfügung haben.

Diese Diener sind —

Die Sr. Hoheit, ich wiederhole es.

Und der Prinz, der Prinz?

Bin ich selbst — versetzte Herr Jackson, plötzlich eine ganz andere Haltung annehmend, warf den leichten Ueberrock, der bis zum Halse zugeknöpft war, ab, und deutete auf den an seiner Brust prangenden Stern.

Der Portier war wie aus den Wolken gefallen — eine größere Verlegenheit hatte sich selten eines Menschen bemächtigt.

Er versuchte Entschuldigungen zu stottern, aber der entpuppte Prinz winkt lächelnd, zu schweigen.

Sorgen Sie nur für meine Salons, Herr Jackson ist von heute ab todt, und Sie werden nun wissen, zu wem Sie diejenigen führen, welche nach dem Prinzen Louis Napoleon fragen, und ihre Anzahl wird nicht gering sein.

Der Portier verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer, und wir haben den Prinzen zum dritten Mal als Maske gesehen — der Maurer wich — dem Constable, und dieser machte Herrn Jackson Platz.

Der Abgeordnete.

Bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir den Leser mit den damals obwaltenden Zuständen Frankreichs bekannt machen:

Die Metzeleien des Juni waren vorüber, und dem General Cavaignac war die höchste Regierungsgewalt übertragen.

Louis Napoleon trat erst einen Monat später wieder in den Vordergrund, als seine Wahl zum Volksvertreter in Corsica bekannt wurde.

Als nun diese Wahl in der Sitzung der National-Versammlung vom 24. Juli ihre Bestätigung erhalten sollte, da verlas der Präsident ein Schreiben des Prinzen, in welchem dieser wegen noch vorherrschender Gründe, die ihn im Juni zur Verzichtleistung bestimmten, auch diese neue Wahl ablehnen müsse.

Zugleich aber sprach er in diesem Schreiben die Hoffnung aus, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in welcher er Frankreichs, ihm theuren Boden betreten werde, um dem Vaterlande mit Gut und Blut seine Dienste zu weihen.

Diese Gründe der Verzichtleistung mußten wohl im September nicht mehr stichhaltig gewesen sein, denn in diesem Monat erschien der Prinz in Paris, und bald trat er auch als Candidat bei dem am 18. September bevorstehenden Ergänzungswahlen für Paris auf.

Die meisten Stimmen hatten an diesem Tage Louis Napoleon, Achille Fould und Raspail erhalten.

Außer dem Seine-Departement hatten noch vier Andere Departements Louis Napoleon zum Repräsentanten gewählt; diese waren die von Yonne, von der Nieder-Charente, von der Mosel und Corsica, in welchem letzteren er von 32,968 Wählenden 30,193 Stimmen erhielt.

Sogleich gab die französische Regierung ihrem Gesandten in London den Befehl, dem Gewählten die Pässe auszuhändigen, hatte aber auch nicht unterlassen, militairische Vorkehrungen zu treffen.

Der Kriegsminister Lamoricière ließ am 26. Juli Morgens ungeheure Munitionsvorräthe aus Vincennes nach der Stadt befördern und unter die Truppen vertheilen.

Ebenso sandte man ein Bataillon der Mobilgarde nach Rueil, wo es bei der Wahl sehr stürmisch hergegangen sein sollte.

Hier dürfte es von Interesse sein, die Scene bei Gelegenheit einer Vorversammlung dem Leser vorzuführen.

Hören wir noch mehr:

Während die Wahlagitationen so betrieben wurden, hatte ein Ehrenmann, der Friedensrichter Boulard zu Richelieu, im Departement Indre und Loire mit wahrhafter Entrüstung dagegen geeifert.

Und in der That schien sein Eifer Früchte zu tragen, da er durch eine zwanzigjährige unbestechliche und treue Amtsverwaltung das Vertrauen der ganzen Ortschaft besaß.

Es war natürlich weit und breit bekannt, welchen bedeutenden Einfluß Herr Boulard hatte und wie sehr die Napoleoniden diesen Gegner zu fürchten hatten.

Eines Morgens saß Herr Boulard in seinem Bureau; der Besuch eines kleinen Herrn wird ihm gemeldet.

Der Fremde wird vorgelassen, sein Wesen ist etwas schüchtern, sein Gesicht gelb, ein starker Schnurrbart auf der Oberlippe.

Ich grüße Sie von Herzen, mein Herr, Sie kommen?

Aus Paris.

Sind Sie an mich empfohlen?

Gewiß, mein Herr, hier eine Empfehlung von Herrn Crémieux und dem Bürger Raintray.

Herr Boulard las die vorgezeigten Empfehlungsbriefe, was nur dazu beitrug, ihn noch freundlicher zu stimmen.

Ich bin erfreut, Sie bei mir zu sehen und womit darf ich Ihnen dienen?

Ich bitte nur um die Ehre Ihrer Gesellschaft für den heutigen Tag, mein Herr —

O Sie bleiben nicht länger?

Ich muß schon morgen nach Paris zurück.

So werden Sie mir die Ehre erweisen, heute Mittag bei mir zu speisen.

Mit vielem Vergnügen nehme ich Ihre Einladung an.

Drei Stunden später saß der Gast am Tische des Herrn Boulard, der ihn seiner Gemahlin auf das liebevollste vorgestellt hatte.

Natürlich wendete sich die Unterhaltung sehr bald den Tagesereignissen zu, und man begann von den Wahlen zu sprechen.

Wie ist die Stimmung der Bevölkerung bei Ihnen, mein Herr? fragte der kleine Herr.

Sehr getheilt.

Welchen Candidaten aber wendet sich der größere Theil zu? fragte der Gast sehr aufmerksam.

Dem General Cavaignac, und in Paris? Alles schwärmt für Napoleon.

Seltsam, sagte Herr Boulard, indem er sein Haupt staunend schüttelte; es ist mir unbegreiflich, aber nein, doch — sehr begreiflich.

Nun, Sie meinen, das Manifest des Prinzen habe so große Sensation und so viele Begeisterung hervorgerufen?

Ich meine nicht das Manifest aus seinem Mund, versetzte Herr Boulard lächelnd, sondern vielmehr das aus seiner — Tasche.

Ja so — entgegnete achselzuckend der Fremde; Sie glauben wirklich, daß der Prinz sich Stimmen erkauft habe?

Zweifeln Sie daran?

Gewiß, aus dem einfachen Grunde, weil der Prinz arm ist, wie eine Kirchenmaus.

Mein lieber Herr, was er nicht hat, giebt ihm Herr Fould —

Sie meinen? sagte der Fremde etwas verlegen.

So munkelt man wenigstens.

O die Welt spricht viel, glauben Sie mir, ohne gerade für den Prinzen zu schwärmen, muß ich doch sagen, daß er der Gegenstand herbster Verleumdung ist, man sagt ihm Dinge nach, die unverantwortlich sind, das hat er in seiner Ansprache beim Eintritt in die Nationalversammlung selbst erklärt.

Das that er allerdings.

Ich kümmere mich principiell um das politische Treiben gar nicht, wäre dies aber der Fall, ich würde dazu beitragen, den Wählern wenigstens die böse Meinung von dem Prinzen zu nehmen; man sagt übrigens mein Herr, Sie haben in der ganzen Umgegend bedeutenden Einfluß.

Ich bin wenigstens so glücklich, das Vertrauen meiner Mitbürger zu genießen.

Und wem werden Sie Ihre Stimme geben?

Ich habe die Ueberzeugung, daß dieser Bonaparte nur ein Charlatan ist, versetzte Herr Boulard, ich gebe meine Stimme dem braven Cavaignac.

Der Fremde schwieg.

Als er sich endlich anschickte, sich zu empfehlen, trat er zu Herrn Boulard, der noch sehr gewaltig gegen den Prinzen geeifert hatte.

Er verneigte sich, sein glanzloser, verglaster Blick ließ keine Spur irgend eines Bedauerns oder nur gar einer Unzufriedenheit sehen.

Seien Sie ruhig, mein lieber Herr Boulard, sagte er freundlich, übrigens sollen Sie von mir ein Zeichen der Erinnerung erhalten.

Und er ging von dannen.

Es waren kaum vierzehn Tage verflossen,

als Herr Boulard die Nachricht erhielt, daß er abgesetzt sei.

Der redliche Mann denkt darüber nach, und eine Ahnung sagt ihm, daß diese Absetzung mit jenem Gaste, der ihn besucht hatte, in Zusammenhang stehe.

Einige Tage später reist er mit seiner Frau nach Paris. Es war natürlich, daß er seine Freunde, die Herren Crémieux und Naintray besuchte. Er erkundigte sich bei ihnen näher nach seinem Gaste.

Ich habe Ihnen Niemand empfohlen, ich kenne Niemand, den ich zu Ihnen geschickt, so lautete die Antwort der Gefragten.

So bin ich also von einem Fälscher und Betrüger hintergangen — sagte der brave Boulard, aber wer mag er eigentlich sein?

Eine Ahnung sagt mir, daß wir ihn in Paris finden werden, versetzte Frau Boulard.

Noch am Abend desselben Tages ging er in Begleitung seiner Gemahlin durch die große Allee der Elyseischen Felder, als sich plötzlich in der Menge eine große Bewegung bemerkbar macht.

Was giebt's denn? fragte Herr Boulard.

Der Präsident reitet vorüber.

Kaum hat Herr Boulard diese Antwort erhalten, als seine Frau ihn mit einer gewissen ängstlichen Hast am Arme zupft.

Sieh' nur, sieh nur! — flüstert sie.

Was denn?

Mein Gott — dort — der Mann zu Pferde! erkennst Du ihn nicht?

Barmherziger Vater, sagt Herr Boulard, die Hände zusammenschlagend; der Mann zu Pferde und unser Tischgenosse sind ein und dieselben Personen!

Es kommt anders als Ihr glaubt.

In Paris hatten die Wahlumtriebe nicht minder den höchsten Grad erreicht. Agenten wühlten, hunderte von hungrigen Menschen ließen ihre Stimmen erkaufen, ja selbst sonst achtbare Redacteure verschmähten die Bestechung nicht.

Bonapartistische Clubs entwickelten wie in den Provinzen, so auch in der Hauptstadt die größte Thätigkeit.

Schon seit November fanden in Paris fast an jedem Abend Demonstrationen zu Gunsten des Prinzen statt.

Außerdem, daß hie und da Kaiser- und Napoleonsrufe ertönten, hatten sich auch auf dem Vendome-Platz täglich ungeheure Menschenmassen angesammelt, dort wo das Hotel du Rhin stand, welches Herr Jaxson noch bezogen hatte, der jetzt so bald der Abgott von Paris geworden war.

Trotzdem der Prinz durch einen öffentlichen Anschlag bekannt gemacht hatte, daß er auf dem Lande wohne, ließen am 26. November diese Zusammenrottungen doch nicht nach.

Endlich verkündeten die Journale, daß Louis Napoleon nicht mehr im Hotel du Rhin wohne, sondern ein Landhaus bezogen habe, eben so, daß die Mittwochsgesellschaft, welche der Prinz an diesem Tage um sich sah, nicht mehr stattfindet.

Von den öffentlichen Demonstrationen gegen Napoleon sind nur diejenigen beachtenswerth deren Urheber dem Kaufmannsstande in Havre angehörten.

Von hier aus gelangte ein Schreiben nach Paris, welches in allen öffentlichen Blättern abgedruckt, die Wahl Napoleons für das größte Unglück erklärte, das Frankreich jemals ereilen könnte und welches die dringende Aufforderung erhielt, für Cavaignac zu stimmen, der Einer der edelsten Republikaner der Nation sei.

Am Tage vor dem Wahlterntine, an welchem man den Erfolg der Wahlen mit ziemlicher Gewißheit voraus kannte, schildert ein Blatt die Situation in folgender Weise:

Tiefe Entmuthigung herrscht um den Chef der Executivgewalt. Sein Hof gleicht schon dem Hofe eines sterbenden Königs. Die untergehende Sonne hat wenig Anbeter.

Am Abend vor dem Wahltage, also am 9. Dezember hören wir in einem der vornehmsten Club's Guido eine Rede halten, in welcher er nicht genug des Lobes für den Ruhm der Napoleoniden zu sagen weiß.

Bedenkt, Freunde, rief er zum Schlusse derselben, es gilt einen Mann an die Spitze der Nation zu stellen, der ein Neffe des großen Kaisers, eingedenk dessen Ruhmes, immer das ergreifen wird, was Frankreich über alle Nationen erheben und wieder zum Gipfelpunkt europäischer Größe führen wird. Ein Mann, der in der Schule des Unglücks groß gezogen, wird auch das Unglück Frankreichs genug verstehen, um es wieder zum Glücke, zur Größe führen zu können.

Als er geendet hatte, trat Herr Frech zu ihm.

Sie haben ganz vortrefflich gesprochen, sagte er, und wir haben auch hier das Spiel gewonnen — zum Dank dafür sollen Sie auch sehr bald „die Schicksalsbraut" kennen lernen.

Sie zögern damit sehr lange —

Sie darf vor dem dritten Akt der Tragödie nicht mit Ihnen zusammentreffen, meinte Frech; der Vorhang desselben wird zwar langsam und düster aufrollen, aber der erste Auftritt der der — Schicksalsbraut sein.

Eine Stunde später finden wir Guido in seinem Zimmer — er legte Hut und Mantel rasch von sich und läutete hastig nach dem Diener.

War der Mensch noch nicht hier? fragte er, als der Gerufene erschien.

Nein, Herr Baron.

Wunderbar — ein so gewöhnlicher Mensch dürfte nicht so lange auf sich warten lassen — doch wie spät ist es?

Neun Uhr.

So wird er schon noch kommen; laß ihn sogleich eintreten.

Der Diener ging hinaus — eine Viertelstunde später pochte es an die Thür und auf das herrische Herein des Barons trat — unser alter Freund Franz in das Zimmer.

Guido schien sehr erstaunt, als er statt eines gewöhnlichen Arbeiters, wie er erwartet hatte, einen sehr anständig gekleideten jungen Mann von sehr imponirendem Aeußern vor sich sah.

Ich habe Sie rufen lassen, redete er den Angekommenen kalt an.

Mir ist gesagt worden, der Herr Baron läßt bitten, versetzte Franz mit Nachdruck.

Nun meinetwegen — mein Diener wird so gesagt haben.

Ich wurde gebeten, Briefe von Vater Hoffmann bei Ihnen in Empfang zu nehmen; obschon ich mich wundre, daß er nicht direct an mich schreibt, da ihm meine Adresse doch bekannt ist, so bin ich doch gekommen, um das an Sie gelangte Schreiben zu erbitten.

Das ist ein Mißverständniß, entgegnete Guido mit spöttischem Lächeln, es sind für Sie keine Briefe von Hoffmann angekommen, nur ich habe solche erhalten und ich wollte sie Ihnen zeigen.

Dann interessiren Sie mich nicht, versetzte Franz kalt, und ich finde es etwas sonderbar, daß Sie mich auf diese Weise düpiren —

Ein Mann Ihres Standes muß immer bereit sein, wenn ihn eine vornehme Person zu sich rufen läßt, gleichviel, unter welchem Vorwand — kommen müssen Sie, und das haben Sie eben bewiesen, indem Sie kamen.

Sie haben mich getäuscht, sonst wäre Ihnen mein Besuch nicht zu Theil geworden, hochfahrender Junker, und da ich nun weiß, daß Sie mich unter einem elenden Vorhaben kommen lassen, so muß ich annehmen daß Sie mein Nichterscheinen fürchteten, vermuthlich, weil Sie überzeugt waren, daß ich mich nicht so leicht entschließen würde, den Mann zu besuchen, dem ich einst in so herber Weise meine Geringschätzung beweisen mußte — darin haben Sie sich nun auch nicht getäuscht, denn ich wiederhole Ihnen, daß ich den Tagedieb verachte, ob hoch oder niedrig, gleichviel, denn Dieb ist Dieb, und die Zeit ist das kostbarste Gut, das man entwenden kann, und nun gute Nacht Herr Baron!

Guido, der Franz, wie wir hören werden, aus ganz andern Gründen hatte rufen lassen, sah mit Wuth im Innern ein, daß er vorläufig nachgeben müsse.

Bleiben Sie noch einen Augenblick, sagte er in besänftigendem Tone, als er sah, daß sich Franz der Thür zuwendete, Sie haben mich allerdings wieder einmal sehr beleidigt, allein ich verzeihe Ihnen, indem ich es auf Rechnung meines Benehmens gegen Sie schreibe — ich bitte also höflichst, mir nur einige Augenblicke zuzuhören — nehmen Sie Platz.

Einen Augenblick lang kämpften in Franz Stolz und Versöhnlichkeit miteinander, allein in dem gutmüthigen Herzen hatte sehr bald die letztere den Sieg davongetragen, um so mehr, da die Sprache Guido's einen höflichen Ton angenommen hatte.

Was haben Sie mir zu sagen? — ich bitte darum, nahm er nach kurzer Pause das Wort.

Ich habe Sie schon im Juli aufsuchen lassen, kurz vor dem Ausbruche der Revolution, aber leider ohne Erfolg, später —

Ich hatte das Unglück, auf die Barrikade gezerrt zu werden und schon schwebte das Schwert der Gerechtigkeit über mich — wenngleich schuldlos, war ich nahe daran, verurtheilt zu werden, nur einem glücklichen Zufall verdankte ich meine Rettung.

Franz erzählte nun, wie er es versucht, dem General Brea das Leben zu retten, und in Folge dessen die Verwendung der Generälin bei dem Dictator Cavaignac erlangt hätte.

Man begnadigte Sie also?

Von Begnadigung konnte keine Rede sein, denn ich war noch nicht verurtheilt und meine Unschuld auch evident erwiesen — am ersten Juli war ich — frei.

Hatten Sie denn Arbeit gefunden?

Nicht so bald.

Und womit beſchäftigten Sie ſich?

Mit Zeichnungen, die ich nach und nach verwerthete, erſt im September fand ich wieder practiſche Arbeit in der Maſchinenbau-Anſtalt des Herrn Decoque.

O die iſt ja ſehr bedeutend.

Ich verdanke dieſes Unterkommen —

Wohl der Verwendung der Generalin Bréa? unterbrach ihn Guido.

Nein, ich habe dort die Zeichnung einer Maſchine verkauft und die Folge davon war mein Engagement, jetzt habe ich ſogar die Inſpection der ganzen Fabrik.

Da ſtehen Sie ſich wohl ſehr gut? fragte Guido mit Nachdruck.

Dreihundert Francs monatlich.

Nicht viel — ſagte Guido mit einer Art von Mitleid.

Und doch ſpare ich dabei.

Wie — Sie ſparen noch? dann müſſen Sie hungern, ſonſt ſcheint mir dies eine Unmöglichkeit.

Wie Sie auch darüber denken mögen, genug, es iſt ſo, und ich hoffe für die Zukunft noch mehr zu ſparen, da ich die Freiſtunden noch mit Zeichnenarbeiten ausfülle — Arbeit bringt Segen; doch was haben Sie mir zu ſagen?

Sie ſind alſo das, was man bei uns Werkführer zu nennen pflegt?

Wenigſtens dem ſehr ähnlich.

Dann haben Sie wohl Einfluß auf die Arbeiter?

O gewiß, ich bin ſo glücklich, die Achtung meiner Genoſſen zu beſitzen.

Wie viele Arbeiter ſind in Ihrer Fabrik beſchäftigt?

Etwa ſechshundert.

Das iſt immerhin ſchon eine ſehr artige Anzahl, und nun ſagen Sie mir, war in Ihrer Werkſtätte ſchon die Rede von den Wahlen?

O ſchon ſeit längerer Zeit fanden viele Verſammlungen ſtatt, in welchen auch manche Anhänger Napoleons geſprochen haben.

Und welche Stimmung beherrſcht Ihre Genoſſen?

Die Meiſten werden für Cavaignac ſtimmen.

Und Sie?

Ich bin als Deutſcher zwar nicht berechtigt, mich an der Wahl zu betheiligen, bin aber ſo von der Redlichkeit, von den echt patriotiſchen Geſinnungen des Generals Cavaignac überzeugt, daß ich trotzdem vor die Wahlurne treten werde, um ihm meine Stimme zu geben.

Guido war nachdenkend geworden, er machte mehrere Gänge durch's Zimmer, wie einer, der überlegt.

Plötzlich blieb er vor Franz ſtehen und betrachtete ihn mit ſcharfen Blicken.

Sie ſind arm, Herr Löſcher? nahm er in höflicherem Tone das Wort als zuvor.

Nur wenn ich keine Arbeit habe, iſt dieſe vorhanden und bin ich geſund, dann fühle ich mich reich.

Laſſen Sie die Philoſophie — ſein Sie praktiſch — Sie verdienen ohne Zweifel gern Geld wie jeder andere Menſch.

Natürlich, freilich nur auf ehrliche Weiſe.

Das iſt ſelbſtverſtändlich.

Dann bitte ich, mich in Kenntniß zu ſetzen was und —

Es ſind zweitauſend Francs zu verdienen, Herr Löſcher und zwar noch in dieſer Stunde; Sie können das Geſchäft machen.

Wie wäre das möglich?

Auf ſehr einfache Weiſe, und wenn Sie das Geld verdienen wollen, bin ich bereit, es Ihnen ſogleich auszuzahlen.

Erklären Sie ſich deutlicher.

Morgen iſt Wahltag.

Nun?

Ich verlange nichts weiter von Ihnen, als daß Sie dem Prinzen Louis Napoleon Ihre Stimme geben und Ihre Genoſſen veranlaſſen, ein Gleiches zu thun — es iſt noch Zeit genug übrig, wenn Sie heute eine Aufforderung drucken, die Sie morgen in aller Frühe vor dem Fabrikgebäude, wo ſich muthmaßlich alle Ihre Gefährten verſammeln, anſchlagen laſſen; verſteht ſich, mit Ihrem Namen darunter, außerdem halten Sie eine kurze Anſprache und — Alles iſt abgethan. — Geben Sie mir dies Verſprechen, und im Vertrauen auf die Erfüllung deſſelben, zahle ich Ihnen die zweitauſend Franks ſogleich ohne Bedenken aus.

Ich werde dieſes Verſprechen nicht geben, verſetzte Franz mit aller Beſtimmtheit.

Und warum nicht? rief Guido mit ärgerlicher Haſt.

Weil ich es nicht erfüllen kann.

Sind Sie von Sinnen? — es handelt ſich um zweitauſend Francs, und Sie ſchlagen dieſe aus?

Und böten Sie mir das Doppelte, ja das Vierfache — ich würde es zurückweiſen, erklärte der brave Franz mit Beſtimmtheit.

Sie verdienen dieſes Geld ſonſt nicht ſo leicht.

Das heißt nicht verdienen, ſondern ſeine Ueberzeugung verkaufen.

Sie ſind arm!

Das haben Sie ſchon einmal geſagt, und

ich weiß es — ja, ich bin arm, dennoch aber viel zu reich, um Geld, wofür ich meine Ueberzeugung opfere, nicht zurückweisen zu können, zu stolz und gewissenhaft, um mich erkaufen zu lassen — nein Herr Baron, Sie müssen schon die Güte haben, sich in dieser Beziehung an einen Andern zu wenden — ich habe damit nichts gemein.

Guido verzog sein Gesicht, schon tobte er in seinem Innern über den Zwang der Höflichkeit, den er sich auferlegen mußte, allein er bekämpfte die Aufwallung noch und begann zu überlegen.

Wissen Sie, fragte er nach kurzem Schweigen, wem Ihr Chef seine Stimme giebt?

Bedaure sehr — ich habe ihn danach nicht gefragt.

Und wenn er sie dem Prinzen geben wollte und es versuchte, Sie wie alle Ihre Genossen, gleichfalls für Napoleon zu gewinnen?

So würde sein Versuch wenigstens bei mir vergeblich sein.

Wenn er Ihnen aber im Weigerungsfalle die Arbeit entzöge?

So würde ich sie anderswo suchen; aber ich glaube kaum, daß ein Fabrikherr sich soweit erniedrigen würde, seine Arbeiter mit Entlassung zu bedrohen, falls diese nicht nach der Musik tanzen, die er ihnen aufspielt — in der Werkstätte, im Comtoir oder in den Remisen, überall, wo geschäftliche Befehle ertheilt werden, müssen sie vollzogen werden — der Arbeiter giebt dem Herrn seinen Arm, und dafür bezahlt er; seine Kraft mag er ihm opfern, aber sein Gewissen nicht — was kümmert den Herrn das politische Glaubensbekenntniß seines Untergebenen? nur wer selbst eine künstliche Seele besitzt, kann die des Nebenmenschen erkaufen wollen — und wie gesagt, der Arbeiter vollzieht seine Pflicht in der Werkstätte, außer derselben aber ist er Staatsbürger wie sein Arbeitgeber — frei wie der Vogel in den Lüften, und ich würde den verachten, der sich zum Knecht — herabwürdigt, wenn er es vermeiden kann — mag man den Beamten maßregeln, den Soldaten die Politik zurecht machen, traurig für sie, wenn sie gehorchen müssen, der freie Arbeiter hat seinen eigenen Kopf, er braucht — seine Ueberzeugung, die auf Selbstantheil basirt, auf das Bewußtsein, daß er durch Fleiß und Redlichkeit zum Wohlstand des Ganzen beiträgt, nicht opfern, darum aber hat er auch das Recht als Staatsbürger seiner Ueberzeugung treu zu bleiben, diese nicht zu verkaufen für schnödes Geld, das eben so erbärmlich, eben so vergänglich und ohne Bestand ist, wie Heuchelei und Gewissenlosigkeit — das ist meine Ansicht — Herr Baron!

Guido hatte diese Rede mit wachsendem Aerger angehört und sich, wir müssen es sagen, mit Meisterschaft beherrscht, allein kaum war sie zu Ende, da sollte sich auch sein verhaltener Grimm Luft machen.

Hol' Sie der Teufel mit Ihrer Ansicht, rief er wüthend, ich habe Sie deßhalb nicht rufen lassen; in der festen Ueberzeugung, daß ein armer Schlucker, wie Sie, nicht so leicht zweitausend Francs zurückweisen würde, habe ich Ihnen eben jenes Anerbieten gemacht, ich wollte Ihnen den Verdienst nicht entgehen lassen, aber das hat man für seine Güte — ein ganz gewöhnlicher Mensch, der Gott danken muß, daß er den Tag über zu leben hat, fängt an, noble Passionen zu empfinden, unterfängt sich, stolz zu sein und weist achtbare Summen zurück! Was wollen Sie denn in der Welt verstellen? ein Mensch Ihres Schlages hat nicht das Recht stolz zu sein. Ich begreife nur Ihren Herrn nicht; ich an seiner Stelle würde die ganze Bande, die sich nicht nach mir richtet, zum Teufel jagen, damit diese Bettler erfahren, daß Brod süß schmeckt! — aber freilich, dieser Arbeiterdünkel ist auch eine der Errungenschaften dieses Jahres, das sich nun, dem Himmel sei Dank, zu Ende neigt, um einem neuen, besseren Platz zu machen; gebt nur acht, es kommt anders, als Ihr denkt. Habt Ihr wieder die Knute und wir unsere einstweilen suspendirten Privilegien, dann werdet ihr schon zu Kreuze kriechen — das ist meine Ansicht — Herr Arbeiter!

Ein Lächeln eigener Art schwebte um den Mund des ruhig dastehenden Franz.

Ich kannte Ihre Ansicht längst, sagte er, sie ist die Anmaßung, die pöbelhafte Ueberhebung eines Menschen, der sich unterfängt, sich über seinen Nebenmenschen erhaben zu wähnen, weil er sich einen Cavalier nennt — armseliger Flitter der Erbärmlichkeit, glänzendes Außenschild der Niedrigkeit — o Sie kurzsichtiger Thor, wie wenig verstehen Sie Ihre Zeit, wenn Sie die großen Begriffe, welche dieselbe erzeugt, so gering anschlagen, aber wie kann ich Ihnen gegenüber von Verständniß sprechen, Sie, der nie die Zeit redlich und gut angewendet, sondern sie nur verprasst und vergeudet hat — ja wäre unsere Zeit ein Pferd, eine Karte, dann wären Sie der Mann, der sie begriffe, so aber ist sie Ihnen nur, was die

Und womit beſchäftigten Sie ſich?

Mit Zeichnungen, die ich nach und nach verwerthete, erſt im September fand ich wieder practiſche Arbeit in der Maſchinenbau-Anſtalt des Herrn Decoque.

O die iſt ja ſehr bedeutend.

Ich verdanke dieſes Unterkommen —

Wohl der Verwendung der Generalin Bréa? unterbrach ihn Guido.

Nein, ich habe dort die Zeichnung einer Maſchine verkauft und die Folge davon war mein Engagement, jetzt habe ich ſogar die Inſpection der ganzen Fabrik.

Da ſtehen Sie ſich wohl ſehr gut? fragte Guido mit Nachdruck.

Dreihundert Francs monatlich.

Nicht viel — ſagte Guido mit einer Art von Mitleid.

Und doch ſpare ich dabei.

Wie — Sie ſparen noch? dann müſſen Sie hungern, ſonſt ſcheint mir dies eine Unmöglichkeit.

Wie Sie auch darüber denken mögen, genug, es iſt ſo, und ich hoffe für die Zukunft noch mehr zu ſparen, da ich die Freiſtunden noch mit Zeichnenarbeiten ausfülle — Arbeit bringt Segen; doch was haben Sie mir zu ſagen?

Sie ſind alſo das, was man bei uns Werkführer zu nennen pflegt?

Wenigſtens dem ſehr ähnlich.

Dann haben Sie wohl Einfluß auf die Arbeiter?

O gewiß, ich bin ſo glücklich, die Achtung meiner Genoſſen zu beſitzen.

Wie viele Arbeiter ſind in Ihrer Fabrik beſchäftigt?

Etwa ſechshundert.

Das iſt immerhin ſchon eine ſehr artige Anzahl, und nun ſagen Sie mir, war in Ihrer Werkſtätte ſchon die Rede von den Wahlen?

O ſchon ſeit längerer Zeit fanden viele Verſammlungen ſtatt, in welchen auch manche Anhänger Napoleons geſprochen haben.

Und welche Stimmung beherrſcht Ihre Genoſſen?

Die Meiſten werden für Cavaignac ſtimmen.

Und Sie?

Ich bin als Deutſcher zwar nicht berechtigt, mich an der Wahl zu betheiligen, bin aber ſo von der Redlichkeit, von den echt patriotiſchen Geſinnungen des Generals Cavaignac überzeugt, daß ich trotzdem vor die Wahlurne treten werde, um ihm meine Stimme zu geben.

Guido war nachdenkend geworden, er machte mehrere Gänge durch's Zimmer, wie einer, der überlegt.

Plötzlich blieb er vor Franz ſtehen und betrachtete ihn mit ſcharfen Blicken.

Sie ſind arm, Herr Löſcher? nahm er in höflicherem Tone das Wort als zuvor.

Nur wenn ich keine Arbeit habe, iſt dieſe vorhanden und bin ich geſund, dann fühle ich mich reich.

Laſſen Sie die Philoſophie — ſein Sie praktiſch — Sie verdienen ohne Zweifel gern Geld wie jeder andere Menſch.

Natürlich, freilich nur auf ehrliche Weiſe.

Das iſt ſelbſtverſtändlich.

Dann bitte ich, mich in Kenntniß zu ſetzen was und —

Es ſind zweitauſend Francs zu verdienen, Herr Löſcher und zwar noch in dieſer Stunde; Sie können das Geſchäft machen.

Wie wäre das möglich?

Auf ſehr einfache Weiſe, und wenn Sie das Geld verdienen wollen, bin ich bereit, es Ihnen ſogleich auszuzahlen.

Erklären Sie ſich deutlicher.

Morgen iſt Wahltag.

Nun?

Ich verlange nichts weiter von Ihnen, als daß Sie dem Prinzen Louis Napoleon Ihre Stimme geben und Ihre Genoſſen veranlaſſen, ein Gleiches zu thun — es iſt noch Zeit genug übrig, wenn Sie heute eine Aufforderung drucken, die Sie morgen in aller Frühe vor dem Fabrikgebäude, wo ſich muthmaßlich alle Ihre Gefährten verſammeln, anſchlagen laſſen; verſteht ſich, mit Ihrem Namen darunter, außerdem halten Sie eine kurze Anſprache und — Alles iſt abgethan. — Geben Sie mir dies Verſprechen, und im Vertrauen auf die Erfüllung deſſelben, zahle ich Ihnen die zweitauſend Francs ſogleich ohne Bedenken aus.

Ich werde dieſes Verſprechen nicht geben, verſetzte Franz mit aller Beſtimmtheit.

Und warum nicht? rief Guido mit ärgerlicher Haſt.

Weil ich es nicht erfüllen kann.

Sind Sie von Sinnen? — es handelt ſich um zweitauſend Francs, und Sie ſchlagen dieſe aus?

Und böten Sie mir das Doppelte, ja das Vierfache — ich würde es zurückweiſen, erklärte der brave Franz mit Beſtimmtheit.

Sie verdienten dieſes Geld ſonſt nicht ſo leicht.

Das heißt nicht verdienen, ſondern ſeine Ueberzeugung verkaufen.

Sie ſind arm!

Das haben Sie ſchon einmal geſagt, und

ich weiß es — ja, ich bin arm, dennoch aber viel zu reich, um Geld, wofür ich meine Ueberzeugung opfere, nicht zurückweisen zu können, zu stolz und gewissenhaft, um mich erkaufen zu lassen — nein Herr Baron, Sie müssen schon die Güte haben, sich in dieser Beziehung an einen Andern zu wenden — ich habe damit nichts gemein.

Guido verzog sein Gesicht, schon tobte er in seinem Inneren über den Zwang der Höflichkeit, den er sich auferlegen mußte, allein er bekämpfte die Aufwallung noch und begann zu überlegen.

Wissen Sie, fragte er nach kurzem Schweigen, wem Ihr Chef seine Stimme giebt?

Bedaure sehr — ich habe ihn danach nicht gefragt.

Und wenn er sie dem Prinzen geben wollte und es versuchte, Sie wie alle Ihre Genossen, gleichfalls für Napoleon zu gewinnen?

So würde sein Versuch wenigstens bei mir vergeblich sein.

Wenn er Ihnen aber im Weigerungsfalle die Arbeit entzöge?

So würde ich sie anderswo suchen; aber ich glaube kaum, daß ein Fabrikherr sich soweit erniedrigen würde, seine Arbeiter mit Entlassung zu bedrohen, falls diese nicht nach der Musik tanzen, die er ihnen aufspielt — in der Werkstätte, im Comtoir oder in den Remisen, überall, wo geschäftliche Befehle ertheilt werden, müssen sie vollzogen werden — der Arbeiter giebt dem Herrn seinen Arm, und dafür bezahlt er; seine Kraft mag er ihm opfern, aber sein Gewissen nicht — was kümmert den Herrn das politische Glaubensbekenntniß seines Untergebenen? nur wer selbst eine künstliche Seele besitzt, kann die des Nebenmenschen erkaufen wollen — und wie gesagt, der Arbeiter vollzieht seine Pflicht in der Werkstätte, außer derselben aber ist er Staatsbürger wie sein Arbeitgeber — frei wie der Vogel in den Lüften, und ich würde den verachten, der sich zum Knecht — herabwürdigt, wenn er es vermeiden kann — mag man den Beamten maßregeln, den Soldaten die Politik zurecht machen, traurig für sie, wenn sie gehorchen müssen, der freie Arbeiter hat seinen eigenen Kopf, er braucht — seine Ueberzeugung, die auf Selbsturtheil basirt, auf das Bewußtsein, daß er durch Fleiß und Redlichkeit zum Wohlstand des Ganzen beiträgt, nicht opfern, darum aber hat er auch das Recht als Staatsbürger seiner Ueberzeugung treu zu bleiben, diese nicht zu verkaufen für schnödes Geld, das eben so erbärmlich, eben so vergänglich und ohne Bestand ist, wie Heuchelei und Gewissenlosigkeit — das ist meine Ansicht — Herr Baron!

Guido hatte diese Rede mit wachsendem Aerger angehört und sich, wir müssen es sagen, mit Meisterschaft beherrscht, allein kaum war sie zu Ende, da sollte sich auch sein verhaltener Grimm Luft machen.

Hol' Sie der Teufel mit Ihrer Ansicht, rief er wüthend, ich habe Sie deßhalb nicht rufen lassen; in der festen Ueberzeugung, daß ein armer Schlucker, wie Sie, nicht so leicht zweitausend Francs zurückweisen würde, habe ich Ihnen eben jenes Anerbieten gemacht, ich wollte Ihnen den Verdienst nicht entgehen lassen, aber das hat man für seine Güte — ein ganz gewöhnlicher Mensch, der Gott danken muß, daß er den Tag über zu leben hat, fängt an, noble Passionen zu empfinden, unterfängt sich, stolz zu sein und weist achtbare Summen zurück! Was wollen Sie denn in der Welt vorstellen? ein Mensch Ihres Schlages hat nicht das Recht stolz zu sein. Ich begreife nur Ihren Herrn nicht; ich an seiner Stelle würde die ganze Bande, die sich nicht nach mir richtet, zum Teufel jagen, damit diese Bettler erfahren, daß Brod süß schmeckt! — aber freilich, dieser Arbeiterdünkel ist auch eine der Errungenschaften dieses Jahres, das sich nun, dem Himmel sei Dank, zu Ende neigt, um einem neuen, besseren Platz zu machen; gebt nur acht, es kommt anders, als Ihr denkt. Habt Ihr wieder die Knute und wir unsere einstweilen suspendirten Privilegien, dann werdet ihr schon zu Kreuze kriechen — das ist meine Ansicht — Herr Arbeiter!

Ein Lächeln eigener Art schwebte um den Mund des ruhig dastehenden Franz.

Ich kannte Ihre Ansicht längst, sagte er, sie ist die Anmaßung, die pöbelhafte Ueberhebung eines Menschen, der sich unterfängt, sich über seinen Nebenmenschen erhaben zu wähnen, weil er sich einen Cavalier nennt — armseliger Flitter der Erbärmlichkeit, glänzendes Außenschild der Niedrigkeit — o Sie kurzsichtiger Thor, wie wenig verstehen Sie Ihre Zeit, wenn Sie die großen Begriffe, welche dieselbe erzeugt, so gering anschlagen, aber wie kann ich Ihnen gegenüber von Verständniß sprechen, Sie, der nie die Zeit redlich und gut angewendet, sondern sie nur verprasst und vergeudet hat — ja wäre unsere Zeit ein Pferd, eine Karte, dann wären Sie der Mann, der sie begriffe, so aber ist sie Ihnen nur, was die

Moral dem Verbrecher iſt, nein für Sie iſt die Zeit mit ihren großen Ideen noch nicht vorhanden, nur der freie Geiſt, an keine Schranke gebunden, ſchwingt ſich mit ihnen hinauf; der ſclaviſche, geknechtete, von Vorurtheilen befangene, bleibt im Schlamme liegen, bis der Strom des Fortſchrittes dieſen endlich wegſpült und den Daliegenden gewaltig mit ſich fortreißt, daß er die alten Ufer nicht mehr findet, aber auch keinem neuen zugänglich — geht er unter, muß er untergehen. Auch ich rufe Ihnen zu, es kommt anders als Ihr glaubt, als Sie glauben, und ſo ſehr ich Sie gering ſchätze, ſo möchte ich doch bedauern, wenn die Stunde gekommen, in der ich Sie — anders wiederfinde, als ich Sie im Augenblicke verlaſſe.

Und er machte Miene zum Gehen, Guido aber hinderte ihn daran.

Sie werden noch bleiben, rief er lachend, ich möchte nämlich hören, wie Sie dieſes „Anders“ meinen?

Sie ſollen den gewünſchten Aufſchluß erhalten: Sie wähnen ſich jetzt hochgeſtellt, über jeden Nebenmenſchen, der nicht das Wörtchen „von“ vor dem Namen trägt, erhaben, Sie wiſſen, daß Sie Vermögen beſitzen, und dieſe Ueberzeugung, wie jene Anmaßung laſſen nicht den Gedanken bei Ihnen aufkommen, daß es auch einmal anders werden könnte. Ein Menſch, dem Spiele, dem Weine, kurz allen jenen Paſſionen ergeben, welche Verſchwendungsſucht in ſich einſchließen, ſchwebt täglich an einem Abhange, er iſt dem Bettelſtabe eben ſo nah wie dem Reichthum — eine gute Laune in einer böſen Nacht am Spieltiſche und mit Ihrem Vermögen — iſt es — aus. Ein Edelmann aber, noch obenein mit Ihren Geſinnungen, muß zuſehen, daß er ſich auf der Höhe des Reichthums halte, ſtürzt er hinab, dann iſt's um ihn geſchehen, erbärmlicher als der geringſte Tagelöhner, denn er hat nicht arbeiten gelernt, ſinkt er tiefer und tiefer bis der Abgrund bodenlos wird — ich hoffe, Herr Baron, Sie haben mich nun verſtanden, denn die Situation, in der ich Sie nicht wiederzuſehen wünſche — habe ich Ihnen jetzt geſchildert.

Wieder wollte er das Zimmer verlaſſen, allein Guido hinderte ihn abermals.

Ich möchte noch auf einige Augenblicke um die Ehre Ihres Beſuches bitten, ſagte er mit ſpöttiſchem Lächeln.

Was wünſchen Sie noch?

Ich wollte mir erlauben, Sie noch ein wenig zu ärgern.

Dieſes Vergnügen wird Ihnen entzogen, indem ich Ihnen ganz einfach erwidere, daß Sie außer Stande ſind, mich zu ärgern.

Auch dann nicht, wenn ich Ihnen durch Mittheilungen aus der Heimath beweiſe, daß die junge Bäuerin, die kleine Marie Hoffmann, Sie haßt wie die Sünde?

Auch dann nicht, verſetzte Franz lächelnd.

Aber hier ſteht es ſchwarz auf weiß — entgegnete Guido, einige Briefe herbeiholend; wollen Sie nicht leſen?

Wozu das? — Sie haben mir dies ja bereits geſagt.

Vater Hoffmann erklärte mir hier, er werde niemals ſeine Tochter dem Franz Löſcher geben.

Vater Hoffmann kann über die Hand ſeiner Tochter nach Belieben verfügen, gab Franz mit Gleichmuth zur Antwort.

Aber er ſchreibt auch, daß er mir ſeine Tochter zur Gemahlin beſtimmt hat.

So wird er nur zu bald erfahren, wie unglücklich er ſein Kind gemacht hat.

Das mag ſein, aber in dieſem Falle geht ſie Ihnen ja verloren.

Ich habe nicht verloren, was ich nie beſeſſen.

Ich glaubte, Sie liebten das Mädchen.

Wäre das der Fall, ſo hätte ich damit noch keine Anrechte auf ihren Beſitz, den ich überhaupt nicht zu beanſpruchen wagte.

Ich bin überzeugt, Sie ärgern ſich über dieſe Mittheilungen dennoch, Sie erheucheln nur Ruhe — in Ihrem Innern ſieht es ganz anders aus.

O Sie täuſchen ſich — und ich habe die Genugthuung, daß Ihnen Ihre kindiſche Schadenfreude verloren geht.

Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich werde Gelegenheit finden, Sie zu ärgern.

Niemals.

Alſo, ſagte Guido nach längerem Nachſinnen, Sie ſind ganz vergebens hier geweſen?

Gewiß, und ich bedaure die verlorene Zeit.

Und Sie wählen den Prinzen nicht?

Ich gebe Cavaignac meine Stimme.

Aber der Prinz hat ja verſprochen, für Ihre Art von Leuten zu ſorgen, ſagte Guido herabwürdigend.

Wie ſoll das gemeint ſein? wenn ich fragen darf.

Nun, er hat erklärt, den Pauperismus auszurotten, überhaupt die Arbeit zu heben.

Das wird auch Cavaignac ohne dies verſprochen zu haben.

Sie laſſen alſo die zweitauſend Francs fahren?

Ich entsage dieser zu Ihren Gunsten, entgegnete Franz lächelnd.

Was soll das? — rief Jener wüthend auf ihn zutretend.

Nun Sie könnten in der heutigen Nacht am Spieltische Malheur haben, in diesem Falle dürften Sie von der genannten Summe einen viel besseren Gebrauch machen als ich — gute Nacht, Herr Baron!

Er eilte hinaus und donnernd warf Guido die Thür hinter ihm zu.

Warte, sagte er, Du wirst meiner Rache nicht entgehen — ich weiß Mittel, Dich ganz aus der Welt zu schaffen — Leute, die mir solche Dinge gesagt haben, dürfen nicht am Leben bleiben.

Was kommt's zur Sache.

Kaum hatte sich Franz entfernt, als Guido mürrisch nach seinem Hute und Mantel griff.

Er hatte die Absicht, nach dem Club zurückzukehren, wo in der heutigen Nacht ein grandioses Spiel stattfinden sollte.

Plötzlich aber blieb er, wie von einem ärgerlichen Gedanken in der Ausführung seiner Absicht gehemmt, stehen.

Bei Gott, nichts als die zweitausend Francs, rief er wüthend, es ist zum Verzweifeln, wie soll ich damit an den Spieltisch treten, und außerdem gehört diese Lumpensumme nicht einmal mir — verdammt, das ist eine fatale Geschichte, Frau Mama will, seitdem sie die letzten Fünftausend Thaler bezahlt hat, auch nichts mehr herausrücken, drei Wechsel auf eben solche Summen laufen noch, bei Gott, ich komme auf einen Gedanken — ja — nur so ist mir zu helfen.

Während dieser letzten Worte trat der Diener ein und meldete einen Fremden.

Kann jetzt Niemand mehr empfangen.

Der Diener, welcher diesen Bescheid dem Gemeldeten überbracht hatte, kehrte mit einem Briefe zurück.

„Mein lieber Baron!" so las Guido, da ich Ursache zu vermuthen habe, daß Sie stark im Brande sind, so schicke ich Ihnen hier einen guten Freund, der Ihnen helfen wird. Sie erhalten von ihm jede Summe, so hoch diese auch sein mag; was er nicht selbst besitzt, wird er Ihnen von anderer Seite her verschaffen — so oft Sie nur befehlen; allerdings ist der gute Mann, was den Zinsfuß betrifft, gegen junge Edelleute nicht sehr galant, allein über dergleichen Geringfügigkeiten muß ein reicher Cavalier erhaben sein: lassen Sie sich daher von ihm jede Summe geben, die Sie brauchen, um so mehr, da wir heute spielen — ich kenne Ihre Lieblingsneigung und möchte nicht gern, daß Sie irgend eine solche unterdrücken. Ihr alter Jemand.

Ein prächtiger Kerl doch, dieser Kleine! murmelte er leise, während sich sein Gesicht erheiterte — der Herr soll sogleich eintreten! gebot er dann dem Diener.

Wenige Augenblicke später tritt ein kleiner Mensch mit gebückter Haltung in das Zimmer. Er macht eine tiefe, fast demüthige Verbeugung und bleibt an der Thür stehen.

Sein Kopf ist kahl, sein Gesicht verräth den Urtypus der niedrigen jüdischen Race; der Ausdruck seines Gesichts ist schlau, er mochte etwa vierzig Jahre zählen.

Betrachte Dir die eben aufgetretene Gestalt genau, lieber Leser, denn sie ist berufen auf das Schicksal Guido's einst wohl den unheilvollsten Einfluß zu üben, und Du wirst sie wiedersehen.

Der junge Herr verzeihen, nahm der Mann das Wort.

Schon gut — wie heißen Sie?

Ich heiße Samuel Nathan, junger gnädiger Herr.

Sie sind Jude?

Ich bin ein Israelit, mein gnädiger Herr; aber was kommt's zur Sache?

Sie haben recht, lächelte Guido, 's kommt nicht zur Sache — wer also hat Sie geschickt?

Der gnädige Herr haben doch erhalten den Brief, versetzte der Jude grinsend, müssen also wissen, wer mich schickt.

Ich kenne den Herrn nur aus dem Club, der Person nach, sein Name ist mir unbekannt.

Ich kenne seinen Namen auch nicht, aber 's ist ein sehr reicher Mann, der sehr hochgestellt sein muß, und wenn erst die — Was kommt's zur Sache? — mein gnädiger Herr, ich bin gekommen, mit Ihnen ein Geschäft abzuschließen, lassen Sie also meine Worte —

Nein, ich will nun aber hören, was Sie da meinten.

Ich muß erst wissen, ob der Herr Baron ein Anhänger ist von der Republik, aber ich glaube es nicht — ein Edelmann und Republik, das sind ganz große, gewaltige Verschiedenheiten.

Was kommt's zur Sache? spöttelte Guido indem er sich bemühte, dem Juden nachzuahmen; aber ich bin natürlich gegen die Republik und für die Monarchie.

Hab' ich's mir wohl gedacht, alſo ich wollte ſagen, wenn erſt die Republik nicht mehr exiſtirt, dann wird der Herr, der mich zu Ihnen ſchickt, noch ein viel gewaltigerer ſein.

Woraus ſchließen Sie das?

Ich hab' wichtige Gründ!

Ich möchte dieſe kennen.

Nun, ich weiß, der Herr iſt ein geheimer Freund von dem Prinzen, Herrn Louis Napoleon, und dieſer wird ſeine Freunde machen zu ſehr mächtige Leut'.

Woher wiſſen Sie, daß er mit dem Prinzen in Verbindung ſteht? fragte Guido haſtig.

Ich weiß es ganz genau.

Kennen Sie denn den Prinzen?

Ob ich ihn kenne? rief der Jude lebhaft — ſehr gut, es iſt ein ſehr edler Menſch, ich habe 'mal an ihm viel Geld verdient und hoffe noch ſpäter —

Glauben Sie denn, daß die Republik unter dem Prinzen ein Ende nimmt?

Das habe ich nicht geſagt, aber ich meine es muß werden aus einem Prinzen ein König oder gar ein Kaiſer, gleichviel, gewaltige Männer ſind alle Beide, und ich habe ſchon viel Geld jetzt wieder weggegeben, daß ſie möchten wählen den Herrn Napoleon — zum Präſidenten.

Haben Sie das nur aus Liebe zum Prinzen gethan? fragte Guido, dem die Unterhaltung mit dem Juden Intereſſe einzuflößen ſchien.

Junger Herr Edelmann, von der Liebe allein kann man nicht leben, ich habe gegeben Geld und habe dafür genommen Wechſel.

Wer hat das Geſchäft mit Ihnen abgeſchloſſen?

Was kommt's zur Sache, gnädiger Herr Edelmann? es iſt geſchehen, und da mags ſein für Sie genug, aber mit Gottes Hilfe werde ich mein Geld wieder kriegen; ich wünſche es Ihnen und mir täglich verzehren zu können, was ich werd' verdienen an der Sach'.

Vielleicht werden Sie noch einſt Finanzminiſter des Prinzen? lächelte Guido nicht ohne Spott.

Das glaube ich nicht, aber ich weiß ſchon, wer's einmal wird werden.

Nun wer zum Beiſpiel?

Es wird's werden ein hebräiſcher Herr — verſetzte Samuel Nathan ſehr beſtimmt.

Da weiß ich immer noch nicht, wer gemeint iſt.

Ich will Ihnen auch nennen den Namen, der Herr heißt Fould, er wird's und kein Anderer, zwar iſt er zum proteſtantiſchen Glauben übergegangen, aber was thut's zur Sache? — 's Herz bleibt doch hebräiſch, wenn er ſich auch taufft, und der Herr Luther ſagt doch ſelbſt: „Waſſer freilich thut's nicht!“ Aber gnädiger Herr Edelmann, ich wollte mir nun die ergebene Anfrage erlauben, womit ich kann ſein gefällig.

Mit Geld, Samuel Nathan!

Gern — gern, gnädiger Herr, wieviel braucht der Herr Edelmann?

Ich möchte wohl zehntauſend Francs haben.

Sie können ſogleich darüber verfügen, gnädiger Herr Edelmann, Sie werden mir natürlich geben einen Wechſel.

Nun ja, ſelbſtverſtändlich — und wie viel Procent?

Ich krieg' in der Regel fünfzig Procent.

Fünfzig Procent? rief Guido — ſind Sie von Sinnen?

Was kommt's zur Sache bei 'uem Edelmann? der giebt's mit Leichtigkeit.

Das Geſchäft wurde abgemacht, und Samuel Nathan ließ folgende Adreſſe zurück: Samuel Nathan empfiehlt ſich allen Cavalieren — er zahlt nicht nur die höchſten Preiſe für gute Wechſel und Werthpapiere, leiht nicht nur gegen Pfand, ſondern kauft auch Erbſchaften, die ſelbſt erſt nach zehn Jahren anzutreten ſind. — Vorſtadt St. Antoine Nummer 12.

Den Kerl muß der Teufel geſchickt haben, nicht aber Herr Jemand, denn in dem Augenblick, als er eintrat, dachte ich daran, meine Erbſchaft — zu verkaufen — viel Glück auf den Weg.

Und mit dieſem Wunſche nicht nur auf den Lippen, ſondern auch im Herzen eilte er dem Tempel zu, wo man nur der Muſe des Spiels, dem Bachus und der Venus opferte.

Drei Angelegenheiten.

Bevor wir in unſerer Erzählung weiter gehen, iſt es nöthig faſt um fünf Monate zurückzugreifen und ſo verfügen wir uns denn in die Gemächer des Herrn Frech, die wir bis jetzt noch nicht kennen gelernt haben.

Am fünfzehnten Juli in den Nachmittagsſtunden ſehen wir Herrn Frech in einem prachtvollen Zimmer gedankenvoll auf und niedergehen.

Er ſcheint mit großer Ungeduld Jemand zu erwarten und bald darauf pocht es leiſe an die Thür.

Auf sein „Herein“ tritt ein junges Mädchen ein, in welchem wir Jeannette Martin wieder erkennen.

Diese aber war nicht mehr in der ärmlichen Tracht, in welcher wir sie zum ersten Mal gesehen, nicht mehr jenes wilde Barrikadenmädchen, sie erschien vielmehr in äußerst eleganter Kleidung und machte den Eindruck einer keuschen, sittsamen Jungfrau. Ihr Gesicht, durch die Eleganz ihrer Kleidung gehoben, erschien schöner als zuvor, nur machte sich jetzt ein eigenthümlicher Zug von Schwermuth bemerkbar, welchen wir an den Barrikadentagen an ihr nicht wahrgenommen hatten.

Sie nahte sich mehr schüchtern als bescheiden dem kleinen Manne, der ihr freundlich entgegenging und sie zu einem Sessel führte.

Mein Herr, nahm sie in sanftem Tone das Wort; mein Vater hat mir gesagt, daß Sie mich zu sprechen wünschten.

Gewiß, Mademoiselle, ich habe mir erlaubt, Sie zu mir bitten zu lassen, um einige Fragen an Sie zu richten — für's Erste sagen Sie mir, ob Sie recht fleißig lernen.

Sehr fleißig, und es macht mir besonders Vergnügen, meine Lexion zu verdoppeln.

Und Ihr Lehrer kommt pünktlich?

Täglich von zehn bis ein Uhr Vormittags.

Merken Sie keine Veränderung an sich, seitdem Sie Ihren Geist bilden?

Ich bin ernster, mehr zum Nachdenken geneigt und fange an, zu begreifen, daß meine Vergangenheit traurig, meine Erziehung schrecklich und meine Umgebung —

Wird Alles anders kommen, versetzte Herr Frech lächelnd; Sie werden die Vergangenheit vergessen, und Ihre Umgebung wird sich bemühen, durch besseres Benehmen Alles, was früher geschehen, in den Hintergrund zu drängen.

Jeannette preßte einen tiefen Seufzer hervor.

O wollte es Gott! sagte sie mit leiser Stimme, aber mein Herr, darf ich wohl erfahren, welchem glücklichen Umstande wir die plötzliche Veränderung unserer Verhältnisse verdanken?

Noch nicht, meine Liebe!

Darf ich Sie als unsern Wohlthäter begrüßen?

O wer wird so neugierig sein, Mademoiselle, Sie werden zur Zeit Alles erfahren, und nun noch eine discrete Frage — gestatten Sie diese?

Wie dürfte ich Ihnen eine solche Frage verwehren?

Betrachten Sie die Umwandlung Ihres Gemüthes allein als Folge Ihrer jetzigen Geistesbildung? fragte Herr Frech, während er das Mädchen aufmerksam betrachtete.

Es scheint so.

Sein Sie ganz offen, betrachten Sie mich als Ihren Freund; sagen Sie also; ist es so?

Wenigstens vermag ich mir keine andere Ursache anzugeben, versetzte Jeannette zerstreut.

Sie hatten das Unglück, unter die Insurgenten und so in die Gefangenschaft zu gerathen —

Leider ist es so, aber Sie haben mich aus dem Kerker und der Schmach befreit, die ihm folgen mußte.

Sprechen wir davon nicht — Sie haben bei Gelegenheit jenes Straßenkampfes einen jungen Mann kennen gelernt?

Franz Löscher, rief Jeannette, während sie die Blicke zu Boden senkte und sich dunkle Röthe über ihre Wangen verbreitete.

So also ist sein Name — er ist ein Deutscher?

Ganz recht.

Es scheint, daß Ihnen dieser junge Mann nicht gleichgiltig geblieben ist, sagte Herr Frech mit durchdringenden Blicken.

Jeannette schwieg, allein der kleine Mann fand trotzdem eine Antwort heraus.

Hören Sie, Jeannette, sagte er in freundlich verweisendem Tone; ich sagte Ihnen bereits, daß ich Ihr Freund bin und hoffe, Sie haben alle Ursache, dieser Versicherung Glauben zu schenken, aus diesem Grunde darf ich aber auch Ansprüche auf Ihren Gehorsam machen — und fordere daher von Ihnen ein Versprechen.

Ich bin bereit, es zu geben und zu erfüllen, bevor ich weiß, was Sie verlangen.

Das ist ein großes Wort und zeigt wenigstens von Vertrauen, zuvor aber möchte ich wissen, ob Sie Franz Löscher seit jenen Tagen wieder gesehen haben.

Bis jetzt nicht.

Gut denn, ich fordere also von Ihnen, daß Sie diesen Deutschen vorläufig vergessen und niemals an ihn denken, bis der Augenblick gekommen, wo es Ihnen gestattet sein dürfte.

Ich will mich bemühen, ihn zu vergessen, aber —

Keine Bedingung, unterbrach sie Frech; Sie wissen, ich verlangte für Alles, was ich Ihrer Familie und Ihnen erwies und noch zu erweisen gedenke, nichts, als blinden Ge-

horſam — ſollte ich bemerken, daß Sie den Deutſchen wiederſehen, dann werde ich Mittel finden, ihn für Sie unſchädlich zu machen, ſetzte der kleine Mann mit fürchterlichem Nachdruck hinzu — und für heute habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen.

Jeannette betrachtete den Mann mit einer gewiſſen Furcht, wagte keine weitere Frage an ihn zu richten und entfernte ſich mit bange pochendem Herzen.

Dieſe Angelegenheit iſt hoffentlich erledigt, dachte Frech, und ſomit ein wichtiger Faden gelegt. Am Abend deſſelben Tages meldete der Diener des Herrn Frech einen Mann, der wohl aus Deutſchland kommen müſſe und von dem er kein anderes Wort als ſeinen Namen verſtanden habe.

Frech mußte wohl ſo etwas erwartet haben, denn er zeigte ſich nicht im Geringſten befremdet und gab Befehl, den Fremden vorzulaſſen.

Hierauf trat ein Menſch mit außerordentlich rohem Geſicht und ſehr reduzirten, ja halb zerlumpten Kleidern ein — faſſen wir ſeine Züge näher in's Auge, ſo ſind ſie uns bereits bekannt.

Endlich eingetroffen, Veit? redete ihn Frech mit einem Ausdruck von Spott an; aber wie ſiehſt Du aus?

Wie man eben ausſehen kann, wenn man ſich von Baden bis nach Paris zu Fuß durchſchlägt.

Zu Fuße? — habe ich Dir nicht das Reiſegeld zukommen laſſen?

Ganz wohl, gnädiger Herr, aber ich hielt es für 'ne Sünde, das ſchöne Geld zu verreiſen.

Du haſt's vertrunken und verſpielt, Veit, eine ſolche Anwendung erſchien Dir paſſender — wie geht's mit Deiner Frau?

Ach Gott, gnädiger Herr, ſagte er in traurigem Tone, die lebt immer noch.

Gott ſchenke ihr die Geſundheit, verſetzte Frech lächelnd — doch nun zur Hauptſache; haſt Du meinen Befehl vollzogen?

Ich habe das Bewußte, wiewohl mit großer Schwierigkeit, erlangt, ſagte Veit, und überreichte Herrn Frech einen Gegenſtand, worüber dieſer die größte Freude äußerte.

Ha, rief er mit leuchtenden Blicken, jetzt erſt kann ich nach Herzensluſt agiren; ich werde Deine Dienſte lohnen, Veit, Du wirſt hier mein Diener ſein, jetzt aber kann ich Dich als ſolchen noch nicht verwenden, zuvor mußt Du der franzöſiſchen Sprache völlig mächtig ſein, ſo lange bleibſt Du nur für meine Zimmer beſchäftigt — und nun ſage mir, wie Du in Beſitz des betreffenden Schlüſſels gelangt biſt, denn nur darin konnte die erwähnte Schwierigkeit liegen.

Gewiß, verſetzte Veit mit prahleriſchem Selbſtbewußtſein — ich mußte ihn von der Wittwe Löſcher holen, verfuhr aber gewiſſenhaft, indem ich ihr dieſes Werthſtück, nach Gebrauch deſſelben wieder zugeſtellt habe — und ſie hat keine Ahnung von dem, was vorgefallen iſt.

Brav, brav, jubelte Frech, Du biſt ein brauchbarer Burſche — jetzt iſt für heute eine zweite Angelegenheit erledigt, und nun zittern Sie, Baronin.

Ein dämoniſcher Blick wie eine krampfhafte Handbewegung begleiteten dieſe letzten Worte.

Fünf Monate ſpäter, am neunten December, gegen Abend erblicken wir Veit in prächtiger Livree vor ſeinem Herrn.

Morgen iſt Wahl, ſagte dieſer, heute Abend wirſt Du in anderer Kleidung in den Straßen von Paris, überall, wo Du arme Leute ſiehſt, Geld vertheilen mit den Worten: „Das ſpendet Prinz Louis Napoleon der Armuth!“ — Du wirſt zu dieſem Beſuche tauſend Francs erhalten, merke ich, daß Du auch nur einen Sou unterſchlagen haſt, dann ſchicke ich Dich zu Deiner Frau zurück, verſtanden?

Davor bewahre mich der Himmel.

Mit der Sprache geht's jetzt?

Ganz gut, gnädigſter Herr.

So — nun gehe, und über Alles, was Du für nothwendig hältſt mir mitzutheilen, erſtatte mir heute Abend Bericht.

Gegen Mitternacht trat Veit zu ſeinem Herrn — beide waren ſo eben nach Hauſe gekommen.

Nun, was Wichtiges vorgefallen? fragte Herr Frech kurz.

Ich habe Ihre Befehle vollzogen und bei dieſer Gelegenheit begegnete ich Franz Löſcher — in Begleitung einer jungen Dame, beide waren ſehr elegant gekleidet, und ich mußte mich wundern, Erſteren in ſo feiner Tracht zu ſehen, wie konnte er das ermöglichen?

Durch Fleiß, verſetzte Frech, das iſt ein wackerer Burſche, der's zu etwas Rechtem bringen wird, aber — Du ſahſt ihn in Begleitung einer Dame? ſprich! ſetzte er ſehr aufgeregt hinzu — kannſt Du ſie beſchreiben?

Sehr genau, gnädigſter Herr, die Gasflamme fiel gerade auf ihr Antlitz, und ich muß ſagen, daß ſie ſchön war.

Beſchreibe mir ihre Perſönlichkeit ſo gut Du kannſt, unterbrach ihn Frech ungeduldig.

Veit that sein Möglichstes, und Frech mußte zur Genüge erfahren haben, was er wissen wollte.

Es ist gut, sagte er mit düsterm Lächeln — nur möchte ich noch wissen, ob Du eine gewisse Vertraulichkeit an den jungen Leuten bemerkt hast?

Darauf habe ich in dem Gedränge nicht gerade achten können, meinte Veit und erhielt Befehl, sich zu entfernen.

Es ist Zeit, daß auch diese Angelegenheit geordnet werde, murmelte er mit finstern Blicken.

Die Vereidigung des Präsidenten.

Am 10. December 1848 war Charles Louis Napoleon Bonaparte vom französischen Volke mit ziemlich bedeutender Majorität zum Präsidenten der Republik erwählt.

Wir haben dem Leser in den vorigen Kapiteln zu schildern versucht, wie man Präsident wird.

Gleichviel — der entwichene Flüchtling aus Hamm, der Maurer, der Constable, der Abgeordnete war jetzt Präsident, und wir werden hören, auf welche Weise er sich auf den Thron geschwungen hat.

Am 11. December Abends um 9 Uhr, nachdem sämmtliche Wahlurnen geschlossen waren, hörte man schon hie und da flüstern; „der Prinz ist gewählt!"

Am 14. Nachmittags hatte sich vor dem Stadthause eine ungeheure Menschenmasse versammelt, denn vom Balcon dieses Gebäudes herab, proclamirte der Seine-Präfect Recurt öffentlich und feierlichst das Wahlresultat des Seine-Departements.

Lauter Jubel herrschte — man schrie Hoch Napoleon und freute sich, daß es nun mit der Anarchie endlich zu Ende sei.

Unter all diesen heiteren Gesichtern zeigte sich jedoch eines, auf welchem man keineswegs den Ausdruck ungetheilter Freude las.

Und während die Jubelrufe, begleitet von den Glocken der Notre-Dame ertönten, sah man eine hohe weibliche Gestalt mit düsterm Antlitz unter der Menge, die in tiefer Trauer einherschritt und ganz deutlich ihren Unmuth erkennen ließ.

Niemand kannte diese Frau, wir aber haben sie bereits bei der Gräfin Teba gesehen, als sie auf Wunsch der Sennora Montijo herbeigekommen war, das Schicksal der Tochter aus den Karten zu verkünden.

Was will denn die schwarze Frau, hörte man hier und dort fragen, sie scheint in Verwünschungen auszubrechen.

Solche Worte mußte wohl auch zu ihren Ohren gedrungen sein, denn plötzlich trat sie vor einen Mann aus der Menge.

Siehst Du meine Kleidung, Franzose? fragte sie düster.

Sie ist schwarz.

Nun wohl — ich traure über das Schicksal Deines Vaterlandes.

Der Angeredete schien eine gewisse Scheu vor der Frau zu empfinden und war im Begriff sich zurückzuziehen.

Sie ist wahnsinnig, murmelte er.

O nein, versetzte sie, der die Worte nicht entgangen waren, in leisem, aber sehr ausdrucksvollem Tone: ich bin nicht wahnsinnig und mein Sinn ist gesund wie der Deine, aber Du hast gesehen, daß ich traure, Deine Augen haben diese Farbe als die des Todes erkannt, Deine Ohren hören auch die Töne von Notre-Dame, o sie sind nicht hell wie sonst, denn ihr Geläute ist ein Grabgesang.

Was wollen Sie damit sagen?

So hörst Du nicht, Franzose? fragte sie in traurig zürnendem Tone; wie bang' tönen jene Klänge — o so müssen sie sein, denn sie verkünden den Grabgesang der Freiheit Frankreichs — wehe, wehe Frankreich, — wehe seiner Nation!

Sie sprach noch mehr, jedoch keineswegs in lauter, lärmender, sondern in klagender Weise, so daß sie nur in ihrer nächsten Umgebung verständlich war; wir aber müssen vorwärts und daher von dieser Prophetin scheiden — sie wird uns wieder begegnen.

Am 20. Dezember sollte das Resultat der Präsidentenwahl in der Nationalversammlung proklamirt werden.

Die Abgeordneten sind zahlreicher als je versammelt, die Logen der Diplomaten, die Räume für die Zuschauer sind überfüllt, überall Kopf an Kopf.

Es ist vier Uhr Nachmittags, als Louis Napoleon leise, fast schleichend in den Saal tritt und seinen Platz da einnimmt, wo die strengsten und eifrigsten Republikaner, also die heftigsten Gegner der Monarchie sitzen.

Schweigen herrscht, als der Abgeordnete Waldeck-Rousseau über die Wahl berichtet. Alles lauscht aufmerksam seinen Mittheilungen, welche er mit folgenden Worten schließt:

Bürger-Vertreter! Vor neun Monaten proclamirten Sie von der Haupttreppe dieses Gebäudes herab die Republik, heute schlägt Ihnen die Commission vor, den Bürger Louis Napoleon Bonaparte als Präsident der Republik zu proclamiren.

Wieder ist tiefes Schweigen eingetreten

horſam — ſollte ich bemerken, daß Sie den Deutſchen wiederſehen, dann werde ich Mittel finden, ihn für Sie unſchädlich zu machen, ſetzte der kleine Mann mit fürchterlichem Nachdruck hinzu — und für heute habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen.

Jeannette betrachtete den Mann mit einer gewiſſen Furcht, wagte keine weitere Frage an ihn zu richten und entfernte ſich mit bange pochendem Herzen.

Dieſe Angelegenheit iſt hoffentlich erledigt, dachte Frech, und ſomit ein wichtiger Faden gelegt. Am Abend deſſelben Tages meldete der Diener des Herrn Frech einen Mann, der wohl aus Deutſchland kommen müſſe und von dem er kein anderes Wort als ſeinen Namen verſtanden habe.

Frech mußte wohl ſo etwas erwartet haben, denn er zeigte ſich nicht im Geringſten befremdet und gab Befehl, den Fremden vorzulaſſen.

Hierauf trat ein Menſch mit außerordentlich rohem Geſicht und ſehr reduzirten, ja halb zerlumpten Kleidern ein — faſſen wir ſeine Züge näher in's Auge, ſo ſind ſie uns bereits bekannt.

Endlich eingetroffen, Veit? redete ihn Frech mit einem Ausdruck von Spott an; aber wie ſiehſt Du aus?

Wie man eben ausſehen kann, wenn man ſich von Baden bis nach Paris zu Fuß durchſchlägt.

Zu Fuße? — habe ich Dir nicht das Reiſegeld zukommen laſſen?

Ganz wohl, gnädiger Herr, aber ich hielt es für 'ne Sünde, das ſchöne Geld zu verreiſen.

Du haſt's vertrunken und verſpielt, Veit, eine ſolche Anwendung erſchien Dir paſſender — wie geht's mit Deiner Frau?

Ach Gott, gnädiger Herr, ſagte er in traurigem Tone, die lebt immer noch.

Gott ſchenke ihr die Geſundheit, verſetzte Frech lächelnd — doch nun zur Hauptſache; haſt Du meinen Befehl vollzogen?

Ich habe das Bewußte, wiewohl mit großer Schwierigkeit, erlangt, ſagte Veit, und überreichte Herrn Frech einen Gegenſtand, worüber dieſer die größte Freude äußerte.

Ha, rief er mit leuchtenden Blicken, jetzt erſt kann ich nach Herzensluſt agiren; ich werde Deine Dienſte lohnen, Veit, Du wirſt hier mein Diener ſein, jetzt aber kann ich Dich als ſolchen noch nicht verwenden, zuvor mußt Du der franzöſiſchen Sprache völlig mächtig ſein, ſo lange bleibſt Du nur für meine Zimmer beſchäftigt — und nun ſage mir, wie Du in Beſitz des betreffenden Schlüſſels gelangt biſt, denn nur darin konnte die erwähnte Schwierigkeit liegen.

Gewiß, verſetzte Veit mit prahleriſchem Selbſtbewußtſein — ich mußte ihn von der Wittwe Löſcher holen, verfuhr aber gewiſſenhaft, indem ich ihr dieſes Werthſtück, nach Gebrauch deſſelben wieder zugeſtellt habe — und ſie hat keine Ahnung von dem, was vorgefallen iſt.

Brav, brav, jubelte Frech, Du biſt ein brauchbarer Burſche — jetzt iſt für heute eine zweite Angelegenheit erledigt, und nun zittern Sie, Baronin.

Ein dämoniſcher Blick wie eine krampfhafte Handbewegung begleiteten dieſe letzten Worte.

Fünf Monate ſpäter, am neunten December, gegen Abend erblicken wir Veit in prächtiger Livree vor ſeinem Herrn.

Morgen iſt Wahl, ſagte dieſer, heute Abend wirſt Du in anderer Kleidung in den Straßen von Paris, überall, wo Du arme Leute ſiehſt, Geld vertheilen mit den Worten: „Das ſpendet Prinz Louis Napoleon der Armuth!“ — Du wirſt zu dieſem Beſuche tauſend Francs erhalten, merke ich, daß Du auch nur einen Sou unterſchlagen haſt, dann ſchicke ich Dich zu Deiner Frau zurück, verſtanden?

Davor bewahre mich der Himmel.

Mit der Sprache geht's jetzt?

Ganz gut, gnädigſter Herr.

So — nun gehe, und über Alles, was Du für nothwendig hältſt mir mitzutheilen, erſtatte mir heute Abend Bericht.

Gegen Mitternacht trat Veit zu ſeinem Herrn — beide waren ſo eben nach Hauſe gekommen.

Nun, was Wichtiges vorgefallen? fragte Herr Frech kurz.

Ich habe Ihre Befehle vollzogen und bei dieſer Gelegenheit begegnete ich Franz Löſcher — in Begleitung einer jungen Dame, beide waren ſehr elegant gekleidet, und ich mußte mich wundern, Erſteren in ſo feiner Tracht zu ſehen, wie konnte er das ermöglichen?

Durch Fleiß, verſetzte Frech, das iſt ein wackerer Burſche, der's zu etwas Rechtem bringen wird, aber — Du ſahſt ihn in Begleitung einer Dame? ſprich! ſetzte er ſehr aufgeregt hinzu — kannſt Du ſie beſchreiben?

Sehr genau, gnädigſter Herr, die Gasflamme fiel gerade auf ihr Antlitz, und ich muß ſagen, daß ſie ſchön war.

Beſchreibe mir ihre Perſönlichkeit ſo gut Du kannſt, unterbrach ihn Frech ungeduldig.

Veit that sein Möglichstes, und Frech mußte zur Genüge erfahren haben, was er wissen wollte.

Es ist gut, sagte er mit düsterm Lächeln — nur möchte ich noch wissen, ob Du eine gewisse Vertraulichkeit an den jungen Leuten bemerkt hast?

Darauf habe ich in dem Gedränge nicht gerade achten können, meinte Veit und erhielt Befehl, sich zu entfernen.

Es ist Zeit, daß auch diese Angelegenheit geordnet werde, murmelte er mit finstern Blicken.

Die Vereidigung des Präsidenten.

Am 10. December 1848 war Charles Louis Napoleon Bonaparte vom französischen Volke mit ziemlich bedeutender Majorität zum Präsidenten der Republik erwählt.

Wir haben dem Leser in den vorigen Kapiteln zu schildern versucht, wie man Präsident wird.

Gleichviel — der entwichene Flüchtling aus Hamm, der Maurer, der Constable, der Abgeordnete war jetzt Präsident, und wir werden hören, auf welche Weise er sich auf den Thron geschwungen hat.

Am 11. December Abends um 9 Uhr, nachdem sämmtliche Wahlurnen geschlossen waren, hörte man schon hie und da flüstern; „der Prinz ist gewählt!"

Am 14. Nachmittags hatte sich vor dem Stadthause eine ungeheure Menschenmasse versammelt, denn vom Balcon dieses Gebäudes herab, proclamirte der Seine-Präfect Recurt öffentlich und feierlichst das Wahlresultat des Seine-Departements.

Lauter Jubel herrschte — man schrie Hoch Napoleon und freute sich, daß es nun mit der Anarchie endlich zu Ende sei.

Unter all diesen heiteren Gesichtern zeigte sich jedoch eines, auf welchem man keineswegs den Ausdruck ungetheilter Freude las.

Und während die Jubelrufe, begleitet von den Glocken der Notre-Dame ertönten, sah man eine hohe weibliche Gestalt mit düsterm Antlitz unter der Menge, die in tiefer Trauer einherschritt und ganz deutlich ihren Unmuth erkennen ließ.

Niemand kannte diese Frau, wir aber haben sie bereits bei der Gräfin Teba gesehen, als sie auf Wunsch der Senora Montijo herbeigekommen war, das Schicksal der Tochter aus den Karten zu verkünden.

Was will denn die schwarze Frau, hörte man hier und dort fragen, sie scheint zu Verwünschungen auszustoßen.

Solche Worte mußte wohl auch zu ihren Ohren gedrungen sein, denn plötzlich trat sie vor einen Mann aus der Menge.

Siehst Du meine Kleidung, Franzose? fragte sie düster.

Sie ist schwarz.

Nun wohl — ich traure über das Schicksal Deines Vaterlandes.

Der Angeredete schien eine gewisse Scheu vor der Frau zu empfinden und war im Begriff sich zurückzuziehen.

Sie ist wahnsinnig, murmelte er.

O nein, versetzte sie, der die Worte nicht entgangen waren, in leisem, aber sehr ausdrucksvollem Tone: ich bin nicht wahnsinnig und mein Sinn ist gesund wie der Deine, aber Du hast gesehen, daß ich traure, Deine Augen haben diese Farbe als die des Todes erkannt, Deine Ohren hören auch die Töne von Notre-Dame, o sie sind nicht hell wie sonst, denn ihr Geläute ist ein Grabgesang.

Was wollen Sie damit sagen?

So hörst Du nicht, Franzose? fragte sie in traurig zürnendem Tone; wie bang' tönen jene Klänge — o so müssen sie sein, denn sie verkünden den Grabgesang der Freiheit Frankreichs — wehe, wehe Frankreich, — wehe seiner Nation!

Sie sprach noch mehr, jedoch keineswegs in lauter, lärmender, sondern in klagender Weise, so daß sie nur in ihrer nächsten Umgebung verständlich war; wir aber müssen vorwärts und daher von dieser Prophetin scheiden — sie wird uns wieder begegnen.

Am 20. Dezember sollte das Resultat der Präsidentenwahl in der Nationalversammlung proklamirt werden.

Die Abgeordneten sind zahlreicher als je versammelt, die Logen der Diplomaten, die Räume für die Zuschauer sind überfüllt, überall Kopf an Kopf.

Es ist vier Uhr Nachmittags, als Louis Napoleon leise, fast schleichend in den Saal tritt und seinen Platz da einnimmt, wo die strengsten und eifrigsten Republikaner, also die heftigsten Gegner der Monarchie sitzen.

Schweigen herrscht, als der Abgeordnete Waldeck-Rousseau über die Wahl berichtet. Alles lauscht aufmerksam seinen Mittheilungen, welche er mit folgenden Worten schließt:

Bürger-Vertreter! Vor neun Monaten proclamirten Sie von der Haupttreppe dieses Gebäudes herab die Republik, heute schlägt Ihnen die Commission vor, den Bürger Louis Napoleon Bonaparte als Präsident der Republik zu proclamiren.

Wieder ist tiefes Schweigen eingetreten

nur leiſe Schritte werden vernehmbar, und eine hohe, impoſante Geſtalt, in Uniform und mit militairiſcher Haltung ſteigt auf die Tribüne.

Sein Geſicht hat etwas Strenges, was wohl nur die Folge ſeiner gebräunten Züge und des ſtarken Schnurrbartes iſt, denn ſeine großen Augen ſchauen mild auf die ſchweigſame Menge.

Dieſer Mann iſt der ehrenwerthe General Cavaignac, er der Paris vom ſichern Verderben gerettet und nicht nur deshalb, ſondern auch ſeiner wahrhaft patriotiſchen Geſinnung halber, die nächſte Anwartſchaft auf die Präſidentenwürde hatte — war nicht gewählt und ſtand nun auf der Tribüne, um durch ſein und des Miniſteriums Ausſcheiden, zu beweiſen, wie wenig Vertrauen er zu dem Gewählten hatte.

Der General ließ ſich alſo vernehmen:

Ich beehre mich, die National-Verſammlung zu benachrichtigen, daß das gegenwärtige Miniſterium ſeine Demiſſion in's geſammt eingereicht hat. Gleichzeitig gebe auch hiermit die Staatsgewalt in die Hände der Nationalverſammlung zurück, mit der ſie mich vor ſechs Wochen beehrt hatte. Ich bewähre eine ewige Erkenntlichkeit für das Wohlwollen, mit dem Sie mich beſchenkt haben.

Hierauf verläßt er die Tribüne, um Marraſt Platz zu machen.

Im Namen der franzöſiſchen Nation, rief dieſer mit lauter Stimme, proclamire ich hiermit in Betracht, daß der Bürger Charles, Louis Napoleon Bonaparte die Wahlfähigkeitsbedingungen erfüllt, in Rückſicht auf die Stimmenmehrheit, die er vereinigt, den Bürger Charles Louis Napoleon Bonaparte, kraft der Verfaſſung zum Präſidenten der franzöſiſchen Republik, von dieſem Tage ab bis zum dritten Sonntage des Mai 1852. Ich lade den Bürger Louis Napoleon Bonaparte ein, ſich der Tribüne zu nähern und den Eid der Verfaſſung zu leiſten!

Mit leiſen, faſt unhörbaren Schritten, ſehr bleichem Antlitz und zu Boden geſenkten Blicken beſteigt der Gerufene die Tribüne.

Die linke Hand iſt im Handſchuh, von welchem die rechte, die zum gewaltigen Schwur erhoben werden ſoll, befreit iſt — auf ſeiner Bruſt glänzt ein Stern.

Tiefes, feierliches Schweigen — Aller Blicke ſind theils auf denjenigen gerichtet, der die Eidesformel vorleſen, theils auf den der ſchwören ſoll.

Jetzt ſpricht Marraſt mit lauter kraftvoller Stimme folgende Worte:

Im Beiſein Gottes und vor dem durch die National-Verſammlung vertretenen franzöſiſchen Volke ſchwöre ich der demokratiſchen, einigen und untheilbaren Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche mir die Verfaſſung auferlegt.

Louis Napoleon ſpricht mit lauter Stimme: „Ich ſchwöre es!“

In demſelben Augenblick ertönt im Zuhörerraum ein dumpfer Schrei, der aber kaum bemerkt wird, weil zu gleicher Zeit eine donnernde Geſchützſalve der Invaliden dem Lande verkündet, daß die Vereidigung des Präſidenten ſtattgefunden.

Nachdem Louis Napoleon den Eid geleiſtet, erhält er von dem Präſidenten der National-Verſammlung das Wort und er ſprach alſo:

Die Stimme der Nation und der Eid, den ich eben geleiſtet, gebieten mein künftiges Verhalten; meine Pflicht iſt vorgezeichnet, ich werde ſie als Mann von Ehre erfüllen. „Ich werde als Feinde des Vaterlandes alle diejenigen betrachten, welche verſuchen möchten durch geſetzwidrige Mittel das zu verändern, was ganz Frankreich eingeſetzt hat. Zwiſchen Ihnen und mir, Bürgerrepräſentanten, kann es keine wahrhafte Meinungsverſchiedenheit geben. Unſer Wollen, unſere Wünſche ſind die nämlichen.“ Ich will wie Sie die Grundlagen feſtſtellen, die demokratiſchen Inſtitutionen kräftigen und alle geeigneten Mittel aufſuchen, um die Leiden dieſes edelmüthigen und einſichtvollen Volkes zu mildern, welches mir ein ſo glänzendes Zeugniß ſeines Vertrauens gegeben hat. Die Majorität, welche ich erlangt habe, erfüllt mich nicht bloß mit Dankbarkeit, ſondern ſie wird auch der neuen Regierung die moraliſche Kraft verleihen, ohne welche es keine Majorität giebt. Mit dem Frieden und der Ordnung kann unſer Land ſich wieder aufrichten, ſeine Wunden heilen, die verirrten Männer zurückführen, die Leidenſchaften beruhigen. Beſeelt von dieſem Geiſte der Verſöhnung habe ich rechtliche, fähige und dem Lande ergebene Männer um mich berufen, überzeugt daß, trotz der Verſchiedenheiten des politiſchen Urſprunges, ſie darin einig ſind, mit Ihnen für die Anwendung der Verfaſſung zur Vervollkommnung der Geſetze, zum Ruhme der Republik zuſammenzuwirken. Die neue Verwaltung muß beim Antritt der Geſchäfte der ihr vorhergegangenen für die Anſtrengungen danken, welche ſie aufgeboten hat, um die Gewalt unangetaſtet zu überantworten, um die öffentliche

Ruhe aufrecht zu erhalten. Das Verhalten des ehrenwerthen Generals Cavaignac war der Loyalität seines Charakters und seines Pflichtgefühls würdig, welches die erste Eigenschaft des Oberhauptes eines Staates ist. Wir haben, Bürgerrepräsentanten einen großen Beruf zu erfüllen den nämlich, eine Republik im Interesse aller und eine gerechte, feste Regierung zu gründen, welche von aufrichtiger Fortschrittsliebe beseelt sei, ohne reactionär oder utopistisch*) zu sein. Seien wir die Männer des Landes, nicht die Männer der Partei, und mit Gottes Hilfe werden wir wenigstens das Gute thun, wenn wir nichts Großes thun können.

Kaum hatte der Prinz seine Rede geendet, so ertönte es in hundertstimmigem Rufe: „Es lebe die Republik."

Ehe die Sitzung aufgehoben wurde, erklärte der Präsident Marrast, er habe Befehl gegeben, daß die nöthigen Truppen den Bürgerpräsident in die Wohnung begleiten, die man ihm angewiesen hat.

Auch Louis Napoleon schickte sich, als die Sitzung geschlossen war, an, den Saal zu verlassen.

Bevor er dies gethan, nahte er sich dem General Cavaignac und reichte ihm die Hand.

General, sagte er, was auch immer das Ergebniß des Wahlkampfes gewesen, Ihr Name und Ihre Handlungen werden ein edles Blatt in der Geschichte unseres Landes füllen, und ich hoffe, daß dieses Blatt nicht das letzte sein wird.

Eine Stunde später befand sich der Präsident in dem Elysée, ehemals Elysée Bourbon, welches die Nation ihm zur Residenz angewiesen.

Diesen Palast bewohnte einst Frau von Pompadour, später wurde er von Murat, der Kaiserin Josephine und während der Herrschaft der hundert Tage von Napoleon selbst bezogen.

Nur wenige Worte.

Am Abend desselben Tages sah man eine glänzende Gesellschaft um den Präsidenten versammelt.

Herren und Damen aus den höchsten Ständen, Uniform und Civil alles in buntem Durcheinander, hatte die prächtigen Säle gefüllt.

Vor allen weiblichen Gästen, die hier zahlreich erschienen waren, zeichnete sich die Gräfin Eugenie Teba, welche in Begleitung ihrer Mutter hier ebenfalls nicht fehlte, durch ihre bezaubernde Schönheit aus.

Diese Damen waren von einem großen Herrenkreise umgeben, Alle schienen nur zu bewundern, und Jeder pries sich glücklich ein Wort von den Lippen der geistreichen und schönen Eugenie zu erhaschen.

Als Mutter und Tochter einige Minuten von dem sie fast unausgesetzt umgebenden Schwarm befreit, und so zu sagen, sich selbst wieder gegeben waren, hatten sie endlich Muße gefunden, einige Worte mit einander zu wechseln.

Die dritte Stufe ist erstiegen, flüsterte Sennora Montijo leise ihrer Tochter zu.

Diese zuckte in fast geringschätzender Weise die Achsel.

Die dritte Stufe?

Nun wohl, meine Tochter; unterbrach Sennora Montijo die schöne Eugenie; wenn ich so über das Leben des edlen Prinzen nachdenke, so möchte ich es in vier Abschnitte theilen.

Ich wäre neugierig.

Der erste wäre der Heimathslose, der zweite der Abgeordnete, der dritte der Präsident und der Vierte —

Nun der Vierte?

Der Kaiser — flüsterte Sennora Montijo behutsam.

Diese Abtheilung, oder in meinem Sinne besser, Stufe ist noch nicht erstiegen, und wer kann wissen, wie sich die Dinge gestalten.

O diese werden ohne Zweifel sich so gestalten, wie sie gelenkt werden.

Die Damen hätten das Gespräch wohl noch fortgesetzt, wenn in diesem Augenblick nicht der Präsident störend dazwischen getreten wäre.

Nach einigen verbindlichen Aeußerungen nahm er neben Eugenie Platz und blickte ihr lange in's Antlitz.

Endlich, endlich bin ich so glücklich, mich Ihnen so gegenüber zu sehen, wie ich es lange gewünscht, sagte er — doch nein, mein ersehntes Ziel ist noch nicht erreicht — es steht mir noch fern, wie ein leuchtender Stern, zu dem man nur hinaufblicken, den man aber nicht erreichen kann.

Ich glaube Ihnen, Prinz, versetzte Eugenie leise, aber Muth, Sie haben den ersten Schritt gethan.

*) Etwa Schlaraffenleben, oder Jemand, der erwartet, daß ihm Alles ohne Arbeit zufließe.

Der Präſident ſchaute mit Staunen auf die, welche dieſe Worte geſprochen.

Ich verſtehe Sie nicht ganz, ſchöne Gräfin, entgegnete er ſcheinbar verwirrt.

Welches andere Ziel konnte Prinz Louis, wenn ich ihn recht verſtehe, im Auge haben, als — die Krone von Frankreich?

Wohl, wohl, flüſterte der Präſident, ſie iſt es, die ich erſtrebe und die ich mir mit Gottes Hilfe auf mein Haupt ſetzen will, aber wozu nützte ſie — wenn die Krone fehlt, die ich tief im Herzen trage, ja Gräfin in dieſem Herzen berge ich eine Krone, gegen welche alle fürſtlichen ein eitles Nichts, ein winziges Staubkörnchen ſind, nur wo der Glanz der Erſteren ſtrahlt, ſind meine Bahnen erleuchtet, und wo er fehlt, da breitet ſich Nacht vor meinen Blicken, ſo daß ich die Pfade zum Gipfel nicht erreichen kann, wo das Cäſars-Diadem Napoleons des Erſten winkt — und habe ich ſelbſt dieſes nun mein Haupt gewunden, ſo wird mich das kalte Metall nicht erwärmen, wenn das Feuer des Herzens nicht genährt iſt — ja, die Gluth im Inneren ward angefacht in ſtürmiſchen, traurigen Tagen, ſie ward genährt durch das, was ich lange auf meiner Bruſt trug, dieſes Bild, fuhr er lebhafter fort, indem er eine goldene Kapſel öffnete, dieſes Bild iſt meine Göttin, ſie hat die Gewalt mich zum Himmel emporzuheben oder mich zur Verdammniß zu verurtheilen, in das Fegfeuer der Qualen einer unglücklichen, unerwiderten Liebe.

Er küßte das Bild und verbarg es ſchnell.

Eugenie hatte kaum den erſten Blick darauf geworfen, als ſie mit Erröthen ihren Blick hinwegwendete, denn ſie hatte — ihr eigenes Portrait — erkannt.

Mein Prinz!

Ja, Eugenie, ich will's nicht mehr unterdrücken, heraus muß das Wort, welches das Herz dictirt, und wie ſehr dieſes überſtrömt, mögen Sie ſchon daraus ermeſſen, daß ich Ihnen hier, an einem Orte, wo uns Hunderte umgeben, ausſprechen muß, wie heiß, wie glühend mein Herz für Sie ſchlägt — was aber kümmern mich dieſe Gäſte, ich ſehe ſo viele an der Zahl um mich vereint und bin doch einſam, allein unter dieſen Maſſen; darum fühle ich mich auch ungezwungen und bekenne Ihnen innige, unerſchütterliche Liebe Ihnen, ſchöne Gräfin, hier die Einzige, die es vermag, mich zu verſtehen — ſprechen Sie alſo ein Wort, nur eine Silbe, einen Laut der Hoffnung, geben Sie mir nur einen Wink Ihrer Gunſt, und ich will glücklich ſein, glücklich ſein und ſchweigen, denn der Ort, an dem wir uns befinden, die Situation, die zahlreiche Umgebung — o es war wohl unbedacht, unzart, hier — jetzt die Gluth meines Herzens durch Worte ſtrömen zu laſſen, aber ſtrafen Sie mich, ſchöne Gräfin — ich konnte nicht anders.

In der That, Prinz, die Situation geſtattet keine ernſte Unterredung, und der Ort iſt ſchlechſt gewählt.

Zürnen Sie nicht, Eugenie, ſein Sie kurz, laſſen Sie mich durch wenige Worte vernehmen, wie Sie das, was ich ſagte, berührte, ob Sie vielleicht —

Ich zürne Ihrem Geſtändniß nicht, verſetzte Eugenie leiſe.

Alſo ich darf hoffen?

Vielleicht.

O das iſt unbeſtimmt, ſagen Sie etwas Gewiſſes.

Heute nicht — ein ander Mal.

Heute, jetzt gleich, ſagte Napoleon in flehendem Tone; man muß die ſchönſten Augenblicke ſeines Lebens nützen, denn was einmal entſchwunden, kehrt niemals zurück.

Eugenie warf auf Louis Napoleon einen langen, ernſten Blick.

Sie wollten mir wenige Worte hören, ſagte ſie mit leiſer Stimme — nun Sie ſollen ſie hören, da Sie ſo in mich dringen, aber werden Sie mir nicht zürnen?

Wie könnte ich dem Urtheilsſpruche zürnen, welchen meine Göttin fällt — alſo ſprechen Sie in dieſen wenigen Worten aus, ob ich jemals wagen darf zu hoffen, daß Ihr großes, ſchönes, edles Herz mir wird —

„Nicht dem Präſidenten — nur dem Kaiſer!“ — — flüſterte Eugenie mit Stolz.

So leiſe dieſe wenigen Worte auch geſprochen waren, ſie waren doch ſo ſcharf betont, daß ſie dem, welchem ſie galten, aber nur ihm — völlig verſtändlich waren.

Dieſe wenigen Worte drangen tief zum Herzen des Lauſchers, deſſen halb erſtarrte, vereiſte Pulſe ſich mit neuer Gluth belebten.

Eine geraume Pauſe — lange blickte Louis Napoleon auf die Dame.

Ich habe Ihre Worte vernommen, Eugenie, begann er endlich, ihr Klang tönt in meinem Innern nach und wird dort zu Reife bringen, was lange darinnen gekeimt, ja, ſchöne Gräfin, ich will nicht raſten, bis ich die Kaiſerkrone auf Ihr Haupt geſetzt — und noch ehe vier Jahre in den Strom der Zeiten gefloſſen, ſoll die Toga des Präſidenten mit dem Purpurmantel des Cäſars vertauſcht ſein. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und bei Gott, der Kaiſer wird erfüllen, was der Präſident verſprochen. Sie

werden den Thron Frankreichs zieren, ganz Europa wird Ihnen huldigen, und alle Diejenigen, welche uns in diesem Augenblicke umgeben, weder Ihren Namen, noch Ihre Person kennen, werden sich glücklich preisen, von Ihnen, der schönsten und geistvollsten Regentin, eines Blickes gewürdigt zu sein — so will es Prinz Charles Louis Napoleon!

Sennora Montijo hatte das eifrige Gespräch des Präsidenten mit ihrer Tochter bemerkt, aber nicht mit angehört.

Sie hatte, um nicht indiscret zu erscheinen, sich in einige Entfernung zurückgezogen und sich ihren Träumen von der Zukunft überlassen.

Es war wohl natürlich, daß auch alle Diejenigen, welche die Absicht hatten, sich in diesem Augenblick dem Präsidenten zu nahen, sich zurückzogen, sobald sie die Unterhaltung bemerkten, in welche er sich mit der jungen Gräfin Teba vertieft hatte.

Sennora Montijo hatte endlich entdeckt, daß wohl die Hauptpunkte des Gesprächs abgethan sein müßten und sie nicht mehr befürchten dürfte, das junge Pärchen in spe zu stören.

Sie trat näher, als der Präsident ihrer Tochter so eben die unbedeutende Kleinigkeit der Krone Frankreichs versprochen hatte und dieser sich erheben wollte.

Noch einen Augenblick, Prinz, sagte die Dame, die wohl auch gern noch ein Wörtchen über das künftige Kaiserreich aus dem Munde des Allmächtigen gehört haben mochte; ich hatte, außer einer flüchtigen Begrüßung noch nicht das Vergnügen Ihrer Gegenwart auf einige Minuten, mich dünkt, jetzt wäre eine Gelegenheit, Ihnen mindestens meine Glückwünsche zu der erlangten Würde entgegen zu bringen.

Der Angeredete verneigte sich tief.

Meinen herzlichsten Dank, Sennora, sagte er in verbindlichem Tone; in der That fühle ich mich glücklich, der Auserwählte der Nation zu sein, denn Volksstimme ist Gottes Stimme.

Ich muß Ihnen beipflichten, Prinz, denn bei'm Himmel ist Gerechtigkeit, und darum mußte seine Stimme Sie rufen, damit Ihnen gegeben werde, was man einem Andern genommen.

Ich verstehe Sie wohl recht, Sennora, wenn ich diese Anspielung auf den großen Cäsar beziehe, der auf St. Helena gestorben ist.

Ich meinte den großen Kaiser, natürlich, denn ihm hat man Alles genommen, in Trümmer gestürzt, was —

Ich wieder aufbauen werde, flüsterte Napoleon, während er sich umblickte wie einer, der belauscht zu werden fürchtet.

Sie werden? fragte Sennora Montijo eben so leise.

Ich beginne schon jetzt den Grundstein zu legen.

In der That, Sie haben die Macht in Händen, den stolzen Bau wieder aufzuführen und zu vollenden, sagte Sennora Montijo, doch, fuhr sie wie befremdet fort, indem sie ihre Blicke durch den Saal gleiten ließ, ich vermisse einen — unter den Gästen —

Nun, Sennora?

Den General Cavaignac —

Ich bedaure, ihn nicht um mich zu sehen, wiewohl ich ihn und zwar als den einzigen, eingeladen habe, der nicht zu meinen vertrautesten Freunden gehört, denn nur aus solchen besteht der heutige Kreis.

Und wie beurtheilen Sie das Ausbleiben des Generals?

Je nun, versetzte der Gefragte lächelnd, wenn Jemand ausbleibt, so wird er verhindert — durch irgend einen Umstand.

So sind Sie nicht mißgestimmt deshalb?

Nicht im geringsten, Sennora, vielleicht ist's besser — so —

Das glaube ich auch, und nun, mein Prinz, werden wir Ihnen Lebewohl sagen — wir reisen morgen ab.

Schon morgen? rief der Präsident bestürzt.

So ist mein Entschluß — wir kehren erst nach Paris zurück, wann mindestens drei Jahre verflossen sind — sagte Sennora Montijo bedeutungsvoll.

Louis Napoleon bewies durch ein eigenthümliches Lächeln, daß er die Dame verstanden habe und wandte sich jetzt an deren Tochter, die sich zum Gehen bereit machte.

Der Präsident begleitete die Damen, deren frühes Entfernen aus dem Salon gewissermaßen Aufsehen machte, bis zur Thür und verabschiedete sich bis — auf Wiedersehen — in günstigerer Zeit —

Das Fest war zu Ende — längst hatten sich die Gäste zurückgezogen — der Prinz ist allein —

Er mochte die Ruhe aufsuchen, allein ein unerklärliches Etwas hält ihn noch zurück. Er geht aufgeregt auf und nieder, es müssen ihn wichtige Dinge beschäftigen — bald blickt er düster, bald schwebt ein Lächeln eigenthümlicher Art um seinen Mund — es ist ein Lächeln, das wohl das Gelingen manches finstern Planes schon im Voraus verkündet.

Der Präsident tritt an das Fenster — in Nacht gehüllt sind die Elyseischen Felder — kein Geräusch ist hörbar.

So ist's gut, sagte der Präsident — Schweigen muß herrschen, wenn ich denke, die That, die mir im Inneren keimt, verlangt Ruhe und Nacht — es soll ihr beides werden, bis der Tag anbricht, der sie zum Erwachen ruft; was ich erreichte, ist nur die Hälfte erst von dem Gewaltigen, das geschehen muß — nun, mag Nacht so lange herrschen, Nacht für mich, ich will zu schlafen scheinen, bis jener Morgen graut, an welchem dieses Auge nicht den Schlummer sucht — Blut? — fuhr er nach kurzer Pause fort — es darf nicht fehlen, wenn der Mantel purpurfarbig strahlen soll.

Von der Präsidentenwahl bis zum Staatsstreich.

So war es denn vollbracht — Louis Napoleon wurde von einer Stimmenzahl von sechs Millionen zum Präsidenten gewählt.

Eben so gehorsam dem Gesetze und so ergeben dem Willen der Nation, als tapfer und von unendlicher Liebe zum Vaterlande beseelt sahen wir Cavaignac ohne Widerstreben seine hohe Gewalt in die Hände des glücklichern Mitbewerbers niederlegen.

Wie viele Stimmen sich auch gegen die Wahl Napoleons erhoben, sie drangen nicht durch — ob sie diesen oder jenen, Cavaignac oder einen andern Präsidenten als Staatsoberhaupt wählen mochten — gleichviel, Frankreichs Größe war ihr und wohl auch das Ziel der meisten Parteien.

Als die zur Zeit der Wahl bestehende Nationalversammlung nach Berathung der demokratisch-republikanischen Verfassung mit allgemeinem Wahlrecht, mit individueller Freiheit auf religiösem und politischem Gebiete mit einer einzigen Kammer und mit einem, alle vier Jahre zu wählenden, verantwortlichen Präsidenten, im Mai 1849 sich auflöste und einer legislativen Platz machte, konnte man aus der großen Anzahl der social-demokratischen Abgeordneten, die sich den alten Namen, „der Berg" wieder beilegten, die große Verbreitung wahrnehmen, welche die Grundsätze der „rothen Republik" binnen Jahresfrist im französischen Volke erlangt hatten.

Zwar blieben sie auch diesmal in der Minorität, aber fest geschlossen und einig bildeten sie eine starke Macht, welcher die Andern nur durch Aufgeben aller besondern Parteibestrebungen, sei es im Interesse des Legitimismus oder des Orleanismus, und durch einträchtiges Handeln bei allen Lebensfragen zu widerstehen vermochten.

Erzürnt, daß die französische Regierung zur Unterdrückung der römischen Republik beträchtliche Streitkräfte nach Italien schickte und somit gemeinsame Sache mit dem Kaiser von Oesterreich und dem volksfeindlichen König von Neapel machte, erregte die äußerste Bergpartei in den Junitagen, als am Rhein, an der Donau und an der Tiber der Kriegslärm tobte, in Paris und Lyon neue Aufstände, die aber schnell unterdrückt wurden und die Flucht der Führer Ledru Rollin und Anderer, die Verurtheilung der Betheiligten zur Haft und Deportation und Verschärfung der Strafgesetze zur Folge hatten.

Dieser Aufstand war es auch, welcher die Insurgenten in Baden und der Pfalz mit neuen Hoffnungen erfüllt hatte — die schnelle Unterdrückung beschleunigte die Niederlage ihrer deutschen Gesinnungsgenossen.

Von dieser Zeit an blieb in dem republikanischen Frankreich die Ruhe äußerlich ungestört, selbst als die Polizei der Hauptstadt im Anfange des Jahres 1850 die zur Zeit der Revolution gepflanzten Freiheitsbäume wegschaffen ließ.

Die Socialisten, durch Erfahrung belehrt, daß gewaltsame Erhebungen nur Niederlagen und Schwächungen herbeiführten und zugleich der zunehmenden Verbreitung ihrer Grundsätze versichert, gaben für's Erste die Revolutionsversuche auf, in der Hoffnung, durch das allgemeine Wahlrecht allmählich auf gesetzlichem Wege den Sieg zu erlangen.

Bei jeder Wahl hielten sie Heerschau über ihre Streitkräfte und meistens sahen sie ihre Zahl vergrößert.

Waren sie doch stark genug, bei einer im März 1850 in Paris nothwendig gewordenen Ersatzwahl, Eugen Sue in die Versammlung zu bringen.

Dieser Umstand bewog die Nationalversammlung durch ein neues Wahlreformgesetz das allgemeine Stimmrecht am 31. Mai aufzuheben, das Wahlrecht durch die Festsetzung eines dreijährigen Domicils und durch andere Bestimmungen zu mindern und zugleich die Presse durch Erhöhung der Cautionen, des Stempels und der Geldstrafen bei Uebertretungen zu beschränken, sondern auch durch die Verfügung zu lähmen, daß alle Artikel, die politische, religiöse und philosophische Betrachtungen ent-

hielten mit der Namensunterschrift ihres Verfassers versehen sein müßten.

Die Wahrnehmung, daß besonders der Lehrerstand den socialistischen Bestrebungen Vorschub leistete, hatte schon früher die Nationalversammlung bewogen, ein neues Unterrichtsgesetz zu entwerfen, durch welches das Aufsichtsrecht über das Schul- und Unterrichtswesen zwischen der Regierung und der Geistlichkeit getheilt und der Universität die oberste Leitung entzogen würde.

Bei den aufgeregten Verhandlungen über dieses Gesetz sah man Thiers, den Vorkämpfer des Liberalismus, mit Montalambert, dem Wortführer der Ultramontanen, Hand in Hand gehen.

Wo es sich um Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung handelte, verschwanden die untergeordneten Parteifragen.

„Von Geldmangel und Schulden gedrückt, mußte der Präsident bei der Nationalversammlung um Erhöhung seines Gehaltes einkommen!!"

Diese bewilligte ihm aber nur eine Zulage auf ein Jahr und vergrößerte dadurch „die schon lange zwischen den beiden Gewalten bestehende Spaltung und Rivalität."

„Das sichtbare Streben Napoleons nach einer, die republikanischen Schranken überschreitenden" Macht erfüllte die Nationalversammlung mit Argwohn und trieb sie zur Opposition.

Da diese aber in Beschränkung der Volksrechte und der republikanischen Freiheit immer weiter ging und zugleich über dynastischen Parteibestrebungen und kleinlichen Intrigiren in kleinliche Parteiungen zerfiel, so verlor sie das Zutrauen und die Achtung der Nation.

Die Abneigung und Gleichgiltigkeit des Volkes gegen die Versammlung konnte Napoleon's Plänen und Wünschen nur förderlich sein.

Er war sichtlich bemüht, sich auf alle Fälle der Armee zu versichern und das Ober-Commando, nach Beseitigung des selbstständigen, der Nationalversammlung ergebenen Changarnier, in zuverlässigere Hände zu legen.

Ferner bestrebte sich Napoleon, die Präfectenstellen und andere einflußreiche Aemter mit Männern zu besetzen, die ihm ergeben waren.

Er war schlau genug auf seinen zahlreichen Reisen, die Gunst der städtischen Behörden zu erlangen, so wie durch Freigebigkeit und Gnadenakte sich die Zuneigung der niedrigsten Volksschichten zu gewinnen.

Bei all' dem ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, bei welcher er sich den Anschein des Beförderers und Beschützers der nationalen Wohlfahrt und der Volksrechte geben konnte.

Ebenso wußte er vortrefflich darzuthun, daß der hemmende Widerstand der Nationalversammlung an den Gebrechen seiner Regierung schuld sei und war nebenher bemüht, die schlummernden Sympathieen des Volkes für die napoleonische Kaiserzeit zu wecken.

Die Weigerung der gespaltenen und zerrissenen Nationalversammlung durch die beantragte Verfassungsreform seine Wiedererwählung im Jahre 1852 möglich zu machen, beschleunigte die Ausführung jenes lange in seinem Inneren genährten Planes. Es war unter solchen Umständen natürlich, daß sich die Besorgniß vor einem Staatsstreiche, die während der ganzen Präsidentschaft Napoleon's in der entschieden-republikanischen Partei übrigens nicht schlummerte, nun mehr und mehr geltend machte.

Diese Besorgniß hatte sich durch verschiedene Anordnungen und Aeußerungen des Präsidenten noch gesteigert.

Als General Magnan das Officiercorps der neuen Regimenter am 9. November dem Präsidenten vorstellte, hatte dieser im Beisein einiger Minister sie mit einer Ansprache empfangen, die wir dem Leser mittheilen zu glauben müssen.

Sie lautet:

„Indem ich die Officiere der verschiedenen als Garnison von Paris sich ablösenden Regimenter empfange, schätze ich mich glücklich, dieselben *von demjenigen Geiste beseelt zu finden, der ehemals unsern Ruhm begründet und heute unsere Sicherheit ausmacht*. Daher werde ich weder von Ihren Pflichten noch von der Disciplin mit Ihnen sprechen. Die ersteren haben Sie stets mit Ehren erfüllt, die einen auf afrikanischer Erde, die andern auf französischem Boden. Die Zweite haben Sie unter den schwersten Prüfungen makellos aufrecht erhalten. Ich hege die Hoffnung, daß die Prüfungen nicht wiederkehren werden. — Sollten sie aber dennoch durch die Schwierigkeit der Zeitverhältnisse von Neuem heraufbeschworen und ich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt werden, Ihre Ergebenheit in Anspruch zu nehmen, so würde mir diese, dessen bin ich gewiß, nicht fehlen; denn Sie wissen es, ich verlange nichts von Ihnen, das sich nicht mit meinem Rechte,

mit der Ehre des Soldaten, mit den Interessen des Vaterlandes vertrüge; ich habe Männer an Ihre Spitze gestellt, die meines vollen Vertrauens genießen und das Ihrige verdienen, und ich werde, wenn jemals der Tag der Gefahr erscheint, nicht, wie frühere Regierungen zu Ihnen sprechen: „Vorwärts ich folge Ihnen," sondern ich werde vorangehen und Ihnen zurufen: „Folgen Sie mir!"" —

Die Nationalversammlung zeigte ihre Machtlosigkeit eben so wohl jetzt wie vor anderthalb Jahren, als es sich darum handelte, der Versammlung die Mittel zu ihrer Sicherheit zu gewähren.

Man berieth in der Kammer nämlich noch über ein Gemeindewahlgesetz, während ihr Ausschuß sich mit dem vom Staatsrathe ausgearbeiteten Gesetz über die Verantwortlichkeit des Präsidenten der Republik beschäftigte.

Die Verfassung enthielt in ihrem achtzehnten Artikel bereits Folgendes:

Jede Maßregel, wodurch der Präsident der Republik die Nationalversammlung auflöst, vertagt, oder an der Ausübung ihres Mandats verhindert, ist Hochverrath.

Es blieb nun also dem Ausschuß nur noch übrig, diejenigen Fälle festzusetzen, in welchen sich der Präsident eines strafbaren Vergehens schuldig macht.

Am 30. November 1851 faßte der Ausschuß mit sieben gegen sechs Stimmen den Beschluß, daß es ebenfalls Hochverrath sei, wenn der Präsident seine Autorität benutzt, um zur Verletzung des Artikels (demzufolge der Präsident der Republik nach Ablauf seiner Präsidentschaft nicht wieder gewählt werden konnte) aufzureizen.

Dieses zweifache Verbrechen des Hochverraths sollte schon zwei Tage später verübt werden.

Das Verbrechen war — der Staatsstreich —

Was heißt aber „Staatsstreich?" wir wollen hören!

Am zweiten Dezember verkündete ein Decret des Präsidenten im Namen des französischen Volkes, daß die Nationalversammlung aufgelöst, das allgemeine Stimmrecht hergestellt sei, daß das französische Volk vom 14. bis zum 21. Dezember in seinen Bezirken zusammengerufen werde — Zugleich war der Belagerungszustand über die erste militairische Division und die Auflösung des Staatsraths bekannt gemacht worden.

In der Nacht vom zweiten Dezember waren die hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung verhaftet worden.

Als am zweiten Dezember eine Sitzung von 200 Abgeordneten stattgefunden hatte, welche gegen den Staatsstreich Protest erhoben und den Präsidenten des Hochverraths beschuldigten, wurde diesen ein gleiches Schicksal zu Theil.

Der höchste Gerichtshof, welcher sich eben versammelt hatte, um über Louis Napoleon Gerechtigkeit zu sprechen, wurde von Bajonetten auseinander getrieben und der Gerichtssaal verschlossen. Wir werden über die Einzelnheiten noch Manches erfahren; zunächst wollen wir uns aber nach der Stätte begeben, wo dieser Staatsstreich mit allen seinen verderblichen Plänen ausgebrütet wurde.

Ein Concert.

Am Abend des ersten Dezember 1851 sind alle Räume des Hotels Elysée festlich erleuchtet. Der Präsident hatte ein Concert veranstaltet — die „Wüste," ein Werk des berühmten Felix David sollte an diesem Abend aufgeführt werden.

Allmählich füllen sich die Gemächer — die eleganteste Welt von Paris, alle Celebritäten der Kunst und Wissenschaft, vornehme Civil- und Militairpersonen, kurz Alles, was irgendwie auf hohen Titel oder sonstige Ehrenstellung Ansprüche machen konnte, hatte sich eingefunden.

Ebenso prangt ein zahlreicher Blumenflor in den Sälen — Diesmal gewahren wir Miß Howard unter den Letzteren, denn Gräfin Teba — ist nicht anwesend.

Wir sehen ferner Frau von Rautenberg und ihren Sohn Guido von Rautenberg unter den Gästen, welcher Letztere während seines dreijährigen Aufenthalts längst dem Präsidenten vorgestellt worden ist.

Guido trägt nicht mehr die bürgerliche Kleidung, sondern die Uniform eines Officiers der Garde. Schon im Jahre 1849 war er als Voloutair eingetreten, nach sechs Monaten trug er bereits die Epauletten.

Der junge Baron scheint bereits so französirt, daß es Niemand einfällt, ihn für einen Deutschen zu halten.

Er bewegt sich übrigens gewandt und taktvoll. Hie und da bleibt er stehen, spricht mit diesem oder jenem Officier, mit einem oder dem andern Grafen und Marquis, gesellt sich auch zur schönen Damenwelt, von welcher ihm die aufmunterndsten Blicke zufliegen.

Seine Mutter hat in dem Kreise älterer Damen Platz genommen und würde wohl heiterer gewesen sein, wenn sie nicht immer den Blicken eines kleinen Herrn in Uniform — begegnet wäre, welche mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf sie gerichtet waren.

Aber auch Frau von Rautenberg fixirt ihn oft, ihr Antlitz bleibt übrigens eisig und stolz, keine Spur von Furcht oder Verwirrung ist in demselben sichtbar.

Alle diese drei uns bereits bekannten Personen haben sich in den drei Jahren, während welcher wir sie nicht gesehen, durchaus in keiner Weise verändert; weder hat die Zeit über das Antlitz der Baronin einen milderen Hauch verbreitet, noch hat sie das Dämenische aus den Zügen des kleinen Herrn verbannt, noch Guido einen männlicheren Anstrich verliehen — doch haben seine Blicke an Glanz verloren, wie seine Wangen an Frische, und ein geübter Blick würde die beginnenden Spuren eines wüsten Lebens an seiner ganzen Erscheinung nicht verkennen.

Der uniformirte Herr Frech steht unbeweglich da mit verschränkten Armen — er scheint nichts zu beobachten und sieht doch Alles — ihm entgeht kein Schritt, kein Wink irgend eines Anwesenden, insbesondere aber hat er sein Augenmerk auf die Baronin und deren Sohn gerichtet und bald gleitet ein höhnisches Lächeln über sein Antlitz, bald flammt ein Blitz düsterer Rachegelüste aus seinem Auge.

In diesem Augenblick wird die Aufmerksamkeit des Herrn Frech durch das Erscheinen mehrerer Herren von den betreffenden Personen abgelenkt.

Drei sind in Civil, ein vierter trägt Uniform. Die drei erstgenannten sind Graf von Morny, St. Arnaud, Herr von Maupas, in dem letzteren erkennen wir General von Magnan.

Diese vier Herren sind diejenigen Schauspieler, welchen, wie wir erfahren werden, die Hauptrollen in dem Drama des Staatsstreichs zu Theil geworden waren.

Rasch schreitet er den Eingetretenen entgegen und begrüßt sie auf das Freundschaftlichste, und sein Gruß wird von diesen mit ungemeiner Höflichkeit erwidert.

Während dessen hat sich Guido zu Miß Howard begeben, mit welcher er ein längeres Gespräch anknüpft.

Sagen Sie mir, lieber Baron, bemerkte die Dame, welche eigentlich nur über die in der Armee herrschende Stimmung etwas erfahren wollte, lächelnd, ob Ihnen eine Gelegenheit, sich in Ihrer militairischen Laufbahn auszuzeichnen, erwünscht käme?

O sehr, sehr, Mylady — wie können Sie zweifeln? glauben Sie —

Es könnte vielleicht bald — bald —

O ich verstehe Sie, wenn der Pöbel von Nationalversammlung nicht gehorchen will und sich etwa der Straßenpöbel zu seinem Beistande drängt, gar Barrikaden baut, dann ist's an uns gegen diese Bestien Kanonen aufzufahren.

So denken Sie, aber die andern Herren Officiere?

Darüber weiß ich eigentlich nichts, allein ich denke, einem jeden Officier kann nur daran gelegen sein, niemals mit dem Pöbel zu fraterniſiren, und daß thut er stets, so lange er der Republik dient, darum muß meiner Meinung nach die Aufgabe eines Officiers in Zeiten, wie die jetzigen, nur die sein, den Pöbel mit Kartätschen zu füttern und so bald als möglich einen Kaiserthron aufzurichten.

Ein freudiges Lächeln schwebte um das Antlitz Miß Howard's.

Nun man kann nicht wissen, wie Alles kommt, sagte sie; Sie sind ein braver Officier, auf den ich Se. Hoheit den Prinzen aufmerksam machen werde, setzte sie hastig hinzu.

Ich wünsche, es käme, o daß wir Barrikaden hätten! rief Guido enthusiastisch, würde ich die Hunde zerstückeln, insbesondere wäre mir Einer darauf willkommen, ein Anhänger Cavaignacs.

Und der wäre? fragte Miß Howard gespannt.

Ein Lump, der eigentlich gar nicht in Betracht kommen kann, dessen ich nur beiläufig erwähne, weil ich ihn aus dem Grunde meiner Seele hasse.

Wie ist denn der Name dieses Menschen? fragte Miß Howard aufmerksam.

O Sie werden lachen.

Bitte, nennen Sie seinen Namen.

Der Mensch heißt Franz Löscher.

Franz Löscher? wiederholte Miß Howard wie sich besinnend, ist er nicht derjenige, den ich Ihnen einst auskundschaften sollte?

Ganz recht — er ist ein Blousenmann, ein Arbeiter.

Sie hatten richtig gerathen, ich muß in der That lachen, versetzte Miß Howard, ein so unbedeutender Mensch, kaum des Erwähnens werth.

Mir ist kein Mensch zu unbedeutend für

die Rache, versetzte Guido mit Nachdruck, dieser Pöbelmensch hat mich einmal geärgert und dafür habe ich ihm den Tod geschworen, kommt er mir also bei einem etwaigen Crawall unter die Augen, gleichviel auf der Barrikade mit der Waffe in der Hand oder unter dem Gedränge als bloßer Zuschauer, so muß er sterben; doch ich sehe da einen Bekannten — Sie verzeihen, Mylady.

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich und nahte sich Herrn Frech.

Ich freue mich, Sie hier zu sehen, Herr Lieutenant! rief der kleine Herr.

Und ich komme, Sie an Ihre Schuld zu mahnen.

Schuld?

Nun ja, Sie sind mir immer noch die Schicksalsbraut schuldig, die ich seit bereits drei Jahren vergebens erwarte.

Oho — wir sind erst beim zweiten Akt, Sie sollten ihr erst im Dritten begegnen.

Teufel noch eins, lassen Sie endlich den Vorhang des zweiten Aktes in Ihrer Tragödie fallen.

Ich werde bald das Zeichen geben, die Scene hat sich eben zum letzten Mal verwandelt — und nächstens wird man läuten — sagte Herr Frech mit unheimlichem Lächeln, doch wie geht's Ihnen sonst? hatte lange nicht die Ehre, stehen Sie mit Samuel Nathan in regem Geschäftsverkehr?

Hol den Juden der Teufel, ich habe ihm schon die Hälfte meiner Erbschaft verkauft.

Was will das sagen? lächelte Frech.

Was das sagen will? — Herr, ich werde in drei Monaten mündig und habe dann nur die Hälfte meiner väterlichen Erbschaft anzutreten, außerdem bin ich dem Juden noch fünfzigtausend Francs schuldig.

Kleinigkeit für einen reichen Cavalier, Sie beziehen Gehalt als Officier werden vielleicht noch General, da Sie Verbindungen haben — außerdem wird Ihre Frau Mama aushelfen.

O sie hat das schon so oft gethan, daß ihr zur fernern Hilfeleistungen wenig Lust übrig bleibt.

Wird schon helfen, sagte Frech lächelnd, jedenfalls amüsiren Sie sich weiter, der Jude borgt noch und Sie haben mir eigentlich nur diese schätzenswerthe Connaissance zu danken — ich will es so — Sie sollen lustig leben — und — selig sterben — doch das Concert beginnt, Herr Felix David hat bereits den Taktstock zur Hand genommen, und wir wollen uns auf unsere Plätze verfügen.

In der That war's die höchste Zeit, daß die Herren ihr Gespräch endeten, denn in den nächsten Minuten erschien der — Präsident.

Aber in diesem Augenblick, in welchem er den Saal betritt, naht sich ihm in eiliger Hast ein Kammerdiener.

Hoheit, meldete er mit leiser Stimme; ein junger Abgeordneter, ein Legitimist, Herr von Karbrel wünscht Sie unverzüglich zu sprechen, da er Ihnen Mittheilungen von äußerster Wichtigkeit zu machen habe.

Der Präsident hört diese Meldung ruhig an, läßt Herrn David bedeuten, daß er mit dem Beginnen des Concerts noch ein wenig zögern möge, und bald darauf sehen wir ihn in einem Nebengemach.

Vor ihm steht der gemeldete Abgeordnete.

Ah — ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein lieber Karbrel, redet ihn Napoleon an, aber Sie sind sehr aufgeregt, was geht denn vor?

Unerhörtes — Prinz.

Sie sind wohl gekommen, mir dies zu melden? — bitte also.

Mein Prinz, sagt der Abgeordnete hastig — eine Verschwörung ist im Gange, unter den Orleanisten und den Republikanern wird eine Revolution vorbereitet.

Gut — was sonst?

Man hat den Entschluß gefaßt, sich des Präsidenten der Republik zu bemächtigen und ihn zu Vincennes einzukerkern.

In dem Angesicht Napoleons zeigt sich keine Spur von Veränderung, er bleibt kalt und eisig, kein Lächeln — keine Trauer.

Eine geraume Zeit herrscht Schweigen — der Berichterstatter dieser Neuigkeit blickt gespannt auf den Präsidenten und hofft irgend einen Entschluß zur Abhilfe des drohenden Ereignisses, die Anordnung irgend einer Gegenmaßregel aus seinem Munde zu vernehmen.

Endlich richtet sich der kalte, erloschne Blick Napoleons auf Karbrel.

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, sagt er nach kurzem Schweigen; bleiben Sie bei mir im Concert; wir sprechen morgen mehr davon.

Karbrel scheint sehr erstaunt über diese Ruhe, diese Gleichgiltigkeit in einem so ereignißreichen und verhängnißvollen Augenblick.

Prinz, sagt er verwirrt; ist das Ihre ganze Antwort?

Bleiben Sie bei mir im Concert — wiederholte Louis Napoleon lächelnd, und beide Herren traten ein wenig später in den Sa-

lon, wo jetzt das Concert seinen Anfang nahm.

Alles lauscht den Tönen, mit welchen der Componist so trefflich die Wüste malt.

Auch der Präsident ist aufmerksam, hier fühlt er sich plötzlich in jene unendlichen unabsehbaren Einöden Afrikas versetzt, ganze Karavanken ziehen an ihm vorüber, hier ertönt der Schrei des Schakals, dort knallt die lange Büchse eines Arabers einen Strauß nieder.

An einer anderen Stelle sieht er den Kabilen vorüberjagen, einen Feind seines Stammes zu verfolgen — bisweilen scheint das Stöhnen eines durstigen Wanderers zu seinen Ohren zu dringen — ein ernster Araber öffnet mit einem langem Messer den Schlauch, den das Kameel trägt und labt den Schmachtenden mit dem Wasser, welches diesem Quell entspringt.

Endlich erschallt Kriegslärm; Abd-el-Kader rast mit seinen Schaaren vorüber, die Signaltrompeten der Franzosen schmettern zur Verfolgung — die Kämpfenden brausen gegeneinander, Gemetzel, Klagegeschrei der Verwundeten, Sterbegeröchel.

Und mitten in seinen Träumereien fühlt er plötzlich ein sanftes Pochen auf seine Schulter.

Er fährt auf und sieht — Herrn Frech vor sich.

Was giebt's? fragt er etwas verwirrt.

Der Abgeordnete Casabianka —

Nun was ist's mit ihm?

Er ist durch Unachtsamkeit der Dienerschaft bis in Ihre Gemächer gelangt und hat somit Gelegenheit gehabt, von der Proclamation Kenntniß zu nehmen, welche morgen veröffentlicht werden soll.

Einige Augenblicke schweigt der Präsident.

Wo ist Maupas? fragt er endlich mit leiser Stimme.

An jener Seite, Prinz.

Bitte, rufen Sie ihn!

Bald steht der Genannte vor dem Präsidenten.

Mein lieber Maupas, sagt Louis Napoleon, der Abgeordnete Casabianka hat die Frechheit gehabt, bis in meine Gemächer vorzudringen — damit er nun nicht Geheimnisse verrathe, welche erst morgen zur öffentlichen Kenntniß gelangen, verhaften Sie ihn und schließen Sie ihn über Nacht in ein entlegenes Zimmer dieses Palastes ein.

Maupas grüßt höflich — geht ab und kehrt bald mit dem Bescheide zurück, daß der Befehl vollzogen sei.

Als sich das Concert seinem Ende entgegenneigte, richtete der Kaiser einen vielsagenden Blick auf Herrn Frech, der in seiner Nähe geblieben war.

Sogleich begab sich dieser zunächst zu Herrn Maupas und flüsterte diesem das Wort „Austerlitz“ zu.

Dieser neigte bejahend sein Haupt und Frech verfügte sich darauf zu dem Herrn Magnan, dem Grafen Morny und zu St. Arnaud, welchen er dasselbe Wort zuflüsterte und auch sie neigten ihr Haupt.

Die Gefährten des Staatsstreichs.

Das Concert ist zu Ende — alle Laternen, die das Elysée umgeben, sind verlöscht — undurchdringliches Dunkel hüllt den Palast ein, und dunkel mußte es sein, wo das Werk der Nacht bereitet werden sollte.

Nur ein Zimmer ist noch erleuchtet, aber kein brillanter Kronen- oder Armleuchter, keine hohe Astrallampe lassen ihr Licht über dieses Gemach ausströmen, eine kleine Lampe nur verbreitet einen schwachen Schimmer.

Die Fenstervorhänge sind eng zusammengezogen, keine Lücke ist geblieben, als sollten selbst die Sterne nicht durch die Scheiben schauen.

Die kleine Lampe mit ihrem herabgelassenen Schirm beleuchtet einen Tisch, um welchen fünf Männer Platz genommen haben.

Bei dem matten Scheine des Lichtes erscheinen sie bleich wie der Tod, ihre regungslose Haltung, ihr düsteres Schweigen lassen den Gedanken auftauchen, daß sie Gespenster sind, die hier ihr Wesen treiben.

In der That treiben sie ihr Wesen — sie spuken hier zur mitternächtigen Stunde, um Verderben nicht nur über eine Familie, ein Geschlecht, ein Haus, sondern über Millionen von Menschen — über ein ganzes Land zu breiten.

Diese fünf Männer sind Louis Napoleon, Magnan, Maupas, Morny und St. Arnaud — sie sind versammelt, um jenen Coup in Scene zu setzen, der die Straßen von Paris mit breiten Blutlachen besudeln und ganz Europa in starres Erstaunen versetzen soll.

Es ist Mitternacht — alle guten Menschen schlafen, nur das Laster wacht — Paris schlummert, wie das ganze Land, aber sein Oberhaupt ist wach geblieben.

Keiner der fünf Anwesenden scheint das Wort zum Anfange nehmen zu wollen, eine gewisse Scheu vor dem Furchtbaren — mag

ſich ihrer bemächtigt haben — da plötzlich belebten ſich Napoleons eiſige Züge durch ein ſchreckliches Lächeln und er bricht das Todesſchweigen.

Meine Herren, beginnt er, um das peinliche Schweigen zu brechen, will ich Ihnen eine ſeltſame Geſchichte erzählen, die mir vor Kurzem irgendwo mitgetheilt wurde — merken Sie auf:

Vor etwa ſiebenzig Jahren gab es einen armen, aber talentvollen jungen Mann, der vermöge des gewaltigen Geiſtes, den er in ſich ſpürte, auch alle Mittel zu beſitzen glaubte, ein mächtiger Mann zu werden.

Um ſeinen Vorſatz auszuführen war er fleißig, ſcheute keine Mühe, war raſtlos Tag und Nacht, erwarb ſich Ehre und Vermögen und gründete endlich eine Colonie, zu deren Oberhaupt er als der Klügſte und Tapferſte erwählt worden war.

Es war kein Wunder, daß der raſtloſe Geiſt dieſes Mannes danach ſtrebte, ſeine Colonie zu vergrößern und dieſer Glanz, Ruhm und Reichthum verſchaffen wollte.

Schon war er am Ziel, als plötzlich der niemals ſchlummernde Neid allen ſeinen ſtolzen Plänen ein jähes Ende bereitete.

Neidiſche Nachbarn fielen über ihn her, vertrieben ihn aus ſeiner Colonie, nahmen davon Beſitz, zogen ſeine Schätze und Güter ein, während ſie ihm ſelbſt in eine Wüſte ſchickten, wo er elend zu Grunde ging.

Jahre vergingen, der mächtige Anſiedler, ſein Weib, ſein Kind — Alle waren längſt geſtorben, nur ſeine Colonie, worin ſich Fremde eingeniſtet, die ſeine Beſitzthümer ſich angeeignet hatten, waren noch vorhanden.

Eines Tages traf ein Verwandter des Verſtorbenen in jener Anſiedlung ein, er wußte ſich beliebt zu machen, erwarb das Vertrauen der Coloniſten und die Meiſten derer, die ſeinen Namen noch von dem unglücklichen Vertriebenen her kannten, betrauten ihn zwar mit der Verwaltung, allein das Erbe mochten ſie nicht mehr geben — ſein Erbe, das ihm von Gottes und Rechtswegen zukam.

So kam es denn, daß ſich ein Streit zwiſchen den Coloniſten und dem Verwalter entſpann, dieſer forderte ſeine Rechte, jene verweigerten ſie ihm; was würden Sie nun wohl ſagen, meine Herren, wenn Sie zu Schiedsrichtern in dieſer Angelegenheit aufgefordert würden, antworten Sie mir zuerſt, Graf Morny.

Ich würde dem Erben die Beſitzthümer verſprechen.

Und Sie, General Arnaud? fragte Napoleon dieſen.

Ich würde dem Erben mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln helfen.

Was ſagen Sie, Herr von Maupas? ſagte Napoleon, ohne daß ſich ein Zug ſeines Antlitzes veränderte.

Ich würde Diejenigen, die ſich weigerten dem Erben die rechtmäßigen Beſitzthümer auszuhändigen, durch Gefängniß dazu zwingen.

Nun ſind Sie noch übrig, mein lieber General Magnan, wendete ſich Napoleon an dieſen; was würden Sie thun?

Ich würde die Widerſpenſtigen nicht nur einkerkern, ſondern ſie ſogar mit Kartätſchen zwingen, ſich vor dem Willen Desjenigen zu beugen, deſſen Anſprüche gerecht und billig ſind.

Da gewann das Steinantlitz Napoleons wieder Leben — ſeine gläſernen Blicke erhielten einen gewiſſen Glanz — ein unheimliches Feuer.

Wohlan denn, meine Herren, rief er in lebhaftem Tone; der Vertriebene war der große Kaiſer. — Sie wiſſen nun, wer gekommen iſt, ſein Erbe zu beanſpruchen und werden ihm beiſtehen, ſetzte er mit geſenkter Stimme hinzu.

Mit Leib und Seele — war die einſtimmige Antwort.

Gut denn, meine Herren — es ſei — wir beginnen mit dieſem Augenblick.

Jetzt begann die Verhandlung — bald war man in's Reine gekommen — der Staatsſtreich war geboren —

Zu derſelben Stunde waren die Proclamationen, welche am nächſten Morgen Paris in Schrecken ſetzten, nach der betreffenden Druckerei gebracht, welche kein Setzer vor Tagesanbruch verlaſſen durfte.

Ebenſo traf man jetzt alle übrigen Anſtalten zum Verderben — die Würgengel waren ausgeſandt — das Land mußte ihr Opfer werden.

Alſo General Magnan, Sie geben mir Ihr Verſprechen? nahm Napoleon in etwas zweifelvollem Tone das Wort.

Rechnen Sie auf mich, Prinz-Präſident verſetzte der Angeredete; meine Herren, ich bin bereit für Alles — ich unterzeichne Alles — allein, da der Herr Kriegsminiſter anweſend iſt, fuhr er, auf St. Arnaud deutend fort, ſo bedarf ich nur der Befehle, und iſt es genügend, wenn ſolche mir fünf Minuten vor der Ausführung überbracht werden — ein alter Soldat verſteht pünktlich zu gehorchen.

Jetzt entfernte ſich der General.

Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, als Napoleon in das Vorgemach trat, welches Magnan paſſiren mußte.

Hier ſtand ein Mann — ein geheimer Agent Napoleons.

Criscelli! ruft der Präſident.

Zu Befehl.

Gehen Sie dem General nach, beobachten Sie jeden ſeiner Schritte, gehen Sie nicht eher von ſeiner Seite, bis Sie neue Ordre erhalten haben.

St. Arnaud, Graf von Morny und Maupas waren noch zurückgeblieben, und jetzt trat der Präſident, der der Republik Treue geſchworen hatte, an einen Schrank, aus welchem er vier Packete holte.

Hier, mein lieber Morny, ſagte er, indem er dem Angeredeten eines derſelben übergab.

Willſt Du wiſſen, Leſer, was das Packet enthielt? ſo vernimm, daß 500,000 Francs und die Ernennung zum Miniſter ſich darin vorfanden.

Der neue Beamte griff mit einer gewiſſen Haſt nach dem Geſchenk.

Dank, tauſend Dank, ſagte er, ich werde mich meines Amtes würdig beweiſen, ſagte er mit leiſer Stimme, bitte aber um eine Compagnie Jäger von Vincennes, damit dieſe mich nach meinem Hotel begleiten, man kann nicht wiſſen, ob Verrath nicht in der Nähe lauſcht.

Dieſe Bitte ward gewährt, und bald befand ſich Herr von Morny mitten unter den Soldaten, die ihn eng umſchloſſen, vermochten ſie aber auch ſein Gewiſſen zu ſchützen?

Das zweite Packet erhielt Maupas. Es befand ſich in demſelben eine Liſte aller Repräſentanten, Generäle, Gelehrten und Parteihäupter, welche noch für die gute Sache zu gewinnen waren.

Es ſind 500,000 Francs dabei, mein lieber Maupas, bis morgen früh um neun Uhr muß das Geld in Beſitz der verzeichneten Herren ſein.

Wird nach Befehl geſchehen, verſetzte Maupas und ging von dannen, beſchützt wie Morny.

St. Arnaud allein war noch zurückgeblieben.

Und nun, mein lieber General, ein Wort zu Ihnen, denn in Ihre Hand iſt Alles gegeben, Sie gebieten über die Armee, für's Erſte Ihre Ernennung zum Kriegsminiſter; hoffen Sie —

Ich werde die Armee für mich haben, natürlich —

Ohne daß der Kriegsminiſter zu Ende geſprochen, hatte Napoleon ihn doch verſtanden.

Natürlich, ſagte auch er und händigte dem Kriegsminiſter das umfangreichſte und größte Packet ein; es enthält, fuhr er fort, für jene Diviſionsgenerale zwanzigtauſend, für die Brigadegenerale zehntauſend Francs; ſechstauſend ſollen die Regimentsoberſten, viertauſend der Oberſt des Generalſtabs erhalten, dem Bataillonschef geben wir zweitauſend, dem Compagniechef eintauſend Francs, jedem Premier- und Seconde-Lieutenant, dächte ich, wären vierhundert ausreichend, der Feldwebel nimmt wohl mit hundertfünfzig, die Sergeanten und Unterofficiere mit fünfzig vorlieb; die Corporale dürften mit zehn, jeder Soldat, Horniſt und Hauptboiſt mit fünf Francs zufrieden ſein — was meinen Sie dazu, Excellenz?

Der Kriegsminiſter lächelte befriedigt — und ſo war denn die Armee gewonnen, die ſonſt ſo braven franzöſiſchen Soldaten hatten ſich zu Henkern Napoleons herabgewürdigt, und dieſer mit Gold das Blut und den Thron Frankreichs erkauft — mit dem Golde der Nation hat er dieſe verrathen, ja mit dem Golde des Landes, das er erſt wenige Stunden zuvor aus der Pariſer Bank entnommen hatte — es waren — zehn Millionen Franken — o wie viele Thränen, wie viel Schweiß mögen darauf gelaſtet haben.

Endlich wurde noch das vierte Packet, hunderttauſend Francs enthaltend, geöffnet.

Hier noch für die General-Adjutanten, Excellenz, der Reſt bleibt bei mir, er ſoll meinen Hausbeamten, Agenten und Dienern zu Gute kommen, und nun St. Arnaud, friſch an's Werk!

Noch in dieſer Nacht ſoll Alles expedirt werden.

Und die Betreffenden?

Werden bis morgen früh in Beſitz der Ehrengeſchenke ſein, verſetzte der Kriegsminiſter.

Hoffen Sie nun, daß Alles gut gehen werde?

Für die Armee ſtehe ich ein.

Für alles Uebrige bürgt Maupas, meinte Louis Napoleon lächelnd, und ſo glaube ich, können wir uns ſchon heute Glück wünſchen —

Wir ſind geborgen, Hoheit, denn Alles iſt ſchon gemacht, ſagte der General, kaum iſt noch Widerſtand möglich, höchſtens dürften ſich einige Barrikaden zeigen — ſetzte er lächelnd hinzu.

Nur keine Barrikaden — dieſe dürfen gar nicht ſichtbar werden.

Wie wollen Hoheit das verhindern?

Durch ein fürchterliches, abſchreckendes Beiſpiel, verſetzte der Präſident der Republik in eiſigem Tone.

Nun — nun?

Man ſchleudert Kartätſchen unter die Maſſen, noch ehe ſie an Kampf denken, entgegnete der Napoleonide kalt und in dieſem Augenblicke hatte ſein Blick etwas von der Hyäne — Schreck — Beſtürzung — Verwirrung wirkt ſo lähmend, daß man an keinen Kampf mehr denkt, namentlich dürfte der Anblick des Blutes abſchreckend niederbeugen — Blut iſt immer das Erſte, wodurch man die Maſſen — erbeben macht.

St. Arnaud hörte den Präſidenten ruhig an und machte dabei einige Notizen auf einem Blatte ſeines Portefeuilles.

Wir werden ſehen, Prinz, ſagte er.

Es ſoll ſo ſein — ſo ſind meine Befehle! hören Sie St. Arnaud? meine Befehle.

Gut denn, Prinz, ſo ſollen ſie vollzogen werden.

Und wir können uns Glück wünſchen.

Zum Tage von Auſterlitz.

Ja, Auſterlitz — wiederholte Louis Napoleon lebhafter, morgen, am zweiten December ſind es ſechs und vierzig Jahre, daß mein großer Oheim bei Auſterlitz das ruſſiſch-öſterreichiſche Heer, unter Kaiſer Alexander und Kutuſow ſchlug — Ein jeder Menſch thut gut, wenn er nicht an Beſtimmung glaubt, ſondern ſeiner eignen inneren Stimme folgt, ſo auch ich — jeder Glaube an Beſtimmung liegt mir fern — Hier, fuhr er erregter fort, indem er auf ſeine Bruſt deutete, hier iſt die Beſtimmung, was da geflüſtert wird, kommt vom Schickſal oder auch von Gott, dieſer Stimme muß ſofort die That folgen — ſie war's auch, die mir zugeflüſtert, gerade dieſen Tag zu wählen, ſie ſagte mir, mein Unternehmen würde dann glücken — Hell leuchtete der Himmel vor ſechs und vierzig Jahren, in höhrem Glanze ſtrahlten die franzöſiſchen Waffen, ſo daß der Kaiſer, als er auf den Höhen von Borodino ſtand, wo ihm gleichfalls der Himmel leuchtete, mit Begeiſterung ausrief: „Das iſt die Sonne von Auſterlitz“ — auch mir wird dieſe Sonne leuchten — deſſ' bin ich gewiß, auch meine Waffen werden ſiegen über die Widerſacher meiner Rechte.

General St. Arnaud hat ſich mit den Blutbefehlen entfernt — Louis Napoleon iſt allein — Er geht mehrere Male, eine Melodie pfeifend, die ihm noch aus Davids Wüſte erinnerlich iſt, auf und nieder und begiebt ſich in ein Nebengemach.

Hier brennt gleichfalls eine kleine Lampe, auf einem Tiſch, an welchem ein Mann, von etwa fünf und vierzig Jahren eifrig arbeitet.

Der Mann iſt außerordentlich mager und hat ein ſcharf markirtes Geſicht — wir ſtellen in ihm dem Leſer den Geheimſekretair Napoleons, Namens Mocquart, vor, welcher zugleich ſein vertrauteſter Freund iſt.

Nun Mocquart, redet ihn der Präſident faſt munter an; iſt alles fertig?

Fertig, Sir? entgegnete der Gefragte mit einem Anflug von Spott, ich denke, wir machen erſt den Anfang.

Der iſt bereits gemacht, ich denke ſchon an das Ende, und dieſes wird gut wie der Anfang ſein.

Wir wollen ſo hoffen — wenn aber nicht.

An ein Mißlingen iſt nicht zu denken.

Ihr hochſeliger Oheim, Sr. Majeſtät, der Kaiſer Napoleon, dachte wohl nicht, als er im Jahre 1812 den Feldzug nach Rußland unternahm, daß ſein prächtiges glänzend ausgerüſtetes, an Sieg gewöhntes und zahlreiches Heer aufgerieben werden würde.

Er nahm aus einer ſilbernen Doſe eine ſtarke Priſe, ſtopfte ſie in die Naſe und blickte Napoleon lange an.

Das war eine ganz andere Sache, Mocquart, verſetzte dieſer düſter.

Ja nun, die war es wohl, aber wir ſtehen vor einer viel gewaltigeren Wendung der Dinge, als Sr. Majeſtät damals.

Mocquart, ich ſage Ihnen, die Situationen ſind nicht mit einander zu vergleichen — ich muß fragen —

Wenn die ausgelegten Fäden alle ihre Ziele erreichen, dann ohne Zweifel —

Sie werden, ſie müſſen —

Oft iſt das Schickſal launenhaft, Sir, und wenn nun das Unglück wollte, daß Sie unterlägen?

Auch für das Unglück habe ich geſorgt, ich beſitze noch fünfzehn Millionen von dem Gelde, welches mir die Bank heute vorgeſchoſſen — und drei Reiſewagen ſollen bepackt und jeden Augenblick zum Aufbruch bereit ſein, ſobald das Verhängniß wollte, daß ich das Spiel verliere.

Das wäre wenigſtens etwas — entgegnete Mocquart; Sie haben recht, Sir, ein Spiel iſt es, wenn auch ein ſehr ernſtes — hier handelt es ſich nicht allein um Mein und Dein, — ſondern auch um Leben und — Tod!

Gewinnen oder Verlieren, das iſt die

große Frage bei jeder Lotterie, sagte Napoleon, Leben und Tod, natürlich, wer kämpft, muß sich auf den Tod bereit machen — sollten die Pariser sich schlagen wollen, fuhr er mit unverkennbarem Hohne fort, so müssen Sie sich allerdings auf das Aeußerste gefaßt machen, der Kampf, zu dem ich sie herausfordere, ist ein gewaltiger, es handelt sich um die Existenz — Brod oder Tod! Wer also mit mir kämpft, der sei bereit zu sterben!

Ein furchtbarer Ausdruck hatte sich in den Zügen des Mannes, der in Wahrheit um seine Existenz rang, geltend gemacht — seine sonst glanzlosen Augen glühten wie die einer wilden Katze — seine Gestalt schien höher geworden, und er glich in diesem Augenblick einem Dämon, einem Herold der Hölle, der gekommen war, der ganzen Menschheit den Krieg zu erklären.

Mocquart sah den vor ihm Stehenden einige Augenblicke an und nahm dann wieder eine große Priese.

Ich bin nun fertig, Sir, sagte er, indem er die Papiere in ein Packet zusammenband und dieses versiegelte; somit übergeben wir denn dieses Aktenstück der Geschichte, Sir, wie wird diese das, was morgen vorgeht, betiteln? setzte er nach kurzem Schweigen hinzu.

Nun, wie meinen Sie wohl?

Ich meine, Sir, sie wird es einen Staatsstreich nennen

So recht, lächelte Louis Napoleon, die Geschichte hat oft wunderbare Launen und macht bisweilen gute Witze — und nun Mocquart, müssen wir noch ein wichtiges Geschäft vollbringen —

Ich dächte, alle Fäden wären gelegt.

Für Paris, aber wir müssen auch an die Provinzen denken und zwar in dieser Nacht.

Sollte nicht der Präfect Maupas auch dafür Sorge tragen?

Der hat genug in dieser Nacht zu thun; aber wie gesagt, für Paris, was in den Provinzen geschehen muß, soll auch durch ihn vollbracht werden, davon aber hat er noch keine Mittheilung, und wir wollen ihm diese auf telegraphischem Wege zugehen lassen, auch sind noch einige Verhaftungen in Paris vorzunehmen, mit deren Vollstreckung ich bis zu diesem Augenblicke noch schwankte, allein, ich bin mit mir einig — es soll und muß sogleich geschehen.

So will ich an's Werk gehen — sagte Mocquart und begab sich zu einem kleinen Tischchen, welches ihm gegenüberstand.

Dieses Tischchen von Rosenholz hatte eine Platte, in welcher verschiedenartige Gegenstände von allen Metallsorten in Holz eingefaßt, angebracht waren.

Mocquart legte seine rechte Hand auf diese Platte und zwar auf einen runden silbernen Knopf, der hier befestigt war, und auf welchem viele Ziffern und seltsame Zeichen eingegraben waren.

Mocquart bewegte mit seinem Finger einen in der Mitte dieser Rotunde sich befindlichen Zeiger.

Ein leises schwirrendes Geräusch erfolgte, dann wird der Ton eines Glöckleins hörbar, wieder jenes eigenthümliche Schwirren.

Bitte um die Namen der zu Verhaftenden in Paris, sagt Mocquart mit leiser Stimme.

Der Präsident antwortet mit vernehmlicher Stimme: Die Generale Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau, Oberst Charras, Thiers, Duvergier, de Hauranne, Victor Hugo, Lagrange, Raspail.

Der Präsident nennt noch viele Namen, die er von einem Blatt abliest. Der unheilvolle Telegraphendraht schwirrt fort, um das Verhängniß derer nach der Präfectur zu befördern, die jetzt wohl in tiefem Schlafe ruhten.

Sind Sie fertig?

Sogleich — noch einen Augenblick.

Gut, nun die Namen der in den Provinzen zu verhaftenden Bürger, Journalisten und die der abzusetzenden Präfecten und anderer Beamten.

Ich bin bereit —

Der Präsident nennt eine Masse Namen, und — der Telegraph thut seine Schuldigkeit. Welches Unheil bringt dieser Draht über so manche Familie, welche Thränen muß er erpressen.

Und nun an unsere Gesandten an allen Höfen, fährt der Präsident fort, rasch, rasch muß die Kunde weit über Land und Meer bringen, daß Louis Napoleon Bonaparte, der Präsident der französischen Republik, der Retter der Gesellschaft sei, daß er sich verpflichtet sehe, sie dem sichern Abgrund, dem sie nahe ist, zu entreißen.

Endlich hat es zu schwirren und zu sausen aufgehört — der Telegraph berichtet Maupas, und dieser veranlaßt das Weitere — und nach wenigen Stunden waren die Depeschen des Verderbens an alle Orte ausgesandt.

Es wird morgen bunt hergehen in Frankreich, meinte Mocquart mit eigenthümlichem Lächeln, da wird so manche Thräne fließen —

Inwiefern?

Nun mein Gott, raubt denn nicht der Telegraph so manche Familie den Ernährer —

Pah — wie kann man kleine Rücksichten nehmen, wenn es sich um große Dinge handelt — Diejenigen, welche Mangel dadurch leiden, können sich an mich wenden —

Wollten Sie diese unterstützen, Sir?

Gewiß.

Wenn aber das Spiel verloren geht?

Dann werden ihnen die Ernährer zurückgegeben —

Aber die Thränen, die während dessen manche Mutter, manche Gattin niederwerfen — wer trocknet sie?

Die Zeit — sie ist der beste Tröster, sagte Louis Napoleon kalt.

Und was wird man in Europa sagen?

Man wird sich an den Höfen freuen, daß es mit der Republik zu Ende geht — wie die Nationen denken, gilt mir gleich.

Jedenfalls werden Alle Sie bewundern, Sir!

So denke ich auch, und nun Mocquart, lassen Sie uns zur Ruhe gehen — es ist Zeit.

Der Angeredete erhob sich.

Gute Nacht denn, Sir, sagte er mit einer tiefen Verbeugung; so möge denn das Erwachen am nächsten Tage ein — freudiges sein.

Ich danke Ihnen, Mocquart, sagte Napoleon lächelnd, übrigens hoffe ich gut, ruhig und sicher zu schlafen, denn man wacht für mich.

Er begab sich hinaus, bald befand er sich in seinem Schlafcabinet — Noch einige Augenblicke vertieft er sich in Gedanken, dann wirft sich der Präsident auf sein Lager, schläft sanft und ruhig wie er erwartet, und träumt von dem Purpur — und der Krone des Cäsars, bis ihn das Geräusch des nächsten Tages weckt — es war das Geräusch des — Staatsstreichs!

Eine Hochzeitsnacht.

Wir wollen den Leser der Verhaftung eines Mannes beiwohnen lassen, der ihm nicht mehr unbekannt ist, den er als einen der edelsten Republikaner im Abgeordnetenhause begrüßt und den er nun noch als Märtyrer den Schergen Louis Napoleons sich fügen sehen soll.

In der Nacht vom ersten Dezember gegen zwölf Uhr befindet sich General Cavaignac in seinem Gemache.

Er hatte sich soeben von seiner jungen Gemahlin auf's Innigste verabschiedet, die er erst heute zum Traualtar geführt hatte.

Der General macht nicht den Eindruck eines Bräutigams in der Hochzeitnacht, seine Stirn ist umwölkt und düster blickt das sonst so kühne Auge. Er hat den Ernst der gegenwärtigen Stunden begriffen, er weiß, was Louis Napoleon im Schilde führt und hat mit einigen gleichgesinnten Freunden die Verhaftung des Mannes bestimmt, welcher in dieser Nacht schon das Netz des Verderbens über ganz Frankreich gebreitet hatte.

In mächtiger Aufregung geht der General durch das große Gemach, bald tritt er an das Fenster und schaut in die Nacht hinaus, bald verläßt er wieder diesen Ort und bleibt lauschend in der Mitte des Zimmers, der breiten Flügelthür gegenüber stehen, als ob er noch Jemand erwartete.

In der That erwartete der General eine Ordonanz von seinem Freunde Changarnier, der ihm eine Nachricht überbringen sollte.

Aber Stunden auf Stunden verrannen, der Freund läßt nichts von sich hören — und düsterer wird der Blick, sorgenvoller die Stirn des edeln Patrioten.

Er läßt sich auf ein Sopha nieder, versinkt in tiefe Gedanken und merkt nicht, daß sich leise die Thür geöffnet hat.

Erst als sich ihm eine Ordonanz naht, fährt der General empor.

Excellenz — ein Officier, flüstert der Soldat mit leiser Stimme.

Die Ordonanz von Changarnier, denkt der General, er möge eintreten, wendet er sich dann an den Soldaten.

Bald darauf erscheint ein Officier, in voller Dienstuniform.

Excellenz.

Von Changarnier? fragt der General.

Nein, Excellenz, von der Regierung.

Der General wird aufmerksamer und fixirt seinen Gast mit durchdringenden Blicken.

Was will die Regierung? fragt er kurz.

Sie hat Ihre Verhaftung beschlossen, Excellenz, und ich habe die traurige Pflicht, diese auszuführen.

Meine Verhaftung? ruft der General hastig und rüttelt an dem Säbel, den er umgeschnallt hat.

Hier ist meine Ordre.

Cavaignac läßt seine Blicke über das Blatt gleiten, dunkle Röthe färbt sein Antlitz, ein leises Beben seiner Glieder zeugt von der inneren Aufregung.

Verrath, Verrath! ruft er mit Indigna-

tion, der Staatsſtreich iſt ein fait accompli — wir werden ihn nicht mehr hindern, und wo iſt mein Kamerad Changarnièr?

Verhaftet, Excellenz, und ich hoffe, auch Sie werden ſich willig fügen, es würde mich ſchmerzen, die Patrouille, die mich begleitet, requiriren zu müſſen.

Dieſer Mühe ſollen Sie überhoben ſein, ein alter Soldat verſteht zu gehorchen — ich bedaure nur, nicht der Regierung, ſondern dem Schergen Louis Napoleons mich fügen zu müſſen.

Ich bitte um Ihren Degen, Excellenz, ſagt der Officier, ohne ſich durch die Aeußerung des Generals außer Faſſung bringen zu laſſen.

Hier iſt er, und ich folge Ihnen, aber in der Ueberzeugung, daß Frankreich ſeine Schmach nicht dulden wird, es ſchläft augenblicklich, wehe aber dem Dictator, wenn es erwacht — er möge zittern vor der Strafe — und nun vorwärts.

So führte man denn den edeln General nach dem Kerker ab, den er nicht ſobald verlaſſen ſollte.

Und ſo ſchloß der Abend ſeiner Hochzeit!

Der zweite December.

Der Morgen des zweiten December iſt angebrochen, er iſt trüb, ein dichter Nebelſchleier hat ganz Paris eingehüllt.

Noch herrſcht tiefes Schweigen, noch ſcheint die Stadt zu ſchlummern — kaum aber durchbricht der erſte Strahl des Lichtes den Nebelſchleier, als ſich auch ſchon Spuren des erwachenden Paris geltend machen.

Es wird lebendig, auf Straßen und Plätzen zeigen ſich einzelne Menſchen, noch geht der Arbeiter friedlich in die Werkſtätte, der Commis in das Comtoir, und obwohl ahnungsvoll, denkt doch ſicher Niemand an das Ereigniß, welches ſchon in der nächſten Stunde, nicht nur über die Hauptſtadt, ſondern über das ganze Land ſtarres Entſetzen bringen ſollte.

Aber was bedeuten denn dieſe plötzlichen lebhaften Militairbewegungen? was ſollen denn die zahlreichen Cavallerie- und Infanteriemaſſen, welche in voller Kriegsbereitſchaft durch die Straßen ziehen? — wird mobil gemacht? — ja, friedlicher Bürger, man macht mobil, aber nicht gegen einen äußeren Feind, dein Land iſt von keinem ſolchen bedroht — der Mann, der ſich Präſident der Republik nennt, der der Verfaſſung den Eid der Treue geleiſtet, führt dieſe bewaffneten Schaaren gegen dich ſelbſt, ſie, die dich vor ſeiner Gewalt ſchützen ſollten, ſind ausgezogen, um dich niederzumetzeln, ſobald du dem Meineid nicht Beifall zollſt; von dieſem Augenblicke an biſt du nicht mehr freier Staatsbürger, ſondern ein in Paris eingekerkerter Verbrecher, denn deine Stadt iſt in Belagerungszuſtand erklärt, du biſt das Opfer, jene Schaaren ſind — deine Henker.

Ueberall, wohin man blickt, ſind Soldaten; und Menſchengruppen haben ſich vor den zahlreichen Maueranſchlägen geſammelt welche an jeder Ecke angeheftet ſind.

Der Palaſt Bourbon iſt von Truppenmaſſen dicht umgeben, denn hier hält die Nationalverſammlung ihre Sitzung.

Das Sitzungsgebäude bietet den Anblick einer wilden Verwüſtung, denn Arbeiter ſind beſchäftigt, die Bänke, welche den Abgeordneten zu Sitzen gedient haben, ſämmtliche Möbel und Geräthſchaften, die Tribüne, von welcher herab das freie Wort gegen die Unterdrückung ertönte, hinwegzuräumen oder zu demoliren.

Die Abgeordneten, welche noch heute wie täglich hier zu ihrem wichtigen Berufe eilen, werden zurückgewieſen, gehen ſie nicht willig, ſo braucht man Gewalt, indem man das Bajonet gegen ihre Bruſt richtet.

Die Arbeiter werden von den meiſt angetrunkenen Soldaten mit dem Gewehrkolben zur Eile getrieben, man will nicht, daß auch nur eine Spur übrig bleibe, wo etwa das Volk eine Stimme gegen den Tyrannen erheben könnte — fort, fort mit der Tribüne, fort mit den Abgeordneten, wo die Gewalt naht, muß das Recht weichen.

Die Soldaten trinken wacker Branntwein und eſſen Würſte — es ſcheint ihnen prächtig zu munden, koſtet es doch nicht ihr Geld, iſt es doch der Schweiß und die Thränen des Volkes, was ſie verzehren — der edle Spender hat ja ihnen Geld aus der Bank zufließen laſſen, und für dieſes Geld wird ihm — ein Lebehoch gebracht.

Die Officiere ſehen ſchweigend zu, ſie laſſen Alles geſchehen — einige treiben die Soldaten an, daß ſie die müßigen Zuſchauer beſeitigen ſollen, unter dieſen Letzteren thut ſich namentlich einer hervor, in welchem wir leider einen Deutſchen erkennen — es iſt Guido.

Treibt die Canaillen auseinander, ruft der bleiche Wüſtling, deſſen Wangen nur der Wein geröthet hat, dem die Herren heute tüchtig zuſprachen, und gehen ſie nicht gutwillig, dann ſetzt ihnen das Bayonnet auf den Leib — vive l'empereur!

Natürlich bleibt dieſes Commando nicht unbeachtet, die Soldaten wiederholen den letzten Ruf und drauf geht's mit dem Bayonnet in der Hand — ein Schreckensſchrei — und Alles ſtiebt auseinander — der Platz vor dem Abgeordnetenhauſe iſt geſäubert von der rohen Soldateska, die ihr verkauftes Gewiſſen in Wein und Schnaps ertränkt hat.

Natürlich fängt nun an das Volk zu erwachen, ein ſchreckliches Licht geht ihm auf — und zahlreicher ſtürmt man zu den Maueranſchlägen, deren Inhalt auch wir dem Leſer mittheilen müſſen, weil ſie ihm einen bedeutenden Beitrag zur Charakteriſtik Louis Napoleons liefern.

Das Land wurde mit drei Proclamationen begrüßt — ein kurzes Dekret, ein Aufruf an das Volk und einer an die Soldaten.

Wie eine Ironie hatten alle dieſe Botſchaften an ihrer Spitze die Worte Republique francaise — Liberté — Egalité, Fraternité — und au nom du peuple francais.

Das Dekret lautete wie folgt:

Im Namen des franzöſiſchen Volkes!

Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſt.

Die allgemeine Abſtimmung iſt wieder hergeſtellt. Das Geſetz vom 31. Mai iſt aufgehoben.

Das franzöſiſche Volk iſt in ſeinen Wahlcollegien vom 14. bis zum 21. December zuſammenzuberufen.

Der Belagerungszuſtand iſt im Umfange der erſten Militair-Diviſion verhängt.

Der Staatsrath iſt aufgelöſt.

Der Miniſter des Innern iſt mit der Vollziehung dieſes Dekrets beauftragt.

Gegeben im Palais Elyſée den 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Miniſter des Innern Morny.

Der Aufruf an das Volk lautete:

„Franzoſen!"

„Die gegenwärtige Lage kann nicht länger fortwähren. Jeder dahingehende Tag vergrößert die Gefahren für das Land. Die Nationalverſammlung, welche der Ordnung ſtärkſte Stütze ſein ſollte, iſt ein Crater von Conſpirationen geworden. Die Vaterlandsliebe von dreihundert ihrer Mitglieder war nicht im Stande, ihre verderblichen Beſtrebungen zurückzuhalten. Statt Geſetze für das allgemeine Wohl zu entwerfen, ſchmiedet ſie die Waffen für einen Bürgerkrieg, ſie vergreift ſich gewaltſam an der Macht, die ich unmittelbar von der Nation empfing; ſie entflammt alle ſchlimmen Leidenſchaften; ſie ſetzt Frankreichs Ruhe in Gefahr; ich habe ſie daher aufgelöſt und rufe das Volk in ſeiner Geſammtheit zwiſchen ihr und mir zum Richter auf.

Die Verfaſſung iſt, wie Euch bekannt, zu dem Zwecke ausgearbeitet worden, die Macht von vorneherein zu ſchwächen, die Ihr mir anzuvertrauen im Begriffe waret. Sechs Millionen Stimmen waren eine glänzende Proteſtation gegen dieſe Verfaſſung, die ich dennoch freudig beobachtet habe. Die Provocationen, die Verläumdungen, die Beleidigungen ſogar haben mich gleichgiltig gelaſſen. Aber jetzt, wo auch ſelbſt der Grundvertrag von Innen nicht mehr beachtet wird, die fortwährend an denſelben appelliren, und wo mir jene Männer (die ſchon zweimal Dynaſtien über den Haufen geworfen haben), die Hände binden wollten, um die Republik zu ſtürzen, iſt es meine Schuldigkeit, ihre treuloſen Entwürfe zu hintertreiben, die Republik aufrecht zu erhalten und dadurch das Land zu retten, daß ich das Urtheil des einzigen Oberherrn anrufe, den ich in Frankreich anerkenne — das Urtheil des Volkes!

Ich laſſe daher eine geſetzliche Berufung an die geſammte Nation ergehen und ſage Euch: wenn Ihr dieſen leidigen Zuſtand, der uns erniedrigt und unſerer Zukunft gefährlich iſt, fortdauern zu laſſen geneigt ſeid, ſo wählt ſtatt meiner einen Andern; denn ich will eine Macht nicht länger behalten, die unzulänglich iſt, das Gute zu bewirken, die mich für Thaten verantwortlich macht, welche ich nicht hindern kann, und die mich an's Steuer bindet, während ich das Schiff dem Verderben entgegeneilen ſehe.

Habt Ihr dagegen noch Zutrauen zu mir, ſo gebt mir die Hilfsmittel an die Hand, den hohen Auftrag zu erfüllen, der mir von Euch geworden iſt! Dieſer Auftrag beſteht darin, die Epoche der Revolutionen zum Abſchluſſe zu bringen, indem man die gemachten Forderungen der Nation erfüllt und ſie gegen die zerſtörenden Leidenſchaften ſchützt. Sie beſteht vorzüglich darin, Einrichtungen zu treffen, welche die Menſchen überdauern und endlich Grundveſten bilden, über denen man etwas Bleibendes aufzubauen vermag.

Ueberzeugt, daß der Unbeſtand der Macht das entſcheidende Uebergewicht einer bloßen Nationalverſammlung, die fortdauernden Grundurſachen von Unruhen und Zwieſpalt

sind, unterlege ich Eurer Abstimmung folgende Grundlagen einer Verfassung, welche spätere Nationalversammlungen ausarbeiten werden:

1. Ein verantwortliches Oberhaupt auf zehn Jahre ernannt!

2. Minister, die nur von der ausübenden Macht abhängig sind!

3. Einen Staatsrath, der aus den ausgezeichnetsten Männern gewählt ist, welcher die Gesetze verbreitet und die Discussion über dieselben vor dem gesetzgebenden Körper leitet.

4. Einen gesetzgebenden Körper, der die Gesetze untersucht und über dieselben endgiltig abstimmt, und der durch allgemeine Abstimmung — ohne Wahllisten, welche die Wahlen blos fälschen, ernannt wird.

5. Eine zweite Nationalversammlung, hervorgegangen aus allen glänzenden Capacitäten des Landes, welche das Gleichgewicht der Gewalten herstellt und den Grundvertrag der öffentlichen Freiheiten bewahrt.

6. Dieses System, welches der erste Consul beim Beginn des Jahrhunderts schuf, hat Frankreich schon einmal Ruhe und Wohlstand verliehen und wird ihm diese nochmals sichern.

Dies ist meine innigste Ueberzeugung. Theilt Ihr sie, so erklärt es durch Eure Abstimmung. Zieht Ihr dagegen eine monarchische oder republikanische, kraftlose Regierung, die, ich weiß nicht welcher Vergangenheit entlehnt oder auf imaginärer Zukunft gestützt ist, vor, so gebt eine verneinende Antwort.

So werdet Ihr denn seit 1804 zum ersten Male mit Sachkenntniß abstimmen, da Ihr wißt, für wen und für was Ihr abstimmt.

Wird mir Eure Stimmenmehrheit nicht zu Theil, so werde ich die Einberufung einer neuen Nationalversammlung veranstalten und derselben das Mandat zurückgeben, das mir von Euch geworden ist.

Glaubt Ihr aber, daß die Sache, deren Symbol mein Name ist, das heißt, das durch die Revolution von 1789 regenerirte und durch den Kaiser neu organisirte Frankreich das Eurige ist, so ruft es laut aus, indem Ihr die Vollmacht bestätiget, die ich von Euch begehre.

Dann werden Frankreich und Europa vor Anarchie sicher gestellt, die Hindernisse beseitigt, die Eifersüchteleien verschwunden sein, denn Alle werden in dem Beschlusse der Nation zugleich den Beschluß der Vorsehung erachten.

Gegeben im Palais Elysée 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte."

Endlich nun die Proclamation an das Militair, die nicht minder die Schlauheit, das Raffinement des Napoleoniden bezeichnet, als die vorher genannten. Sie lautet:

„Soldaten!

Seid stolz auf Eure Mission; Ihr werdet das Vaterland retten, denn ich zähle auf Euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um dem obersten Landesgesetze der Nationalsouverainität, deren gesetzlicher Repräsentant ich bin, Achtung zu erwirken.

Seit lange littet Ihr gleich mir durch die Hindernisse, welche sich sowohl dem Guten, das ich Euch erweisen wollte, als den Beweisen Eurer Sympathie hiernach, entgegenstellten.

Ich erlasse einen gesetzlichen Aufruf an die Nation und das Heer und sage ihnen: Entweder gebt mir die Mittel, Eure Wohlfahrt zu sichern, oder erwählt statt meiner einen Andern.

Im Jahre 1830 und auch im Jahre 1848 hat man Euch als Ueberwundene behandelt. Nachdem man Eure heroische Uneigennützigkeit beschimpft hatte, verschmähte man es sogar, Eure Sympathie und Eure Wünsche einer Berathung zu würdigen, und Ihr seid dennoch die Elite der Nation. Heute, in diesem feierlichen Augenblicke, will ich, daß auch die Armee ihre Stimme vernehmen lasse.

Stimmt daher frei als Bürger ab; aber als Soldaten vergeßt auch nicht, daß der leidende Gehorsam gegen die Anordnungen des Hauptes der Regierung die strenge Pflicht des Heeres vom General an bis zum gemeinen Soldaten ist. Mir, der ich vor der Nation und der Nachwelt für meine Handlungen verantwortlich bin, steht es zu, jene Maßregeln zu ergreifen, welche mir für das allgemeine Beste unerläßlich scheinen.

Was Euch betrifft, so werdet Ihr in den Vorschriften der Mannszucht und der Ehre unerschütterlich sein. Helft durch Eure Achtung gebietende Haltung dazu, daß das Land seinen Willen mit Ruhe und Ueberlegung aussprechen könne. Macht Euch bereit, jeden Versuch gegen die freie Volkssouverainität niederzuhalten.

Soldaten! Ich rede nicht von den Erinnerungen, die mein Name in Euch weckt.

Sie stehen in Eurem Herzen geschrieben, wir sind verbunden durch unauflösliche Bande. Eure Geschichte ist auch die meinige; unter uns giebt es in der Vergangenheit Gemeinsamkeit des Ruhmes und des Unglückes; wir werden in Zukunft gemeinsamen Sinn und gemeinsamen Entschluß für Frankreichs Ruhe und Größe haben.

Gegeben im Palais Elysée 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte."

Diese Worte wirkten auf die Soldaten ganz ungemein. Obgleich sie bereits die Proclamation in klingender Münze bei sich führten, so fühlten sie sich doch gewissermaßen geschmeichelt — hatte man sie doch an den Ruhm der Kaiserzeit erinnert und ihnen gesagt, sie seien die Elite der Nation.

Was sagte man nun im Allgemeinen zu den mitgetheilten Aktenstücken?

Einige zuckten die Achseln, Andere hoben drohend die Arme, manche sprachen kein Wort und blickten sich um, ob nicht etwaige Freunde herankämen, mit welchen sie Rath halten könnten, was hier zu thun sei.

Die Meisten aus den arbeitenden Klassen aber, wiewohl mit Ingrimm erfüllt, ließen sich heute noch zurückhalten und gingen ihrer Beschäftigung nach.

Ein fein gekleideter Herr, welche die Anschläge eben gelesen hatte, ballte drohend die Faust.

Mitbürger, wandte er sich wüthend an die Umstehenden, werden wir's dulden, nieder mit dem Schurken —

Er konnte nicht vollenden, was er sagen wollte, denn in eben dem Augenblicke wurde er von einem Nachbarn bei Seite gerufen.

Der Nichtsahnende geht in der Meinung zu ihm, von ihm vielleicht irgend eine Maßregel zu erfahren, welche man im Geheimen bereits getroffen hat.

Statt dessen aber sollte ihm eine Ueberraschung ganz anderer Art zu Theil werden:

Wie heißen Sie, mein Herr? fragt Jener.

Mein Name ist Violet.

Gut denn, Herr Violet, folgen Sie mir!

Und wohin?

Ins Gefängniß — Sie haben auf den Präsidenten geschimpft — ich bin Agent der Polizei.

So steckten die Wölfe in den Schafskleidern, und die Straßen wimmelten von geheimen Polizisten, welche jedes Wort belauschten, jede Miene beobachteten und in der eben mitgetheilten Weise verfuhren.

Wie es auf den Straßen gährte so war es in den Häusern — hier fühlte man sich entrüstet, und nicht gerade bei der armen Bevölkerung allein, bei den besitzenden Klassen, dem wohlhabenden Bürgerthum, ja selbst in den höheren Kreisen machte sich eine allgemeine Erbitterung bemerkbar.

Der höchste Gerichtshof hatte sich versammelt und obgleich alle Druckereien der Stadt polizeilich geschlossen waren, hatte man doch Mittel und Wege gefunden, folgende gedruckte Bekanntmachung auf den Straßen und in den Häusern öffentlich zu verbreiten:

„Urtheil des hohen Gerichtshofes.

Kraft des Artikels 68 der Verfassung erklärt der hohe Gerichtshof: Louis Napoleon Bonaparte des Hochverraths angeklagt.

Beruft derselbe das hohe National-Geschwornengericht zusammen, um ohne Aufschub zum Urtheile zu schreiten, und beauftragt den Rath Renouard mit den Verrichtungen des Staatsanwaltes bei dem hohen Hofe.

Signirt: Hardouin, Präsident. Delapalme, Bataille, Moveau (von der Seine), Cauchy — Richter.

Erlassen zu Paris, 2. December 1851."

Eine zweite Proclamation hatte folgenden Inhalt:

„Louis Napoleon ist ein Verräther.

Er hat die Verfassung verletzt und ist außer dem Gesetze erklärt."

Des Weiteren enthielt das Blatt nur einen Aufruf an das Volk die Waffen zu ergreifen.

Beunruhigende Nachrichten.

Es war unausbleiblich, daß die Erbitterung der Bevölkerung sich Luft machte. Am zweiten December war man noch kaum zum Bewußtsein gekommen, am dritten aber fing man bereits an, an Widerstand zu denken, und als endlich der vierte December angebrochen, war der Anstoß zur Vertheidigung gegeben.

Die Gewalt des Zornes und des Hasses hatte ganz Paris ergriffen — und in diesem Augenblicke schien der Staatsstreich verloren — noch einmal daran gerüttelt und Louis Napoleon hatte die letzte Karte ausgespielt — sein Sturz war unausbleiblich.

Hätte der Tag mit der Begeisterung mit dem Aufschwunge der Wuth, wie er begonnen, auch geendet, dann wäre es mit dem

Reiche Louis Napoleons vorbei gewesen — der Staatsstreich lag bereits im Sterben, noch ein Stoß — und es war um ihn geschehen.

Währenddessen befand sich der Präsident im Elysée.

Wir finden ihn in einem Cabinette im Erdgeschoß — die breiten Flügelthüren eines Nebengemaches sind geöffnet und man blickt in einen prachtvollen, vergoldeten Saal.

Es ist noch früh am Tage — Napoleon steht in der Thür, seine Blicke sind fest auf einen Punkt jenes Saales gerichtet.

Wie mir jetzt der Kindheit Tage wiederkehren, beginnt er düster — dort war's, an jenem Punkte — genau dieselbe Stelle, wo der große Kaiser die zweite Abdankungsakte unterschrieben.

Es war Anno 1815 — aber fünfzehn umgekehrt giebt einundfünfzig — schlaf sanft Du großer Held, in Deinem Kämmerlein — den Napoleoniden Geist konnten sie nicht begraben, er lebt in mir, wird fortleben in meinen Erben, und was man Dir, Du großer Caesar, damals nahm, werde ich mir heute fordern — ich will den Thron, den Du uns aufgebaut — man leistet Widerstand, man will mir nicht gehorchen, gut denn, so fordere ich mit dem Schwerte, was man nicht willig giebt — und sollten sich auch Ströme Bluts wälzen zwischen mir und meinen Gegnern, ich schwimme durch bis ich das Ufer erreicht habe, wo mein Thron aufs Neue strahlt — durch Blut zum Thron — es kann nicht anders kommen — siegen oder unterliegen — wohlan die Stunde der Entscheidung naht — sie sei willkommen.

Eine Viertelstunde später sitzt Napoleon an einem Tische, sein Blick ist düster, die Cigarre in seinem Munde hüllt ihn in Dampfwolken — Alles ist still in diesem Gemache; denn hier wird Tod gebrütet.

Die strengsten Befehle sind gegeben, Niemanden vorzulassen, nur dem General Roquet ist's gestattet einzutreten.

Die Thür geht auf — ein greiser Mann in militairischer Uniform tritt ein — sein Blick ist sehr besorgt.

Nun, mein lieber General Roquet, welche Kunde?

Es geht böse.

Nun — was geschieht?

Man baut Barrikaden — Sir.

Sind sie schon vollendet? fragt Napoleon lächelnd und bläst große Rauchwolken vor sich her.

Ich fürchte, Sir, noch ehe eine Stunde vergangen ist entbrennt der Kampf und Gott mag wissen, wie er endet —

Ich hoffe, meine brave Armee wird das Ihrige thun.

Sie wird es, aber —

Nun — aber?

Der Sieg könnte sich dennoch auf die Seite des Volkes neigen, und dann —

Müssen wir neue Truppen gegen den Pöbel führen, General.

O Sir, es ist nicht der Pöbel allein, der gegen Ihre Sache ist, die höchsten Stände haben sich an dem Kampfe betheiligt.

In diesem Augenblicke ließ sich Gewehrfeuer vernehmen.

Hören Sie, Sir, die Salve tönt ferner — man scheint zu siegen.

Man vollziehe meine Befehle — antwortet Louis Napoleon kurz und giebt dem General einen Wink, sich zu entfernen.

Wieder ist er allein — Seine Blicke gleiten über einige Blätter, welche vor ihm auf dem Tische liegen — sie enthalten die Proclamation der Deputirten an das Volk und das Urtheil des hohen Gerichtshofes.

Ein schreckliches Lächeln gleitet über das Antlitz des Präsidenten — seine Blicke erscheinen starr — wie von Glas.

Ihr habt Euch selbst das Todesurtheil gesprochen, murmelte er dumpf — O Ihr Volksbethörer, Ihr habt durch diese Proclamation Euch selbst und das Volk zur Schlachtbank geführt — und Ihr Richter der Seine, richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet — Wohl, Ihr habt erst angeklagt — bevor Ihr verurtheilen könnt, ist bereits der Stab über Euch selbst gebrochen — und der, den Ihr den Hochverräther nennt, wird die Sühnopfer mit Wohlgefallen entgegen nehmen.

Gegen 1 Uhr Mittags war der General wieder eingetreten.

Nun, geht's besser? mein lieber Roquet.

Nein, Prinz, die Barrikaden im Centrum von Paris halten sich, ja man sieht neue entstehen.

Gut — und auf dem Boulevard und in der Umgegend?

Keine Barrikade, aber viele Menschen, alle in äußerster Erregung — überall, wo sich die Truppen zeigen, ertönt der Ruf: Nieder mit dem Dictator, dabei wird gepfiffen und gezischt.

Und keine Kugel zischt dazwischen? fragt der Präsident der Republik mit erheuchelter Ruhe.

Nein, Sir, dort giebt es keine Barrikaden, aber sie — könnten kommen.

Einfluß nicht nur auf ihr Benehmen, sondern auch auf ihr Antlitz geltend gemacht.

Die Gluth des Auges war sanfter geworden, die Keckheit ihres Antlitzes hatte einem gewissen milden Ernst Platz gemacht — jeder Zug war ausdrucksvoller und schöner geworden.

In eben dem Maaße, wie die schönere Seele aus dem Angesicht sprach, war auch ihr Körper mit allen Reizen der Jugend ausgestattet, und sie prangte in der lieblichsten Fülle einer idealisch-jungfräulichen Gestalt im Alter von neunzehn Jahren.

Daß ihre Sprache ganz das Gepräge der Gewöhnlichkeit verloren und den Charakter der Feinheit angenommen hatte, haben wir bereits bemerkt, als wir aus ihrem Munde die Schlußworte des Aufrufs vernahmen.

Jeannette war Patriotin genug, um nicht gleichgiltig zu bleiben, wo ganz Paris, ja das ganze Land seine Stimme gegen den empörenden Gewaltstreich des Tyrannen erhob.

Wenn auch nicht mit der Waffe in der Hand, so kämpfte Jeannette doch durch die Macht des Wortes, welches nicht nur in den Kreisen ihrer Freundinnen, sondern auch auf offener Straße Männern gegenüber ertönte.

Und auf diese Weise kam es denn auch, daß einer der Abgeordneten auf sie aufmerksam geworden war, ihr die Mission übertrug in deren Vollbringung wir sie vorhin fanden.

Das junge Mädchen war übrigens in einer Toilette, wie sie die feinste Pariser Damenwelt zu tragen pfleget, auf dem Platze, und so manches goldne Lorgnon irgend eines jungen, auch wohl alten Dandy war auf sie gerichtet.

Sie hatte soeben mit einem Abgeordneten gesprochen, als plötzlich ein kleiner Herr vor ihr stand, welcher sie verwundert anblickte.

Sie hier, Mademoiselle? fragte er kurz.

Wo Alles weilt, kann ich nicht fehlen, versetzte Jeannette in sanftem Tone, und doch lag etwas darin, was nur zu deutlich erkennen ließ, wie unangenehm ihr diese Begegnung war.

Mademoiselle Jeannette, nahm — Herr Frech das Wort; haben Sie unsern Contract vergessen?

Contract — versetzte die Angeredete — einen solchen haben wir nicht mit einander abgeschlossen.

Sie erinnern sich, daß ich für meine Güte, Sie wissen, worin diese besteht, nichts als Gehorsam verlangte, ich bitte daher, daß Sie diesen Ort verlassen, der wohl für das Barrikadenmädchen vor drei Jahren geeignet war, für Sie aber im gegenwärtigen Augenblicke nicht mehr paßt.

Mein Herr, Sie sehen mich nicht vereinzelt hier, ebensowenig gewahren Sie etwas von dem, was man Pöbel nennt, alle Anwesenden gehören den besseren Ständen an, halten sie sich nicht zu gering, für die Sache des Vaterlandes zu eifern, so darf es Jeannette Martin sicherlich nicht — ich bin eine Französin — und rufe von ganzem Herzen aus: „Hoch lebe die Republik!“

Jeannette's Blicke strahlten lebhafter, die Gluth patriotischer Begeisterung, die aus ihnen leuchtete, schien Aller Herzen zu entzünden, und donnerähnlich hallte es in tausendstimmigem Rufe wieder: „Hoch lebe die Republik!“

Herr Frech, der bereits mit mißtrauischen Blicken gemustert wurde, hielt es für gerathen, sich dieser Athmosphäre, die für ihn unheilvoll zu werden drohte, zu entziehen.

Aber er trat mit schwerem Herzen den Rückzug an, denn — hatte Jeannette das Unglück, von einer Kugel getödtet zu werden, dann waren alle seine Pläne in Bezug auf sie und somit ein großer Theil seines künftigen Triumphes, dessen Ursache uns noch unbekannt ist, dahin.

Wie wollte er sie aber schützen? es war eine Aufgabe der Unmöglichkeit, und trotz seines ungemein großen Interesses für das Mädchen hatte er nicht Lust, sie im Augenblicke des Kartätschens, der nun bald nahe war, mit seinem Körper zu decken.

Er beschloß daher, noch einen Versuch zu machen, sie vom Boulevard zu entfernen, und kehrte noch einmal zu ihr zurück.

Ich bitte Sie dringend, Jeannette, sagte er mit flehendem Ausdruck, verlassen Sie diese Stätte; es könnte sich ereignen, daß man militairische Maßregeln —

Wie, unterbrach ihn Jeannette in zürnendem Tone, wird man es wagen, Menschen zu tödten, die nichts weiter thun, als sich über die Tagesangelegenheiten aussprechen, die mit einander berathen, was man gegen die Gewalt beginne und dabei freilich das Vaterland hoch leben lassen? — aber sehen Sie nur, der größte Theil verhält sich völlig neutral, einige hören zu, andere promeniren oder gehen wohl auch ihren Geschäften nach — nein, so grausam wäre selbst nicht ein Attila gewesen.

Sie vergessen, daß Zusammenrottungen streng untersagt sind —

Wer hat sie untersagt?

Die Anschläge der Regierung — ich bitte Sie, Jeannette, verlassen Sie diesen Ort, er könnte nur zu bald ein Ort des Schreckens werden.

In diese letzten Worte hatte Frech gewissermaßen einen prophetischen Ausdruck gelegt, der Jeannette auffallend erschien.

Mein Herr, Sie scheinen von den Absichten der Regierung sehr unterrichtet zu sein — und sollte diese das Aeußerste wagen, also gegen die Neutralität zu Felde ziehen, so werde ich das Geschick aller derer theilen, die hier anwesend sind; fallen sie als Opfer, so will auch ich unter ihnen nicht fehlen — Gott aber wird dann richten zwischen der Republik und ihrem Unterdrücker, denn in dem fünften der zehn Gebote steht geschrieben: „Du sollst nicht tödten!"

Jeannette, kommen Sie, kommen Sie! flehte Frech athemlos.

Ich bleibe, wo Alle sind — es lebe das Vaterland!

Aber ich will nicht, daß Sie hier sterben — rief Frech und zog das Mädchen mit Gewalt aus der Menge.

Aber in diesem Augenblicke trat ein hochgewachsener junger Mann, wohlgekleidet und von feinem Anstand, dazwischen.

Wer wagt es, eine schutzlose Jungfrau zu mißhandeln? — rief er in zürnendem Tone und schob Frech wie einen Knaben bei Seite; das ist eines Mannes unwürdig, gehen Sie und lassen Sie dieses Mädchen —

Er hatte diese Worte nicht vollenden können, denn in diesem Augenblick fühlte er sich am Arme ergriffen, und eine wohlklingende Stimme rief:

Ich danke Ihnen, Franz Löscher — o bleiben Sie einige Augenblicke, ich bitte Sie dringend.

So weihe ich Euch Beide dem Verderben murmelte Frech, es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, sonst ereilt mich das Unheil selbst.

Mit einem fürchterlichen Blicke auf Franz Löscher entfernte er sich und beschleunigte seine Schritte.

Dieser hatte währenddessen befremdet auf Jeannette geblickt, denn sie war es, die ihn angesprochen.

Sie kennen mich nicht mehr, Franz Löscher? — nahm das Mädchen in wehmüthigem Tone das Wort.

Sie erscheinen mir bekannt, Mademoiselle, sagte er in höflichem Tone; allein ich erinnere mich nicht —

Denken Sie an die Tage des Juni, als wir ein Loos in den unterirdischen Gängen der Tuilerien theilten —

Ich erinnere mich — wie, Sie wären?

Jeannette Martin! unterbrach ihn die Genannte, es sind nun gerade drei Jahre her, daß wir uns zum letzten Mal gesehen —

Es war am Abend vor dem Wahltage —

Ganz recht, an jenem Tage wählte man den Mann, der heute — doch lassen wir das, sprechen wir lieber von uns — nein — nur von Ihnen, erzählen Sie mir recht viel von Ihren Verhältnissen — o drei Jahre ändern viel — wie geht's Ihnen? lebt Ihre Mutter? sind Sie vortheilhaft beschäftigt? — sagen Sie mir Alles, ich höre es gern, recht gern.

Es lag so viel Theilnahme, ja so viel Hingebung in ihren Worten, daß Franz die gewünschte Auskunft gewiß auch eben so gern zu geben bereit war, als sie gefordert wurde.

Aber noch hatte er nicht Zeit gehabt zu antworten, noch war er von Staunen umfangen, in das ihn das Wiedersehen dieses Mädchens versetzt hatte. Das war jene Jeannette nicht mehr, deren Bekanntschaft er unter jenen unglücklichen Verhältnissen gemacht hatte — dieser Ausdruck in den Zügen, aus welchen jetzt eine so schöne Seele sprach — dieser feine Ton der Sprache statt der früher rohen Redeweise. — Eine so gewaltige Aenderung konnte die Zeit nicht allein bewirkt haben, sie mußte in tieferen Quellen nur gesucht und gefunden werden.

Ich habe Sie kaum erkannt, Jeannette, sagte Franz endlich; Sie sind eine ganz Andere geworden als damals —

Ich habe meinen Geist gebildet, Franz, versetzte Jeannette, ja ich habe gelernt, gelesen und erfahren, glauben Sie aber nicht, daß mich diese Geistesbildung glücklicher gemacht, o sie gab mir vielen, reichen Stoff zum Nachdenken über mich und so manches Andere, fuhr sie in wehmüthigem Tone fort, aber ich wollte nicht von mir sprechen, sondern von Ihnen hören, sagen Sie mir also, lebt Ihre Mutter noch?

Sie lebt und ist munter.

Und Sie haben Beschäftigung?

Zur Genüge — ich esse mit Ruhe und Frieden mein tägliches Brod und habe dem Himmel sei Dank noch etwas darüber.

Und Sie fühlen sich glücklich?

O von ganzem Herzen, mich drückt keinerlei Kummer, denn ich bin zufrieden, gesund und habe reichliche Arbeit.

Also Ihr Herz ist ganz frei von jedem Harm? fragte Jeannette aufmerksam.

Ganz frei.

Dabei ſah er ihr mit ſeinem großen Auge in das Antlitz, auf welchem eine Thräne aus dem Auge rieſelte.

Gott — Sie weinen, Jeannette; ſind Sie denn unglücklich? fragte er in theilnahmvollem Tone.

Nein, verſetzte die Gefragte mit ſchlecht erheuchelter Faſſung, ich weine vor Freude, daß es Ihnen, der Sie doch dem Elende ſo nahe ſtanden, wie ich, jetzt ſo gut ergeht, o wer ſo ſprechen kann, wie Sie, wer von ſich ſagen kann, er iſt zufrieden und glücklich, der iſt einer der wenigen Beneidenswerthen dieſer Erde — aber ich beneide Sie nicht, fuhr ſie mit einer gewiſſen Innigkeit fort, indem ſie ſanft ſeine Hand erfaßte, wünſche vielmehr, daß es Ihnen für Ihre Lebensdauer ſo ergehen möge.

Wem der Himmel Geſundheit ſchenkt, daß er arbeiten kann, der wird ſich immer glücklich preiſen können, kann er es nicht, ſo iſt er ſelber Schuld und unwürdig des Segens, der ihm durch die Arbeit erſprießt — aber ich danke Ihnen, Jeannette für Ihren Wunſch, o mögen auch Sie ſo glücklich ſein, wie ich es wünſche.

Er wollte nach einer kurzen Unterredung, die noch folgte, ſich entfernen, allein Jeannette hielt ihn zurück.

Und wir waren ſo mit perſönlichen Angelegenheiten beſchäftigt, was wir mit keinem Worte der Tagesintereſſen erwähnt haben —

O, die ſind traurig genug.

Und wie denken Sie über das Ende?

Das iſt ſchlimm zu ſagen, ich fürchte, der Staatsſtreich wird ſiegen und Frankreich gefeſſelt zu den Füßen des Tyrannen liegen.

Sie glauben, das Unrecht könnte ſiegen?

Nicht das Unrecht, ſondern die Gewalt — das Militär ſcheint Miene zu machen, ſich auf die Seite Louis Napoleons zu ſchlagen.

Woraus ſchließen Sie das?

Aus dem Umſtande, daß man in der Tempelſtraße bereits eine Barrikade genommen, freilich ohne beſondern Widerſtand; hätten die Truppen die Republik vertheidigen wollen, ſo konnte nicht eine einzige Barrikade genommen werden — doch gedenken Sie noch länger hier zu bleiben?

Ich bleibe.

Aber bedenken Sie, welcher Gefahr Sie ſich ausſetzen, es könnten —

Ich bleibe meinem Poſten treu, indem ich es übernommen habe, die Proclamation der Abgeordneten, welche zu den Waffen ruft, durch lautes wiederholtes Vorleſen dem Volke in Erinnerung zu bringen — und dieſer Augenblick ſoll wieder verwandt werden, meine Pflicht zu thun.

Somit beſtieg Jeannette die Barrikade, und auf's Neue klangen die Worte herab, welche die Vertheidigung des Vaterlandes den Franzoſen ſo warm an's Herz legten, wie wohl kaum zuvor, und niemals ſtand Frankreich an einem Vorabend von Ereigniſſen, wie die, welche die nächſte Stunde ihm bringen ſollte.

Auch Franz, wiewohl kein Franzoſe, ſchenkte jener Proclamation die regſte Aufmerkſamkeit, und tief hatte ihn die Schmach der Nation berührt, unter welcher er jetzt weilte; er beklagte ihr Unglück tief, allein vermochte er ſie zu retten?

Laut aber ſtimmte er in den Ruf: „Es lebe die Republik!“ ein, der jetzt wieder aus tauſend Kehlen zum Himmel drang, als Jeannette ihre ſeltſame Tribüne verlaſſen hatte.

Gern hätte er auch jetzt den Weg nach ſeiner Wohnung angetreten, einerſeits aber ſchien es ihm gewiſſermaßen Ehrenſache, Jeannette nicht zu verlaſſen, andererſeits aber war das Gedränge diesſeits der Barrikaden auf den beiden Seiten der Boulevards jetzt, zwiſchen zwölf und ein Uhr, durch die zuſtrömenden Menſchenmaſſen, die dahinſtrömten, ſo groß geworden, daß er ſich kaum hätte durcharbeiten können.

Die Stimmung äußerte ſich in verſchiedener Weiſe; da, wo ſich Franz und Jeannette befanden, herrſchte ein düſteres Schweigen, anderswo ertönten die Rufe: Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen! Und wir wiſſen bereits, daß Napoleon von dieſem Treiben ſchon in Kenntniß geſetzt war.

Bisweilen brachen ſich unheimliche Züge durch die Menge Bahn. Sie beſtanden aus hintereinander folgenden, verſchloſſenen Tragbahren, welche von Soldaten und Krankenwärtern umgeben waren.

Dieſem traurigen Zuge voran gingen Männer mit langen Stöcken, an welchen letzteren blaue Zettel befeſtigt waren mit der Inſchrift: „Militär-Spitäler“, während man auf den Vorhängen der Tragbahren die Worte las: „Verwundete, Feld-Lazareth!“

Der vorherrſchend finſtere, regneriſche Tag trug nur dazu bei, Alles noch ſchrecklicher erſcheinen zu laſſen — die Maſſen ſchauten düſter drein, als hätte ſich der Würgeengel, der ihnen bald nahen ſollte, ſchon im Voraus in ihren Zügen geſpiegelt.

Kurz vor ein Uhr, etwa eine Viertelstunde also nach dem letzten Befehl, welchen, wie wir gehört haben, Napoleon dem General Roquet gegeben, erschienen plötzlich auf der ganzen Länge der Boulevards wie der Magdalenkirche große Militärmassen, Cavallerie und Infanterie.

Der Kirche zunächst hatte sich die ganze Division Carvelet, bestehend aus den fünf Brigaden de Cotte, Bourgon, Canrobert, Dulac und Reibell, in einer Gesammtzahl von 16,410 Mann, aufgestellt und auf dem Raume zwischen der Straße de la Pair und der Fischer-Vorstadt ausgebreitet.

Jede Brigade war von einer Batterie begleitet, elf Kanonen waren nur allein auf dem Fischer-Boulevard — zwei derselben, welche sich den Rücken kehrten, waren, die eine am Eingange der Vorstadt, die andere am Eingange der Straße Montmartre aufgestellt, ohne daß man eigentlich die Ursache errieth, denn diese Straße in die Vorstadt schauend hatte auch nicht eine einzige Barrikade.

Die Neugierigen, welche auf den Trottoirs und an den Fenstern sich zusammengedrängt hatten, betrachteten mit Bestürzung und Entsetzen diese Todesmaschinen mit ihren gräßlichen Apparaten, diese Soldaten mit ihren Säbeln und Bayonnetten, denn schwerlich konnte Jemand dieser unschuldigen Zuschauer eine Ahnung davon haben, daß es ihnen selbst gälte.

Anders war es bei den Truppen, diese lachten, scherzten und machten sich über diesen und jenen lustig — viele Andere aber blickten düster auf die Menschenmassen, vielleicht mochte so Mancher in diesem Augenblicke bereut haben, daß er vom zweiten December an sein Gewissen nicht mehr sein eigen nennen konnte, denn es war — verkauft, verkauft für ein paar Franc's, die bereits in Branntwein und Würsten an den Mann gebracht waren.

Die Meisten hatten den Kolben auf den Boden gestemmt und lehnten sich auf ihre Gewehre — Viele von diesen schienen halb zu wanken, entweder waren sie von Nachtwachen ermüdet oder angetrunken, aber läßt sich ein Gewissen denn in Spiritus auflösen? — naht nicht die Stunde des Erwachens wieder?

Ja betrunken schienen die Meisten, so behauptete auch im Vorübergehen mancher alte Soldat, der diesen Reihen nicht mehr angehörte.

Plötzlich ertönten im Publikum laute stürmische Rufe: Es lebe die Republik, nieder mit Bonaparte!

In diesem Augenblicke ließ sich eine kreischende Stimme hören, man vernahm ganz deutlich die Worte:

Ich hab's Euch vor drei Jahren gesagt, er schwört einen Meineid, Ihr seht, ich habe recht prophezeiht; heute, jetzt sage ich Euch mehr, Franzosen, Ihr fordert die Freiheit, der Meineidige verlangt Euer Leben — seht Ihr denn nicht seine Henker dort, merkt Ihr denn nicht, daß es nach Blut riecht in ihrer Nähe? flieht diesen Ort, Franzosen, flieht, flieht, sonst bedeckt Euer eigner Leib diese Stätte, Euer Blut färbt dieses Pflaster, merkt auf, man will morden — ha, ha, ha — über Leichen zum Thron! fort also fort, sage ich Euch noch einmal, ehe wenige Minuten verronnen sind, wird diese Stätte von rauchendem Franzosenblute triefen und zuckende Opfer den letzten Sterbeseufzer ausröcheln. — Du junger Mensch, wandte sie sich an einen der ihr zunächst Stehenden, Deine blauen Augen blicken so treu, so offen in die Welt, Du hast keine Ahnung von Verrath — in Deiner Brust giebt es keinen Keim der Arglist, schone Dein junges Leben, gehe und nimm das junge Mädchen mit Dir, ach so schön, so jugendlich, warum wollt Ihr sterben?

Wir errathen, daß diese letzten Worte Franz und seiner Nachbarin Jeannette galten, welche sich am Arme des jungen Mannes hielt.

Beide blickten auf, und vor ihnen stand die hohe, schlanke Gestalt einer schwarzgekleideten Frau mit Achtung gebietendem wehmuthsvollen Antlitz.

Wir theilen das Schicksal Aller, versetzte Franz, als er ihren schwarzen Augen begegnete, wo Niemand flieht, bleiben auch wir.

O welches Entsetzen, bald wird's zu spät sein, schon hat der Engel des Todes seinen düstern Fittig über diese Stätte gebreitet — das Buch des Verderbens ist aufgeschlagen — bald sind seine Blätter gefüllt.

Das Antlitz, das ganze Wesen dieser Frau hatte etwas Ueberirdisches angenommen, Franz schien ein eigenthümliches Interesse für sie zu empfinden.

Sie sind sehr erregt, Madame, sagte er in sanftem Tone; Sie täuschen sich, man wird nicht wehrlose Zuschauer angreifen — das hieße — morden.

O junger Mensch — man wird morden, glaub's mir, Du kennst den Cäsar nicht —

Welche sonderbare Frau, wandte sich

Franz an einen in der Nähe stehenden Mann — ist sie Ihnen vielleicht bekannt?

Ich erinnere mich, sie vor drei Jahren einmal vor dem Stadthause gesehen zu haben, als man dort die Wahl Louis Napoleons als Präsident proclamirte, damals sagte sie voraus, was sich jetzt erfüllt hat, und Gott möge geben, daß sich nicht erfülle, was sie jetzt prophezeiht.

Als sich Franz wieder nach der Frau umblickte, war sie verschwunden.

Ein unruhiges Gemurmel durchlief die Menge und bald wuchs dieses zu dem mächtig donnernden Rufe: „Nieder mit dem Verräther, hoch lebe die Republik, hoch das Vaterland.“

Dieser Nothschrei drang zu den schwarzen Wolken empor, droben aber lauerte bereits das Reich des Verderbens und sein düsterer Herrscher kennt kein Erbarmen —

Hören Sie nur, wie sie schreien, Kamerad sagte ein Infanterieofficier zu seinem Nachbarn, hei, das wird ein Gemetzel geben!

Freuen Sie sich darauf, Baron von Rautenberg? versetzte der Angeredete kalt.

Sie nicht, Kamerad?

Nicht im Geringsten, entgegnete dieser düster; ich bin in der That nur mit meinem Körper hier, meine Seele ist nicht dabei.

Aber bedenken Sie, es gilt dem Pöbel.

Auch dieser besteht aus Menschen; aber, Kamerad, ich sehe nichts von dem, was Sie Pöbel nennen, sehen Sie nur die feinen Toiletten von den Herren und Damen da unten, die gelben Handschuhe und Pelze da drüben — nein wahrlich, vom Pöbel gewahre ich kaum eine Spur.

Ich betrachte Alles als Pöbel, was sich nicht vor dem Willen der Regierung beugt, versetzte Guido und nahm aus einer gefüllten Feldflasche einen tüchtigen Zug; trinken Sie, Kamerad, es ist ein prätiger Chateau d'Eau, er giebt Blut und Macht.

Ich danke Ihnen, Baron Rautenberg, traurig genug, daß unsere Compagnien betrunken sind, wir, die Officiere, müssen wenigstens nüchtern bleiben.

So denken die wenigsten unter uns, und auch ich nicht, rief Guido, setzte auf's Neue die Flasche an und sein sonst so bleiches Gesicht hatte sich heute mit glühender Röthe bedeckt.

In der That begann auch er zu wanken.

Kamerad, sagte sein Nachbar; Sie haben ein wenig zu viel des Guten genossen.

Es muß so sein, der Tag ist kalt, und darum brauchen wir Wärme, ich sehne mich nach Arbeit, Kamerad, der Pöbel dort muß niedergemetzelt werden.

Sie sind in solcher blutigen Stimmung —

Ja, es ist wahr, heute will ich Blut sehen — o daß der ersehnte Signalschuß sich erst auf dem Bastillenplatze vernehmen ließe.

Kamerad — das ist nicht die Sprache eines Officiers.

Gleichviel — die Sache muß einmal zum Durchbruch kommen.

Welche Sache?

Die — des Kaisers!

Des Kaisers? — wiederholte der Officier mit Befremden.

Sie sind Officier und wissen nicht, daß wir heute eigentlich für die Monarchie kämpfen, und es muß sein, ein Officier der Republik hat keine Ansprüche auf die Elite — nun, das geht nicht länger, wir müssen hier die Monarchie einsetzen, dann haben wir den Frieden in ganz Europa hergestellt, so lange noch Republik in Frankreich ist, wird in Deutschland und in ganz Europa der auch überall aufglimmende Funken wieder zur hellen Flamme lodern.

Lassen wir die Politik, Kamerad, was haben wir damit zu schaffen, wir sind hierher commandirt, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Um so mehr sollten wir schon unsere Leute wenigstens mit dem Bayonnet gegen den Pöbel da führen.

Sie sprechen immer wieder von Pöbel, während kein solcher zum Vorschein kommt, ich möchte vielmehr sagen, es ist eine „Revolution im Fracke“ — man hat allerdings an andern Punkten der Stadt gekämpft, denn es wurden schon eine oder zwei Barrikaden im Sturm genommen, hier aber sehe ich noch keine Veranlassung zum Angriff.

Veranlassung? lachte Guido, nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche und taumelte einige Schritte zurück, die dürfen wir nicht abwarten, haben wir doch strenge Ordre dem Pöbel oder der Revolution im Fracke kein Commando zum Auseinandergehen zu lassen — gleich d'rauf, d'rauf, so haben es auch unsere Kameraden bei den genommenen Barrikaden gemacht — ein dort verwundeter Officier hat mir sogar gesagt, seine Soldaten haben auf Gespötte und Schimpfreden den Pöbel zum Schießen ermuntert, der Coup gelang, denn er schoß, und die Barrikaden wurden natürlich — genommen, so wollen auch wir es machen.

Ich erkläre solche Handlungsweise für eine Gemeinheit, das mögen Straßenbuben

thun, aber nicht Soldaten, Soldaten die schon auf den Gefilden Africa's und in den Wüsten gefochten, Soldaten, die in den Junitagen gesiegt — ich werde meine Compagnie wenigstens keinen Schuß ohne kräftige Veranlassung thun lassen — aber Sie sprachen vorhin von einem Signalschuß?

Sie wissen auch von diesem nichts?

Nicht das Geringste.

Wo waren Sie denn, Kamerad, als man uns diese Mittheilungen machte? so hören Sie, der unersetzliche Maupas hat in Erfahrung gebracht, daß heute gegen drei Uhr von Seiten des Widerstandsausschusses durch einen Schuß den Insurgenten das Signal zum Kampfe gegeben werden soll*) — dieser Schuß ist auch zugleich das Signal für uns; sobald er fällt, warten wir keinen Angriff ab, sondern gehen d'rauf, gleichviel, bewaffnet oder unbewaffnet, was nicht aus dem Wege geht, wird niedergemetzelt — um Unschuld uns zu kümmern, bleibt keine Zeit übrig, was hier müßig steht, ist schuldig, der Pöbel muß auseinander gejagt und durch ein furchtbares Beispiel vor jedem ferneren Revolutionslüstchen gewarnt — die Gesellschaft muß sicher gestellt und der Präsident als ihr Retter betrachtet werden — das sind die Absichten unserer Regierung, das müssen auch die Unseren sein.

Aber Sie sprechen von einem Signal, welches dem Volke zum Angriff gegeben werden soll — wir haben ja bereits Gelegenheit anzugreifen, es sollen ja schon Barrikaden genommen sein.

Pah — das lohnt nicht der Mühe, die Barrikade kam ohne Blut in unsere Gewalt, sie war nur von drei Barrikadenmännern besetzt — ein Schuß fiel, aber das Gewehr ist durch Zufall losgegangen, nur ein müßiges Gerücht hat sich verbreitet von einem stattgehabten Kampfe, ich sage Ihnen, noch ist weder Blut geflossen, noch ein Mann gefallen.

Sie sprachen von nur einer, aber es sind dort zwei genommen, man hat bereits Verwundete vorüber getragen, Sie selbst sprachen vorhin von einem verwundeten Officier.

Mag sein, daß es bei einer andern etwas hitzig herging, ich kann Ihnen aber auf Ehre versichern, daß ein allgemeiner Aufstand in Paris noch nicht stattfindet, das sehen Sie aus dem Zusammenlauf dieses müßigen Pöbels, die Barrikaden jenseits sind kaum schon besetzt — aber es wird bald so weit sein, o daß endlich das Signal ertönte, ich will Arbeit haben, ich sehne mich nach einer That, um so schneller zu — avanciren.

Er trank wieder, sein Gesicht glühte bereits wie ein Feuerheerd — die Augen rollten wild — nur der betrunkene Wüstling konnte solche Blutgier verrathen.

Wir wollen von ihm scheiden, da wir leider noch Gelegenheit haben, ihn wiederzusehen.

Als das achte Ulanenregiment, unter dem Commando des Oberst Rahnfort, in die Nähe der Straße Taitbout gelangte, war die Nebenstraße des Boulevard von einer dichten Menschenmasse angefüllt.

Diese waren Bewohner des anstoßenden Reviers, Kaufleute, Journalisten und unter ihnen mehrere Damen und Mädchen mit Kindern.

Als das Regiment vorüberritt, ertönte der tausendstimmige Ruf: „Es lebe die Constitution, es lebe das Gesetz, es lebe die Republik!“

Dieser Ruf hatte nichts ungesetzliches, denn noch war die Republik vorhanden und solche Aeußerungen gestattet.

Oberst Rahnfort hingegen hatte eine andere Anschauung von der Sache — er spornt sein Roß an, sprengt mitten durch die Menge die Ulanen stürzen hinter ihm her, und Männer, Frauen, Kinder, Alles durcheinander wird wie eine Schaar Banditen getrieben.

Ein furchtbares Geschrei, ein Geschrei, schrecklicher als es je gehört worden war, ertönte, denn schon ist Blut geflossen — die Säbel und die Lanzen haben bereits das ihre — gethan.

Etwa gegen zwei Uhr wurden am Ende der Fischer-Boulevards, zweihundert Schritte von der kleinen Warte-Barrikade des Wachtpostens Bonne-Nouvelle zwei Mörser aufgefahren.

Beim Aufpflanzen dieser Geschütze zerbrachen die Trainsoldaten, welchen wohl so leicht eine falsche Bewegung nicht zuzutrauen ist, die Deichsel eines Pulverwagens.

Schallendes Gelächter ließ sich jetzt in der Menge vernehmen.

Die haben gut geladen! rief ein Mann.

Aber glücklicherweise noch nicht die Kanone, meinte ein Anderer, nur die Kehle, und sie sind so besoffen, daß sie gar nicht wissen, was sie thun.

Um halb drei Uhr, wir folgen nämlich dem gräßlichen Ereigniß Schritt für Schritt

*) Leere Fabel, die man wohl den Soldaten aufgebürdet hatte, denn jenes Signal kam nicht vom Widerstandsausschusse — auch hatte ja gewissermaßen der Kampf schon begonnen.

wurde das Feuer vor der Barrikade eröffnet, aber nur ſchwach — die Soldaten zeigten nicht die Energie, wie ſie dieſe ſonſt beherrſcht hatte.

Es war als ob die commandirenden Officiere an nichts weniger dachten, als an einen Kampf — und wir werden erfahren, wo ihre Gedanken weilten.

Der erſte Kanonenſchuß war gefallen, aber ſchlecht gezielt. Er fuhr über die Barrikade hinaus, und die Kugel tödtete am Chateau d'Eau einen Knaben, der eben aus dem Becken Waſſer ſchöpfte.

Die Läden, faſt alle Fenſter waren geſchloſſen, eines indeſſen, in einem oberen Stockwerke des Hauſes an der Straße du Sentier war offen geblieben.

Immer noch, beſonders auf dem ſüdlichen Trottoir ſtrömten die Neugierigen herbei.

Es waren in der That nur müßige, harmloſe Zuſchauer, die wahrlich an keinen Kampf dachten, alſo Männer, Frauen, Kinder, Greiſe, welche wohl den ſchwachen Angriff auf die Barrikade, mehr für ein blindes Feuer, für einen ſogenannten Schreckſchuß hielten, der vielleicht ein Signal ſein ſollte, die Barrikade hinweg zu räumen.

Vorläufig war dieſe Barrikade nichts als ein Schauſpiel für Neugierige bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo ſie zum Vorwand dienen ſollte.

Es mochte eine Viertelſtunde verfloſſen ſein, ſeitdem die Truppen ihre Waffen blizzen ließen, als plötzlich wie in Folge eines elektriſchen Schlages, eine außerordentliche und furchtbare Bewegung zuerſt in der Infanterie und dann in der Cavallerie wahrgenommen wurde.

Die Truppen machten plötzlich eine Wendung — hören wir warum.

Wir haben vorher von einem offen gebliebenen Fenſter in der Straße du Sentier geſprochen — man ſagte den Soldaten, es ſei von da oben auf ſie geſchoſſen worden — Andere aber behaupten, der Schuß ſei von dem Dache eines Hauſes der Straßen Notre Dame, de Recouvrance und Poiſſonnière gekommen.

Nach andern Berichten endlich ſoll es ein Piſtolenſchuß geweſen ſein, aus dem oberen Theile eines Hauſes an dem Eingange der Straße Mazagran.

Dieſer Schuß iſt beſtritten — was aber unbeſtreitbar bleibt, iſt, daß als Urheber dieſes zweifelhaften Schuſſes, der vielleicht nichts anders war, als eine heftig zugeworfene Thür, ein Zahnarzt in dem Nachbarhauſe erſchoſſen wurde.

Dieſer Unglückliche fiel von einem Soldaten in Guido's Compagnie.

Iſt überhaupt ein Flinten- oder Piſtolenſchuß aus einem Hauſe des Boulevard gehört worden? — Niemand aus dem Publikum hat einen ſolchen vernommen — hat er aber ſtattgefunden, ſo iſt man um die Beantwortung der Frage in Verlegenheit — war er Urſache oder Signal zum Angriff?

Wir ſind außer Stande, dies zu unterſuchen und können nur verbürgen, daß in dieſem Augenblick Cavallerie, Infanterie, Artillerie — Front gegen die zahlloſe, dicht gedrängte Maſſe auf den Trottoirs und unmittelbar darauf, ohne daß Jemand zu errathen oder zu ahnen vermochte, aus welcher Urſache, ohne Veranlaſſung und ohne vorhergegangene „Warnung", die jene ſchrecklichen Anſchläge es angezeigt hatten, begann das gräßliche Gemetzel, das furchtbarſte Blutbad, welches Paris geſehen, vom Gymnaſe an bis zu den chineſiſchen Bädern, alſo auf der ganzen Länge des belebteſten, eleganteſten und freundlichſten Boulevard von Paris.

Halte einen Augenblick inne, lieber Leſer, wenn Deine Blicke dieſe Seiten unſeres Werkes erreicht haben, Du mußt Dich ſammeln, Du bedarfſt der ganzen Faſſung, die Dir zu Gebote ſteht — die Schilderungen dieſer Scenen ſind Entſetzen erregend, haarſträubend, auch wir müſſen die Feder bei Seite legen, auch unſer Herz pocht bange, bevor wir den zum Himmel ſchreienden Mord zu ſeiner ganzen Schrecklichkeit berichten.

Endlich muß es ſein.

In dem Augenblick, in welchem ſich die Soldaten wenden, erfüllt ein furchtbarer, lang anhaltender Donner die Luft, nicht der des Himmels, er iſt von ſchwarzen Wolken bedeckt — kein flammender Blitz zerreißt den düſtern Schleier, der ihn verhüllt, das leuchtende Feuer kommt aus den Mündungen der Kanonen und Gewehrläufe; ihm folgt der verderbenſchleudernde Donner, der die Maſſen zu Boden ſtreckt.

Barmherziger Himmel — welcher Anblick!

Hat je ein menſchliches Auge Gräßliches geſehen, ſo war es dieſes Gemetzel, hat je ein Ohr Grauſenvolles vernommen ſo iſt es die Geſchichte der verfluchten Mordſcenen dieſes vierten December.

Wilde fürchterliche Verwirrung, unbeſchreibliche Angſt hat die Meiſten ergriffen — ein Mark und Bein durchdringender Schrei des Entſetzens und des Schmerzes

— ein einziger Schrei, welcher aus tausend Kehlen kommt.

Mit zum Himmel erhobenen Armen stieb Alles auseinander, was nicht niedergestreckt ist und noch nicht den Weg von Leichen versperrt sieht.

Bald aber thürmt sich Körper auf Körper — der schreckliche Kugelhagel, der grausig ziſchend umherpfeift vom Trottoir bis zu dem fernſten Giebelfenſter, fordert unbarmherzig ſeine Opfer.

Alles iſt mit Blut bedeckt — kein Stein iſt mehr frei von dem Purpurſaft des Lebens. Junge elegant gekleidete Männer, noch brennende Cigarren in den erkaltenden Lippen haltend, bedeckten ſterbend den Boden, neben ihnen Damen in Sammetmänteln — der letzte Seufzer entfließt ihrem Munde.

Greiſe mit brechenden Blicken, ſchuldloſe Kinder, junge Mädchen, ſo manche hoffnungsvolle Braut unter ihnen, die wohl ſchon an den Myrthenkranz dachte — jetzt wird das Grab ihr Brautgemach.

In einem Augenblick bedecken die ganze Gegend vom Eingange der Straße Montmartre bis zur Fontaine, eine Entfernung von etwa ſechzig Schritten — Leichen, nur Leichen oder auch zuckende Opfer.

Dazu tönt entſetzliches Jammergeſchrei — Todesröcheln — ununterbrochenes Gewehrgeknatter, begleitet von dem Donnergetöſe der Geſchütze, als wollte gleichſam dieſes wie ein Beherrſcher des Geknalles und Gekrachs dieſem ſeine ſchrecklichen Befehle, ſeine entſetzliche Aufmunterung zugehen laſſen.

Zwei Buchhändler in ihren Ladenthüren ſtürzen nieder von Kugeln durchbohrt — alle Kelleröffnungen werden vom Eiſenhagel ereilt — ſchreckliches Geſchrei ertönt aus dem Innern.

Rettung, Rettung! winſelt es hier und dort, Erbarmen! vorn — Mitleid! von der Seite, aber vergebens — die Schergen haben kein Ohr für dieſe Stimmen — ihr Herz bleibt unberührt von dem Mark durchdringenden Flehen — ſie ſollen, ſie müſſen morden — ſie ſchlachten im Wahnſinn, den der Branntwein erzeugt.

An den Straßenecken, in Winkeln lauern die Soldaten wie Jäger im Hinterhalte auf Wild.

Zwei Jäger von Vincennes ſtehen nebeneinander hinter einem Brunnen.

Gieb Acht, Jean, ſagt der Eine, ich werde mir jenen Kerl mit den weißen Handſchuhen und der goldenen Brille auf der Naſe langen; ich ziele zwiſchen ſeine Augen — da muß die Kugel einſchlagen.

Er drückt ab — der Mann mit den weißen Handſchuhen ſinkt mit zerſchmetterter Stirn zuſammen.

Ein Meiſterſchuß, ſagt Jener, aber warte Du ſollſt mir nichts im Voraus haben — ſieh dort jenes Weib mit dem Brode unter dem Arm, wohin ſoll ich zielen?

Nach dem Herzen.

Es ſei.

Wenige Augenblicke ſpäter wälzt ſich die unglückliche Frau in ihrem Blute.

Auf der Treppe des „Propheten" ſteht ein Greis, welchen man ſo eben dahin geſchleift.

Ach Gott, flehte er, ich möchte meinen Sohn noch einmal wiederſehen, er kommt morgen aus Lyon — ſeit fünf Jahren iſt er fern.

Im Himmel — ruft man ihm zu — ein Büchſenſchuß tödtet den alten Mann.

Er wird ſich den Kopf nicht mehr ſtoßen, ruft lachend ein Soldat, der eben einen tüchtigen Schluck aus der Feldflaſche gethan, als der Greis auf das Trottoir herabſtürzt.

Erbarmen, Erbarmen, flehen die vorübergehenden Bürger, Herr Lieutenant, ich bitte um Ihren Schutz.

Gehen Sie fort, antwortet der Officier.

Im Vertrauen auf dieſes Wort entfernen ſich die Unglücklichen ſchnell und hoffen unverſehrt davon zu kommen.

O welche grauſame Täuſchung — jenes „Gehen Sie fort„ ſcheint nur ein Stichwort zum Morde, ein Loſungswort zum Feuern zu ſein; denn kaum haben ſich die Flehenden einige Schritte entfernt, ſo wirft ſie eine in den Rücken gehende Kugel zu Boden.

Unausgeſetzt bis zum Einbruch der Nacht währt das Gemetzel fort — immer Mord auf Mord, als würde dieſer von unſichtbaren Furien des Verderbens aus den Lüften herabgeſchleudert.

In jedem Hauſe von Paris fließt das Waſſer aus den Küchen durch Röhren auf die Straßen.

Die Soldaten erſtürmen aus Mißtrauen oder Wuth jedes Haus — Grabesſchweigen herrſcht drinnen — kein lebendes Weſen ſcheint da mehr zu athmen.

Jetzt aber dringen die Soldaten ein, bald darauf ein grauſiger Schrei, und einige Augenblicke ſpäter ſieht man einen rothen, dampfenden Strom aus den vorhin bezeichneten Röhren fließen — es war Blut!

Ein Bataillonschef unten hat die Soldaten hineingeſchickt.

Geht in die Häuſer, rief er mit faſt heulender Stimme; tödtet Alles.

Auf dem Boulevard thut ſich namentlich ein Officier durch grauſame Befehle hervor — der Mann will ſich auszeichnen, denkt vielleicht gar ſchon an den Marſchallſtab.

Seine Haltung iſt ſchwankend, ſein Geſicht kirſchroth — die Augen ſind ſtier — ſo ſteht er da, mit dem Degen in der Hand — ein Würgengel in Menſchengeſtalt — ein Dämon des Verderbens, denn die Klinge ſeines Degens iſt mit Blut beſudelt.

Keine Schonung, ruft er den Soldaten zu — dieſer Pöbel muß gebändigt werden, immer friſch ans Werk — heute Abend giebts für Euch ein großes Feſt, und Ihr werdets Euch nach der Arbeit gut ſchmecken laſſen.

Willſt Du glauben, lieber Leſer, daß dieſer Dämon ein Deutſcher iſt, in welchem Du Guido v. Rautenberg erkennſt?

Plötzlich ſtürzen zwei junge Männer vor ihm nieder, als ſie bemerken, daß die Gewehre auf ſie angelegt werden.

Erbarmen, Erbarmen, flehen ſie; wir ſind keine Franzoſen, ſondern Engländer, wir haben zwei Schweſtern geheirathet und zwar erſt vor wenigen Wochen.

Was geht das uns an? ſagt er: Ihr hättet hübſch zu Hauſe bei Euern jungen Frauen bleiben ſollen, da Ihr aber hier ſeid müßt Ihr auch hier bleiben.

Erbarmen, flehen die jungen Leute mit emporgeſtreckten Armen — Sie ſind Officier — ein gebildeter Mann, Sie werden Mitleid haben.

Bedaure — ich habe kein Herz — Soldaten, thut Eure Schuldigkeit.

Und ſie thaten ihre Schuldigkeit — die beiden jungen Frauen der Flehenden — ſind Wittwen geworden.

Was ſchleicht der Kerl dort ſo ſehr, er muß hier ſeine Faulheit büßen — ſagt Guido, warum läuft er nicht ſchneller — kennt ihn Einer, wendet er ſich an die Soldaten; was ſchleppt er denn auf dem Rücken?

Ich kenne ihn zufällig, antwortet einer der Gefragten, er iſt ein Kakaokaufmann, er heißt Robert und wohnt in der Fiſcher-Vorſtadt, Nummer 97, er trägt da ſeine Maſchine auf dem Buckel.

Nieder mit ihm!

Wenige Augenblicke ſpäter wird der Mann ein Opfer dieſes Blutbefehls.

Jetzt naht ſich ein Knabe, kaum dem Kindesalter entwachſen.

Wohin willſt Du, Bube? fährt ihn Guido an, warum bleibſt Du heute nicht zu Hauſe?

Ich bin Sattlerlehrling und auf eine Beſtellung ausgeſchickt! ruft der Kleine mit einem herzzerreißenden Schrei — und hebt den Zügel, den er in der Hand hält, hoch empor, als er bemerkt, daß man auf ihn zielt.

Hätteſt hübſch zu Hauſe bleiben ſollen und — Soldaten weiter! ruft der Unmenſch und ſetzt ſeine Flaſche an den Mund, während das unglückliche Kind, von drei Kugeln durchbohrt, zuſammenſinkt.

Kaum iſt der Knabe eine Leiche, da eilt ein junger Mann vorüber, an ſeinem Arme hält ſich ein junges Mädchen krampfhaft feſt.

Sie wollen ſich nach der Straße Montmartre begeben, und Guido fixirt ſie.

Die beiden Vorübereilenden ſcheinen es indeſſen zu verſchmähen, um Gnade zu flehen, oder ſie haben in ihrer Angſt vielleicht auch kaum bemerkt, daß nach ihnen gezielt wird.

Legt nicht auf ſie an, ruft Guido gebieteriſch, mit dieſen will ich zuvor ein Wörtchen ſprechen, dann werde ich entſcheiden — ich kenne den Mann, er iſt ein Deutſcher. — Heda, Franz Löſcher, hier heran, oder Du biſt des Todes, Du und das ſchöne Mädchen welches mit Dir geht.

Der Gerufene blieb ſtehen, blickte nach dem Officier, der ihm ganz fremd erſchien, und nahte ſich dieſem endlich, ſeine Begleiterin mit ſich ziehend.

Kaum aber ſtand er vor dem Officier, als er einen Ausruf finſtern Staunens nicht unterdrücken kann.

Mein Gott, ruft er — ſeh ich recht? Sie, Herr von Rautenberg, ein Deutſcher unter — —

Du ſtaunſt, verſetzte Guido, den dieſe unerwartete Begegnung, namentlich die des jungen Mädchens, ganz nüchtern gemacht hat; ja, ich bin Baron Rautenberg, Du haſt Dich nicht getäuſcht, Du ſiehſt nun, was aus einem Edelmann Alles werden kann — heute bin ich Officier, ſchon in wenigen Monaten hoffe ich Major zu ſein, denn ich habe mich ſehr hervorgethan, Du aber biſt immer noch der erbärmliche Proletarier von damals — aber wie wagſt Du es, Dich hier ſo herumzutreiben an einem ſolchen Tage, ſiehſt Du denn nicht, daß Du in meine Hand gegeben biſt, Dein Leben hängt nur noch an einem ſeidnen Faden.

Ich muß in gebührender Weiſe antworten, verſetzte Franz mit finſtern Blicken; ja, ich ſehe mit empörtem Herzen, mit Schrecken

und Entsetzen, was aus einem Edelmanne Alles werden konnte, aber daß ein Deutscher sich so weit erniedrigt, sich zum Henker herabzuwürdigen, das hätte ich kaum gedacht, ich habe Dich bisher doch falsch beurtheilt, indem ich Dich nur leichtsinniger Streiche für fähig hielt — ich erkenne aber mit Entsetzen, daß Du auch Cannibale bist — nein, Du bist kein Deutscher, Du mußt bei der Geburt mit einem Caraiben vertauscht worden sein, aus Deinem Gesicht spricht Alles, was einen besseren Menschen mit Schauder erfüllt, Ausschweifung, Rohheit, Grausamkeit — mit schrecklichen Zügen stehen die Worte darin geschrieben: „Ich habe kein Herz;“ und nun, betrunkener Henker, laß mich von Deinen Helfershelfern niederschießen, auf ein Schlachtopfer mehr am heutigen Tage wird und kann es Euch nicht ankommen —

O Gott, was haben Sie gethan! rief Jeannette mit unterdrückter Stimme, welche Franz mit wachsender Angst zugehört hatte.

Was ich für meine Pflicht hielt, versetzte er mit fester Stimme; es giebt Augenblicke, in welchem man nicht danach fragen kann, ob das Leben erhalten bleibt oder nicht — diesem Menschen da, diesem deutschen Baron, diesem uniformirten Henker muß ich auf seine empörende Anmaßung in die ihm gebührenden Schranken zurückweisen; aber wie gesagt, das Wort Deutsch wird entwürdigt, wenn ich seinen Namen dabei nenne, was weiß er von Deutschland, was von Vaterland überhaupt — ein Mensch wie er, ohne Liebe, ohne Würde, nur für thierische Begierden empfänglich —

Genug, unterbrach ihn Guido mit stieren Augen, Du hast Dir selbst Dein Urtheil gesprochen und es soll sogleich an Dir vollstreckt werden. Soldaten, wandte er sich an die ihm zunächst Stehenden, dieser Mensch ist ein niederträchtiger Verräther, der sich schon vor drei Jahren geweigert hat, Seine Hoheit den Prinzen als Präsident zu wählen — ich übergebe ihn Euch — schießt nicht zu gleicher Zeit auf ihn, dieser Bursche muß allmählich sterben, erst verletzt den Arm, dann das Bein, Unterleib, Rücken, Brust und zuletzt erst den Kopf — bevor ich ihn Euch aber übergebe, soll er mir noch über einige Fragen Auskunft geben.

Gnade, Gnade! rief Jeannette, sich auf ein Knie niederlassend.

Um Gottes Willen, Sie beugen sich vor einem Henker? rief Franz, indem er sie wieder zum Aufstehen zwang.

Guido hatte seltsamerweise jetzt erst Jeannette näher in Augenschein genommen.

In der That, das Mädchen ist schön, sagte der Wüstling, indem sein Blut rascher strömte — diese oder keine, sollst nicht sterben, liebe Kleine, fuhr er zu ihr gewendet fort; ich habe es nur mit jenem Burschen da zu thun.

Mein Herr, ich flehe für sein Leben.

Vergebene Mühe.

Mitleid — Erbarmen!

Warum fleht er nicht selbst um sein armes Leben?

Weil ich es verabscheue, von Ihnen ein Geschenk anzunehmen und handelt es sich selbst um mein Leben.

Wie, Bursche, Du hast auch Muth? ein Mensch Deines Gelichters und Muth, das sind seltsame Widersprüche, aber desto besser dann wird Dir der Tod nicht schwer fallen, nun aber sage mir, wo hast Du das Mädchen her?

Das ist keine Frage, auf die ich eingehe — das junge Mädchen steht mir viel zu hoch, um Ihnen nähere Auskunft darüber zu geben.

Wir kennen uns seit längerer Zeit, mein Herr, sagte Jeannette mit thränenvollen Blicken, o schenken Sie dem jungen Manne das Leben — er ist ja ein Deutscher, sollte Sie das nicht zum Mitleid stimmen?

Nein, mein naives Kind, versetzte Guido bestimmt, aber bist Du die Braut dieses Mannes?

Nein, mein Herr, bei Gott nein!

Um so besser, dann verlierst Du keinen Bräutigam an ihm.

Sie wollen mir das Leben schenken, fragte Jeannette nach kurzer Pause, indem sie den Officier scharf fixirte.

Ja, mein Kind — Du wirst leben, bist aber meine Gefangene, sagte er in bedeutungsvollem Tone, Du wirst es begreiflich finden, daß Du als Genossin dieses verrätherischen Rebellen vor den Richter geführt werden mußt.

Wer wagt mich einen verrätherischen Rebellen zu nennen? rief Franz mit lauter Stimme — ich bin ein redlicher Arbeiter, ging ruhig meines Weges, als plötzlich die Kanonade begann, die ja da drüben leider immer noch fort tobt —

Er ist schuldlos, nur ich habe ihn veranlaßt zu bleiben.

Der Mann hat Gesinnungen, die wir in Frankreich nicht brauchen können, er muß unschädlich gemacht werden.

Franz Löscher, flehte jetzt Jeannette, Sie

Ein Bataillonschef unten hat die Soldaten hineingeſchickt.

Geht in die Häuſer, rief er mit faſt heulender Stimme; tödtet Alles.

Auf dem Boulevard thut ſich namentlich ein Officier durch grauſame Befehle hervor — der Mann will ſich auszeichnen, denkt vielleicht gar ſchon an den Marſchallſtab.

Seine Haltung iſt ſchwankend, ſein Geſicht kirſchroth — die Augen ſind ſtier — ſo ſteht er da, mit dem Degen in der Hand — ein Würgengel in Menſchengeſtalt — ein Dämon des Verderbens, denn die Klinge ſeines Degens iſt mit Blut beſudelt.

Keine Schonung, ruft er den Soldaten zu — dieſer Pöbel muß gebändigt werden, immer friſch ans Werk — heute Abend giebts für Euch ein großes Feſt, und Ihr werdets Euch nach der Arbeit gut ſchmecken laſſen.

Willſt Du glauben, lieber Leſer, daß dieſer Dämon ein Deutſcher iſt, in welchem Du Guido v. Rautenberg erkennſt?

Plötzlich ſtürzen zwei junge Männer vor ihm nieder, als ſie bemerken, daß die Gewehre auf ſie angelegt werden.

Erbarmen, Erbarmen, flehen ſie; wir ſind keine Franzoſen, ſondern Engländer, wir haben zwei Schweſtern geheirathet und zwar erſt vor wenigen Wochen.

Was geht das uns an? ſagt er; Ihr hättet hübſch zu Hauſe bei Euern jungen Frauen bleiben ſollen, da Ihr aber hier ſeid müßt Ihr auch hier bleiben.

Erbarmen, flehen die jungen Leute mit emporgeſtreckten Armen — Sie ſind Officier — ein gebildeter Mann, Sie werden Mitleid haben.

Bedaure — ich habe kein Herz — Soldaten, thut Eure Schuldigkeit.

Und ſie thaten ihre Schuldigkeit — die beiden jungen Frauen der Flehenden — ſind Wittwen geworden.

Was ſchleicht der Kerl dort ſo ſehr, er muß hier ſeine Faulheit büßen — ſagt Guido, warum läuft er nicht ſchneller — kennt ihn Einer, wendet er ſich an die Soldaten; was ſchleppt er denn auf dem Rücken?

Ich kenne ihn zufällig, antwortet einer der Gefragten, er iſt ein Kakaokaufmann, er heißt Robert und wohnt in der Fiſcher-Vorſtadt, Nummer 97, er trägt da ſeine Maſchine auf dem Buckel.

Nieder mit ihm!

Wenige Augenblicke ſpäter wird der Mann ein Opfer dieſes Blutbefehls.

Jetzt naht ſich ein Knabe, kaum dem Kindesalter entwachſen.

Wohin willſt Du, Bube? fährt ihn Guido an, warum bleibſt Du heute nicht zu Hauſe?

Ich bin Sattlerlehrling und auf eine Beſtellung ausgeſchickt! ruft der Kleine mit einem herzzerreißenden Schrei — und hebt den Zügel, den er in der Hand hält, hoch empor, als er bemerkt, daß man auf ihn zielt.

Hätteſt hübſch zu Hauſe bleiben ſollen und — Soldaten weiter! ruft der Unmenſch und ſetzt ſeine Flaſche an den Mund, während das unglückliche Kind, von drei Kugeln durchbohrt, zuſammenſinkt.

Kaum iſt der Knabe eine Leiche, da eilt ein junger Mann vorüber, an ſeinem Arme hält ſich ein junges Mädchen krampfhaft feſt.

Sie wollen ſich nach der Straße Montmartre begeben, und Guido fixirt ſie.

Die beiden Vorübereilenden ſcheinen es indeſſen zu verſchmähen, um Gnade zu flehen, oder ſie haben in ihrer Angſt vielleicht auch kaum bemerkt, daß nach ihnen gezielt wird.

Legt nicht auf ſie an, ruft Guido gebieteriſch, mit dieſen will ich zuvor ein Wörtchen ſprechen, dann werde ich entſcheiden — ich kenne den Mann, er iſt ein Deutſcher. — Heda, Franz Löſcher, hier heran, oder Du biſt des Todes, Du und das ſchöne Mädchen welches mit Dir geht.

Der Gerufene blieb ſtehen, blickte nach dem Officier, der ihm ganz fremd erſchien, und nahte ſich dieſem endlich, ſeine Begleiterin mit ſich ziehend.

Kaum aber ſtand er vor dem Officier, als er einen Ausruf finſtern Staunens nicht unterdrücken kann.

Mein Gott, ruft er — ſeh ich recht? Sie, Herr von Rautenberg, ein Deutſcher unter — —

Du ſtaunſt, verſetzte Guido, den dieſe unerwartete Begegnung, namentlich die des jungen Mädchens, ganz nüchtern gemacht hat; ja, ich bin Baron Rautenberg, Du haſt Dich nicht getäuſcht, Du ſiehſt nun, was aus einem Edelmann Alles werden kann — heute bin ich Officier, ſchon in wenigen Monaten hoffe ich Major zu ſein, denn ich habe mich ſehr hervorgethan, Du aber biſt immer noch der erbärmliche Proletarier von damals — aber wie wagſt Du es, Dich hier ſo herumzutreiben an einem ſolchen Tage, ſiehſt Du denn nicht, daß Du in meine Hand gegeben biſt, Dein Leben hängt nur noch an einem ſeidnen Faden.

Ich muß in gebührender Weiſe antworten, verſetzte Franz mit finſtern Blicken; ja, ich ſehe mit empörtem Herzen, mit Schrecken

und Entsetzen, was aus einem Edelmanne Alles werden konnte, aber daß ein Deutscher sich so weit erniedrigt, sich zum Henker herabzuwürdigen, das hätte ich kaum gedacht, ich habe Dich bisher doch falsch beurtheilt, indem ich Dich nur leichtsinniger Streiche für fähig hiel — ich erkenne aber mit Entsetzen, daß Du auch Cannibale bist — nein, Du bist kein Deutscher, Du mußt bei der Geburt mit einem Caraiben vertauscht worden sein, aus Deinem Gesicht spricht Alles, was einen besseren Menschen mit Schauder erfüllt, Ausschweifung, Rohheit, Grausamkeit — mit schrecklichen Zügen stehen die Worte darin geschrieben: „Ich habe kein Herz;“ und nun, betrunkener Henker, laß mich von Deinen Helfershelfern niederschießen, auf ein Schlachtopfer mehr am heutigen Tage wird und kann es Euch nicht ankommen —

O Gott, was haben Sie gethan! rief Jeannette mit unterdrückter Stimme, welche Franz mit wachsender Angst zugehört hatte.

Was ich für meine Pflicht hielt, versetzte er mit fester Stimme; es giebt Augenblicke, in welchem man nicht danach fragen kann, ob das Leben erhalten bleibt oder nicht — diesem Menschen da, diesem deutschen Baron, diesem uniformirten Henker muß ich auf seine empörende Anmaßung in die ihm gebührenden Schranken zurückweisen; aber wie gesagt, das Wort Deutsch wird entwürdigt, wenn ich seinen Namen dabei nenne, was weiß er von Deutschland, was von Vaterland überhaupt — ein Mensch wie er, ohne Liebe, ohne Würde, nur für thierische Begierden empfänglich —

Genug, unterbrach ihn Guido mit stieren Augen, Du hast Dir selbst Dein Urtheil gesprochen und es soll sogleich an Dir vollstreckt werden. Soldaten, wandte er sich an die ihm zunächst Stehenden, dieser Mensch ist ein niederträchtiger Verräther, der sich schon vor drei Jahren geweigert hat, Seine Hoheit den Prinzen als Präsident zu wählen — ich übergebe ihn Euch — schießt nicht zu gleicher Zeit auf ihn, dieser Bursche muß allmählich sterben, erst verletzt den Arm, dann das Bein, Unterleib, Rücken, Brust und zuletzt erst den Kopf — bevor ich ihn Euch aber übergebe, soll er mir noch über einige Fragen Auskunft geben.

Gnade, Gnade! rief Jeannette, sich auf ein Knie niederlassend.

Um Gottes Willen, Sie beugen sich vor einem Henker? rief Franz, indem er sie wieder zum Aufstehen zwang.

Guido hatte seltsamerweise jetzt erst Jeannette näher in Augenschein genommen.

In der That, das Mädchen ist schön, sagte der Wüstling, indem sein Blut rascher strömte — diese oder keine, sollst nicht sterben, liebe Kleine, fuhr er zu ihr gewendet fort; ich habe es nur mit jenem Burschen da zu thun.

Mein Herr, ich flehe für sein Leben.

Vergebene Mühe.

Mitleid — Erbarmen!

Warum fleht er nicht selbst um sein armes Leben?

Weil ich es verabscheue, von Ihnen ein Geschenk anzunehmen und handelt es sich selbst um mein Leben.

Wie, Bursche, Du hast auch Muth? ein Mensch Deines Gelichters und Muth, das sind seltsame Widersprüche, aber desto besser dann wird Dir der Tod nicht schwer fallen, nun aber sage mir, wo hast Du das Mädchen her?

Das ist keine Frage, auf die ich eingehe — das junge Mädchen steht mir viel zu hoch, um Ihnen nähere Auskunft darüber zu geben.

Wir kennen uns seit längerer Zeit, mein Herr, sagte Jeannette mit thränenvollen Blicken, o schenken Sie dem jungen Manne das Leben — er ist ja ein Deutscher, sollte Sie das nicht zum Mitleid stimmen?

Nein, mein naives Kind, versetzte Guido bestimmt, aber bist Du die Braut dieses Mannes?

Nein, mein Herr, bei Gott nein!

Um so besser, dann verlierst Du keinen Bräutigam an ihm.

Sie wollen mir das Leben schenken, fragte Jeannette nach kurzer Pause, indem sie den Officier scharf fixirte.

Ja, mein Kind — Du wirst leben, bist aber meine Gefangene, sagte er in bedeutungsvollem Tone, Du wirst es begreiflich finden, daß Du als Genossin dieses verrätherischen Rebellen vor den Richter geführt werden mußt.

Wer wagt mich einen verrätherischen Rebellen zu nennen? rief Franz mit lauter Stimme — ich bin ein redlicher Arbeiter, ging ruhig meines Weges, als plötzlich die Kanonade begann, die ja da drüben leider immer noch fort tobt —

Er ist schuldlos, nur ich habe ihn veranlaßt zu bleiben.

Der Mann hat Gesinnungen, die wir in Frankreich nicht brauchen können, er muß unschädlich gemacht werden.

Franz Löscher, flehte jetzt Jeannette, Si

ſehen, es iſt um Sie geſchehen, wenn Sie nicht um Gnade bitten.

Niemals!

Denken Sie an Ihre Mutter!

Franz warf einen langen Blick auf Jeannette, in ſeinen blauen Augen glänzte eine Thräne —

Mag Gott ſich ihrer erbarmen, ſagte er, ich aber flehe nicht um Gnade, kann ſein, ich thät's vor einem andern Richter, vor dieſem niemals — und meine Mutter würde meine Handlungsweiſe billigen.

Antworte, gebot Guido, in welchen Beziehungen ſtehſt Du zu dieſem Mädchen, aus deren Antlitz ſo viel Vornehmheit ſpricht, daß es mir auffallen muß, ſie in Deiner Geſellſchaft zu ſehen.

Ich antworte auf keine Ihrer Fragen.

Gut — Soldaten thut Eure Schuldigkeit!

Gnade! rief Jeannette händeringend.

Nein und tauſendmal nein!

Wohlan denn, ſagte ſie, indem ſie ſich ſtolz emporrichtete und mit finſter glühenden Augen auf Guido blickte, ich bin in ſeiner Begleitung, es iſt mir Ehrenſache, ſein Loos zu theilen — auch ich bin ſchuldig, denn ich rief durch Vorleſung der Proclamation des Widerſtandsausſchuſſes das Volk zu den Waffen — ich bereue es nicht, dies gethan zu haben, und die Franzöſin ſagt dem deutſchen Officier, daß ſie Muth hat, für ihr Vaterland zu ſterben — hier bin ich, Soldaten, thut Eure Pflicht!

Guido betrachtete ſie lächelnd.

Nein, mein Kind, ſagte er, Du biſt viel zu ſchön für die Kugeln; vier Mann zu ihrer Bedeckung, gebot er dann den Soldaten — und flüſterte einem der Letzteren einige Worte zu.

Dieſer nickte bejahend — und Jeannette wurde trotz ihrer Thränen, ihres Händeringens abgeführt, aber nicht in — das Gefängniß — der unglückliche Franz blieb ſeinem Schickſal überlaſſen.

Eine Nachforſchung.

Das Blutbad iſt beendet — die Donner der Geſchütze endlich verhallt — die Nacht iſt angebrochen, — Alles iſt mit Leichen bedeckt — am Fuße der Bäume auf dem Boulevard in dem ausgeſchnittenen Viereck im Endpunkt iſt ein — Blutbehälter.

Die Todten ſind in Haufen übereinander geſchichtet, Greiſe, Kinder, Frauen, Mädchen; auch für Garderobe iſt geſorgt, denn Blouſen und Unterröcke, Hüte, Handſchuhe, Stiefel und Beinkleider liegen überall umher.

Es herrſcht ein entſetzliches Chaos, die Leichen ſind ineinander geſchlungen mit den Köpfen, den Armen und Beinen.

So manches bleiche Todtengeſicht ſcheint Rache zu fordern, denn ſein Leichenausdruck iſt finſter und ſchrecklich.

Unweit dieſer entſetzlichen Gruppe ſcheinen die Kugeln einen jungen Menſchen an die Vorderſeite eines Ladens geſchleudert zu haben.

Aber was ſind das für blutgetränkte Blätter, die er noch krampfhaft feſt in der Hand hält? es ſind Correcturbogen, und der junge Menſch muß wohl, aus einer Druckerei kommend, ſeinen Tod gefunden haben.

In kurzer Entfernung liegt ein Greis mit ſchneeweißem Haar, mitten auf dem Fahrwege ausgeſtreckt; neben ihm ein Regenſchirm — der gute alte Mann wollte nicht naß werden, jetzt muß er todt und bis auf die Haut im Blute gewälzt ſein.

Hinter ihm liegt eine andere Leiche, die eines jungen Menſchen von kaum zwanzig Jahren, eine Cigarre im Munde, noch ein Lorgnon in den Augen und gelbe Handſchuhe auf den Händen — ſeine Füße mit lackirten Stiefeln berühren den Kopf des vorhin genannten Greiſes.

Wenige Schritte weiter ſah man mit dem Kopfe auf dem Trottoir und den Füßen auf dem Pflaſter eine Frau, der Volksklaſſe angehörend.

In ihren Armen hält ſie die Leiche ihres Kindes feſt an die Bruſt gedrückt — ſie wollte flüchten, aber der Tod hat ſie ereilt — im Sterben erſtarrte auch die Thräne an ihrem Auge — man kann es deutlich erkennen.

Auf der Südſeite des Boulevards lagen zerriſſene Patronenpapiere, während das Trottoir auf der Nordſeite mit den Kalkſtücken bedeckt, welche die Kugeln von den Häuſern mit ſich fortgeriſſen, ganz weiß erſchien, als ob es geſchneit hätte.

Wenn man nicht mit dem Fuße einen Leichnam berührte, ſo trat man auf Scherben Glas, Kalk oder auf Steinſplitter.

Manche Häuſer waren von den Kartätſchen ſo arg mitgenommen, daß ſie mit jedem Augenblicke einzuſtürzen drohten.

An der Ecke der Richelieu-Straße erſchien eine Frau, welche ſchon einen weiten Weg zurückgelegt haben mußte, denn ſie ſtand plötzlich ſtill, auch blickte ſie ſich um.

Sie war noch ſehr jung und ſchien der

mittleren Volksklasse anzugehören, denn sie war nicht elegant, aber gut und modern gekleidet.

Sind Sie müde, junge Frau? sagte ein Herr, der sie bemerkte.

Ach nein, mein Herr, aber ich fiel so tief in's Wasser.

Das ist kein Wasser, gute Frau sondern — Blut.

Barmherziger Gott, wie schrecklich, rief die Frau schaudernd, ach ja, es muß wohl arg hergegangen sein, denn in der Cité Bergère habe ich durch das Gitter gesehen und allein dreißig Leichname bemerkt; und in der Straße Grand Batelière lagen gar drei nackt da.

Ach, das ist noch gar nichts, sind Sie schon auf den Boulevards gewesen?

Ich will soeben dahin gehen, versetzte die Gefragte mit bewegter Stimme.

Suchen Sie etwa einen Angehörigen, arme Frau? fragte der Herr sehr theilnahmsvoll.

Eigentlich keinen Angehörigen, aber doch einen sehr guten, lieben, jungen Mann, der schon über drei Jahre bei mir wohnt, er ist nicht nach Hause gekommen, und man kann wohl annehmen, daß wer am heutigen Tage und bis zu dieser Stunde, jetzt ist es neun Uhr, nicht in seiner Wohnung zurückgekehrt, getödtet ist.

Sagen Sie — ermordet — doch darf ich erfahren, wer der junge Mann ist, den Sie suchen?

Er heißt Franz Löscher.

Bei Nennung dieses Namens wurde der Fremde aufmerksam, wie wenn ihn eine Erinnerung anwandelte.

Franz Löscher? wiederholte er; war er nicht ein Deutscher, Maschinenbauer?

Ganz recht, mein Herr, kannten Sie ihn?

Ja, ich hatte vor einigen Jahren, es war wohl kurz vor dem Juniaufstande, einige Zeichnungen gekauft, es waren Entwürfe zu Sägemaschinen, die ganz vortrefflich, mir außerordentlich gefallen haben und ich war sogar im Begriff, nächstens wieder etwas bei ihm zu bestellen — o der arme Mensch.

Ach ja, es war ein fleißiger junger Mann und wie liebte er seine Mutter, der er alle Monate etwas Geld zukommen ließ — er arbeitete und las stets bis nach Mitternacht — mein Gott, ich fürchte, er wird verunglückt sein.

Auch ich fürchte, man hat ihn ermordet, oder hat er sich vielleicht an einem Barrikadenkampfe betheiligt?

O gewiß nicht, darauf möchte ich schwören, er war ein viel zu ruhiger Mensch.

Man kann Alles nicht wissen, kommen Sie nur nach dem Boulevard, wir wollen ihn suchen — die Barrikaden dort sind während des Blutbades von der Brigade Bourgon eingenommen.

So gingen sie denn weiter und standen bald vor den Barrikaden an der Porte St. Denis, deren auch wir erwähnt haben — hier lagen die Leichen der Vertheidiger — Franz befand sich nicht unter ihnen.

Einige Schritte von dem Variétés-Theater wurden die beiden Wanderer auf eine Menschenmenge aufmerksam.

Auch sie nahten sich dieser und — Entsetzen sträubte ihr Haar, hier lag eine Mütze voll Blut und mit dem Stücke eines menschlichen Kopfes.

Weiter, weiter, rief Frau Roulé; diesen Anblick kann ich nicht ertragen, o er ist schrecklich.

Ein wenig oberhalb des Theaters sahen sie einen Leichnam, der mit dem Gesicht auf der Erde lag.

Vielleicht ist es dieser, lassen Sie uns sehen, rief der Herr, welcher sich bemühte mit Hilfe einiger Herbeitretenden, den Leichnam aufzurichten.

Nichts da! riefen die Soldaten, der bleibt hier liegen.

Aber wir suchen einen Angehörigen.

Das muß am Tage geschehen, rief einer der Soldaten, und morgen wird Zeit genug dazu übrig bleiben.

Frau Roulé ging mit thränenvollem Angesicht in ihre Wohnung zurück — sie hatte von dem armen Franz — keine Spur gefunden.

Die braven Truppen.

Um elf Uhr des Abend wurden Wachtfeuer angezündet. Auf den Boulevards fand eine Art von Festlichkeit statt.

Die Soldaten standen in Gruppen umher oder lagerten auf Stroh am Boden — sie scheuten sich vor dem Blute unter ihrem Lager nicht, hatten sie es doch selbst vergossen.

Sie lachten, sangen heitere Lieder und wenn sie einige Ueberreste von Barrikaden in's Feuer warfen, erhoben sie ein lautes Freudengeschrei.

Es lebe Louis Bonaparte! tönte es dann wild und wüst durch die sonst grabesstille Nacht.

In demselben Augenblicke traten Männer in dichte Mäntel gehüllt an sie heran, und

man ſah wirklich, daß Geldvertheilungen ſtattfanden, und namentlich erbrachen die Officiere ihre Goldrollen, als enthielten ſie bloßes Zuckerwerk, und die Soldaten ließen ihre Münzen in den Taſchen klingen.

Nur Frauen durften vorübergehen, jeden Mann aber wieſen die Schildwachen in rauher Weiſe zurück.

Uebrigens waren in den Bivouaks Tiſche aufgeſtellt, wozu Stühle aus ſo manchem verödeten Hauſe herbeigeholt wurden, auf welchen die Officiere ſaßen und in echt kameradſchaftlicher Weiſe mit den Soldaten zechten.

Das Feuer der angezündeten Holzſtöße leuchtete dieſen Gelagen und warf ein ſeltſames Licht auf die Geſichter der Trinker, die dabei wie eine Schaar jubelnder Dämonen erſchienen, die zu einem Hexenſabat geladen waren.

Die Becher ſchäumten, die Pfropfen knallten ab und ſchwammen auf den breiten Blutlachen, woſelbſt man auch die weißen Kapſeln der Champagnerflaſchen erblickte.

In jedem Bivouak war ein wildes Geſchrei vorherrſchend, und die angetrunkenen Soldaten ergingen ſich in rohen, unzüchtigen Scherzen.

Die verſchiedenen Corps ließen einander hoch leben; die Regimenter, welche ſich beim Blutbade beſonders ausgezeichnet hatten, wurden mit vielen Ehrenbezeugungen begrüßt.

Hie und da erblickte man Frauen, eine Laterne oder eine Wachskerze in der Hand tragend, deren Licht ſie über die Todtenhaufen gleiten ließen, um darunter einen Angehörigen zu ſuchen.

An einem Tiſche des Bivouaks auf dem Boulevards ſitzen zwei Officiere, deren Ausgelaſſenheit den höchſten Grad erreicht zu haben ſcheint.

Der Eine von ihnen iſt ein Mann von etwa ſechs und zwanzig Jahre.

Nicht wahr, Kamerad, ſagte dieſer, es war ein luſtiger Tag, dergleichen kehren nicht oft wieder.

Die Nacht gefällt mir beſſer, lieber Rautenberg, da giebt es wenigſtens ein wahres Herzensvergnügen, kommen Sie, laſſen Sie uns den Prinzen den edeln Spender dieſes Weines, der ſo dankbar gegen uns iſt, hoch leben.

Sie ſtießen an und riefen mit lauter Stimme: Hoch lebe Se. Hoheit, Prinz Louis Bonaparte. Ein wildes Freudengeſchrei, ſo wie Gläſer- und Becherklang folgte dieſem Lebehoch und pflanzte ſich fort von Bivouak zu Bivouak.

Wiſſen Sie denn ſchon, wie unſer Kamerad Reinville geendet hat? rief Guido, als der wüſte Lärm wieder verſtummt war.

Iſt er gefallen?

Gefallen wohl, aber nicht von einer Kugel der Rebellen, er gab ſich ſelbſt den Tod —

Wie das?

Er erſchoß ſich in meinem Beiſein mit einem Revolver.

Mein Gott, welcher Wahnſinn; Reinville war nahe daran, Hauptmann zu werden, übrigens ein braver Soldat.

Das möchte ich bezweifeln, denn er hatte heute gewiſſe Anwandlungen, die dafür ſprechen, daß er nicht mit ganzer Seele bei der Sache war.

Hm — hm, meinte der Andere bedächtig — das ſind Anſichten, aber konnten Sie ihn nicht hindern, den Selbſtmord auszuführen?

Hätte ich dies ſelbſt vermocht, ich würde es dennoch unterlaſſen haben, verſetzte Guido mit Gleichgiltigkeit, denn es iſt gegen mein Prinzip, mich in Anderer Angelegenheit zu miſchen, außerdem bin ich aber der Nächſte — zum Hauptmann.

Ei — ei — Kamerad — wer wird ſo das Unglück eines Kameraden zu ſeinen Gunſten ausbeuten — verſetzte der Officier vorwurfsvoll; dafür werde ich Ihnen, falls Sie nächſtens Hauptmann werden ſollten, nicht gratuliren.

Dann brauche ich Ihnen auch nicht zu danken, Kamerad, lachte Guido, füllte von Neuem ſein Glas, trank es aus und warf dann die Flaſche weit von ſich; Champagner her! brüllte er mit lauter Stimme.

Champagner, Champagner! ertönte es jetzt von allen Seiten, und bald darauf erſchienen Männer mit Körben, welche neue Ladungen des köſtlichen Weines enthielten.

Don Juan, nahm Guido mit faſt lallender Stimme das Wort, hat vollkommen recht, wenn er den Champagner verherrlicht und der gute Mozart wußte den betreffenden Text ſo gut in Muſik zu ſetzen, als hätte der arme Schlucker den ganzen Keller zur Verfügung, der etwas ſpäter in den Beſitz des wackern Fürſten Metternich übergegangen war, während er bekanntlich kaum einen Kreuzer zu einem Glaſe Bier übrig hatte — doch ſehen Sie, was giebt's da?

Ein Weib, die wohl einen Vater, Mutter, Bruder oder eine Schweſter ſucht, meinte der Gefragte

Vielleicht iſt's ein junges Mädchen, das einen Bräutigam da liegen hat, verſetzte Guido lachend, und das wäre, wenn ſie hübſch iſt, ganz gut.

Könnte mir gleichgiltig ſein, verſetzte der andere Officier.

Mir durchaus nicht, heda, rief er einem der in der Nähe weilenden Soldaten zu, ſieh mal nach dem Weiler da drüben, Kamerad; iſt es ein junges Mädchen, ſo bring es her, — eine Alte aber laß ungeſchoren.

Zu Befehl, Herr Lieutenant, rief der Soldat lachend, ging nach der betreffenden Stelle und brachte in der That ein ſich gewaltig ſträubendes und weinendes Mädchen heran.

Bei Gott, die Kleine iſt ſchön, ſagte Guido mit wildem Lachen, ſehen Sie, Kamerad, das reizende Geſichtchen.

Meine Herren, klagte das Mädchen, ich bitte Sie, laſſen Sie mich — o ich bin ſehr unglücklich.

Du biſt betrübt, Kleine, Du ſollſt aber heiter ſein und mit uns ſcherzen, laß die Todten ruhen, ſie können Dir nichts mehr helfen, ſei luſtig mit den Lebenden und koſte einmal von dem Weine.

Ich trinken? ich ſoll luſtig ſein? rief die Angeredete Hände ringend; o Herr, ſie ſind Officier — achten Sie das Unglück.

Dieſe Sprache hätte bei jedem gebildeten Gemüth Theilnahme erweckt, ein verruchter Menſch wie Guido aber, hatte für dergleichen kein Gehör.

Laſſen Sie das Mädchen, Kamerad, rief der Nachbar, der jetzt etwas ernſter war; ſie hat recht, es ziemt uns, das Unglück zu ehren.

Ich bin kein Mädchen, nahm die Fremde das Wort; o Gott, jammerte ſie, ich werde von nun ab in der Kirche wohl das Plätzchen einnehmen, wo die Wittwen am Altare knien.

Ah — alſo eine junge Frau, die ihren Mann vermißt, ſagte Guido lächelnd; haben Sie denn ſchon den Leichnam gefunden?

Noch nicht, verſetzte die Gefragte.

Wer war denn der Betrauerte?

O Sie kennen ihn nicht — es iſt der Kaufhändler Robert, entgegnete die unglückliche junge Frau.

Zum erſten Mal vielleicht in ſeinem Leben zuckte zuſammen Guido etwas wie ein Schauder, denn er erinnerte ſich, daß ihm einer ſeines Leute am heutigen Nachmittag dieſen Namen genannt und er dann den Befehl gegeben, den Bezeichneten niederzuſchießen.

Gehen Sie fort hin, junge Frau, nahm er nach einigen Augenblicken düſtern Schweigens mit dumpfer Stimme das Wort; Sie werden Ihren Mann unter den Todten finden.

Die junge Frau ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus und brach bewußtlos zuſammen.

Zum Teufel auch, rief Guido unmuthig; dieſe Trauerſpiel-Scene konnte unterbleiben, ſchafft das Weib fort, gebot er dann den Soldaten, und dieſe entfernten die Wittwe von dem Mörder des Gatten.

Wäre ich ſentimental genug, um abergläubiſch zu ſein, wendete er ſich jetzt an ſeinen Kameraden, der düſter brütend dieſer Scene beigewohnt hatte, ſo möchte ich jetzt auf allerlei ſeltſame Dinge kommen.

Theilen Sie mir etwas von dieſem Seltſamen mit.

Nun ſehen Sie, da giebt es einen Menſchen, der ſich lächerlicherweiſe meinen Freund nennt, während er zugleich bei Allem, was meinen Leichtſinn und Uebermuth nährt, mich alſo früher oder ſpäter zerrütten könnte, gern hülfreiche Hand bietet — dieſer Menſch ſpricht oft ganz unverholen zu mir von einer Schickſalstragödie, die er mir und meiner Familie aufzutiſchen gedenkt, wie leicht könnte ich nun meinen, daß das eben Stattgefundene eine Scene jener Tragödie iſt, indem mir das Schickſal gerade die Frau in den Weg führt, deren Mann ich niederknallen ließ — freilich iſt dieſe Scene ganz unabhängig von dem Drama meines Herrn Freundes, immerhin iſt es doch ein eigenthümliches Etwas — ein Etwas, das in Champagner ertränkt zu werden verdient — ſetzte er lachend hinzu, füllte das Glas und reichte es dem Kameraden zum Anſtoßen, welcher ihm auch ſogleich Beſcheid gab. Uebrigens, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, mag dieſe junge Frau, ſo hübſch ſie iſt, zum Teufel gehen, ich habe ein anderes Schätzchen erwiſcht.

Heute? fragte der andere Officier erſtaunt.

Heute, Kamerad, mitten im Feuer, habe ich eins der reizendſten Weſen erobert.

Wie ging das zu?

Mein Gott — was iſt dabei wunderbar, ich haſchte ſie einem erbärmlichen Proletarier ab, den ich gleichfalls zum Teufel ſchickte.

Das heißt, ſie haben den Bräutigam todtſchießen laſſen, um ſich der Braut zu bemächtigen, — iſt es nicht ſo?

Ich habe ein Liebchen, reizend und ſchön wie Hebe, die Göttin ewiger Jugend — Ich glaube faſt, daß ich das Mädchen liebe.

Sie — lieben? fragte der Kamerad lächelnd.

Allerdings klingt das von einem Menschen, ganz ohne Herz wie ich, zu lächerlich, und wenn ich auch nicht behaupten will — daß ich für sie sterben könnte, so ist sie doch die Erste, die mir in meinem Leben etwas mehr als gewöhnliches Wohlgefallen abgezwungen hat.

Der dritte Akt beginnt.

Bravo! rief jetzt eine laute Stimme — das höre ich gern.

Mit diesen Worten drängte sich ein kleiner Mann heran, der schon über eine halbe Stunde die beiden Herren belauscht und mit wahrhaft dämonischem Lächeln auf Guido geblickt hatte.

Nie hat mich Ihre Gegenwart unangenehmer berührt, als in diesem Augenblick, sagte Letzterer, der sich in der That von einem Gefühl der Unheimlichkeit bei dem unberufenen Erscheinen dieses Mannes angewandelt sah, und ich möchte an das alte Sprüchwort denken: Man soll den Teufel nicht an die Wand malen — doch vor allen Dingen muß ich die Herren einander vorstellen — hier mein Freund, Herr — — ja so, Herr Baron Jemand und mein Kamerad Lieutenant Robert de Romain.

Die beiden Vorgestellten verneigten sich leicht und nahmen dann nicht die geringste Notiz von einander.

Ich wollte mit Ihnen allein sprechen, Herr Baron, sagte Frech, indem er Guido bei Seite zog.

Und es muß wohl wichtig sein, wenn sie mich auf meinem Posten stören.

Unsere Unterredung wird nicht von langer Dauer sein, denn es giebt für mich noch mehr zu thun.

Sie sind also sehr beschäftigt? versetzte Guido spöttisch, indem er sich mit Frech weiter zurückzog.

Kommen Sie in dieses Haus — nur dort sind wir ungestört, ich habe für alle Bequemlichkeiten gesorgt.

Haben Sie hier eine Wohnung? fragte Guido, indem er dem Kleinen folgte.

Das nicht, aber das Haus hier ist verlassen, und ich habe mich während dessen für einige Stunden darin häuslich eingerichtet.

Bald befanden sie sich in einem prächtigen möblirten Parterre-Zimmer eines eleganten Hauses am Boulevard, welches von einer großen Lampe erhellt war.

Der Eigenthümer wird nichts dagegen haben, wenn wir uns einstweilen hier als Chambregarnisten betrachten, setzen wir uns auf dieses Sopha.

Sie scheinen es doch nicht auf eine allzukurze Unterredung abgesehen zu haben, mein lieber Jemand, ich muß Sie daher bitten, mich nicht allzulange aufzuhalten, denn einerseits bin ich nicht beurlaubt, andererseits muß ich gestehen, daß ich mich durchaus nach keiner Unterredung mit Ihnen sehne.

Das glaube ich Ihnen herzlich gern, bin aber durchaus nicht böse darüber, sagte Frech lächelnd, indem er immer auf einen dunkeln Gegenstand blickte, welcher in einer fernen Ecke lag und von Guido noch unbeobachtet geblieben, es ist wichtig, daß ich heute mit Ihnen von der Schicksalstragödie spreche — der Vorhang des zweiten Aktes fällt noch in dieser Nacht — die Zwischenpause wird nicht lange dauern und der dritte Akt kann bald beginnen.

So — so — wieviel Akte gedenken Sie denn aufzuführen?

Ich dächte, Sie hätten dies schon gewußt; in meiner Absicht liegt es ganz nach der Regel, fünf Akte spielen zu lassen, es könnte indessen sein, daß wir eine Ausnahme machen, entweder also vier oder gar sechs sich abspielen lassen.

Also der dritte Akt wird beginnen? — lächelte Guido frostig.

Nächstens.

Und sollte mir nicht schon in der ersten Scene die Schicksalsbraut —

Dann muß ich Ihnen aber sagen, daß ich deren nicht mehr bedarf, ich habe bereits ein Mädchen gefunden, das mir in der That das Schicksal in den Weg geführt hat — sie ist reizend — himmlisch bezaubernd.

Frech lächelte, wie harmlos, allein seine lauernden Blicke hatten sich doch sehr scharf auf Guido gerichtet.

Holder Schwärmer, sagte er, sprachen Sie etwa von Marie Hoffmann?

Welcher Wahnsinn, allerdings, und ich weiß selbst nicht, warum schwebt mir etwas wie Heiratsgedanken vor, wenn ich an die kleine Bäuerin denke, davon aber könnte jetzt noch lange nicht die Rede sein, vielleicht fünfzehn Jahre später.

O dann wird Ihr Haar bald ergraut sein.

Eben dann ist's überhaupt erst Zeit, an die Ehe zu denken, und da uns in diesen Jahren die reichen, jugendlichen und schönen Damen nicht mehr so willig in die Arme eilen, muß die Bäuerin es sich zur Ehre schätzen, Baronesse zu werden — übrigens hat sie etwas Geld, das man ihr klein macht und sie dann dem alten Bauern zurückschickt.

Sie scheinen sich also wirklich gewisserma-

gen auf die Verheirathung mit diesem Mädchen vorzubereiten — man möchte lachen.

Ich lache selbst, und dennoch, ich weiß, wie gesagt, nicht warum, denke ich einmal als alter Mann mich mit dieser Kleinen zu verheirathen und unterhalte zu diesem Zwecke eine stete Correspondenz mit dem Alten, natürlich erhält das Bauernmädchen viele herzliche Liebesgrüße und es grüßt auch fein artig zurück.

Seltsam — seltsam — also Sie führen sogar eine Correspondenz?

Natürlich, lachte Guido, Anfangs war es Laune, jetzt Gewohnheit, oder auch Passion, die Langweile auszufüllen.

Und Ihre Frau Mama?

Weiß davon nichts, kümmert sich auch wenig um mich.

Das beruht wohl auf Gegenseitigkeit, meinte Frech mit spöttischem Lächeln.

Will ich auch nicht leugnen.

Diese Heirathsgeschichte mit der kleinen Bäuerin amüsirt mich in der That.

Gleichviel — als alter Mann heirathe ich das Ding.

Gedenken Sie denn ein alter Mann zu werden? — fragte Frech mit spöttischem Lächeln, immer wieder nach dem dunklen Gegenstand in der Ecke blickend, als wollte er Guido's Aufmerksamkeit darauf hinlenken.

Ich hoffe doch.

Vorausgesetzt, daß sie in Ihrem vierzigsten Jahre schon das Greisenalter erreicht haben.

Ob ich mich besonders conservire, kann ich freilich nicht wissen, ich hoffe es indessen, denn wer wenig sorgt oder denkt, pflegt sich lange ein glattes faltenloses Antlitz zu erhalten.

Ich glaube aber vermuthen zu können, daß Sie, was die kleine Bäuerin betrifft, noch einen Nebenbuhler haben.

Meinen Sie etwa den Proletarier Löscher? fragte Guido mit geringschätzendem Lächeln.

Eben denselben.

Der ist besorgt und aufgehoben — der Herr wird seinen Diener loben, sagt unser Landsmann Schiller, versetzte Guido kurz.

Wie meinen Sie das? fragte Frech — aus Gründen interessire ich mich für diesen Burschen und möchte wohl etwas Näheres über ihn erfahren — hat er sich etwa todtschießen lassen?

Er ist besorgt und aufgehoben — das genüge Ihnen, vollständig unschädlich verstehen Sie mich? — versetzte Guido bedeutungsvoll — diesem Proletarier habe ich längst den Tod geschworen.

Er ist also todt geschossen — und das ist auch mir so recht, aber wenn ich nicht irre, befand sich ein junges Mädchen in seiner Nähe.

Frech legte einen besonderen Nachdruck auf diese letzten Worte.

Die ist's eben, die mir das Schicksal zugeführt hat.

Ich weiß es — und mit ihr beginnt eben der dritte Akt — sie ist der Gegenstand, der mich zu dieser Unterredung mit Ihnen bestimmt.

Sollte sie etwa die Schicksalsbraut sein? rief Guido mit freudig leuchtenden Blicken, während sich seine Wangen höher färbten.

Geduld — versetzte Frech mit plötzlich düsterm Ernst, über diesen Punkt müssen wir mit Ruhe sprechen — das ist ein Capitel, welches gründliche Behandlung erfordert, denn diese Scene der Begegnung wird die Conflicte des Drama's eigentlich erst eintreten lassen — vor Allem sagen Sie mir daher, ob Sie klar denken können — was bisher zwischen uns verhandelt, ist im Ganzen unwesentlich, die Behandlung dieses Thema's aber bedarf Ihrer völligen Klarheit, und offen gestanden, halte ich Sie für das, was ein gewöhnlicher Mensch mit dem sehr unhöflichen Worte „angetrunken" bezeichnen würde; Sie verzeihen mein Geradheit, aber Sie kennen mich wohl.

Vollkommen, Herr Baron, Jemand, zürne Ihnen daher nicht im Geringsten und gebe Ihnen zu Ihrer Beruhigung die Versicherung, daß ich bei diesem interessanten Thema allen Rausch beseitigen und ganz — ganz Ohr sein will.

Gut denn — also das Mädchen gefällt Ihnen?

O — ich bin zum Rasendwerden in sie verliebt! rief Guido enthusiastisch.

Ein dämonischer Glanz erhellte die Blicke des kleinen Mannes, er rieb sich lächelnd die Hände.

Es freut mich außerordentlich, das zu hören, sagte er, aber was haben Sie denn mit ihr angefangen?

Ich ließ sie zunächst in ein Haus schaffen und dort von zwei Mann bewachen.

Und jetzt?

Befindet sich sich im Präfecturgebäude, wohin sie von den Gensd'armen gebracht wurde.

O welcher Unsinn! rief Frech in fast zürnendem Tone; wir verlieren so ganz den

Zweck, wenn das Mädchen gefangen ist, dann wird sie auch bestraft.

Es sind die Meisten unschuldig eingeliefert, mein lieber Herr Jemand, das dürfen wir uns doch wenigstens nicht verschweigen.

Das gebe ich zu, denn Schuldige, und unter diese zähle ich nur die Aufwiegler und Kämpfer, gab es wenig, was aber gerade dieses Mädchen betrifft, so können Zeugen bekunden, daß sie von der Barrikade herab das Volk zum Kampfe aufreizte, indem sie die Deputirtenproclamation vorlas — ihre Verhaftung war also ungeschickt von Ihnen.

Ich mußte sie verhaften lassen.

Sie mußten?

Allerdings, theils durfte ich sie der Soldaten halber nicht retten, theils aber bestand sie selbst mit einer Energie auf ihre Verhaftung, daß ich, wiewohl mit schwerem Herzen mich gezwungen sah, sie den Gensd'armen zu überliefern.

Und was dachten Sie, indem Sie dies thaten?

Sie in den nächsten Tagen aus der Gefangenschaft zu befreien.

Das wäre nur möglich gewesen, wenn Sie das Mädchen in ein Militairgefängniß hätten schaffen lassen — dort würde man es nicht so genau genommen haben, denn es herrscht Ueberfüllung, wie freilich überall, da sie aber der Polizei übergeben ist, so werde ich auf Maupas meinen ganzen Einfluß geltend machen müssen, um sie zu befreien.

Es wird Maupas nicht so sehr darauf ankommen, denn er weiß so gut wie wir Alle, daß die Gefangenen — eigentlich — nichts — verbrochen haben.

Das weiß er, aber er strebt danach, sich bei dem Prinzen beliebt zu machen, und es hat auch etwas für sich, denn kaiserlicher Präfect klingt besser, er wird also Alles daran setzen, um so viele als möglich einzukerkern, denn je mehr dies der Fall ist, desto mehr vermag der Prinz Europa zu zeigen, wie sehr die Gesellschaft am Abgrunde stand — und gewiß, man wird die Gefangenen mit den fürchterlichsten Strafen belegen — die Strafcolonien werden überzahlreich bevölkert werden.

Das ist freilich wahr und —

Sie verlieren die Schicksalsbraut, wenn ich diese nicht für Sie rette, unterbrach Frech den etwas bestürzten Guido.

O Sie müssen — Sie müssen — rief dieser erregt aus, ich bedaure meine Unüberlegtheit und könnte darüber wahnsinnig werden, andererseits tobte das junge Mädchen so sehr, daß ich nicht anders umhin konnte war sie doch nahe daran, aus dem Fenster zu springen.

Sie konnte in ein Parterre-Zimmer geschafft werden.

Das ging nicht an — diese waren in jenem Hause mit Soldaten angefüllt.

So konnten Sie ihr die Hände binden.

Ich konnte es nicht über mich gewinnen, diese kleinen weißen und reizend geformten Hände da zu fesseln.

Seit wann haben Sie ein Herz, Herr Baron? rief Frech mit Nachdruck; ein solches dürfen Sie nicht besitzen — das läuft gegen unsern Pact.

Ich begreife mich selbst nicht, allein dieser Kleinen gegenüber wurde ich schwach wie ein Kind — ich konnte sie nicht auf diese Weise mißhandeln und ließ sie, in der Ueberzeugung, sie doch bald zu retten, abführen.

Es konnte natürlich nicht Ihre Absicht sein, das Mädchen verhaften zu lassen.

Selbstverständlich nicht, aber ich mußte sie doch vorläufig unterbringen unter Obhut lassen, bis ich sie führen konnte, wohin es mir beliebt.

Eile mit Weile — sagte Frech kurz.

So können Sie sprechen, Sie, der Mann der Ruhe, dem jede Neigung, jede Passion wie Hohn erscheint, nein, mein lieber Jemand, Sie müssen schnell sein.

Wir sind aber erst im dritten Akt — entgegnete Frech mit unheimlichem Lächeln, verlangen Sie nicht, daß das Drama abgekürzt werde — Sie möchten es doch sonst vielleicht bereuen.

Zum Teufel mit Ihrem Drama, polterte Guido; verlängern Sie oder kürzen Sie, so viel Sie wollen — es ist mir gleichgiltig — ich will die Kleine —

Sie soll Ihnen früh genug werden, versetzte Frech mit unheimlicher Bedeutung und früh genug sollen Sie —

Er hielt plötzlich inne, wie einer, der absichtlich eine begonnene Aeußerung nicht vollenden will.

Wann — wann? rief Guido heftig.

Geduld!

Nein — Geduld hieße Folterqualen erleiden.

Ich bin außerordentlich erfreut, daß dieses Mädchen, welches Ihnen nun in der That das Schicksal ganz ohne mein Dazuthun zugeführt, auch so sehr Ihre Phantasie erfüllt — das wollte ich eben, und es kommt glücklicherweise so — das Trauerspiel wird vortrefflich, setzte er mit unheimlichem Gelächter hinzu.

Die Sache hat mehr den Anschein eines Lustspiels — rief Guido heftig, man fängt sich bei Gelegenheit eines Krawalls ein Mädchen — der Liebste wird beseitigt und sie liebt aus Dankbarkeit denjenigen, der ihr das Leben geschenkt hat.

Ich finde, daß die Angelegenheit durchaus wenig Anlage zur Komik hat.

Es ist ein Lustspiel und soll auch heiter enden — ich will es so!

Geben Sie Acht! sagte Frech bedeutungsvoll, doch vor Allem sagen Sie mir, ob Sie den Namen Ihrer Schicksalsbraut kennen?

Natürlich, den mußte sie nennen — er lautet: Jeannette Martin.

Ganz vortrefflich, lächelte Frech.

Und Sie haben sich das Antlitz des Mädchens genau angesehen?

Wie Ihnen Sie noch fragen? natürlich studirte ich sogar jeden ihrer Züge auf das Sorgfältigste.

Und Sie fanden —

Außer ihrer Schönheit nichts, was mir aufgefallen wäre, versetzte Guido lebhaft.

Ganz vortrefflich also — kein Makel — entgegnete Frech, und ich bin glücklich, denn Alles nimmt einen für meine Zwecke ganz herrlichen Verlauf.

Nur ein Bedenken ist mir geblieben, begann Guido nach einer kurzen Pause wieder.

Sprechen Sie es aus — bitte.

Das Mädchen ist ohne Zweifel die Geliebte des Proletariers Löscher.

Nun, der störte wohl nicht mehr.

Er nicht, aber damit ist noch nicht gesagt, daß das Herz des Mädchens von ihm nicht erfüllt bliebe — es ist mir übrigens unerklärlich, wie ein so reizendes und scheinbar so gebildetes Mädchen sich mit einem so gewöhnlichen Menschen einlassen konnte.

Kann Alles kommen, versetzte Frech lächelnd, glauben Sie denn aber, daß Jeannette den höheren Ständen angehört?

Das Mädchen hat durchaus etwas Vornehmes, Distinguirtes in ihrem Gesicht wie in ihrer Gestalt — das ist unleugbar.

O nein, fiel Frech etwas verwirrt ein, das finde ich gar nicht, sie gehört ja auch der niedrigsten Volksklasse an, allein das ist gleichgiltig, sie gefällt Ihnen und soll Ihre Schicksalsbraut sein.

Gut denn, aber bald, bald.

Ich werde morgen mit Manpas sprechen — morgen Vormittag, und gegen Abend wird sie frei sein.

Sind Sie dessen gewiß?

Ich bürge dafür.

Glaube Ihnen, wo aber werde ich sie finden?

Das werden Sie zur Zeit erfahren — heute noch nicht — und ebensowenig schon morgen.

So werden Sie wortbrüchig.

Keineswegs, aber ich fordere von Ihnen die Erfüllung einer unerläßlich nothwendigen Bedingung.

Ich gehe auf jede ein, vorausgesetzt, daß Sie mich morgen, oder doch sehr bald mit dieser Jeannette zusammenführen.

Ich verlange von Ihnen nur, daß Sie Ihrer Frau Mama nichts von dieser Schicksalsbraut mittheilen, ja ihr nicht deren Namen nennen, denn das könnte der ganzen Sache Nachtheil bringen.

Inwiefern Nachtheil?

Ich versichere Sie — es ist so — verlangen Sie keine Erörterungen, Sie erhalten solche nicht — wollen Sie aber die Ihnen gestellte Bedingung erfüllen?

Sogleich, ohne mich zu besinnen — ich schwöre jeden Eid — was interessirt auch meine Mama die Geschichte dieser Schicksalsbraut.

Ich verlange von Ihnen nur Ihr Ehrenwort, das genügt mir, denn darauf pflegen die Herren Ihres Gleichen zu halten.

Mein Ehrenwort, daß Niemand, selbst meine Mutter kein Wort von dieser Schicksalsbraut erfahren.

Nun bin ich zufrieden, sagte Frech und blickte abermals in jene Ecke, diesmal jedoch in so auffallender Weise, daß es Guido nicht mehr entgehen konnte.

Zum Teufel — was giebt's denn dort? fragte dieser; was ist das für ein Gegenstand?

Sehen wir einmal danach, sagte Frech, und beide begaben sich zu dem erwähnten Punkt.

Die Leiche eines Knaben — rief Guido etwas betroffen, als er in der That einen mit Blut besudelten Körper vor sich sah.

Es ist ein Sattlerlehrling, den Sie am heutigen Nachmittag niedermachten, nur weil er Ihrer Meinung nach sterben mußte — hatten Sie sich doch vorgenommen, Alles niederzumetzeln was Ihnen unter die Augen kommt — nur mit der Schicksalsbraut haben Sie eine Ausnahme statuirt — Sie werden bald Hauptmann sein, Herr Baron?

Wie kommt diese Leiche hierher? fragte Guido mit seltsamer Betonung.

Ist nur ein Theaterrequisit, welches die Statisten vergessen haben hinwegzuräumen,

versetzte Frech mit bedeutsamem Lächeln und — entfernte sich.

Einige Augenblicke verharrte Guido noch in verstörtem Nachdenken, dann eilte auch er mit raschen Schritten hinaus, wo ihn die schrecklichen Orgien noch ebenso umfingen, als er sie verlassen.

Beglückwünschungen.

Am Nachmittag des vierten December, etwa um fünf Uhr befindet sich Louis Napoleon in jenem Gemache des Elysée, in welchem wir ihn am Abend vor dem Staatsstreich erblickt haben.

Eine ungewöhnliche Aufregung hat sich seiner bemächtigt — sein Antlitz gleicht dem einer Leiche — es ist geisterbleich — die Augen sind glanzlos und starr — die blutlosen Lippen zusammengekniffen — keine Bewegung einer Miene noch eines Gliedes ist zu bemerken.

In schwarzer Kleidung, wie zum Balle, die das Geisterhafte an ihm nur noch mehr hervorhebt, erscheint er todt, ganz todt — und doch führt seine Seele ein regeres Leben als je.

Bald schwelgt diese im Wonnegefühl künftiger Größe, bald zagt sie in der Angst des Mißlingens.

Es wird dunkel im Gemache — ein Diener bringt Licht — der Präsident scheint ihn kaum zu bemerken.

Stundenlang hat die Kanonade gewährt, ein schreckliches Lächeln schwebte bei jedem Kartätschenschusse um seinen Mund, ein eigenthümliches Feuer belebte das Auge des einsamen, bleichen Mannes bei jedem Gewehrgeknatter; metzelten diese doch die Widersacher nieder, und diejenigen, welche sich nicht am Kampfe betheiligen, werden durch ein so entsetzliches Beispiel in Zittern und Zagen versetzt.

Der Präsident hatte beim Beginne des tobenden Kampfes ruhig arbeiten können — die Cigarre brannte in seinem Munde, der wärmende Kaffee vertrieb das Fröstelu in den Gliedern, und die Feder glitt über das Papier, auf demselben Tische, an welchem er die Parabel von dem Kolonisten erzählte — an welchem dann der Staatsstreich ausgebrütet wurde.

Als der Kampf indessen heftiger zu werden begann, erhob sich der Präsident, die Arbeit, wenn auch zum großen Theil entworfen, konnte nicht vollendet werden — die Gedanken verwirrten sich — und bei einem Entwurf wie der vorliegende — muß man klar sein — keinerlei Gemüthsbewegung, schrecklicher oder freudiger Natur darf vorherrschend sein.

Als es draußen ganz dunkel geworden ist, wird der Donner der Geschütze seltener, nur hin und wieder kracht es noch; nur bisweilen noch steigt der dunkelröthliche Qualm da drüben zum Himmel auf.

Ja er steigt zum Himmel empor, aber er bleibt stumm, ein Dunstgewölk vom Sturme zertheilt, trägt keine Klagen hinauf — diese verstummen unten, und wenn nicht, so macht sie das mörderische Eisen still.

Endlich ist es ganz ruhig geworden — der bleiche Mann dort hinten am Kamin lauscht mit vorgebeugtem Körper und verhaltenem Athem.

Sein Blick wird starrer — das Lächeln um seinen Mund dämonischer — ein leichtes Zittern hat seine Glieder ergriffen — der Kampf ist zu Ende — er hat entschieden zwischen Gewalt und — Recht.

Aber wer hat gesiegt — düsterer Gott des Gemetzels, Genius aller Gewalthaber gieb Gewißheit — öffne die Pforten Deines Reiches, sende hinab Deinen schauervollen Herold, um dem lauschenden Mann da — die Entscheidung zu verkünden.

Endlich tritt ein Diener ein, er wagt nicht zu sprechen, bis er bemerkt und nach seinem Begehren befragt wird.

Excellenz, General von St. Arnaud — meldet der Diener.

Wie von einer Viper gestochen, fährt der Präsident auf und neigt schweigend sein Haupt.

Jetzt naht Gewißheit!

Wenige Augenblicke später steht die lange hagere und ausgedörrte Gestalt St. Arnauds vor ihm.

Nun, Excellenz, welche Kunde? fragt der Präsident hastig.

Ich gratulire Ew. Maj — —

Wir hätten gesiegt? — stotterte der Präsident.

Monseigneur, — Paris liegt zu Ihren Füßen.

Dumpfes Schweigen herrscht — bleicher wird der Präsident als zuvor — regungslos scheinen seine Glieder gelähmt.

Da verkündet ein Hauch von Röthe über sein Antlitz, daß das plötzlich zum Herzen getretene Blut allmählich wieder durch die erstarrten Adern seinen normalen Kreislauf beginnt.

Kein Wort entfährt den Lippen des Präsidenten — Augenblicke wie die gegenwärtigen — wollen nur empfunden sein — zu

ohnmächtig ist das Wort, wenn das Gefühl spricht.

Aber schnell wie der Blitz hat er sich dem Manne genaht, der die blutige Siegeskunde gebracht, und — schweigend halten sich zwei Wüstlinge lange, lange umschlungen.

Endlich macht die Sprache ihre Rechte geltend.

Ich danke Ihnen, St. Arnaud, sagt der Präsident mit leiser Stimme — diese Niesenstadt also ist gezügelt?

Sie liegt Ihnen zu Füßen — wie das ganze Land, aber nicht mir danken Sie, sondern den braven Truppen —

Ja, ja, ich weiß es, sagte Napoleon — meine brave Armee ist von einem trefflichen Geiste beseelt; sagen Sie ihnen meine eigenen Worte: Soldaten, ich bin mit Euch zufrieden, und Sie St. Arnaud, nehmen Sie, nehmen Sie, fuhr er hastiger fort, indem er noch ein Packet hervorzog, hier — Sie werden Gelegenheit haben, gegen Manchen der Tapfern sich dankbar zu zeigen — sie Alle aber sollen heute auf das Wohl des Vaterlandes trinken.

St. Arnaud verneigte sich und wollte sich entfernen.

Sie wollen schon gehen?

Die Pflicht ruft, Monseigneur, ich kam nur, um Sie zu benachrichtigen, daß unsere Angelegenheit günstig steht.

Eine gerechte Sache muß stets siegen, sagte Napoleon mit so dreister Miene, daß selbst St. Arnaud nicht umhin konnte, einen scharfen, etwas spöttischen Seitenblick auf ihn zu richten.

Doch er hatte nicht Zeit, länger zu weilen, es gab für den Staatsstreich noch mehr zu thun, und nachdem er eine Einladung zu einer am späten Abend anberaumten Conferenz erhalten, entfernte er sich — natürlich hatte er das Packet nicht vergessen, welches ihm Louis Napoleon zur Belustigung der Soldaten eingehändigt.

Es war dasselbe, welches die Kosten der Reise des Präsidenten decken sollte, die nun aber überflüssig geworden — und sogleich erhielt ein Kammerdiener Befehl, die dreibereit stehenden Equipagen ausspannen zu lassen.

St. Arnaud wird noch viel Geld brauchen, dieser verlebte Bursche hat Schulden — murmelte der Kaiser in spe.

Er schloß plötzlich sein Selbstgespräch, dann mit schrecklichen Erinnerungen sagte er sich, daß er nicht minder entnervt sei als jener und daß seine Schulden die des Ministers — — —

Doch der Prinz hatte nicht Lust, sich in einem so wonnevollen Augenblick mit dergleichen Dingen zu befassen.

Er eilte zum Fenster und blickte lange auf die besiegte Stadt, die jetzt in Blut, Pulverdampf und in Dunkelheit gehüllt war.

Paris, das Land, liegt jetzt zu meinen Füßen, sagte er mit einem Lächeln schrecklicher Befriedigung — meine Freunde waren thätig und ich werde dankar sein, sobald ich die Krone mir auf's Haupt gesetzt — ich gab Dir mein Wort, Du Schlachtengott, Du Verbannter von St. Helena, Dein Reich wieder aufzubauen — es ist geschehen — Europa, das Dir einst gehuldigt und Dich dann mit Schmach überhäuft, sieht Deine Glorie wieder auferstehen — welcher Triumph!

Dann setzte er sich rasch an den Schreibtisch, vollendete seine Arbeit und begab sich dann in das Nebengemach, in welchem Mocquart wieder wie damals, an derselben Stelle beschäftigt war.

Wir haben gesiegt, Mocquart, rief der Präsident mit lauter Stimme, hier ist der Entwurf des Decrets, das in wenigen Tagen das Volk erhalten soll — ich bitte um die Copie — doch zuvor lesen Sie mir den Inhalt vor, vielleicht finden wir noch Manches zu verbessern darin.

Er übergab Mocquart ein Blatt und dieser las mit lauter Stimme:

„Im Namen des französischen Volkes."

„Der Präsident der Republik hat auf Veranlassung des Ministers des Innern, in Erwägung, daß Frankreich der Ordnung, der Arbeit und der Sicherheit bedarf; daß die Gesellschaft seit einer Reihe von Jahren durch anarchische Umtriebe, wie durch Aufstandsversuche der Anhänger geheimer Gesellschaften und der Sträflinge, die stets bereit sind zum Umsturze der Ordnung ihre Hilfe zu leihen, in ihren Tiefen beunruhigt und erschüttert wird;"

„in Erwägung, daß diese Menschenklasse durch ihren fortdauernden Widerstand gegen alle Gesetze nicht nur die öffentliche Ruhe, Arbeit und Ordnung in Frage stellt, sondern auch ungerechte Angriffe und beklagenswerthe Verleumdungen gegen die ordnungsliebende Arbeiterbevölkerung von Paris und Lyon veranlaßt;"

„in Erwägung, daß die bisherigen Gesetze nicht mehr genügen und somit einiger Berichtigungen bedürfen; mit Rücksicht sowohl auf die Pflichten der Humanität wie

auf die Anstrebungen der allgemeinen Sicherheit, beschlossen zu verordnen wie folgt:"

„Art. I. Sobald ein Individuum, welches unter Polizeiaufsicht gestellt ist, des Vergehens des Friedensbruches überführt wird, kann es im Interesse der allgemeinen Sicherheit in eine Strafcolonie, nach Cayenne oder Lambeha transportirt werden."

„Die Dauer der Strafzeit wird sich von mindestens fünf bis auf höchstens zehn Jahre erstrecken."

„Art. II. Dieselbe Maßregel kann gegen Individuen angewendet werden, welche der Betheiligung bei einer geheimen Gesellschaft überführt werden."

Mocquart hatte die neun Artikel, welche dieses Dekret enthielt, laut vorgelesen und legte dann das Blatt kopfschüttelnd auf den Tisch.

Napoleon folgte jeder Bewegung des Geheimsekretairs.

Nun, Mocquart, sagte er kurz.

Ich werde die gewünschte Copie binnen einer Stunde geliefert haben.

Davon bin ich überzeugt, aber ich wünsche Ihre Meinung darüber zu hören.

Maj — Monseigneur, wenn Sie mir gestatten, offen darüber zu sprechen, so kann ich nur sagen, dieses Decret ist so vortrefflich, daß man bei Gelegenheit seiner Veröffentlichung selbst in China, wo man doch an dergleichen gewöhnt ist, ein wenig verblüfft werden dürfte — und da die Mandarinen bei der Hand sein werden, so steht der Vollstreckung nichts entgegen — insbesondere hat mir der erste Artikel imponirt.

Der die Strafcolonien betreffende — nicht so? fragte Napoleon ruhig.

Ganz recht, Cayenne ist ein vortreffliches Schreckmittel und wird nicht ohne günstiges Resultat bleiben.

Das hoffe ich eben, aber diese strenge Maßregel ist nothwendig.

Aeußerst nothwendig, mein Prinz.

Wir werden zahlreiches Gesindel dahin schicken müssen — und doch bleibt immer noch genug in Paris zurück.

Es wäre am nützlichsten ganz Paris in eine Strafcolonie zu verwandeln, sagte Mocquart in einem Tone, von dem man nicht unterscheiden konnte, ob er zugebend oder ironisch war.

Louis Napoleon indessen nahm sich das für ihn passendste heraus.

Ganz recht, meinte er, Paris wimmelt von Müßiggängern, aber wir werden Belagerungszustand und Kriegsgericht anrufen erhalten.

Sehr natürlich, mindestens so lange, bis Ew. Majestät die Kaiserkrone sich auf's Haupt gesetzt haben — auch stimme ich dafür, die Deportirten nicht höchstens, sondern mindestens auf zehn Jahre zu verurtheilen.

Dafür mögen die Kriegsgerichte sorgen.

Was aber machen wir mit den Arbeitslosen?

Diese gerade haben wir am wenigsten zu fürchten, sie sind es überhaupt nicht, welche uns gefährden, die Gebildeten, gerade diejenigen, die sich mit Politik beschäftigen, die Geschichte studiren, die überhaupt denken, sind die Gefährlichsten, sie eben müssen auch zumeist unschädlich gemacht werden.

Gedacht darf in Frankreich gar nicht werden — fiel Mocquart in dem vorhin schon erwähnten eigenthümlichen Tone ein.

Wenigstens will ich dafür sorgen, daß die Geschichte für einige Zeit von den Lehrstühlen Frankreichs verbannt werde.

Bis Sie die Krone auf's Haupt gesetzt — und Monseigneur, ich gratulire schon in dieser Stunde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Mocquart, wollte Ihnen nur noch sagen, daß die arbeitende Bevölkerung von Paris mit mir zufrieden sein wird, denn sie soll Beschäftigung haben — ich habe im Ministerium des Handels und Gewerbes einen Plan vorgefunden, den schon die vorige Regierung ausgearbeitet hat, einen Verschönerungsplan für Paris, wonach die alten engen Stadttheile abgebrochen und neue aufgeführt werden sollen — wir werden dieses Werk ausführen — es giebt also Beschäftigung in Fülle — und haben die Arbeiter zu thun, dann kümmern sie sich wenig um die Politik und jagen diejenigen zum Teufel, welche ihnen das Brod nehmen, indem diese zum Barrikadenbauen verführen wollen, allein, was ich auch thue, meine Strenge wird Segen bringen, das Gesindel, was dem Staate gefährlich ist, muß unschädlich gemacht werden, damit die Gesellschaft gerettet werde von dem Verderben, dem sie nahe war und Gelegenheit habe ihrem Retter dankbar zu sein.

Und ihm mit der Krone des Kaisers die des Verdienstes aufsetzt, fiel Mocquart mit fester Stimme ein — und noch einmal gratulire ich Ew. Majestät im Voraus.

Kommt Zeit — kommt Rath — und nun machen Sie sich an die Abschrift meines De-

creds — es soll den Ministern zur Berathung vorgelegt werden.

Zwei Stunden später traten St. Arnaud, Graf Morny, Maupas und die übrigen Herren ein, welche zu der erwähnten Conferenz geladen waren.

Man beobachtete bereits Förmlichkeiten, als ob man schon vor dem Kaiser stände, und mit tiefen Verbeugungen gratulirte man dem Prinzen zu dem errungenen Siege.

Die Gesellschaft ist gerettet, nahm Morny das Wort und man wird jetzt in ganz Europa dem Prinzen nicht genug des Dankes wissen — freilich hat es Opfer gekostet, aber über das geflossene Blut wird der Segen der Wohlfahrt aufsprießen.

Und ein neuer Staat verjüngt erstehen wie ein Phönix, der die alte Hülle in den Flammen ließ, fiel Louis Napoleon mit einer gewissen Feierlichkeit ein und nun, mein verehrter Maupas, zunächst Ihnen meinen Dank — Sie haben eine ungemeine Thätigkeit entwickelt.

Ich that nur meine Pflicht.

Wie viele Gefangene haben Sie?

Zehntausend, mein Prinz.

Ein Lächeln der Befriedigung erfüllte das Antlitz Napoleons, und mit Recht, denn wenn Europa von solcher Anzahl gravirter Rebellen hörte, mußte es von der rettenden That des Prinzen gewaltig imponirt sein.

Brav — brav — Sie waren sehr wacker — und ich werde dankbar sein!

Aber man wird die Meisten bald wieder loslassen müssen.

Was soll das heißen?

Die Gefängnisse sind überfüllt, Monsieur.

O es giebt deren auch außerhalb Paris, fiel Napoleon lächelnd ein, aber schließt denn die Zahl, die Sie angaben, alle Compromittirten ein, ich meine, ist damit Alles schon erschöpft?

Ich habe noch nicht in den Hotels und Chambre-garnis aufgeräumt, mein Prinz, dies soll aber in der heutigen Nacht geschehen — und dann erst werde ich über die Anzahl der wirklich Compromittirten entscheiden können, deren es bis jetzt nur noch sehr wenige giebt.

Wenige sagen Sie?

Wirklich Gravirte giebt es wenig, die Meisten sind solche Leute, welche augenblicklich nichts besorgen, destomehr aber für die Zukunft befürchten lassen — ich meine die gebildeten Leute, die ohne Existenzmittel sind.

Müssen unschädlich gemacht werden sagte Louis Napoleon mit furchtbarer Bestimmtheit.

Auf welche Weise, mein Prinz? fragte Maupas — die Gefängnisse sind, wie gesagt, überfüllt und müssen bald wieder geräumt werden.

Und ich habe gesagt, daß man auch außerhalb von Paris Gefängnisse hat;

Alles blickte gespannt auf den Prinzen, der diese letzten Worte geäußert.

Meine Herren, sagte er nach einigen Augenblicken des Schweigens; Sie scheinen durchaus auf eine sehr wesentliche Abhülfe nicht zu kommen, und diese liegt doch so nahe.

Und worin bestände diese? fragte Graf Morny.

In Cayenne — versetzte Louis Napoleon mit düsterer Bestimmtheit: Cayenne muß sie alle aufnehmen, auch Lambessa mag sein Deputat erhalten — und unsere Kriegsgerichte werden dafür Sorge zu tragen haben, daß sie nicht allzubald zurückkehren — nicht wahr, mein lieber St. Arnaud — setzte er mit Nachdruck hinzu.

Gewiß, versetzte der Mann mit dem verkauften Gewissen.

Ich zolle dieser Maßregel meinen vollen Beifall, sagte Maupas mit einer Verbeugung.

Auch ich, auch ich! fügten die Andern hinzu.

Dann, meine Herren, hoffe ich, daß Sie Alle dieses Decret billigen, welches ich selbst entworfen habe, bitte, Graf Morny, es liegt vor Ihnen, wollen Sie gefälligst es laut vorlesen?

Der Minister des Innern las jenes Meisterstück von Grausamkeit vor, und einige Augenblicke herrschte Schweigen.

Nun, meine Herren? fragte dann der Prinz; sind Sie damit einverstanden?

Vollkommen — gewiß — sehr natürlich! so lauteten die Antworten der gefragten.

Nur eins hätte ich noch zu bemerken, nahm Maupas das Wort.

Bitte, sprechen Sie, gebot Napoleon.

Daß wir mit der Veröffentlichung dieses Decrets noch einige Tage zögern — mögen zuerst die Todten bestattet und die Gemüther beruhigt sein.

Wie viele Leichen haben wir? fragte der Präsident der Republik.

Mit Genauigkeit läßt sich ihre Anzahl noch nicht bestimmen — mögen zweihundert.

Nicht viel, sagte Napoleon kurz, um so besser, wenn nicht allzuviel Blut vergossen ist; glauben Sie, meine Herren, es wäre

mir viel lieber gewesen, wenn die Gesellschaft ohne dieses hätte gerettet werden können, leider aber muß ich bekennen, daß es nicht anders möglich war, und schon aus der Zahl der Verhafteten muß man annehmen, wie groß die Gefahr für den Staat gewesen — was die Veröffentlichung des Decrets betrifft, so will ich damit bis zum achten December warten — dann wird der erste Sturm beschwichtigt sein.

So meine auch ich, sagte Maupas.

Ich bitte nun, zu unterzeichnen, Graf Morny, sagte Louis Napoleon.

Es trat tiefes Schweigen ein — nur das Geräusch der über das Papier hingleitenden Feder des Ministers des Innern war hörbar.

Einige Minuten später hatte die Unterschrift Morny's den verhängnißvollen Inhalt des Decrets unterzeichnet, welches das Wehe von Tausenden herbeigeführt hatte, ohne an den Jammer zu denken, den es hervorrufen mußte, oder die Thränen zu ermessen, die den zu Cayenne Verdammten nachgeweint werden würden.

Bald darauf waren die Minister und Maupas entlassen.

Letzterer holte seine Opfer noch aus allen Stadttheilen von Paris zusammen, und Napoleon schlief in der Nacht nach dem blutigen Tage sanft wie — ein Kind.

Der erste Theil einer Lebensgeschichte.

Am nächsten Tage, also am 5. December, herrschte in Paris unheimliche Ruhe.

O wie viele Familien, gestern noch so glücklich, waren heute trostlos.

So mancher Kreis war gelichtet — hier fehlte ein Vater, dort eine Mutter oder beide Eltern — anderswo Töchter, Söhne, Gatten, Kinder, Bräute — o das ungeheure Verderben des 4. Dezember hatte unbarmherzig überall seine Opfer gefordert — nur das Elysée blieb verschont.

In diesem Palaste herrschte am 5. December Wonne und Jubel, während ganz Paris in Schmerz begraben, von Thränen und Blut überströmte.

Schweigen wohnte in den Straßen, nur auf dem Kirchhofe Montmartre herrschte eine düstere Regsamkeit.

Hier hatte man einen bisher unbenutzten Platz zur vorläufigen Bestattung der Todten hergegeben.

Man hatte die Unglücklichen schnell eingescharrt, nur ihr Kopf war unbedeckt geblieben, damit sie von ihren Angehörigen erkannt werden konnten.

Das Publikum wogte ohne Unterlaß nach allen den verschiedenen Plätzen hin, wo man Leichen ausgestellt hatte.

Namentlich strömte man massenhaft nach der Cyte Bergère.

Nach diesem Punkte hin sehen wir auch eine elegante Equipage fahren, welche am Eingange der Cyte plötzlich Halt machte.

Der reich betreßte Diener springt vom Bock herab und öffnet den Kutschenschlag, um eine tief verschleierte Dame aussteigen zu lassen.

Sie ist von hoher, schlanker Gestalt, in äußerst feiner Toilette und eilt dahin, wo die Menge vor einem großen Anschlagzettel stand.

Die Dame nähert sich demselben und liest die sehr groß gedruckten Worte: „Hier sind keine Leichen mehr!"

Man hat schon Alles nach dem Kirchhof Montmartre geschafft, sagt ein Polizei-Commissär der Menge, wer Jemand noch aus seinem Kreise vermißt, möge nur dorthin gehen, wo er ohne Zweifel findet was er sucht.

Auf diese schrecklich zuversichtliche Bedeutung tritt hier ein Mann mit schmerzerfülltem Antlitz, dort eine Frau, ein Mädchen mit verweinten Augen zurück, um sich nach der bezeichneten Stelle zu begeben.

Auch die verschleierte Dame entfernt sich, keineswegs jedoch mit irgend einem Zeichen von Gram, Erschütterung oder bloßer Theilnahme — gleichgiltig naht sie sich der Equipage und mit den Worten: „Nach dem Kirchhof Montmartre!" steigt sie ein — und der Wagen rollt schnell davon.

Die Dame gelangte auf den Kirchhof. — Hier lagen nun die leicht verscharrten Leichen, deren Gesichter frei geblieben waren. Aber so oberflächlich waren die Körper bedeckt, daß häufig noch die Füße hervorragten.

Hier sah man Frauenschuhe, dort Stiefel oder auch Holzpantoffel aus der Erde blicken — es war ein Schauspiel des Jammers.

An einer Stelle lagen etwa vierzig Leichen nebeneinander, Frauengesichter und Jünglingsköpfe.

Die Leute betrachteten unter Thränen alle diese Opfer; unter den Beschauern gewahren wir auch wieder Frau Roulé.

Franz war bis zu diesem Augenblicke nicht in die Wohnung zurückgekehrt, er mußte also den Todten angehören.

In der Hoffnung also, seinen Leichnam hier zu finden, ließ sie ihre Blicke von dem Kopfe des einen zu dem des andern gleiten.

Gott, welch ein schönes Mädchen! rief sie an einer Stelle, wie jung, kaum achtzehn Jahre alt.

Es ist eine Blumenhändlerin vom Boulevard nahm eine neben ihr stehende Frau das Wort, ich habe ihr erst vorgestern einen Myrthenstrauß abgekauft, ach, die Aermste ist gewiß schuldlos.

Schuldlos sind ohne Ausnahme alle Opfer, um den Kampf schnell zu enden, fing man an — zu morden.

Ach, hier ist sie, hier ich habe sie gefunden, rief eine Frau mit einem lauten Schmerzensschrei, indem sie sich über den Leichnam eines zweiten jungen Mädchens warf, von dem sie die Erde aufwühlte, ach Gott — mein unglückliches Kind!

Als sich die unglückliche Mutter von ihrem Schmerz einigermaßen erholt hatte, erzählte sie, ihre Tochter, welche bei einem Bäckermeister diente, ward mit Brod fortgeschickt und kehrte nicht mehr zurück — man hatte sie auf dem Weg — erschossen.

Frau Roulée ging weiter — und forschte überall nach dem Vermißten.

Mit gleichem Eifer sah man die Dame aus der Equipage ihre Nachforschungen halten, sie fixirte gleichgültig jeden Kopf, bis sie an den letzten Leichnam gekommen war.

Endlich verließ sie mit hastigen Schritten den Kirchhof, bestieg ihre Equipage und fuhr nach ihrem Hotel.

Es war schon Abend geworden, als sie dieses erreicht hatte. Kaum hat sie in ihrem Gemache den Schleier abgenommen und wir erkennen in ihr — Baronin von Rautenberg.

Er ist unter den Todten nicht, nimmt sie mit bebender Stimme das Wort; sollte er sich vom Kampfe ausgeschlossen haben? es ist kaum denkbar, und doch kann ich nirgends die Leiche dieses Menschen entdecken.

Sie hatte kaum diese Worte gesprochen, als es in eigenthümlicher Weise an die Thür pochte.

Die Baronin fuhr erschreckt empor.

Als sich aber erst die Thür öffnete und — Frech eintrat, wurde sie bleich vor Zorn und Entsetzen.

Gott, was wollen Sie wieder! rief sie mit gepreßter Stimme.

Nichts weiter, als Sie sehen, gnädige Frau.

Schon dachte ich von Ihren Besuchen erlöst zu sein —

Wie konnten Sie so naiv sein, dies zu glauben, Madame, wenn Sie mich auch nicht in Ihren Gemächern sehen, so sind Sie doch von mir beobachtet, hundert von Spähern umgeben Sie, jeder Ihrer Schritte ist bewacht, das gehört zur Scenerie — so weiß ich auch, daß Sie sich heute nach dem Friedhofe Montmartre begeben haben, um dort die Leiche eines gewissen Mannes herauszustöbern, allein Sie fanden ihn nicht — es verhält sich doch so?

Mag Ihnen gleichgiltig sein, ich fühle mich nicht veranlaßt, Ihnen von jedem meiner Schritte Rechenschaft zu geben.

Lächerlich, Madame, wenn ich Ihnen schon sagte daß ich von Ihrem Treiben genau unterrichtet bin, ich muß es sein — Sie wissen, warum; Sie haben natürlich Moritz Martin nicht gefunden, denn er lebt und erfreut sich des besten Wohlseins, er hat sich nicht am Kampfe betheiligt, weil er als vornehmer Mann —

Vornehmer Mann? — rief die Gräfin hohnlachend; seit wann?

Schon seit drei Jahren.

Und wie konnten sich die Verhältnisse dieses ausgemachten Bettlers so günstig gestalten?

Durch mich, Madame.

Durch Sie?

Sie wissen, ich bin mächtig und habe Einfluß — Moritz Martin ist nun zwar kein vornehmer Mann im gewöhnlichen Sinne geworden, das wäre zu viel gesagt, aber es geht ihm außerordentlich gut, ihm und seiner Familie.

Also auch dieser? — höhnte die Baronin.

Wenn sich die Verhältnisse des Vaters günstiger gestalten, so muß sich dies auch an den Kindern geltend machen — der Sohn Martins ist Leibjäger bei dem Grafen Natali, die Tochter Jeannette, außerordentlich gebildet — bei ihrem Vater geblieben.

Die Baronin senkte ihre Blicke zu Boden und preßte einen Seufzer hervor.

Jeannette ist ein reizendes Mädchen.

Was geht mich das Alles an? — sagte die Baronin hastig; wozu mir so gleichgiltige Dinge?

Ich thue nichts ohne Grund, Madame, nicht ein Wort — nicht ein Laut entfließt meinem Munde ohne Bedeutung — Sie wissen es wohl —

Darf ich nun fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?

Ich bin gekommen um Abschied von Ihnen zu nehmen, Madame, Sie kennen meine

freundſchaftlichen Geſinnungen für Sie und werden begreifen, daß ich keine Reiſe unternehmen kann, ohne Sie davon in Kenntniß geſetzt zu haben.

Ich hätte Ihnen dieſe Form erlaſſen, ſagte die Baronin mit malitiöſem Lächeln.

Mag wohl ſein, da man indeſſen nicht wiſſen kann, ob man ſich wiederſieht, ſo halte ich es —

Bitte, ſparen Sie Ihre Worte, ſie ſind mir im höchſten Grade gleichgiltig, wie Sie ſelbſt, denn Sie wiſſen, wie unendlich ich Sie haſſe, wie ſehr ich Sie verabſcheue.

Ich danke Ihnen für dieſes ſchmeichelhafte Bekenntniß — verſetzte Frech mit ſeltſamem Lächeln, warum aber haſſen Sie mich, was that ich Ihnen zu Leide? ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, während ſeine ſtechenden Blicke mit unheimlichem Ausdruck auf ihr ruhten.

Ich erwarte mit jeder Minute Ihren Abſchiedsgruß — Sie zögern ſehr, mein Herr —

Aus Gründen.

Wohin reiſen Sie?

O es geht weit über's Meer.

Und wie lange bleiben Sie fort?

Vielleicht ſehe ich Paris niemals wieder, plötzlich eingetretene Umſtände veranlaſſen meine Gegenwart in Weſtindien.

Ein Zug von Freude leuchtete in dem Antlitz der Baronin.

Nach Weſtindien gehen Sie? rief ſie mit freudeglänzenden Augen.

Wie ich Ihnen eben ſagte, es kann indeſſen ſein, daß ich nach einigen Jahren zurückkehre, Madame, entgegnete Frech, als er die Freude der Frau von Rautenberg gewahrte — jedenfalls aber muß ich meine Angelegenheiten ordnen und mit denen zwiſchen uns den Anfang machen.

O Gott — welche Angelegenheiten wären zwiſchen uns zu ordnen?

Merken Sie auf, Madame — ich wollte mich vor meiner Abreiſe verheirathen.

Was geht das mich an?

Sie werden ſogleich begreifen, wenn ich mir erlaube, Ihnen ſelbſt einen Heirathsantrag zu machen.

Sind Sie von Sinnen? rief die Baronin ärgerlich aufſpringend und Miene machend ſich zurückzuziehen.

Bleiben Sie — gebot Frech mit fürchterlichem Ernſt, ich laſſe Ihnen die Wahl zwiſchen meiner Hand und — — Sie wiſſen —

Die Bruſt der Baronin beengte ſich ſo ſehr, daß ſie kaum zu athmen vermochte.

O mein Herr, Sie ſind ſchrecklich.

Entſcheiden Sie, Madame.

Ich habe einen erwachſenen Sohn.

Er iſt bald mündig, hat ſein eigenes Vermögen und iſt nicht im Geringſten dadurch beeinträchtigt, übrigens iſt's ihm auch gleichgiltig, ob Sie heirathen oder Wittwe bleiben, — iſt das alſo Ihr einziges Bedenken?

Mein Herr — Sie lieben mich nicht.

Und wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ich Sie lieben würde, wenn Sie — nun Sie verſtehen mich.

Dann thäte ich vielleicht einen Schritt der —

Verzweiflung wollen Sie ſagen — das aber möchte ich nicht hören, Sie ſollen mir geſtehen, daß Sie mich lieben könnten, wenn ich — Sie wiſſen —

Gut denn, ich würde Sie lieben!

Eine fürchterliche Ironie, ein faſt dämoniſcher Spott lagerte ſich über das Antlitz des kleinen Mannes, der ein hölliſch triumphirendes Lachen hören ließ.

Jetzt habe ich erreicht, was ich wollte, Madame; Sie ſagten vorhin, daß Sie mich tödtlich haßten und wenige Minuten ſpäter geſtehen Sie mir, daß Sie mich lieben würden. — Hieraus mögen Sie Ihre, wir wollen nur ſagen, Wandelbarkeit oder Doppelzüngigkeit erkennen. — Ich bin weit entfernt, Sie zu heirathen, ſo ſchmeichelhaft es mir auch ſein mag, Madame, Ihr Liebesgeſtändniß zu vernehmen, wollte Sie vielmehr nur auf die Probe ſtellen, und da Sie das verlangte Examen trefflich beſtanden haben, ſo kann ich jetzt zur zweiten Aufgabe ſchreiten, die ich mir heute auferlegt habe. Die Zeit drängt — das Trauerſpiel fordert ſeinen Verlauf, und ſo iſt es denn die höchſte Zeit, daß Sie heute mindeſtens den erſten Theil Ihrer Lebensgeſchichte vernehmen.

Ich will ſie nicht hören! rief die Baronin mit halb erſtickter Stimme.

Sie werden ſich vergebens bemühen, mich heute abzuweiſen es muß ſein.

So werde ich nach Hilfe rufen, ich verfüge über eine zahlreiche Dienerſchaft.

Sie wollen mich alſo mit andern Worten hinausweiſen laſſen, nur zu, Madame, aber hier iſt das Manuſcript. — Ein jedes Feuilleton wird mit Entzücken die ſpannende Erzählung aufnehmen, und grade in Frankreich werden dergleichen Geſchichten mit Freudigkeit geleſen, außerdem aber werden auch deutſche Blätter ihre Spalten öffnen und gewiß wird auch in Deutſchland das Publikum ſich eine ſo intereſſante Novelle nicht entgehen laſſen wollen — rufen Sie nun die Dienerſchaft — oder darf ich begin-

nen? — Sie haben zu entscheiden, Madame!

Die Baronin warf einen flüchterlichen Blick auf den kleinen Mann — und ihr Herz pochte gewaltig.

Erzählen Sie mir, sagte sie dann mit verächtlichem Lächeln; was kümmert mich diese Biographie? ist man doch im Leben gezwungen, so oft langweiligen Erzählungen zuzuhören, ich will also.

Sie haben nicht zu befürchten, daß Sie sich langweilen, gnädige Frau; Sie wissen nur zu gut, daß die Sache interessant ist und der Erzähler in der ihm eigenthümlichen pikanten Weise Sie zu fesseln wissen wird.

Ist denn kein Aufschub möglich?

Der dritte Akt meines Drama's beginnt, und der erste soll schon der Regel nach die Exposition bringen — um also keinen Fehler zu machen, müssen wir das Versäumte schnell nachholen.

So erzählen Sie, sagte die Baronin höhnend, ich will während dessen ein Buch zur Hand nehmen.

Verfahren Sie nach Belieben, Madame, es kommt nicht auf diese Komödie an, ich bin nur zu sehr überzeugt, daß Sie mir ganz Ohr sein werden — Ruhe also:

„Adele von Kallenbruch war die Tochter eines Amtmannes ohne Vermögen, welcher in der Nähe einer deutschen Residenzstadt, im Dorfe H . . . . n, ein Gütchen gepachtet hatte.

Die Officiere der benachbarten Stadt verkehrten häufig in einem Lustorte von H . . . . . n, es war natürlich, daß diese ihr Augenmerk auf Adele richteten, welche in der ganzen Gegend als die gefeierteste Schönheit verehrt wurde.

Auch blieb die schöne Adele, erst achtzehn Jahre alt, nicht taub gegen die Huldigungen dieser Herren, obgleich sie die versprochene Braut eines Verwandten war, welcher auf einer entfernten Universität Jura studirte, aber gleichfalls mittellos war.

Die schöne Adele also hatte vermuthlich die freilich etwas untröstliche Aussicht, noch etwa zehn Jahre warten zu müssen, bis sie sich mit August von Gersdorf, so hieß der geliebte Freier, verheirathen konnte.

Die junge Dame hatte ihrem Geliebten, wenn die Ferien seinen Besuch gestatteten, mit unzähligen Schwüren ihre treue Liebe versichert, und mit diesem Versprechen tröstete sich dann der beglückte Bräutigam von der liebenden Braut.

Trotzdem aber hatte dieses es nicht verhindert, auch einem zweiten Manne, einem Officier der Garnison, dessen Name hier ungenannt bleiben mag, dieselben Versicherungen zu geben, denn dieser war reich, und sie hatte die Aussicht, eine reiche, hochgestellte Dame zu werden, während der geliebte August von Gersdorf sie höchstens zu einer bescheidenen Dreißigerin oder doch zu etwas dem ähnlichen machen konnte.

Adele nahm es also mit einem treuen Herzen weniger genau, als mit dem Gelde, womit der Mann gesegnet war, der so glücklich sein wollte, sie die Seine zu nennen.

Das Verhältniß mit dem Officier war bezaubernd; durch den Reiz der Heimlichkeit noch romantischer, verlebten die Liebenden Tage der Wonne, und bald stellte der junge Lieutenant, der nur noch Geringfügigkeiten ordnen mußte, die gewisse Vermählung in Aussicht.

August von Gersdorf hatte währenddessen die Universität verlassen und war als Auscultator nach der Residenzstadt gekommen, wo er Gelegenheit fand, fast täglich die Geliebte zu besuchen, die ihn stets mit den heißesten wiederholten Liebesschwüren empfing und verließ. Nichtsdestoweniger fand sie immer noch ein Stündchen, wenn auch oft kurz nach Mitternacht, dem jungen Herrn Lieutenant dieselben Versicherungen, an einem gut gewählten, geheimen Plätzchen zu geben.

Schon hatte der begünstigtere Geliebte bei dem Vater um die Hand der Tochter angehalten, von diesem jedoch eine verneinende Antwort empfangen, da er Adelens Hand bereits einem anderen Manne zugesagt.

Adele hatte sich verrechnet, als sie hoffte daß ihr braver Vater, geblendet von dem Reichthum und dem künftigen Range des Grafen, dem ersten Manne das gegebene Versprechen brechen würde.

Trostlose Aussicht — um so mehr als Adele Ursache hatte, gewisse Befürchtungen — — zu hegen.

Eines Tages bat sie ihren Vater um die Erlaubniß, eine in der Nähe von Bern in der Schweiz wohnende Freundin zu besuchen, wo sie etwa ein halbes Jahr ihrer angegriffenen Gesundheit halber — Erholung suchen wollte.

Der Vater gestattete dies gern, und am Abend vor der Abreise nahm sie von August von Gersdorf unter Thränen Abschied, indem sie ihn zugleich beschwor, ihr die Treue nicht zu brechen, sei sie ihm ewig — die ihre bewahren wollte.

Der liebende Bräutigam hatte mit vertrauensvollem, hingebendem Herzen und im Bewußtsein seiner Liebe zu Adelen mit gutem Gewissen dieses Versprechen geben können und sich nach einer liebevollen Umarmung von der Braut getrennt.

Es war ein prachtvoller Juniabend, als dieser friedliche Abschied stattgefunden hatte, und Adele promenirte noch im Garten, der von einem weiten Park begrenzt wurde, bis spät in die Nacht hinein."

Die Baronin erhob sich jetzt und wollte sich in ein Nebengemach begeben, unter dem Vorwande, daß sie sich plötzlich unwohl fühle.

Bedaure, gnädige Frau, sagte der kleine Mann, jetzt gerade kommen wir zu einem der interessantesten Punkte unserer Erzählung, ich kann Sie beim besten Willen nicht dispensiren.

Ich kann unmöglich weiter hören — heute nicht.

Und ich muß gerade heute fortfahren — der dritte Akt beginnt; es wird gehen, Madame, ich kenne Ihre Nerven — diese sind dem Himmel sei Dank von kräftiger Construction — setzen Sie sich also.

Ich sage Ihnen, es ist unmöglich —

O es wäre mir nicht lieb, das Manuscript erst aus den Händen geben zu müssen, wozu erst gedruckt sehen, was man aus dem Munde der Freundschaft weit besser hören kann —

So erzählen Sie weiter, versetzte die Baronin mit kaltem Hohn — und nahm mit vortrefflich erheuchelter Fassung wieder Platz.

Nicht wahr, gnädige Frau, meine Erzählung ist spannend und interessant? bemerkte der kleine Mann mit spöttischem Lächeln, und ich habe nicht zu viel gesagt, indem ich bemerkte, daß Sie sich davon angezogen fühlen würden.

So kommen Sie einmal zu Ende — Sie sehen, ich bin bereit zu hören und dann hoffentlich erlöst —

Bis ich mit der Fortsetzung beginne — kommen wir mit dem ersten Theil zu Ende:

„Adele promenirte im Garten, der das Pachterhaus umgab, und verrieth eine ungewöhnliche Unruhe.

Von Zeit zu Zeit blieb sie lauschend stehen, als erwartete sie Jemand.

Endlich ließen sich Tritte vernehmen, und bald stand eine hohe, männliche Gestalt in einen Mantel gehüllt vor ihr.

O Sie bleiben lange, mein Herr, redete ihn Adele an.

Vielleicht hat Ihr etwas zu spät empfangenes Schreiben meine Ankunft verzögert.

Sie sind hier und das genügt, sagte Adele, mein Herr, Sie verzeihen, daß ich es wagte, Sie zu mir einzuladen, aber mein Anliegen ist dringend; Ihnen ist ohne Zweifel Herr August von Gersdorf bekannt?

Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Sie hassen ihn.

Unsäglich — o daß ich Gelegenheit hätte Rache an ihm zu nehmen.

Darf ich nach der Ursache des Hasses fragen?

Ich habe Jura studirt wie er, meine Mittel reichten nicht aus, die höhere Richtercariere zu verfolgen, ich war gezwungen, Actuarius zu werden, arbeitete bei der Salarienkasse, hatte Unglück und sah mich zu einem Defect gezwungen — Gersdorf konnte mir helfen — er that es nicht, ich beschwor ihn, er antwortete, ich sei ein gemeiner Mensch, mit dem er nichts zu schaffen haben wollte.

In wiefern sollte er Ihnen helfen?

Indem er mir das Geld borgen sollte, das Deficit zu decken.

War er im Stande, dies zu thun.

Er war es, allein er verschmähte es, er konnte mir eine Bureauvorsteher-Stelle bei einem Notar schaffen — ich bat, ich weinte —

Und er that es nicht?

Er sagte mir, ich sei ein unfähiger Mensch!

Da haben Sie allerdings Ursache, ihm zu zürnen!

Welchen milden Ausdruck wählt das gnädige Fräulein, ich zürne ihm nicht, ich hasse ihn.

Wohin aber soll Ihr Haß führen?

Zur Rache, antwortete der Fremde mit unterdrückter Stimme und zähneknirschend.

Sie verzeihen meine Neugier, versetzte Adele von Kalkenbruch, aber ich habe für Sie ein ungemeines Interesse und werde Ihnen auch helfen, nur sagen Sie mir, in welcher Weise Sie diese Rache bewerkstelligen wollten.

August von Gersdorf fällt von meiner Hand — ich raste nicht eher, bis er nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Sie können ihn doch nicht ermorden?

Und demnach ist dies meine Absicht, er muß sterben ich habe ihm den Tod geschworen, Ihnen, gnädiges Fräulein, darf ich dies Geständniß unverholen machen, denn ich weiß aus guter Quelle, dieser August v. Gersdorf muß auch Ihnen verhaßt sein, da

Sie Ihr Vater zwingt ihm, dem Ungeliebten seine Hand verkauft zu reichen, während Sie den Geliebten Ihres Herzens, den edlen Lieutenant von L....te, der Sie anbetet, abweisen sollen.

Nicht so laut, ich bitte.

Also dieser Gersdorf fällt, und sollten darüber Jahre vergehen, versetzte der fremde Mann mit leiser, etwas heiserer Stimme.

Wenn Jahre vergehen, murmelte Adele für sich; nicht doch, mein Herr, sagte sie dann laut, man darf nicht morden, es giebt Gelegenheit, sich eines Feindes auf andere bequemere Weise zu entledigen.

Ich wüßte nicht.

Ein ritterlicher Mann darf um dergleichen Mittel niemals in Verlegenheit sein, denken Sie nach.

Ich bemühe mich vergebens.

Ich meine das Duell — ein guter Schütze oder ein vortrefflicher Fechter wird von einem Zweikampf niemals besiegt zurückkehren.

Ich bin ein gewandter Schläger, aber —

Gersdorf wird sich auf kein Duell mit mir einlassen.

Haben Sie keinen ritterlichen Freund, der für Sie in die Schranken geht?

Ja, gnädiges Fräulein, ja, rief plötzlich der Fremde in triumphirenden Tone, ich habe einen intimen aber leichtsinnigen Freund, er ist Edelmann und befindet sich Schulden halber stets in Geldverlegenheit, für ein Paar hundert Thaler übernimmt er die Aufgabe, den besten Freund im Duell niederzumachen, und wer sich ihm im Kampfe gegenüberstellt, ist des sicheren Todes gewiß, er schlägt eben so vortrefflich, wie er als Schütze ein zweiter Tell ist.

Wie ist der Name dieses Herren? fragte Adele gleichgiltig.

Herr von Junkerhaide.

Es handelt sich also um etwa dreihundert Thaler?

Vollkommen genügend.

Und wenn ich Ihnen diese zustellte?

So würde ich Herrn von Junkerhaide für meinen Racheplan gewinnen, freilich giebt es noch einen Hauptpunkt.

Und welchen?

Man muß erst beleidigt sein, um fordern zu können, Herr von Junkerhaide steht in durchaus gar keiner Beziehung zu Gersdorf.

Nichts leichter als das.

Gnädiges Fräulein, ich halte diese Aufgabe für nicht so einfach.

So hören Sie: August von Gersdorf speist im Gasthof zum goldnen Hirn zu Mittag — dort muß also auch zunächst Herr von Junkerhaide speisen — die Herren pflegen nach Tische Journale und Zeitungen zu lesen, wobei sie Kaffee trinken. Gersdorf ist ein principieller Feind des Militairs, Herr von Junkerhaide dürfte nur der entgegengesetzten Ansicht sein — ein Streit entspinnt sich, Gersdorf ist heftig — und sein Gegner wird ihn leicht zu einer Beleidigung zwingen — und ihn dann fordern — so bald aber dürfte es ihm nicht gelingen, jenen zum Zweikampf zu bestimmen, da er ein entschiedener Gegner des Duells ist.

Was also dann beginnen?

Nur ein Mittel bleibt übrig, entgegnete das sanfte Mädchen — und hierauf legte der Erzählende einen besonderen spöttischen Nachdruck.

Bitte darum, gnädiges Fräulein, ich bin begierig, sagte der Fremde.

Nun denn, Herr von Junkerhaide hätte in diesem Falle die Aufgabe, seinen Gegner immer mehr zu beleidigen, bis er ihn endlich durch einen heftigen Schlag ins Gesicht so weit reizt, daß er nicht umhin kann, wie ein Ehrenmann zu handeln, und vor demjenigen, der ihn so beschimpft, eine blutige Rechenschaft zu fordern, während er dann von dem Gegner überwältigt wird — so ist meine Ansicht.

Ganz vortrefflich! rief der Fremde in triumphirendem Tone.

Glauben Sie nun so Ihre Rache ausführen zu können?

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, und ich bin Ihnen dankbar, mir diesen Plan an die Hand gegeben zu haben.

Und wann glauben Sie, daß Alles vollbracht sei?

Sobald ich Herrn von Junkerhaide für mich gewonnen habe.

Ich verstehe Sie, sagte Adele und händigte dem saubern Helfershelfer ein Packet ein, welches den Blutsold enthielt.

In spätestens vierzehn Tagen, gnädiges Fräulein, wird der verhaßte Nebenbuhler des jungen Lieutenant von L....te diesem nicht mehr im Wege sein.

Und nun, mein Herr, noch ein Wort, sagte Adele, als sich der Fremde schon entfernen wollte: Sie sind arm.

O sehr arm, mein Verdienst durch Aufsetzen von Klagen und bisweiligem Rathertheilen in Gerichtssachen ist sehr gering.

So gestatten Sie, daß ich Ihnen diese zweihundert Thaler einhändige, Sie werden in Ihrer drückenden Lage davon Gebrauch machen können.

O nein, gnädiges Fräulein, Sie verkennen mich, rief der Mann lebhaft, ich bedarf nur des Geldes, um Herren von Intriguen zu gewinnen, welcher sich aus bloßer Freundschaft für mich nicht bemüht, ich selbst beanspruche nichts, denn ich finde den höchsten Lohn in der Befriedigung meiner Rache."

Mit diesen Worten entfernte sich der Mann, welchen Adele gewonnen hatte, für die Ermordung desjenigen zu sorgen, den sie wenige Stunden zuvor unter Thränen beschworen hatte, ihr die Treue zu bewahren.

Am nächsten Morgen reiste sie vergnügt ab und vierzehn Tage später erhielt sie von ihrem Vater zwei Mittheilungen.

Errathen Sie nun, welche Nachrichten Adele wurden, Frau Baronin, unterbrach Frech seine Erzählung, indem er Frau von Rautenberg scharf und mit Verderben blitzenden Blicken fixirte.

Ich habe nicht Lust, darüber nachzudenken, entgegnete die Aufgefordete kalt.

Nun, dann muß ich es Ihnen sagen: die erste Mittheilung war, daß Herr von Kalkenbruch seiner Tochter einen an ihm begangenen Diebstahl von Fünfhundert Thalern meldete und — die zweite —

Die Baronin schwieg, allein sie war nicht so ruhig, als es den Anschein hatte.

Nun, gnädige Frau — die zweite Mittheilung, sind Sie nicht neugierig? fragte der kleine Mann mit sichtlicher Erregung.

Wie soll ich diese kennen? versetzte sie mit unterdrückter Stimme.

So hören Sie, sagte Frech mit unheimlichem Lächeln: In der zweiten Mittheilung machte der betrübte Vater seiner Tochter die traurige Anzeige von dem plötzlichen Ableben des Referendarius August von Gersdorf, welches an den Folgen eines Duells eingetreten war.

Der Erzähler machte eine längere Pause und fixirte die Baronin unausgesetzt.

Sehen Sie mich nicht so an, Ihre Blicke sind mir unerträglich, meinte diese.

Gnädige Frau, ich bemühe mich, den Eindruck meiner Erzählung aus Ihren Zügen zu erkennen.

Das dürfte Ihnen schwer werden, versetzte die Angeredete gleichgültig, denn diese abgeschmackte Geschichte läßt mich kalt — ganz unendlich kalt.

Mein Gott, ja, haben Sie doch kein Herz, aber das soll mich an der Fortsetzung dieser abgeschmackten Geschichte nicht hindern — zuvor aber wollte ich Sie fragen, ob Sie wohl den Dieb errathen, der Herrn von Kalkenbruch bestohlen hat.

Ich gebe mir deshalb keine Mühe.

Gut — lächelte Frech — dieser Dieb war Adele — die eigene Tochter, sie stahl dem Vater jene Summe, um mit einem Theile derselben den Mörder ihres unglücklichen Bräutigams zu erkaufen und mit dem Anderen — gewisse geheime Ausgaben zu bestreiten, die dem alten ehrenwerthen Herrn geheim — bleiben mußten — Sie können sich wohl denken, daß die liebenswürdige Adele Geld gebrauchte. — Nach wiederum vierzehn Tagen erhielt Herr von Kalkenbruch ein Schreiben von seiner Tochter, in welchem diese den Diebstahl tief beklagte, über den Todesfall aber schrieb sie unter Anderm auch folgende Worte: Gott schenke meinem armen unglücklichen August, dem Vielgeliebten meines Herzens ewige Seligkeit — was mich aber betrifft, so scheint es mir, als würde ich seinen Verlust nicht überleben können und in der That möchte ich die Todesstunde segnen, die mich mit dem Geliebten vereint.

So kommen Sie doch endlich zu Ende, unterbrach die Baronin den Erzähler ungeduldig, Ihre Geschichte fängt mich an zu langweilen.

Ich sollte glauben, sie müßte Ihnen sehr nahe gehen — versetzte der kleine Mann mit scharfer Betonung.

Sie läßt mich gleichgültig und kalt.

Sie lügen, gnädige Frau — ich wollte wetten, daß, stände es in Ihrer Macht, Sie alle diese Ihnen erzählten Vorgänge ungeschehen machen möchten — nicht wahr, gnädige Frau, es giebt Ereignisse im Leben, die haarsträubend sind?

Das kann ich allerdings nicht leugnen — aber kommen Sie zu Ende!

Ruhig Madame!

Mir gebricht es an Lust, Ihnen ferner zuzuhören!

So werden Sie sehen müssen, was Sie jetzt nicht hören wollen — hier ist das Manuscript.

Schnell also weiter!

„Etwa acht Monate waren verflossen, als Adele in ihre Heimath zurückkehrte. Das Fräulein hatte an seiner Schönheit nichts eingebüßt, nur wollte es vielen scheinen, als sei ihr Antlitz bleicher, ihre schwarzen Augen etwas düsterer geworden.

Ein Jahr war über den Tod Gersdorfs verflossen — Niemand sprach mehr von ihm, auch Adele nannte seinen Namen nicht wieder.

Lieutenant von L....te, der ſchon zum Hauptmann avancirt und durch beſondere Glücksumſtände in den Grafenſtand erhoben worden war, was Adelens Bruſt mit Entzücken erfüllte, hatte nun in dem Hauſe des Amtmannes Beſuche gemacht und bei dem Vater aufs Neue mit ſeinen Bewerbungen um die Hand der Tochter begonnen.

Der Nebenbuhler, dem der brave Kallenbach ſein Wort gegeben hatte, war todt, und nachdem er mit Adelen Rückſprache genommen, welche ihrerſeits, obgleich noch einige wehmüthige Erinnerungen an Gersdorf äußernd, doch willigte, die Braut des Grafen zu werden, erhielt dieſer auch das Jawort.

Dies geſchah im April, bereits auf Juni war die Vermählung des glücklichen Paares beſtimmt worden.

Schon war das Aufgebot beſtellt, als der Hauptmann L... eines Abends, etwas ſpäter als um die gewöhnliche Stunde erſchien.

Der junge Mann war außerordentlich nachdenkend, und die Unterhaltung an dieſem Abend ſehr einſilbig.

Endlich verabſchiedete er ſich.

Adele, lebe wohl — ſagte er ernſt, faſt feierlich, ſo daß es der unglücklichen Braut auffallen mußte.

Was geht heute in Dir vor, Leopold? fragte Adele mit außerordentlicher Beſorgniß, Du erſcheinſt mir ſeltſam — ja myſtiſch.

Es giebt Ereigniſſe, antwortete der Gefragte, über die man nicht ſprechen darf.

Und dabei blickte er der Geliebten zärtlich in's Angeſicht.

Du haſt Geheimniſſe mir gegenüber Leopold? fragte dieſe in dem ſanfteſten Tone, über den ſie verfügen konnte.

So höre, Adele, ſagte Leopold ernſt, es könnte ſein, daß ich Dich heute zum letzten Male ſehe —

Mein Gott — was hat das zu bedeuten? rief Adele erbleichend.

Ich muß mich morgen ſchlagen!

Wie, ein Duell? rief Adele außer ſich.

Es muß ſein.

O mein Geliebter, huldigſt auch Du jener barbariſchen Mode eines grauenvollen Mittelalters?

Es giebt Beſchimpfungen, für welche man nur blutige Rechenſchaft fordern kann — verſetzte Leopold in einem Tone, der Adele durch Mark und Bein dringen mußte, denn ſie ward bleicher als zuvor.

O Gott — es wird Nacht vor meinen Blicken!

Mit dieſen Worten ſank Adele in eine ſcheinbare Ohnmacht."

Glauben Sie wohl, gnädige Frau, daß die liebende Braut in der That bewußtlos geweſen? unterbrach ſie der Erzähler.

Was denn ſonſt?

Sie ſpielte nur Komödie — ſie erheuchelte dieſe Ohnmacht, um augenblicklich über gewiſſe Punkte nachzudenken — merken Sie nicht worüber?

Ich merke nichts, verſetzte die Baronin mit durchbohrenden Blicken.

Sie ſind in der That naiv wie ein ſchuldloſes Kind, gnädige Frau, und ſetzen mich dadurch in die Nothwendigkeit, Ihnen Alles zu ſagen, gut denn:

„Adele dachte in der meiſterhaft improviſirten Ohnmacht nicht an den Bräutigam, den ſie verlieren ſollte, denn von Liebe wußte das Herz dieſer abſcheulichen berechnenden Perſon nichts, ſondern an den Titel einer Gräfin, an das luxuriöſe Leben — an die Reichthümer, auf die ſie verzichten müßte, und dann an einen Gegenſtand, der ihr allerdings nicht verluſtig ging, ſelbſt wenn der Geliebte fiele — was ſollte alſo aus ihr, was aus dem Andern werden? — Hier war guter Rath theuer — ſetzte der Erzähler mit höhniſchem Lächeln hinzu."

Ihr Lachen iſt abſcheulich! rief die Baronin.

Ganz der Situation entſprechend.

O Sie ſind ein Teufel!

Adele übertrifft mich und alle Teufel der Oberfläche und des Abgrundes.

Was kümmert mich Adele?

O ich glaube, dieſe Perſon muß ein gewiſſes ſchreckliches Intereſſe einflößen, doch gehen wir vorwärts:

„Das Erſte, was Adele that, nachdem ſie ſich aus ihrer Ohnmacht erholt hatte, war daß ſie ſich mit Ungeſtüm an die Bruſt des Geliebten warf und ihn unter heißen Thränen beſchwor, doch von der Metzelei abzuſtehen.

Entweder Du begehſt einen Mord, oder man ermordet Dich, ſagte ſie mit bebender Stimme, während ſie kaum aufrecht ſtehen zu können ſchien, o ich bitte Dich, um meiner Liebe willen im Namen unſeres ..... laß ab von dieſem ſchrecklichen Unternehmen von dieſem mörderiſchen Brauche!

Leopold ſah ihr lange in die thränenvollen Blicke und ſtrich ihr ſanft die ſchwarzen Locken aus der weißen Stirn.

Adele — es iſt unmöglich, ſagte er, die Ehre muß dem Manne heilig ſein — und wie geſagt, es giebt Beſchimpfungen, für

welche man nur blutige Rechenschaft fordern kann.

O wie beklage ich diese unglückliche, irrige Anschauung von der Wahrung der Ehre!

Genug, Adele, Du wirst meinen Vorsatz nicht ändern, ein ritterlicher Mann darf niemals in Verlegenheit sein, um die Art und Weise, seine Ehre zu vertheidigen — es giebt nur eine — und diese ist und wird immer bleiben — das Duell — wie sehr ich Dich liebe, wie sehr mich der Gedanke erschreckt, von Dir vielleicht auf ewig scheiden zu müssen — ich kann nicht anders —

Und was soll aus mir werden? rief Adele händeringend. Der Himmel hat keinen Trost für mich, doch ja — — ein süßer Trost ist mir geblieben — es ist Dein —

Sei ruhig, Geliebte, ich habe für Alles gesorgt, versicherte Leopold — und Adele — athmete leichter.

Der junge Hauptmann, riß sich aus ihren Armen, die zurückgebliebene Braut schlief nicht gar zu unruhig, hatten sie doch die letzten Worte ihres Geliebten vollständig getröstet.

Schon um die Mittagsstunde des nächsten Tages lief die Nachricht ein, das Hauptmann L. im Duell gefallen sei.

Der Herr von Kalkenbruch beklagte bitter das Schicksal seiner Tochter, deren zweiter Bräutigam gleichfalls das seltsame Unglück gehabt, im Duell getödtet worden zu sein.

Adele schien auch diesmal untröstlich — als ihr aber ein Schreiben ihres Geliebten übergeben wurde, in welchem dieser ihr, bevor er sich zu dem schweren Gange gerichtet mitgetheilt, daß er ihr in Berücksichtigung gewisser Verhältnisse, den dritten Theil seines Vermögens, bestehend in fünfzigtausend Thalern gerichtlich vermacht habe — da schwelgte ihr Herz in wonniger Zufriedenheit, wenn auch im Auge noch eine vereinsamte Thräne zum Vorschein kam."

Wie würden Sie diese Thräne nennen, gnädige Frau? unterbrach sich der Erzähler mit bitterm Spotte.

Pah — eine Thräne ist eben nur eine Thräne, wenn es Ihnen jedoch besser klingt so will ich sie Zähre nennen.

Falsch, meine Gnädigste — Sie treffen nicht, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf —

Bitte also, diesen recht sicher zu treffen, spöttelte die Baronin.

Nein — es war eine sogenannte Krokodilsthräne aus dem Auge eines herzlosen Ungeheuers.

Bitte, halten Sie sich nicht mit Nebendingen auf, sagte die Baronin lächelnd, jetzt wird mir Ihre Erzählung in der That interessant, und ich bin auf die Fortsetzung gespannt.

Ich wußte es wohl, dergleichen Ereignisse kommen nicht täglich vor, nicht wahr, meine Gnädigste? Sie sollen nun die Fortsetzung hören.

Aber ich bitte, sich damit möglichst zu beeilen, versetzte die Angeredete mit der größten Gleichgiltigkeit — ich erwarte noch heute meinen Sohn, der arme Junge ist sehr erschöpft — hat er doch seit fünf Tagen ununterbrochen Dienst.

Ruhig, Madame, hören Sie — es wird noch interessanter:

„In eben dem Grade aber steigerte sich Adele's Schönheit; trotzdem sie bereits zwei Bräutigams betrauert hatte, conservirte sich das reizende Mädchen außerordentlich, fehlte ihr doch nichts, um ganz nach ihrem Geschmacke zu leben.

Allerdings tadelte der gute Herr Papa hin und wieder, wenn das Töchterlein ihre Liebe zum Luxus zu sehr in den Vordergrund treten ließ und sich nicht nur mit dem Nießbrauch des zu ihrer Verfügung gestellten Capitals begnügte, sondern dieses selbst bald antastete.

Der schon mehrfach erwähnte Gegenstand — war ihr durchaus gleichgiltig — von ihm konnte sie nicht den geringsten Gebrauch machen, wohl aber von dem Golde des edlen Verblichenen.

Herr von Kalkenbruch starb — Adele betrauerte den Todten, trotzdem sie nichts versäumte, was ihr irgendwie Freude und Lust verursachte.

Des Aufwandes halber nahm sie nun bei einer ihr durch Freundschaft nahestehenden Familie in der Residenz Aufenthalt, und hier wurde das schöne gnädige Fräulein so sehr gefeiert, daß sich jeder Cavalier glücklich pries, dem es gestattet ward, Fräulein von Kalkenbruch auch nur einen durch Zufall ihr entfallenen Handschuh oder ein Taschentuch wieder aufnehmen zu können.

Für ein dankbares Lächeln wäre so mancher Junker in den Tod gegangen, ein Händedruck hätte ihn gar seines Verstandes beraubt.

Zu verwundern war es nun, daß Adele unter der Schaar der schönsten jungen Herren, die sie umdrängten, Niemandem ihre Neigung zuwendete."

Woher kam dies wohl, gnädigste Frau? fragte der kleine Mann lächelnd.

Sehr natürlich — es entſprach Niemand dem Ideale ihres Herzens.

O welche Anſicht — Adele hatte weder Herz — noch konnte dieſe materielle Perſon für ein Ideal ſchwärmen — die Urſache lag tiefer — errathen Sie dieſe nicht, Sie gnädige Frau, ſelbſt ohne Herz und dieſem Schickſal ſo ähnlich?

Dieſe Worte betonte Frech ſo ſehr, daß die Baronin vor Zorn erbebte, allein ſie beherrſchte ſich meiſterhaft.

Ich errathe nichts.

Gott — und es liegt ſo nahe; Adele hatte ſchon einen großen Theil des ererbten Vermögens an den Mann gebracht, Reiſen, die ſie oft unternahm, Logen im Theater, Equipagen koſteten Geld — natürlich mußte dieſe gefeierte Schönheit ſtandesgemäß leben, und ſo ſtand ſie ſogar nahe daran, Schulden zu machen. — Sie ſuchte alſo einen Edelmann der überdem noch die ſchöne Eigenſchaft hatte, reiche Ländereien und Millionen baaren Kapitals zu beſitzen — einen ſolchen gab es unter der Schaar ihrer Anbeter nicht, welche ſie höchſtens mit einem gnädigen Lächeln beglückte — Adele ſuchte kein Herz — ein ſolches konnte ſie entbehren — ſie brauchte nur Geld — und Rang.

„Drei junge Leute, aus den beſten Ständen, das heißt vom älteſten Adel, wurden dieſer Adele wegen im Duell erſchoſſen.

Dieſe Narren hatten ſich zu ihren Verehreen gezählt, wer ihre Anſicht nicht theilte, ward als ihr Feind betrachtet — ſie forderten — wurden dann ganz gründlich todtgeſchoſſen — und die ſanfte, ſchöne Adele ſagte lächelnd: Welche erbärmliche Menſchen!

Keine Theilnahme regte ſich in ihrem Innern — keine Thräne netzte den Blick — der Stein im Herzen machte auch den Quell der Thränen überflüſſig, und ſtatt dieſer fanden ſich dort höchſtens — Perlen von Eis.

Schon längſt war Adele bei allen Hoffeſtlichkeiten erſchienen, hier ſollte ſie endlich den längſt erſehnten Gegenſtand finden.

Baron R.... Geſandter eines deutſchen Hofes, beſaß, wie die junge Dame in Erfahrung gebracht hatte, bedeutende Reichthümer in Gold und Ländereien.

Den muß ich haben oder Keinen, flüſterte ſie mit ihrer flötenden Stimme.

Von dieſem Augenblicke an begann ſie Netze auszuwerfen. Sie beſaß die Gabe in ihre kalten ſchwarzen Blicke ſo viel Seelenvolles zu legen, den düſtern Ausdruck derſelben ſo ſüß verlockend zu beleben, daß ſie in der That ganz unwiderſtehlich erſchien.

Auf dieſe Weiſe kokettirte ſie mit dem genannten Baron, einem ſonſt würdigen Mann von etwa vierzig Jahren und wirklich — es gelang der Spinne die unglückliche Fliege in das trügeriſche aber kunſtvoll geſponnene Netz zu locken.

Der Baron führte ſie zum Altar, zog ſich aus dem Staatsdienſt zurück, verkaufte die Güter in ſeiner Heimath und ſiedelte ſich mit ſeiner jungen Gemahlin in der Nähe von B. an, wo dieſe ſich zugleich häufig das unſchuldige Vergnügen gönnte, der Spielbank ſo manche Kleinigkeit von zehn- bis zwanzigtauſend Gulden zu opfern.

Der reiche Gatte hatte dagegen nichts Erhebliches einzuwenden, wenn er auch gewahr wurde, daß ſeine junge Gemahlin enorme Summen verbrauchte — war ſie ihm doch treu — und darin beſtand ſeiner Meinung nach, die erſte Tugend einer Frau.

Als Adele mit ihrem Gatten nach einem längeren Aufenthalte in Paris ſich auf die Rückreiſe über die Schweiz begab, bat ſie ihn um die Erlaubniß, noch einige Monate bei einer Freundin in der Nähe von Bern zu bleiben?"

Sie wiſſen wohl, gnädige Frau, unterbrach ſich wieder der Erzähler in bedeutungsvollem Tone; ich erwähnte dieſer Freundin bereits.

Weiter — weiter! rief die Baronin ungeduldig aufſtampfend, es iſt bald neun Uhr, Ihre Erzählung dauert ſchon zwei Stunden, bald kommt mein Sohn, und ich hoffe, ihm ſoll ſie nicht zum Beſten gegeben werden.

Jetzt noch nicht, meinte Frech lächelnd, wohl aber beim Beginn des fünften Aktes; vorläufig genügt es mir, Sie — damit bekannt zu machen — vorwärts alſo, aufgepaßt, Madame, die Erzählung ſteigert ſich in ihren ſpannenden Momenten immer noch.

„Baron R. gab die erbetene Erlaubniß gern, verabſchiedete ſich auf das Zärtlichſte von ihr und unternahm währenddeſſen eine Reiſe nach Norddeutſchland, wo er namentlich längere Zeit hindurch in Hamburg verweilte.

Die Baroneſſe blieb eine geraume Zeit in der Schweiz — jedoch hatte ſie bei ihrer Freundin nicht viel Erfreuliches erfahren — und ſie zog es vor, dieſe Gegend zu verlaſſen und ſich in die Nähe von Zürich zurückzuziehen.

Aber auch hier duldete ihr unruhiger Geiſt ſie nicht lange — in Folge eines Schreibens, das ſie eines Tages erhielt, machte ſie

ſich wieder auf den Weg und zwar — nach dem Elſaß."

Hören Sie, Frau Baronin, die Heldin unſerer Erzählung iſt bereits im Elſaß — alſo an demjenigen Orte, an welchem ſie die Bekanntſchaft eines Mannes machte, der ihr erſt nach langen, langen Jahren ſpäter in Paris — wieder begegnen ſollte.

„Als die Gnädigſte aus dem Hauſe jenes Mannes im Elſaß trat, war ſie in außerordentlich guter Stimmung.

Das Herz der Edelſten ihres Geſchlechts fühlte ſich außerordentlich erleichtert — Gott weiß, was ſie dort vollbracht haben mag."

Glauben Sie wohl, gnädige Frau, daß im Laufe unſerer Erzählung über dieſes düſtere Treiben noch Licht verbreitet wird? — fragte der Erzähler nach kurzer Pauſe, während ſeine Blicke ſtechend auf der Baronin ruhten.

Das muß der Erzähler wiſſen.

Sind Sie nicht neugierig — gar nicht?

Nicht im Geringſten, verſetzte die Gefragte gleichgiltig, aber es iſt halb zehn vorüber.

Und dauerte meine Erzählung bis über die Mitternacht hinaus, ja ſelbſt bis morgen früh, ich ließe mich dadurch in ihrer Fortſetzung nicht unterbrechen.

Aber ich würde Sie durch meine Entfernung in Ihrem gutgemeinten Vorſatz ſtören.

Das würden Sie nicht.

Wie wollten Sie das verhindern?

Indem ich Ihnen befehlen würde — zu bleiben, verſetzte Frech mit fürchterlicher Beſtimmtheit — zugleich gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß unſere Erzählung, ſowohl über den Aufenthalt Adelens in der Schweiz wie über deren Treiben im Elſaß den letzten Aufſchluß geben wird — man müßte ſonſt den Verfaſſer ſcharf angreifen; dieſer aber wird es ſicherlich an dem beſten Willen, an ſeiner ganzen Energie nicht fehlen laſſen.

„Adele reiſte nach ihrer Heimath, wo bereits Baron R. der liebenden Gattin mit der größten Sehnſucht harrte.

Der Winter war gekommen und das Weihnachtsfeſt hatte ſoeben ſein Ende genommen, als der Baron und ſeine Gemahlin ſich nach München begaben."

Ich muß wieder unterbrechen, Frau Baronin.

Zum Teufel, warum?

Weil jetzt ein bedeutungsvolles Ereigniß in meiner Erzählung eintritt, worauf ich mir erlaube, Sie ganz beſonders aufmerkſam zu machen.

Weiter — weiter!

Sogleich — nur ſammeln Sie ſich.

Ich bin bereit zu hören, fahren Sie fort — zum Teufel; Sie dehnen ja die Geſchichte bis in's Unendliche.

„Die Herrſchaften trafen in München in dem Hotel, in welchem ſie Wohnung nahmen, mit dem geheimen Legationsrath P.... aus B. zuſammen.

Baron R. war nicht wenig erfreut, dieſen langjährigen Freund hier ſo unverhofft zu treffen.

Aber die Freude des Baron hatte noch einen höheren Grad erreicht, als er den Legationsrath auch in einer Soirée, beim ſpaniſchen Geſandten wiederſah, zu welcher er und Adele geladen waren."

Hören Sie endlich auf, unterbrach die Baronin den kleinen Mann, indem ſie plötzlich die äußerſte Unruhe verrieth.

Unmöglich — wir ſind bei einem der ſpannendſten Momente.

Ich kann nicht länger zuhören, meine Zeit iſt gemeſſen.

Sie müſſen — rief der Kleine gebieteriſch.

Gott — mein Sohn wird bald eintreffen.

Noch iſt er nicht hier, ruhig Madame, ich erzähle weiter, entgegnete Frech mit einem Gemiſch von Triumph und Hohn — hören Sie zu:

„Der Legationsrath hatte ſchon eine längere Unterredung mit Baron von R. als er dieſen plötzlich in eine Fenſterniſche des prächtigen Salons zog.

Adelens Blicke, ſie wußte ſelbſt nicht warum, folgten den beiden Herren mit einer gewiſſen Unruhe."

Glauben Sie etwa, Frau Baronin, daß Adele Urſache hatte, zu zittern, oder halten Sie dieſe Erſcheinung an Adele für eine unwillkürliche?

Letzteres mag wohl der Fall geweſen ſein, verſetzte die Baronin mit unterdrückter Stimme, während ſie aber den Erzähler mit ihren durchdringenden, Wuth ſprühenden Blicken zu durchbohren drohte.

Nun wir werden es erfahren, ſagte der kleine Mann mit boshaftem Lächeln:

„Du biſt von der Treue Deiner Gemahlin überzeugt? fragte der Legationsrath den Baron nach einer paſſenden Einleitung.

Welche ſeltſame Frage! verſetzte Baron von R. mit plötzlich tödtlichem Erblaſſen.

Mein theurer Freund, ich habe leider traurige Veranlaſſungen, ſolche Fragen an Dich, meinen guten, alten, treuen Freund,

zu richten, und gewiß, Du wirst mir verzeihen, gern bin ich bereit, Dir jede Genugthuung zu geben, falls Du —

Jede? fragte der Baron bedeutungsvoll.

Jede — versetzte der Legationsrath mit Bestimmtheit, sage mir, Deinem treuesten Freunde also, ob Du von der strengsten Moral Deiner Gattin auch vor ihrer Vermählung mit Dir — überzeugt bist.

Ich bin es.

Dann natürlich darf ich keine weitere Frage an Dich richten — sagte der Legationsrath bedeutungsvoll.

Ich bitte Dich, mir nichts vorzuenthalten, Du scheinst irgend einer Verläumdung Dein Ohr geliehen zu haben.

Ich hörte etwas von einem Ehrenmanne —

Ein Ehrenmann wagt es nicht, den Ruf einer Frau anzutasten.

So willst Du mir kein Gehör geben?

Ein furchtbarer Kampf zwischen Willen und Widerspruch begann im Innern des Barons — ein Wort konnte sein ganzes irdisches Glück vernichten — er liebte seine Frau bis zum Wahnsinn — die Ueberzeugung einer Untreue gegen ihn oder des befleckten Rufes derselben von früher konnte ihn seines Verstandes berauben.

Nach einem Augenblick des schrecklichsten Kampfes wandte er sich aber doch mit schwerem Herzen an seinen Freund mit der Bitte um die Mittheilung dessen, was ihm bekannt war.

Der Legationsrath von P . . . . erfüllte die Bitte des Barons.

Vierzehn Tage später erst, als Gatte und Gattin wieder in der Heimath waren, hatte der Baron Veranlassung genommen, Adelen über jenes Gespräch Mittheilung zu machen.

Natürlich weinte die tugendhafte Gattin, sie warf sich dem Manne zu Füßen, sprach von Vergiftung, wenn man es wagte, ihre Ehre zu beschimpfen — kurz sie wußte jene Betheuerungen mit solchem Pathos zu sprechen, daß der Herr Gemahl dadurch die felsenfeste Ueberzeugung von der Unschuld seiner Gattin hatte."

So der Mann, wie aber denken Sie darüber, Frau Baronin? fragte Frech nach kurzem Schweigen, die Angeredete scharf fixirend.

Ich denke das Beste von der Treue jener Adele.

O Sie sind freilich sehr edel, nur wer selbst ein edles Gemüth besitzt, kann sich nicht so leicht entschließen, an die Schuld seines Nebenmenschen zu glauben — Sie also halten Adele für schuldlos?

Für vollkommen.

Gut — Sie werden sehr bald erfahren, ob Sie recht vermuthet haben, sagte Frech mit spöttischem Lächeln — ich will indessen weiter fortfahren.

Ist auch so die höchste Zeit.

„Am Abend des dritten Tages nach der letzten Unterredung mit Adele kehrte der Baron später als dies gewöhnlich der Fall war, zurück — er war in sehr ernster Stimmung.

Du bist traurig, mein Gemahl — redete ihn Adele mit dem ganzen Wohllaut ihrer sanften Stimme an.

O dies scheint Dir nur, theure Adele.

Du kannst Dich mir gegenüber nicht verleugnen, ich liebe Deine Seele wie Deine Hülle und verstehe ihre Sprache wie die Deines Mundes.

Nun ja, Kind, Du hast's errathen, ich bin verstimmt, weil ich morgen eine weite, weite Reise unternehme.

Du wolltest abreisen ohne mich? fragte Adele schmerzlich bewegt.

Ich kann Dich aus Gründen nicht mit mir nehmen; aber da ich lange bleibe und nicht wissen kann was mir begegnen könnte, so will ich noch heute mein Testament machen.

O Gott — wozu solche Maßregel?

Weil ich es für nothwendig halte, für Dich nach meinem Tode zu sorgen, es könnten sonst Verwandte meine Hinterlassenschaft beanspruchen, nur wenn unsere Ehe mit einem Kinde und zwar — männlichem Geschlechts gesegnet wäre, dürfte Niemand ein Recht geltend machen.

Adele erbebte — sie wußte, daß sie keine Mutterfreuden erwarten durfte.

Mein Gemahl, sagte sie mit von Thränen erstickter Stimme; ich bin arm — darf und will nichts beanspruchen.

Sei ruhig, meine Theure, ich will und werde für Dich sorgen.

Adele schluchzte, hing sich an den Arm des Gatten und schien der verkörperte Schmerz zu sein. Sie flehte und beschwor den Baron, doch jene Reise zu verschieben, sie würde sonst vor Schmerz sterben müssen.

Gute Nacht, mein Kind, ich reise morgen in aller Frühe ab, mein letzter Wille wird gerichtlich festgestellt sein.

Der Baron küßte seine Gemahlin und verließ das Zimmer.

Er schlägt sich — es ist kein Zweifel möglich, murmelte die zurückbleibende Gattin, als

sie sich allein befand, aber er will mich zu seiner Universalerbin machen — o er ist sehr edel.

Zwei Stunden waren verflossen — ein Notar hatte währenddessen in dem Zimmer des Barons dessen letzten Willen aufgesetzt — und Alles hatte seine Ordnung.

Adele hatte sich leise in das Gemach des Gatten geschlichen, nachdem sie sich zuvor durch Lauschen an der Thür überzeugt hatte daß dort Alles ruhig war.

Sie öffnete leise und schlich sich hinein — der Baron schlief im Nebengemach — die Thür war offen, aber die Bettvorhänge zusammengezogen — nichts destoweniger glaubte Adele vorsichtig sein zu müssen — wie leicht konnte ihn das geringste Geräusch erwecken.

Ihr erster Blick fiel auf zwei Pistolen, welche auf einem kleinen Tischchen lagen, neben diesen befand sich ein noch nicht versiegeltes Schreiben.

Sie schlich behutsam näher und las Folgendes:

Theure, geliebte Adele!

Man hat Dich verleumdet, Deine Schwüre aber wirkten mächtiger als der Leumund. Derjenige aber, der es gewagt hat, Dich zu beschimpfen, muß gestraft werden, nur einer von uns darf leben — Du wirst dies begreifen — als Edeldame mußt Du wissen, daß es Beleidigungen giebt, für welche man nur blutige Rechenschaft fordern kann. Es wird mir in dem Gedanken, daß ich fallen könnte, unendlich schwer, von Dir, meiner theuren Geliebten zu scheiden, andererseits aber tröstet mich das Bewußtsein, meine Angelegenheiten so geregelt zu haben, daß Du dieselben Ansprüche an das Leben stellen kannst nach meinem Tode wie während meiner Lebensdauer — und die Baronin von R . . . . darf unbesorgt sein um ihre standesgemäße Existenz. Gott möge Dich trösten! Dein Dich liebender Theobald.

Adele hatte dieses Schreiben mit wachsender Erregung gelesen — ihr Herz pochte heftig.

Hier unterbrach sich der Erzähler wieder und richtete einen forschenden Blick auf die Baronin, welche sehr in sich versunken schien.

Warum, gnädige Frau, nahm der kleine Mann jetzt das Wort, glauben Sie wohl, daß Adele's Herz so heftig pochte.

Weil Sie wußte, daß ihr Gemahl am nächsten Morgen ein Duell habe — versetzte die Gefragte ruhig.

O Sie sind wieder sehr naiv, wenn Sie jenem berechnenden Scheusal so viel Gemüth zutrauen. Nicht das war es, nicht das Wort „blutige Rechenschaft," das sie einst selbst gesprochen, als es galt, August von Gersdorf zu ermorden, und das Sie gleichsam aus dem Munde des zweiten Mannes wie ein drohender Vorwurf verfolgte — nicht das Duell selbst, dem wie ihr zur Strafe nun der dritte Mann, dem sie Liebe erheuchelt hatte zum Opfer fallen sollte, war es, was sie so mit Bangigkeit erfüllte — ein ganz anderer Umstand, hatte ihre besorgnißvolle Aufmerksamkeit rege gemacht — ich will es noch einmal versuchen, Sie errathen zu lassen, welcher Umstand dies bewirkte.

Sie wissen, ich errathe nichts, es gebricht in der That an Scharfsinn, die Gedanken jener Adele zu erforschen, versetzte die Baronin verächtlich; übrigens ist mir die Adele gleichgiltig wie der Erzähler ihrer Geschichte.

Ich sehe schon Sie wollen nicht auf die Sache kommen, versetzte der kleine Mann lächelnd, eine Frau, wie Sie, ohne Herz, ohne Gemüth, so ähnlich jenem Scheusal wie eine Hand der andern, sollte wohl wissen woran Adele dachte — und es ist — muß Ihnen bekannt sein, nichtsdestoweniger will ich es Ihnen aber sagen:

Das Schreiben des Barons sagte nämlich nur, daß seine Gemahlin standesgemäß versorgt sein werde, nichts aber sprach in demselben dafür, daß sie Universalerbin der bedeutenden Hinterlassung ihres Gemahls sei — und dieser Umstand war es, der sie bedenklich machte, kein anderer Kummer beschlich die Brust dieses Weibes.

Ihre erste Sache war nun, nach dem Testament zu forschen, rastlos spähten ihre Blicke umher — da — endlich — auf dem Schreibtisch lag das wichtige Papier.

Da stand es geschrieben, die Unterschrift ihres Mannes wie die des Notars und dessen Siegel hatten es bestätigt nun konnte der Geliebte ruhig zum Kampfplatz eilen und im schlimmsten Falle — auch da — enden.

Doch da standen noch einige Paragraphe — auch von diesen wollte die edle Gemahlin Kenntniß nehmen — da plötzlich ertönt ein Seufzer aus dem Schlafgemach des Gatten.

Die Baronin wird verwirrt — eine augenblickliche Bestürzung — bald aber hat sie sich gefaßt.

Schnell und ohne Geräusch entgleitet das

Blatt ihren Händen, eben so behutsam naht sie sich dem Lager des Schlummernden und kniet vor demselben nieder.

Dann erhebt sie sich leise, schiebt die Vorhänge zurück, und ein schmerzlich süßer Blick des Gemahls trifft die zärtliche Gattin.

Du hier, Adele? ruft der Baron, sich emporrichtend; jetzt zur Nacht, warum schlummerst Du nicht, was treibt Dich zu mir?

O wie könnte ich an Schlaf denken in dieser schrecklichen Nacht — rief Adele mit angstvoller Stimme.

Der Gatte wird unruhig — sollte Adele ahnen, was in aller Frühe des nächsten Tages geschehen würde?

Kind was quält Dich denn? fragt der Gatte.

O eine schreckliche, eine böse Ahnung ließ mich nicht rasten — ein grauenvoller Traum schreckte mich vom Lager auf — es trieb mich zu Dir, Dich vor dieser Reise zu warnen, zu beschwören bei meiner Liebe, nicht von mir zu gehen.

Ihre Blicke schwammen in Thränen, der Baron, der sie mit unsäglicher Innigkeit betrachtete, hatte sie niemals schöner gesehen.

Noch einmal küßte er sie — seine Thräne benetzte ihre Wange.

O wie hätte diese Thräne eine liebende Gattin berühren müssen, wie hätte ihre Gluth sich bis in das Herz hinein brenen müssen!

Auf den Wangen dieses Weibes aber zerfloß diese Thräne ungefühlt — sie erstarrte, angeweht von dem kalten Hauche des Steines, der in ihrer Brust da ruhte, wo andern Menschen ein Herz voll Liebe und Leben glüht.

Geh zur Ruhe, mein Kind, flehte der Gatte mit unbeschreiblichem Ausdruck.

Und Adele begab sich zur Ruhe — sie schlief sanft, hatten sie doch die Gedanken an die Universal-Erbschaft in die süßesten Träume gegankelt.

Endlich erwachte die holde Gattin — noch ist Alles dunkel, aber es herrscht Geräusch.

Adele setzt eine Glocke in Bewegung — eine Zofe erscheint.

Warum dieses Geräusch — was geht vor?

Gnädige Frau — der Herr Baron ist so eben abgereist, versetzte die Gefragte, deren thränenverhüllte Blicke sich forschend auf die Herrin richten.

Jetzt schon?

Seit einer halben Stunde — antwortet das Mädchen mit gepreßter Stimme.

Du weinst, Ottilie, was fehlt Dir?

Mir nicht das Geringste, gnädige Frau, aber sollten Sie denn nichts wissen? fragt die Zofe mit immer größerem Befremden und diesmal besorgter als zuvor auf die Gebieterin schauend.

Ich weiß nichts, als daß mein Gemahl verreist — doch gehe, es ist gut.

Die Zofe ging hinaus — sie, die Dienerin des Hauses weinte und die Herrin lächelte.

Kaum hat Ottilie das Gemach verlassen, als Adele sich vom Lager aufraffte."

Fragen Sie nicht warum, gnädige Frau? nahm der kleine Mann nach kurzem Schweigen das Wort.

Nein, es interessirt mich nicht.

Sollte meine Erzählung Sie wirklich so gleichgiltig lassen?

Ich habe Ihnen diese Versicherung schon zu wiederholten Malen gegeben.

Es ist freilich wahr — ich vergesse, daß Sie — — — doch bleiben wir bei der Sache, Sie errathen nicht, was Adelen so plötzlich von ihrem Lager auftrieb?

Ich errathe es nicht — und bitte Sie jetzt unter allen Umständen abzubrechen — es ist zehn Uhr.

Ich sagte Ihnen schon, daß mich selbst der nächste Morgen in der Fortsetzung meiner Erzählung nicht hindern sollte.

Und wenn mein Sohn kommt?

So mag auch er zuhören, da er jetzt schwerlich von dem Zusammenhange des Ganzen einen rechten Begriff haben kann.

Ich mag auch ohnedies nichts mehr hören, ich bin abgespannt, und Sie könnten erleben, daß ich mitten im kräftigsten Handeln Adelens einschlafe, versetzte die Baronin mit boshaftem Spott.

Dann werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie schrecklich erwachen, Madame, hören Sie wohl, schrecklich, entgegnete Frech mit furchtbarem Nachdruck — vorläufig befehle ich Ihnen, daß Sie munter bleiben.

Jetzt sank die Baronin zusammen — nur die Worte dieses Mannes schienen diese Frau zu zermalmen wie der Blitz.

Er fuhr fort:

„Adele also fuhr von ihrem Lager auf, denn jetzt fielen ihr die Paragraphe in dem Testament ihres Gatten ein, die sie noch nicht gelesen hatte — sie waren es, welche die Gattin vom Lager aufscheuchte.

Sie ergriff eine der Kerzen und eilte in das Gemach ihres Gemahls — die Pistolen waren mit ihm verschwunden — das Schreiben lag noch da, jetzt aber — versiegelt.

Vor Allem aber will die trostlose Gattin das Testament — doch dieses liegt nicht mehr an derselben Stelle.

Sie sucht, mit krampfhafter Hast zieht sie im Schreibtisch ein Schubfach nach dem andern auf — endlich — o Freude hat sie es gefunden, aber — o Schrecken — es war versiegelt.

Sie durfte das Siegel nicht lösen, doch die Aufschrift des Blattes will sie wenigstens kennen lernen.

Sie hält die Schrift gegen das Licht und liest darauf: „Mein letzter Wille" — plötzlich — Gott was ist das? — das Papier wird von der Flamme ergriffen — ein lauter Schrei — in wenigen Augenblicken liegt das Testament des liebenden Gemahls als Zunder zu den Füßen der trostlosen Gattin.

Ein Fenster war geöffnet doch von Adelen unbemerkt geblieben — ein Windeshauch der die Flamme der Kerze erfaßt — hatte die Frau Baronin zur Bettlerin — gemacht denn ihre Ehe war — kinderlos — kein Testament vorhanden und somit fiel das Vermögen des Mannes an seine Verwandten zurück.

Ganz abgesehen von Allem war Adele noch in einer andern Verlegenheit.

Wie — wenn der Gemahl nicht fällt — zurückkehrt und das Testament vermißt? — würde nicht sein Verdacht sogleich auf die Gemahlin fallen, sie nicht als eine materielle, nur an sich denkende Frau dastehen, die schon in dem ersten Moment nach dem Tode oder gar schon bevor derselbe erfolgt war, nach ihrem Erbe geforscht?

Ueber diesen Punkt jedoch hoffte Adele nach längerer Ueberlegung mit ihrem Gemahl einig zu werden — eine solche Handlungsweise ließe sich am Ende verzeihen — warum sollte die Wittwe nicht sogleich das Testament des Gemahls in Sicherheit bringen? daß sie damit verunglückte, indem sie sich überzeugen wollte, ob sie auch das richtige in Händen habe, aber auch irrthümlicher Weise verbrannt, komme nicht zur Sache.

Die zärtliche Gattin aber ist nur verzweifelt, daß sie ganz verloren und verlassen sei, daß sie bettelarm dastehe, im Falle ihr Mann nicht — lebend zurückkehrte.

Jetzt war guter Rath theuer — ein Sohn — mußte in diesem Falle sein — unter allen Umständen — ein Sohn ein legitimer Sohn!

O Gott — das waren schwere Sorgen!

Zurück eilt die bekümmerte Frau, wirft sich auf ihr Lager — und denkt über ihre Lage nach.

Sie erlauben, Frau Baronin, unterbrach sich der Erzähler, daß ich mich einige Augenblicke sammle — ich bin ein wenig erschöpft, aber trotzdem fähig, mich währenddessen mit Ihnen zu unterhalten.

Die Angeredete saß kalt und theilnahmlos da — ihre seelenlosen Blicke stierten in das Nichts hinein.

Ich bitte mir Ihre ganze Aufmerksamkeit aus, denn meine Erzählung bringt jetzt etwas ganz Außerordentliches — haben Sie wohl eine dunkle Ahnung —

Sie wissen uns schon vielfachen ähnlichen Fragen, was ich Ihnen geantwortet habe, versetzte die Baronin schaudernd.

Ist Ihnen kalt, gnädige Frau, fragte Frech lächelnd.

Nicht im Geringsten.

Und doch hüllen Sie sich so fest in Ihren Sammtmantel — so lassen Sie doch der bereits ersterbenden Flamme auf dem Kamin neue Nahrung geben —

Ich versichere Sie, mir ist glühend heiß.

Täuschen Sie mich nicht, Ihnen ist ganz entsetzlich kalt geworden, Sie scheinen wohl doch von einem Schauder vor jenem Weibe ergriffen —

Entbinden Sie mich für heute von der Fortsetzung —

Bangt Ihnen davor?

Das nicht, versetzte die Baronin mit unheimlichem Lächeln, aber ich sehe nicht ein, warum ich gezwungen sein soll, dieser lästigen Geschichte länger zuzuhören.

Ich glaube wohl, daß diese Ihnen lästig ist, versetzte der kleine Mann bedeutungsvoll, bedaure aber sehr, Sie nicht dispensiren zu können, weil gerade Adele jetzt besonders operirt, um sich aus ihrer Calamität zu helfen.

Die Baronin eilte wüthend der Thüre zu.

Ich will nichts von Alledem hören! rief sie in zürnendem Tone.

Sie müssen, Madame, ich sorge dafür — sogleich kehren Sie zu Ihrem Platze zurück, oder Sie geben sich dem preis, daß — — nun Sie wissen ja.

Nach wenigen Augenblicken gewisser Erörterungen saß die Baronin dem kleinen Manne wie vorhin gegenüber, und dieser erzählte weiter, was folgt:

„Adele war in düsteres Brüten versunken — sie hatte einen Entschluß gefaßt, der schrecklich war, hören Sie, Frau Baronin, selbst Adele bebte vor der Ausführung desselben zurück, allein ihr blieb kein anderer Ausweg.

Adele hatte einen Freund — merken Sie

ſich wohl, gnädige Frau, einen Freund — es war ihr Arzt.

Dieſer Mann war ſchön, aber ein ſonſt charakterloſer Bube, dem es gleichgiltig war ob er heilte oder tödtete, nur Geld hatte für ihn Werth, Geld und Frauen — um beides zu erlangen, durchbrach dieſer Menſch jede Schranke, ihm war nichts heilig, ihm galt kein Geſetz Gottes, keines der Menſchen — er war ohne Gefühl — ohne Herz wie Adele — nur dieſer war auch fähig, einen Eindruck auf ſie zu machen, er war ihr Freund und Rather in der Noth — er beſaß ihr ganzes Vertrauen.

Es war Mittag geworden — Adele ſchwankte zwiſchen Furcht und Hoffnung, wie wird das Duell enden?

O die gute Dame hätte ſich nicht im Geringſten beunruhigt, wäre nur nicht das Teſtament verbrannt.

Der Gatte konnte ſterben — er war nur ein Menſch, ſolcher aber giebt es mehr — ein Teſtament exiſtirt indeſſen nur einmal — iſt es vernichtet und keine gerichtliche Abſchrift vorhanden, dann — ja dann —

Gegen zwölf Uhr erſchien der Notar, welcher am geſtrigen Abend bei ihrem Gatten geweſen.

Sie verzeihen, daß ich mir erlaubte, Sie zu mir bitten zu laſſen, empfing ihn Adele, es handelt ſich nur um eine Frage.

Ich bin gern bereit, jede Auskunft zu geben.

Mein Gemahl, ich weiß es, hat geſtern ſeinen letzten Willen zu Protokoll nehmen laſſen.

Ganz recht Madame.

Sind Sie ſchon im Beſitze einer Copie? fragte Adele mit angſtvoller Spannung.

Noch nicht Madame!

Ein jäher Schrecken jagte einen Schauder durch die Adern Adelens.

Ich dachte —

Herr Baron wollte noch einige Punkte hinzufügen, erſt dann ſollte die Copie genommen werden, allein dieſe kann zu jeder Zeit erfolgen, wenn nur das legale Original vorhanden iſt, und ſolches iſt bereits da.

Adele war dem Umſinken nahe, allein ſie konnte das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen machen, und der Notar hatte Veranlaſſung ſich wieder zu entfernen.

Es war ein Uhr — Adele befand ſich in ihrem Gemache, als plötzlich die Thür aufgeriſſen ward —

Die Zofe ſtürzt herein.

O gnädige Frau — ein großes Unglück!

Sprich — ſprich! rief Adele mit pochendem Herzen.

Der gnädige Herr iſt ſo eben zurückgekehrt, aber —

Die Stimme des Mädchens ſtockte, ihre Thränen rannen ſtromweiſe.

Fahre fort — was iſt geſchehen? — befiehlt Adele.

Der gnädige Herr — ſo wiſſen Sie denn nicht, was wir geſtern ſchon Alle mit ziemlicher Gewißheit behaupten konnten, hatte ſich heute früh zum Duell begeben.

Mein Mann zum Duell? rief Adele mit einem Schrei des Entſetzens — das wußteſt Du und ſagteſt mir nichts; barmherziger Gott, ich hätte ihn zurückhalten können, wenn ich heute früh eine Ahnung gehabt — —

Die nichtswürdige Heuchlerin zerfloß in Thränen.

Sprich, lebt er? preßte ſie endlich vor.

Adele ſtößt abermals einen lauten Schmerzensſchrei aus und ſinkt dann bewußtlos auf ihr Lager.

Vergebens bemüht ſich die Zofe, der Gebieterin zu helfen, ſie eilt Beiſtand herbeizurufen.

Kaum aber hat dieſe das Zimmer verlaſſen, als ſich die Ohnmächtige plötzlich aufrafft und in das Zimmer des Gemahls ſtürzt, wo man eben den entſeelten Körper auf ein Lager ſchafft.

Der Baron war mitten durch das Herz geſchoſſen, ſein bleiches Antlitz liegt unbedeckt — vor ihm in wahnſinnigen Schmerz zerfloſſen, kniet die Gattin, die Hand des geliebten Todten mit zahlloſen Küſſen bedeckend.

Die gebrochenen Blicke des Entſchlafenen noch nicht geſchloſſen, ſcheinen noch voll Liebe der Gattin zugewendet.

O dieſer Mann war ſehr edel — er ſtarb mit Liebe, ſein letzter Gedanke war — Adele — ſein letzter Seufzer galt ihr, die jetzt an ſeiner Leiche kniet und jammert, daß — das Teſtament vernichtet iſt.

Aber es mußte Rath geſchafft werden — jetzt, in dieſem Augenblick, einen Tag ſpäter und — es war vielleicht Alles verloren.

Im Hintergrunde des Zimmers ſteht die trauernde Dienerſchaft, welcher der Verſtorbene ſtets ein ſo guter Herr geweſen war.

Faſt eben ſo ſchmerzlich berührt dieſer Anblick der troſtloſen Wittwe, ach ſie iſt noch ſo jung und mußte ſchon den Gatten verlieren, den ſie kaum ein Jahr beſeſſen.

Adele raffte ſich mit furchtbarer Haſt vom Boden auf.

Hülfe — Hülfe — ruft ſie, mit wie von Wahnſinn wild rollenden Blicken, vielleicht

iſt noch Rettung möglich, man hat ſchon Beiſpiele von Scheintod gehabt, auf, auf, ſchnell den Arzt, Doctor Ponatti — ſogleich.

Ein trauriges Lächeln zeigt ſich in jedem Antlitz der Umſtehenden, allein man gehorcht doch gern.

Eine Stunde iſt verronnen, Adele iſt nur mit dem Todten allein — unausgeſetzt betrachtet ſie deſſen Züge und denkt an das Teſtament.

Von Zeit zu Zeit eilt ſie zum Fenſter, in ſolchen Augenblicken ſcheint ihr Schmerz vor der Gewalt der Ungeduld zu weichen.

Endlich pocht es leiſe an der Thür."

Geben Sie Acht, gnädige Frau unterbrach ſich der Erzähler auf's Neue, jetzt kommt ein wichtiger Augenblick.

Bitte — weiter — weiter, quälen Sie mich nicht durch Ihre ewigen Unterbrechungen.

Sollten Sie geſpannt ſein, dann bin ich um ſo mehr erfreut, ſagte Frech, aber ich hielt es für meine Aufgabe, Sie auf das Unerwartete aufmerkſam zu machen — Adele war bis jetzt nur ein herzloſes Geſchöpf, der nächſte Augenblick wird ſie auch noch — anders — erſcheinen laſſen — ſetzte er mit fürchterlichem Ausdruck hinzu, während die Baronin ihre Blicke zu Boden ſenkte und ein Gefühl, als ob ſie ſich unter einer Eisdecke befände, ihren ganzen Körper erfüllte.

O Sie ſind entſetzlich, daß Sie mich durch Ihre Erzählung ſo unendlich foltern — preßte ſie gewaltſam hervor.

Das gewährt mir beſondere Genugthuung, verſetzte Frech, ich bin nun einmal etwas ſchadenfroh, doch hören Sie nun, greifen Sie Ihre Faſſungsgabe an, ſammeln Sie jeden Gedanken, der Ihnen zur Verfügung ſteht, damit Sie die kommende, faſt ſchmachvollſte Stunde aus des weiblichen Ungeheuers Leben ganz begreifen.

Er fuhr in ſeiner Erzählung folgendermaßen fort:

„Es klopft alſo leiſe an die Thür des Todtenzimmers — ein leiſes bebendes „Herein" entfährt Adelens Mund — ein hochgewachſener, ſchlanker Mann tritt ein.

Sein Geſicht iſt bleich und trägt die Spuren von Schönheit, obgleich noch jung erſcheint der Mann dennoch alt.

Seine Wangen ſind tief eingefallen, Furchen zeigen ſich auf der Stirn — das Auge iſt ohne Leben und doch blitzt bisweilen ein ſchreckliches, unheimliches Feuer auf ſeinem Blicke — es ſcheinen aus demſelben lüſterne, Verderben bringende Flammen aus Adele zu ſchießen.

Der Mann macht den Eindruck eines herzloſen Wüſtlings — eines Menſchen, der nur ſein Leben dem Genuſſe geweiht und der, obgleich kaum dreißig Jahre alt, doch ſchon wie ein tüchtiger Fünfziger erſcheint.

Dieſer Mann iſt Doctor Ponatti, gnädige Frau, hören Sie, Doctor Ponatti — der italieniſche Arzt, welcher gekommen Adelen mit Rath und That beizuſtehen.

Seine gebückte Geſtalt naht ſich Adelen, welche ihm haſtig entgegeneilt.

O mein guter Doctor, Sie ſind mir ſehr willkommen — o wüßten Sie, wie ſehr ich Ihres Rathes bedarf.

Der erſte Blick des Arztes traf den Leichnam des Barons, dem er ſich ohne das geringſte Zeichen von Theilnahme, ohne ein Wort erſchreckenden Staunens zu äußern, naht und betrachtete.

Iſt hier noch Hilfe möglich, Doctor? fragte Adele.

Todt — unrettbar todt, verſetzte der Gefragte, ich vermag ihm das durchſchoſſene Herz nicht zu erſetzen; aber was ging vor?

Ein Duell.

Welche Thorheit!

O es iſt ſchrecklich — ich bin verloren.

Iſt der Mann ohne Teſtament geſtorben? fragt Doctor Ponatti gleichgiltig.

Leider.

O der leichtſinnige Mann hätte beſſer für die Gemahlin ſorgen, oder mindeſtens beſſer ſchießen müſſen, entgegnete der Doctor lächelnd.

Adele thut nichts, um dieſen Vorwurf zu widerlegen, ſie ſchweigt und läßt betrübt ihr Haupt über die Bruſt herabſinken.

O Gott — ich bin nun ganz verloren — ſeufzte ſie.

Unglückliche Frau — ich beklage Sie, die Vettern und Neffen des Herrn Barons werden nun ihre Anſprüche geltend machen — dann —

Ich bin kinderlos — unterbrach ihn Adele mit dumpfer Stimme.

Man wird Ihnen nun Alles nehmen.

O Gott wäre ich doch mit einem Kinde, das heißt mit einem Sohne geſegnet, eine weibliche Erbin wäre — doch nein, dieſe nützte auch nichts — ein Sohn — großer, barmherziger Himmel — ein Sohn!

Da naht ſich der Doctor Adelen, ein ſcheußliches Feuer blitzt in dieſem Augenblicke auf's Neue aus ſeinen Augen.

Er ergreift die Hand der trauernden Wittwe und ſchaut ihr lange in's Antlitz.

Bald begann man ein Geſpräch — was

aber hier verhandelt und überhaupt geſchehen — hat bis zu dieſem Augenblicke kein lebendes Weſen erfahren.

Nur Adele und Doctor Ponatti kennen das Geheimniß dieſer Stunde, außer ihnen aber giebt es noch einen Mann, der ſpäter davon in Kenntniß geſetzt ward."

Der Erzähler ſchwieg — ſein Blick wandte ſich mit vernichtendem Hohne der Baronin zu.

Wie gefällt Ihnen dieſer Theil meiner Erzählung, gnädige Frau? fragte er.

Ganz außerordentlich.

Ich finde ſie in der That mit Recht pikant; Sie haben nicht zu viel davon geſagt, entgegnete die Baronin, dem Blicke des kleinen Mannes mit unverkennbarem Ausdruck von Trotz begegnend.

Es iſt mir lieb, dies zu hören, alſo Sie ſcheinen auch für den Doctor Intereſſe zu hegen?

Natürlich — ein ſehr großes.

Und ſind Sie nicht neugierig, wer jener Mann iſt, der zufällig von dem Geheimniß des Todtenzimmers Kunde erhielt?

Nicht im Geringſten.

Und doch ſollen Sie dieſen Mann kennen lernen, wie wär's, wenn ich Ihnen dieſen in meiner eignen Perſon vorſtellte?

Und ſeine triumphirenden Blicke richteten ſich höhnend auf die Baronin.

Da würde ich durchaus nicht erſtaunt ſein, denn einem Menſchen wie Sie, der Thüren belauſcht, ja ſelbſt Schlöſſer erbricht, iſt Alles zu wiſſen möglich.

Gut denn, ich weiß, welches Verbrechen Ponatti und Adele verübt haben, ſagte der kleine Mann lebhaft, und weil es gar ſo fürchterlich pikant iſt, habe ich es der Mühe für werth gehalten, ihm einen Platz in der Tragödie zu gönnen, welche ich ſo frei bin Ihnen aufzuführen, Madame, im Augenblicke der Kataſtrophe werden Sie davon Kenntniß erhalten, und nun hören Sie weiter:

„Neun Monate nach dem Tode des Barons von R. bedauerte man den Verſtorbenen um ſo mehr als man erfuhr, daß ihm nicht einmal das Glück zu Theil geworden, die Geburt eines Sohnes zu erleben, der erſt jetzt das Licht der Welt erblickte — das arme Kind kannte zwar auch ſeinen Vater nicht, war aber doch ſchon in der Wiege Baron und Beſitzer des bedeutenden ihm hinterlaſſenen Vermögens, das ihm nun kein Verwandter in der Welt ſtreitig machen konnte.

Die gute Mutter erhielt eine Summe von fünfzigtauſend Thalern, außerdem bezog ſie noch den Nießbrauch von dem Vermögen ihres Kindes, welches dieſem erſt zufallen konnte, ſobald es das vier und zwanzigſte Lebensjahr erreicht hatte.

Das Söhnchen, das beiläufig geſagt — keine Spur von dem verſtorbenen Vater weder an ſeinem Körper, noch an ſeiner Seele zeigte, da es der Mutter auf ein Haar glich und ohne Herz zu ſein ſchien wie dieſe, wuchs bald zum ſchadenfrohen Knaben heran, den die Welt auch grauſam nannte, weil es zu ſeinen Lieblingspaſſionen gehörte, Thiere zu Tode zu martern, ſo verſtümmelte er auf die entſetzlichſte Weiſe kleine Hunde, während er Hühner lebendig rupfte — und ihnen ſchließlich den Kopf abdrehte.

Ebenſo betrug ſich der kleine Bube anmaßend und roh gegen die Dienerſchaft und die Geſpielen ſeiner Jugend, welche er gleich dem Vieh betrachtete — er ſchlug ſie, kniff und ſtieß Alles mit Füßen von ſich, was nicht mindeſtens das Wörtchen von zwiſchen Vor- und Zunahmen hatte.

Die Mutter ſah all dem gleichgiltig zu, kalt vernahm ſie die zahlreichen ihr vorgebrachten Klagen, hatte ſie ſelbſt doch kein Herz.

Jahre vergingen, das Knäblein wuchs zum Jüngling heran und war ein herzloſer, genußſüchtiger Bube geworden.

Eines Tages erſchien, wie aus der Erde hervorgezaubert, bei der Frau Baronin ein Fremder, der ein ſehr eindringliches Geſpräch mit ihr geführt hatte und deſſen Gegenwart ihr durchaus unbequem war.

Nichtsdeſtoweniger aber vermochte ſie ſich dem Falkenblicke dieſes Mannes zu entziehen, der jeden ihrer Schritte bewachte, ja der ihr ſogar Befehle ertheilte, denen ſie ſich wenn auch mit ſchwerem Herzen, fügen mußte.

Ohne Zweifel hatte ſie bitter gerechte Urſache, dieſem Manne wie ein Kind gehorſam zu ſein, ſie haßte ihn wie die Nacht, allein vergebens, ihre Macht ward ihm gegenüber null und nichtig."

Sind Sie nicht begierig zu erfahren, warum Adele dieſen Mann ſo tödtlich haßt — welche Beziehungen überhaupt zwiſchen beiden obwalten?

Mich intereſſiren beide nicht.

Nun, gnädige Frau, Sie ſollen es erfahren, verlaſſen Sie ſich darauf, ſagte der kleine Mann mit drohender Beſtimmtheit — nur kurze Zeit, und die Fortſetzung meiner Geſchichte, deren erſter Theil jetzt zu Ende geht, wird Alles offenbaren.

Iſt ſie endlich zu Ende? rief die Baronin leichter athmend.

Ich ſagte es eben, und wir ſind glücklicher Weiſe durch die Ankunft Ihres Herrn Sohnes darin nicht unterbrochen worden.

Mein Herr — ich habe Ihnen drei Stunden hindurch zugehört.

Sehr richtig, gnädige Frau, denn als ich zu Ihnen kam, mochte es halb acht geweſen ſein, jetzt iſt es halb elf Uhr.

Ich hoffe nun erlöſt zu ſein.

Ich empfehle mich ſogleich, Madame.

Und Sie reiſen ab?

Nur auf wenige Tage — auf Wiederſehen alſo — gute Nacht!

Wieder er.

Kaum hatte ſich der kleine Mann entfernt, als die Baronin geiſterbleich und verſtört auf ihr Sopha niederſank.

Erſt in dieſem Augenblicke ſchien ſich der Eindruck der eben angehörten Geſchichte auf ſie geltend zu machen.

Eine Centnerlaſt ſchien ihre Bruſt zu erdrücken, ihre Kehle war zuſammengeſchnürt, ſie athmete ſchwer — es war, als ob ſie ein Nordſturm angehaucht und eine Höllenangſt ſie ergriffen hätte.

Zum erſten Mal in ihrem Leben vielleicht fühlte ſie das Bedürfniß, ein lebendes Weſen um ſich zu ſehen.

Ihr Herz pochte, ſie bebte vor einer Gefahr, die ſie auf ſich heranſchweben ſah und die ſie doch nicht abwehren konnte.

In dieſem Augenblicke ward raſch die Thür aufgeriſſen, Guido ſtürzte in das Zimmer und warf ſich ohne alle Umſtände neben ſeiner Mutter auf das Sopha nieder, ein raſches „guten Abend, Mama!“ rufend.

Niemals war die Ankunft des Sohnes der Baronin erwünſchter als in dieſem Augenblick, wo ihr die Einſamkeit ſo beängſtigend, ſo drückend erſchien.

So ungeſtüm, mein Sohn? — redete ſie Guido an.

Wenn man ſeit länger als fünf Tagen nicht aus der Uniform gekommen, dann dankt man ſeinem Schöpfer, daß man ſich einmal wieder etwas heimiſch fühlt und fragt in der That wenig nach Etikette.

Du warſt unausgeſetzt im Dienſt, es iſt wahr.

Und welcher ſchwere Dienſt, Tag und Nacht auf der Straße, und nur wenige Stunden giebt es, während welcher man ein wärmendes Zimmer genießen kann, und dies Manöver wird noch mindeſtens fünf Tage dauern.

Ich dächte die Aufrührer wären zum Schweigen gebracht.

Das wohl, Mama, allein, wir müſſen immer noch ein wachſames Auge auf den Pöbel haben, denn die Meiſten ſeiner Angehörigen ſtecken in den Gefängniſſen, erſt wenn Alles deportirt ſein wird, hat man keine Exceſſe, etwaige Befreiungsverſuche und ſonſtige Demonſtrationen zu befürchten — außerdem höre ich von einem Decret, welches nächſtens veröffentlicht werden ſoll.

Was enthält dieſes Decret?

Ein ſogenanntes Sicherheitsgeſetz — es droht die ſtrengſten Strafen an, duldet keinerlei Oppoſition und erhält den Belagerungszuſtand aufrecht — es iſt alſo in jeder Beziehung dafür geſorgt, den Pöbel in Schach zu halten.

Man nennt das Treiben der Regierung einen — Staatsſtreich.

Nun ja, dieſe Bezeichnung iſt die richtige ich will es nicht leugnen, den Pöbel ſo zu bändigen iſt in der That ein genialer Streich des Staates, oder noch beſſer ein Streich, mit welchem man Staat machen kann — es mußte ſo kommen, ſonſt hätten wir noch Jahre hindurch die liebe Republik geſehen.

Und jetzt?

Liegt ſie im Sterben.

Du glaubſt, der Präſident —

Schlechtes Wort das — ein Staatsoberhaupt zu bezeichnen; Kaiſer oder König — ſo iſt's recht, und Seine Hoheit der Prinz wird binnen Kurzem dem entehrten Frankreich wieder alle Würde zurückgegeben haben, indem er ſich die Kaiſerkrone auf's Haupt ſetzt — doch nun, liebe Mama, laſſen Sie uns von Privatangelegenheiten ſprechen, mich führt heute eine Bitte zu Ihnen.

Um was handelt es ſich?

Um ein Darlehn.

Ein Darlehn —

Ich bin gewiß in den letzten zwei Jahren ſehr zurückhaltend geweſen, beſte Mama, aber augenblicklich bin ich bedrängt.

Schon wieder Schulden — Guido?

O die Summe iſt nur ſehr unbedeutend.

Um wie viel handelt es ſich?

Ich brauche die Kleinigkeit von zwanzigtauſend Francs.

Und das nennſt Du eine Kleinigkeit? rief die Mutter mit ärgerlichem Staunen.

Gewiß betrachte ich die genannte Summe von meinem Standpunkte für ſehr unbedeutend.

Ich kann das Geforderte nicht entbehren, da ich augenblicklich selbst kaum über mehr verfügen kann — bedenke überhaupt meine Zukunft.

O die ist nicht so traurig, meine theuerste Frau Mama, meinte Guido lächelnd.

Sie kann zum Theil von Dir selber abhängen.

Was mich betrifft, Mama, so will ich Ihnen die Zukunft so lieblich wie möglich bereiten, o Ihre Bahn soll von Rosen strotzen, die ich darauf zu streuen gedenke, aber sagen Sie mir, in wiefern ich vermag — —

Mein Sohn — noch ein Vierteljahr — — und Du bist mündig.

Nun und dann?

Erhälst Du Dein Erbe und ich verliere den Nießbrauch.

Guidos Antlitz verrieth eine große Verlegenheit — sein ganzes Wesen zeigte ein Gemisch von Schrecken und Verwirrung.

Das ist allerdings sehr schlimm, Mama, aber Sie selbst besitzen ja ein kleines Vermögen.

Zu unbedeutend, um meinem Stande zu genügen, und ich werde mich sehr einschränken, also eine ganz andere Lebensweise führen müssen, aber weit entfernt, von Dir eine Unterstützung anzunehmen, frage ich Dich nach der Ursache Deiner plötzlichen Verwirrung.

Hat gute triftige Gründe, Mama!

Die Du mir verschweigen willst?

Wenigstens vorläufig.

Ich darf von meinem Sohne Vertrauen fordern, unbedingtes Vertrauen zu jeder Zeit.

Ich bin wahrhaft erstaunt, meine werthe Mama, daß Sie das fordern, was allerdings ein Sohn einer liebenden Mutter wohl schuldig wäre — gewöhnlich pflegt ein vertrauliches, hingebendes Verhältniß zwischen Eltern und Kind vorzuherrschen, bei uns beiden aber, zwischen Ihnen und mir, wird das Geringste, was daran erinnert, zur Ironie — Sie zeigten mir nie, daß Sie mir Mutter in moralischer Beziehung gewesen, ich erinnere mich weder ein zärtliches noch strafendes Wort von Ihnen gehört zu haben, Sie liebkosten mich nie und, ich möchte sagen, leider — habe ich auch niemals danach Verlangen getragt — woher diese unnatürliche Empfindung eines Kindes stammt, blieb mir stets unklar, und so oft ich darüber nachgedacht habe, konnte ich mir nur sagen, daß ich diese Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit von Ihnen gelernt habe, sie ward mir angeboren, verzeihen Sie, Mama, vielleicht Ihnen zur Mitgift. — Denn selten nur pflegen zärtliche, sanft und liebevolle Frauen Geschöpfe zur Welt zu bringen, die mit ihrem Wesen so wenig sympathisiren — so widerspricht sich die Natur nicht — eine Mutter ohne Herz kann auch nur ein herzloses Kind gebären — Nie — nie, ich wiederhole es, hat zwischen uns ein mütterliches und kindliches Verhältniß wie gewöhnlich stattgefunden, und herrschte einmal Uebereinstimmung, so handelte es sich immer nur um ein böses Objekt. — Wie kommen Sie also darauf, in so feierlicher Weise plötzlich Vertrauen von mir zu fordern? — es klingt in der That seltsam, ja, verzeihen Sie, Mama, sogar lächerlich und ironisch.

Die Baronin würde zu jeder andern Zeit den Sermon ihres Sohnes mit Gleichgiltigkeit angehört haben, heute aber, wo ihr kurz zuvor eine so fatale Geschichte erzählt wurde, fühlte sie etwas wie eine Anwandlung von Schmerz, wie eine kalte Hand, die ihr Herz ergriffen und dieses zusammenschnürt.

Sie konnte sich keineswegs verhehlen, daß ihr Sohn die Wahrheit sprach, und ein instinktartiges Gefühl sagte ihr, daß sich etwas wie eine Nemesis nahe.

Sie warf einen langen, düstern Blick auf Guido.

So nenne es nicht Vertrauen, was ich fordere, sage, daß es ein gewisses Interesse sei — nahm sie nach längerem Schweigen das Wort.

Interesse? — lachte der Sohn; Neugier wollen wir sagen, nichts mehr und nichts weniger, Mama.

Meinethalben auch so, sagte die Baronin resignirt, ich bin neugierig, die Ursache der Verwirrung zu erfahren — die Du vorhin zeigtest, als ich des Herannahens Deiner Volljährigkeit erwähnte.

Ihre Neugier will ich befriedigen, Ihr Verlangen nach Vertrauen weise ich zurück, versetzte Guido kalt.

Sprich also, sprich.

Nun sehen Sie, Mama, der Punkt ist eigenthümlich — ich habe von meiner Erbschaft nicht mehr gar zu viel zu erwarten —

Was sagst Du? rief die Baronin ein wenig alterirt.

Wie es sich wirklich verhält.

Sei deutlich, Guido, ich muß Dir bekennen, noch verstehe ich Dich eigentlich nicht, Dein väterliches Erbe kann Dir nur möglich geschmälert worden sein.

Von fremder Seite her nicht.

Und Von Dir selbst ebensowenig.

O doch — letzteres ist sogar geschehen.

Mein Gott — rief die Baronin im Tone äußerster Besorgniß, wie wäre dies möglich?

Sie gaben mir in diesem Augenblicke wieder Gelegenheit, Ihre Angst um mein materielles Wohl zu bewundern, Mama, rief Guido lächelnd.

Gewiß interessirt mich dieser Punkt sehr — sehr —

Weil von Metall die Rede ist, und erlauben Sie mir die Bemerkung, weil dieses kalt ist, wie Ihre Seele!

O zur Sache, zur Sache — die in Rede stehende Angelegenheit ist so wichtig, daß ich darüber gern Deinen Hohn, Deine Beleidigungen vergesse, sprich also.

So erfahren Sie denn in kurzen Worten, liebe Mama, daß ich meine Erbschaft — verkauft habe, sagte Guido im Tone unsäglicher Gleichgiltigkeit.

Verkauft? — höre ich recht?

Ganz recht, Mama.

Nein, Guido, noch kann ich's nicht glauben, noch bin ich versucht, Deine letzte Aeußerung für einen freilich etwas muthwilligen Scherz zu halten.

Ich versichere Sie, Mama, es ist Ernst — bitterer Ernst — versetzte Guido mit gleichgiltigem Lächeln.

Und das sagst Du in so ruhiger Weise?

Was kann ich denn machen?

Wie konntest Du auf diesen mehr als leichtsinnigen, ja liederlichen Streich kommen? rief die Baronin außer sich, warum thatest Du das?

Weil ich mit meinem Gelde niemals reichte, und wenn ich mir erlaubte, mich an Ihre Großmuth zu wenden, wiesen Sie mich stets zurück — Sie hielten mich zu knapp und ich brauchte stets viel Geld —

Barmherziger Himmel — wie wird das enden! rief die Baronin mit schmerzlichem Ausdruck.

O nicht so schlimm, als Sie denken, versetzte Guido mit unverkennbarem Hohne, so viel bleibt mir auf alle Fälle, um Ihnen, wenn Sie heute die Güte haben, mir die gewünschten zwanzigtausend Francs zu leihen, diese Schuld zurückzuzahlen.

O darum handelt es sich bei mir nicht, ich denke allein an Deine Zukunft —

Was geht Sie meine Zukunft an, Mama, kümmern Sie sich um die irgend eines andern Ihnen gleichgiltigen Menschen.

O Gott — es ist hart!

Ich sehe Sie heute zum ersten Mal ein wenig sentimental, Mama, und ich kann nicht leugnen, daß es mir ein unwillkürliches Lächeln abzwingt, aber zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen auch eine Versicherung geben —

Und welche — o sprich, sprich!

Es ist diejenige, daß wenn Sie mir heute die gewünschte Anleihe bewilligen, ich Ihnen diese Summe schon — vor meiner Zukunft — vor meiner Volljährigkeit, ja sogar schon binnen acht Tagen zurückerstatte.

O ich erwartete eine ganz andere Versicherung zu hören, bevor wir aber überhaupt von diesem Darlehn sprechen, sage mir, was aus Dir in der Zukunft werden soll?

O Sie sind schon wieder neugierig Mama, lächelte Guido, indem er sich nachlässig reckend und gähnend emporrichtete und eine Cigarre in Brand setzte.

Um Gottes Willen, sprich — was soll aus Dir werden?

Hoffentlich ein berühmter Mann.

Du — ein berühmter Mann? wiederholte die Baronin mit spöttischem Lächeln; nimmermehr.

Mit welchem Rechte können Sie einen so apodiktischen Zweifel aussprechen, Mama?

Ich zweifle nicht nur, ich behaupte auf's Bestimmteste, daß Du nicht die geringste Anlage hast, ein sogenannter berühmter Mann zu werden — doch ja — ein Fach gäbe es, in welchem Du es bis zur Berühmtheit bringen könntest —

Ich bin neugierig, Ihre Ansicht kennen zu lernen, Mama —

In der Verschwendung, versetzte die Baronin mit bitterer Bestimmtheit, darin leistest du jetzt schon Großes, berechtigst daher zu den kühnsten Hoffnungen.

Auch die Verschwendung hat ihre genialen Seiten, und ein interessanter Verschwender hat sicher dem langweiligen Sparer gegenüber seine Vorzüge — Verschwender aber kann man immer sein, ohne daß man deshalb das andere Fach in den Hintergrund zu drängen braucht, in welchem man sich gleichfalls auszuzeichnen gedenkt.

Er lächelte, strich die Asche von der Cigarre und sah seine Mutter mit höhnendem Lächeln an.

Ich wäre neugierig zu erfahren, in welchem Fache Du Dich wohl hervorthun würdest, es müßte meiner Meinung nach erst ein solches ganz neu erstehen.

Bitte sehr, Mama, es ist schon da.

So genug es mir.

Nun — im Soldatenstande — da werde ich gewiß etwas Tüchtiges leisten.

Ha, ha, ha, lachte die Baronin spöttisch, da kommen wir wieder auf das eben verhandelte Thema, Du wirst Dich nur in so fern auszeichnen, als man von Dir wird sagen können, Du habest Schulden wie ein Major — immer also spielt die Verschwendung eine Rolle in Deiner Auszeichnung.

Sie sind witzig, und darum zürne ich Ihnen nicht, aber ich gebe Ihnen mein Wort, Mama, ich habe Anlage mich auszuzeichnen.

Nicht die geringste — Du hast viel zu wenig gelernt, aber abgesehen davon, glaube ich nicht einmal, daß Du tapfer sein könntest.

Warum bezweifeln Sie selbst das?

Weil ich Dir jede Energie absspreche, Du bist bereits durch Dein wüstes Treiben zu sehr zerrüttet, um wahrhafte Kraft im Geiste, oder auch körperlich zu entwickeln.

Sie täuschen sich — ich habe gestern das Gegentheil bewiesen.

In wie fern, wenn ich fragen darf? versetzte die Baronin mit unsäglichem Spott.

Ich habe eine redliche Masse vom Pöbel niederschießen lassen —

Also darin allein suchst Du Tapferkeit?

Ich war unausgesetzt im Feuer, Mama, und sollte glauben, daß dies genügend bekunde, wie wenig ich zu den Feigen zu zählen sei.

Ich behaupte, diese Tapferkeit sei mehr die Folge des angetrunkenen Zustandes, in welchem sich die meisten Officiere befunden haben, übrigens gab es kein Feuer — da von Widerstand keine Rede war, man schoß ja größtentheils auf wehrlose Massen, mein Sohn, Ihr dürft nicht all zu stolz auf diese Tapferkeit sein.

Gleichviel, ich werde doch in den nächsten Tagen das Hauptmannspatent erhalten.

Und was will es sagen, wenn Du selbst Capitain geworden?

Dann geht's auf den Major los — vergessen Sie nicht Mama, daß ich bei Hofe Verbindungen habe, ja bei Sr. Majestät selbst in großem Ansehen stehe.

Noch giebt es weder Hof noch Majestät.

Aber bald — bald, man darf dreist schon von einem französischen Hofe sprechen — auch wird Sr. Majestät ohne Zweifel die Politik seines Oheims verfolgen — wir haben Kriege und da giebt's Avancement, ich bin überzeugt, es währt nicht lange und ich bin — General, dann ist's mir ganz gleichgiltig, ob ich berühmt bin oder nicht, wenn ich nur mit dem großen Gehalt anständig leben und außerdem noch Schulden machen kann, die dann mein Kaiser bezahlt.

Das sind also Deine brillante Aussichten, sagte die Baronin mit unverkennbarem Spott, die aber noch in weiter, weiter Ferne liegen und vergebens schweift Dein kühnster Gedanke in diesem Augenblicke dahin — vorläufig sind sie unerreichbar — laß uns also die Situation in Betracht ziehen, welche eintreten könnte, wenn Du nicht General wirst, was beginnst Du, nachdem Du Dein Vermögen verkauft hast?

Irgend etwas jedenfalls, vielleicht fange ich an zu arbeiten, liebe Mama, meinte Guido hohnlächelnd.

Wer von Jugend an nicht daran gewöhnt ist, arbeitet nicht, versetzte die Baronin traurig, o Dein Leichtsinn wird die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen, ich sehe, Du gehst Deinem Abgrunde entgegen.

O nein, Mama, Sie sind gar zu besorgt.

So lange ich Dich im Besitze Deines Vermögens wußte, hatte ich nicht nöthig um Deine Zukunft bekümmert zu sein, denn wer reich ist, ist auch versorgt, aber jetzt — Gott schütze Dich und mich vor Schmach!

Schon wieder sentimental, Mama, nicht doch, solche Launen stehen Ihnen übel an, weil sie überhaupt einen Widerspruch in Ihnen bilden, der —

Du bist unrettbar verloren, fiel ihm die Baronin ins Wort, ich weiß es, eine innere Stimme flüstert mir zu, du gehst täglich mehr Deinem Abgrunde entgegen.

Morgen wenigstens noch nicht, lächelte Guido.

Seit wann hast Du den schrecklichen Pakt abgeschlossen? fragte die Baronin nach vorhergegangenem Schweigen.

Schon seit sechs Monaten.

Und wer ist der Käufer?

Ein gewisser Samuel Nathan, ein sehr gefälliger Mann, der mir zuvor sehr viel Geld geborgt hat und das beste dabei ist immer, ich brauchte niemals die geliehenen Summen zurückzustellen, denn diese wurden schon als Abschlagszahlungen für die Kaufsumme gerechnet, mit den allerdings etwas übermäßig hohen Zinsen macht das natürlich schon ein beträchtliches Vermögen. —

Die Baronin stand wie versteinert bei der ruhigen Erzählung ihres Sohnes.

Wie groß ist Dein Antheil noch? fragte sie, als sie sich endlich gesammelt hatte.

Ich besitze kaum noch den dritten Theil meines Vermögens.

Das ist schrecklich, und bis Du volljährig geworden, hast Du auch diesen kleinen Rest verpraßt.

O fürchten Sie das nicht.

Wie viel hast Du an baarem Gelde empfangen?

Die Hälfte deſſen, was ich als Kaufſumme empfing, denn die Zinſen —

Sind unfaßbar groß, natürlich, aber iſt denn der Kauf mit dem erbärmlichen Wucherer ſchon abgeſchloſſen?

Ich ſagte Ihnen bereits — ſeit ſechs Monaten.

Der Kauf iſt ungiltig, rief die Baronin triumphirend — er muß rückgängig gemacht werden.

O das iſt unmöglich, der Vertrag iſt notariell abgeſchloſſen, Samuel Nathan hat ſehr vorſichtig gehandelt.

Du warſt zur Zeit unmündig, wie jetzt noch, ein Vertrag mit Dir hat alſo geſetzlich keine Giltigkeit.

In Deutſchland wohl, aber hier iſt man mit ein und zwanzig Jahren bereits mündig; dieſer Einwand iſt alſo nicht ſtichhaltig, Mama.

O ich werde Alles in Bewegung ſetzen und ſelbſt bis zum Kaiſer vordringen, rief die Baronin, natürlich, wenn der Prinz ſich wirklich die Krone aufſetzen ſollte.

Das wird er ohne Zweifel, aber was hilft ſeine Krone mir? mein Verkauf kann unter keinen Umſtänden rückgängig gemacht werden.

O ein Kaiſer vermag mehr, als ein bloßer Präſident —

Aber er kann doch die Geſetze nicht ändern.

Du ſahſt, was ſchon der Präſident vom zweiten December bis heute vermocht hat, wer das thut, wagt als Kaiſer noch mehr, ein Monarch kann Großes vollbringen, er erläßt einen Machtſpruch und gern kriecht das ſtrengſte Geſetz zu Kreuze — ich weiß, was im Deutſchland ein Regent bei einer ähnlichen Gelegenheit gethan hat — er befahl und — es geſchah — das Geſetz verlor in dieſem Falle ſein Recht und die verkauften Güter mußten nicht nur zurückgegeben werden, ſondern der durch Wucher Beſchädigte erhielt ſogar auch die verpfändeten Effecten wieder, ohne daß er dafür Zahlung zu leiſten brauchte. — So wird es, hoffe ich wenigſtens, auch im vorliegenden Falle ſtattfinden.

Vielleicht —

O nein, ganz gewiß, natürlich würde ſich Sr. Majeſtät nicht zu ſolcher Gnade dem niederträchtigſten Bürgersmenſchen gegenüber herablaſſen, aber für einen Edelmann Deines Standes, der ſogar noch Officier iſt, wird er ein Machtwort haben.

Vergeſſen Sie nicht, Mama, daß es ſich nicht nur um ein Machtwort handelt.

Um was ſonſt noch?

Um eine Machtthat.

Ich wüßte nicht, worin dieſe noch beſtehen könnte.

Nun, Mama, man müßte doch mindeſtens dem betreffenden Käufer das Geld zurückerſtatten.

Allerdings — eben nur das baare Geld, nicht aber die übertrieben hohen Zinſen, und jenes wird dem Wucherer in geringen Raten zugeſtellt.

So hätten wir alſo vortreffliche Ausſichten?

Gewiß, dieſe werden ſich ſchneller realiſiren, als Deine Generalshoffnungen, verſetzte die Baronin bedeutſam lächelnd.

Um ſo beſſer, und da ſo vortreffliche Umſtände winken, ich alſo in den Vollbeſitz meines Vermögens gelangen werde, ſo dürfte wohl meine Bitte um das Darlehn der vorerwähnten Summe keine vergebene ſein?

Ich bin außer Stande ſie zu gewähren.

O Sie können es, wenn ich Ihnen die Verſicherung der Rückzahlung derſelbe binnen acht Tagen gebe.

Wie wollteſt Du das möglich machen?

Durch Samuel Nathan, liebe Mama, verſetzte Guido mit harmloſem Lächeln.

Mit dieſem Menſchen darfſt Du nicht wieder in Berührung kommen.

Warum ſoll mir der Jude nicht Geld geben? — ſo lange er von unſerm Entſchluß nichts ahnt, und das wird er nicht eher, bis dieſer zur Ausführung kommt, muß er ausgebeutet werden.

Das magſt Du mit Deinem eigenen Gewiſſen ausmachen, aber ſage mir, zu welchem Zwecke bedarfſt Du der genannten Summe?

Ich muß ſie bis morgen haben.

Ich wollte eben wiſſen warum.

Mama — ich liebe.

Und darf ich fragen — wen?

Sie dürfen fragen, warum nicht, aber ich darf Ihnen die frage nicht beantworten.

Iſt denn die Dame ſo hochgeſtellt, daß ſie ein Geſchenk für zwanzigtauſend Francs beanſpruchen darf?

Ich ſtelle ſie ſo hoch.

Gut, mein Sohn, aber ich bedaure Dir die gewünſchte Summe nicht geben zu können.

Du wollten mich wirklich in Verlegenheit laſſen?

Ich muß — ich muß —

O das iſt ſchändlich von Ihnen.

Warum giebt Dir Samuel Nathan nicht was Du verlangst?

Die Kasse des guten Mannes ist augenblicklich ein wenig erschöpft, erst in acht Tagen steht er zur Verfügung.

So mag die junge Dame mit dem Geschenk eben so lange warten, versetzte die Baronin mit kapriziösem Lächeln.

Gut denn, Mama, aber mit diesem abschlägigen Bescheide zerreißen Sie den letzten Faden kindlicher Liebe, der uns etwa noch verbinden könnte.

Mit wüthender Geberde stürzte er zur Thür hinaus, während die Baronin ihm mit Gleichgiltigkeit nachblickte.

Als sie sich allein befand, versank sie in tiefes Nachsinnen. Ihre Blicke waren düster, ihr Antlitz geisterhaft.

Die Gedanken, welche sie beschäftigten, mußten wohl erschreckender Art gewesen sein, denn oft fuhr sie mit der Hand über die Augen, wie um sich dem Anblick eines schrecklichen Gegenstandes zu entziehen, den sie vielleicht zu sehen vermeinte. Endlich raffte sie sich von ihrem Platze empor, nahte sich einem Schrank, aus welchem sie ein Fläschchen hervorholte, das sie mit schrecklichen Blicken anstierte.

Von einem Schauder ergriffen warf sie es aber wieder zurück.

Nein, sagte sie mit dumpfer Stimme — lieber er!

Der Amtsbote.

Der Monat März des Jahres 1852 ist herangenaht. Fern von dem Geräusche der französischen Residenz im stillen, friedlichen deutschen Dorfe sitzt eine ältliche Frau.

Diese Frau ist uns bekannt, trotzdem wir sie seit vier Jahren nicht wiedergesehen haben.

Diese Frist hat keine besondere Veränderung in ihren Zügen hervorgebracht — wir sehen noch das zufriedene Antlitz der Frau Löscher, wie wir es verlassen haben.

Es ist sieben Uhr Abends, und schon brennt dieselbe Lampe noch auf dem nämlichen Tische, wie an jenem Abend, als wir sie damals besucht und Veit bei ihr angetroffen haben.

Sie hat seit dem neunten November, also seit vier Monaten, keinen Brief von dem Sohne gehabt. Die gute Frau Löscher ist aber deshalb nicht besorgt, denn sie ist daran gewöhnt, von Franz längere Zeit ohne Nachricht zu sein.

Sie weiß, daß der Sohn nicht immer Zeit übrig hat, an sie zu schreiben, er hat ihr dies in einem seiner Briefe auch selbst mitgetheilt.

Als wir sie am 30. Juni des Jahres 1848 in Sorge um den Franz verließen, hatte sie schon wenige Tage darauf Nachricht gehabt.

Sie empfing jenen Brief, welchen Franz am Abend vor dem achten Tagen des Aufstandes an Frau Roulé zur Beförderung übergeben hatte und in welchem sich eine Geldeinlage befand, welche die alte Frau zu Thränen rührte.

Bald darauf erhielt sie ein zweites Schreiben, in welchem ihr Franz jedoch nichts von seinen Erlebnissen mittheilte — sie hatte also nicht erfahren, daß er auf der Barrikade gewesen und unter welchen Umständen er dahin gelangte, eben so wenig wußte sie daher auch von seinem Aufenthalte in dem provisorischen Gefängniß unter den Tuilerien, wie von seiner Rettung durch die Generalin Bréa.

Sie empfing innerhalb der drei Jahre etwa zwanzig und einige Briefe, aber keinen ohne eine Geldeinlage von nicht mindestens zwanzig Francs, in deutscher Münze etwa fünf Thaler.

Wir sahen sie eben damit beschäftigt, die Gulden zu zählen, die der Sohn ihr gesandt, und welche Vater Hoffmann ihr für die französischen Bankbillets ausgewechselt hatte.

Schon hundertundfünfzig Gulden, sagte sie leise; der gute Junge, wie redlich und fleißig muß er gearbeitet haben, wenn er diese Summe in drei Jahren erübrigen und seiner Mutter schicken konnte, aber Gott mag mich behüten, daß ich auch nur einen Kreuzer davon verausgabe, was er für mich gespart, will ich ihm aufbewahren, man kann ja nicht wissen, ob es ihm nicht wieder einmal zu Gute kommen möchte —

Drauf barg sie das Geld wieder in einen grauen Leinenbeutel, den sie verschnürt in eine entlegene Ecke des Komodenschubfaches legt und viele andern Gegenstände darüber breitete — so däuchte es der alten Frau sicher genug.

Dann holte sie den letzten Brief ihres Franz herbei, und obgleich sie diesen in den vier Monaten schon so oft gelesen hat, daß sie seinen Inhalt zum großen Theile auswendig hersagen könnte, so liest sie ihn immer wieder.

In diesem Briefe hatte ihr Franz allerdings auch geschrieben, daß man in Frankreich mit Besorgniß in die Zukunft blickt

und eine unredliche Handlungsweise von dem Präsidenten Napoleon befürchtet, das aber hatte sie nicht mit Bangen erfüllt.

Wohl hatte sie von dem Staatsstreich und von dem blutigen vierten December des vergangenen Jahres Kunde erhalten, aber Vater Hoffmann, dessen Freundschaft gegen sie unverändert geblieben, tröstete sie, indem er meinte, daß ein braver Junge wie der Franz sich von allem revolutionärem Treiben fern halten würde und er somit selbst von dem blutigsten Tyrannen nichts zu fürchten hätte.

Das war auch der Grund, weshalb sie unbesorgt blieb — freilich wäre sie beruhigter gewesen, wenn sie sich schon im Besitze einer neuen Nachricht gewußt hätte, denn so lange Zeit war zwischen einem und dem andern Briefe noch niemals verronnen.

Als sie das letzte Schreiben gelesen und es dem Päckchen beigefügt, von welchem sie es geholt hatte, nahm sie ein Strickzeug vor und begann sich emsig damit zu beschäftigen.

Dabei dachte sie auch an die gnädige Herrschaft, die sich gleichfalls noch in Paris befand — der junge Herr Baron war gar ein Officier geworden, so hatte er selbst an Vater Hoffmann geschrieben nnd bei dieser Gelegenheit auch nicht versäumt, wieder aufs Neue seine Liebe zu Marien zu versichern.

Diese Liebe wollte der guten Frau Löscher gar nicht einleuchten, eben so wenig billigte sie die Neigung, die ihrer Neigung nach Marie zu dem Baron gefaßt hatte.

Plötzlich pochte es leise an der Thür.

Frau Löscher ruft „Herein“, und der Amtsdiener Michael tritt ein.

Frau Löscher wird unwillkürlich von einem Schrecken ergriffen — was suchte der Amtsdiener, den man nur gewohnt war in Gerichts- und Polizei-Angelegenheiten zu sehen, in ihrem friedlichen Hause.

Auch war er so ernst, ja fast traurig — was mochte er ihr zu verkünden haben?

Guten Abend, Frau Löscher, sagt Michael, indem er theilnehmend die Hand der Angeredeten ergreift.

Grüß Euch Gott, Michael, was sucht Ihr in meiner friedlichen Wohnung?

Wahrlich — ich suche in Eurem Hause auch nichts gute Frau Löscher, sagte der Mann mit traurigem Lächeln.

Aber Ihr erscheint mir doch so ernst, es ist etwas in Eurem Wesen, was mir sagt, daß Ihr eine wichtige Kunde bringt.

Das habt Ihr auch richtig errathen, versetzte Michael, der die Frau immer theilnahmsvoller betrachtete.

Nun dann sagt doch, was es giebt.

Es ist immer nicht so leicht, manche Nachricht mitzutheilen — wiewohl es doch geschehen muß.

Ihr macht mich ganz besorgt, ganz ängstlich — ist denn im Dorfe ein Unglück passirt?

Ein Unglück ist passirt, aber nicht im Dorfe, sondern weit, ach sehr weit von hier.

Darauf seufzte der Mann und schien immer traurriger zu werden.

Das ist doch wunderbar — Ihr pflegt doch sonst nicht so gefühlvoll zu sein.

Ihr habt recht, ich bin mit der Zeit etwas unbarmherzig geworden, das liegt in meinem Geschäft, da ich doch so manches Traurige verrichten muß, wie oft habe ich schon Leute nach dem Gefängniß abgeholt, deren Familien bei solchen Gelegenheiten in Thränen schwammen, ich mußte jedes Mitleidsgefühl unterdrücken, denn mehr oder weniger hatten die Leute ihr Schicksal verdient, aber seht mal, Frau Löscher, wenn man Unheil verkünden soll, wo es unverdient und unerwartet kommt, dann geht es selbst Unsereinem nahe.

Mein Gott, steht mir denn so etwas bevor? — rief Frau Löscher und warf erschrocken ihr Strickzeug bei Seite.

Ihr seid eine fromme Frau — nicht wahr?

Ich habe stets auf Gott vertraut, was ich angefangen und vollendet habe, Alles stellte ich unter seinen Schutz.

Dann würdet Ihr Euch auch in Gott fassen, wenn Euch das größte Unglück widerführe, was überhaupt einen Menschen treffen könnte,

Frau Löscher wurde leichenblaß.

Barmherziger Himmel, sollte mir das gerade bevorstehen!

Und wenn das Schicksal ein solches über Euch verhängt hätte, welches würdet Ihr für das größte halten?

Wenn meinem Franz irgend ein Unheil zustieße, sagte die arme Mutter mit dumpfer Stimme.

O beklagenswerthe Frau — jetzt sind wir auf das rechte Capitel gekommen.

Gott, was ist mit dem Franz geschehen? rief Frau Löscher, deren ganzer Körper bebte; ist er todt?

Er lebt.

Aber wie — wo? stotterte die Frau.

Der Amtsherr (Schulze) hat heute ein Schreiben von der Polizeipräfectur erhalten.

Von der Polizei — o Gott — mein Franz ist doch nicht unehrlich geworden!

Das sicher nicht, und doch wird er wie ein Verbrecher behandelt.

Barmherziger Himmel, rief die Frau in gebückter Stellung und mit gefalteten Händen, gieb Kraft, ich sterbe — aber erzählt — ich werde Muth haben — ach es ist bitter — hören muß ich es doch.

Sie setzte sich zitternd am ganzen Körper auf einen Stuhl, wobei ihr Michael behilflich war.

Nun denn hört, Frau Löscher, man hat den Franz am vierten December bei der Revolution, die an jenem Tage stattfand, unter den Meuterern ergriffen und ihn mit vielen Andern zur Deportation verurtheilt.

Deportation? — was ist denn das? Gott steh mir bei.

Das heißt, sie haben ihn weit, weit über's Meer geschickt, in ein fernes Land, ach dort ist es schrecklich.

Wie heißt denn das Land — gerechter Gott — ach.

Cayenne!

Gott — wie lange denn, was muß er dort thun?

Arbeiten, schwer arbeiten, denn Cayenne ist eine Strafcolonie. — Als der Amtsherr das Schreiben erhielt, mit dem Auftrage, es Euch zu melden, hat er mir diese saubere Botschaft übertragen und mir anbefohlen, sie Euch in der schonendsten Weise mitzutheilen — es war ihm selbst sehr peinlich wie mir — weiß Gott, es ist mir schwer genug geworden, aber ich habe es versucht Euch darauf vorzubereiten — und dem Himmel sei Dank — es ist heraus — aber Ihr müßt nicht so weinen —

Ich soll nicht jammern um mein einziges Kind!

Es nützt dem armen Franz doch nichts und Euch schadet's um so mehr.

Mag es mich krank machen, die Gesundheit ohne meinen Sohn, der meine einzige Freude war, nützt mir nun auch nichts mehr — ach Gott — ach Gott — ach Gott!

Es war herzzerreißend die jammernde Frau so anzusehen, welche händeringend auf und nieder ging.

Das heißt lästern, Frau Löscher, Ihr seid gottesfürchtig und müßt jede Prüfung ertragen.

Ach, diese Prüfung wird mir das Leben kosten, aber das schadet nichts, ich kann doch nicht mehr froh werden.

Könnt Ihr nicht wissen, Frau Löscher.

Aber wie ist der arme Junge nur dazu gekommen?

Wer kann das sagen, versetzte Michael achselzuckend, er braucht nur zufällig im Gedränge gewesen zu sein — da hat man ihn gefangen, und da es der französischen Regierung in jenen Tagen wohl nur darum zu thun war, so viel Menschen als möglich aus Paris zu entfernen, so haben sie auch Euern armen Jungen fortgeschickt.

Wo liegt denn Cayenne?

Ich glaube, es ist eine französische Colonie in Südamerika.

Und wie lange muß er dort bleiben?

Ich glaube, zehn Jahre.

Barmherziger Gott — dann sehe ich mein einziges Kind niemals wieder, ach mein braver Junge.

So weinte und jammerte sie unausgesetzt — oft wäre sie umgesunken aber Michael unterstützte sie.

Ruhig, ruhig, gute Frau, Ihr müßt Euch trösten, das kann nun Alles nichts helfen — doch ich mag den Jammer nicht mehr ansehen — grüß Euch Gott, Frau Löscher und legt Euch zur Ruhe.

Da stand sie nun, die trostlose Mutter — fort war der Mann, der ihr das Schreckliche hinterbracht.

Sie sollte sich zur Ruhe begeben, hat er gesagt, o der thörichte Michael, ja nur er konnte so sprechen, er war kinderlos — er wußte nichts von all' den Wonnen, die Kinder bereiten, aber freilich auch nichts von all' den Schmerzen.

Konnte sie sich zur Ruhe begeben mit den brennenden Wunden ihres Herzens, den tausendfachen Erinnerungen an die Tage der Kindheit ihres Franz, die sich ihr jetzt gerade mehr als sonst aufdrangen?

Wie hat sie der gute Junge immer geliebt! — Und ach mit welchen Hoffnungen war er fortgezogen — „Brod oder Tod — Mutter!" Diese Worte klangen in ihrem Herzen nach und die Wunden da drinnen bluteten heftiger.

Was hatte der brave Bursche jetzt erreicht? — Den Kerker auf einer Strafcolonie! — Der Gedanke war zu schrecklich, zu schmerzlich für ein Mutterherz — sie konnte ihn in ihrer Einsamkeit nicht ertragen — fort eilte sie, hinaus in die Nacht.

Im friedlichen Hause.

Warum der Mensch immer an mich schreibt, rief Vater Hoffmann, fast unmuthig ein Papier auf den Tisch werfend, an welchem er, seiner Tochter gegenüber Platz genommen hatte.

Die Abendmahlzeit war eben beendet, und

Vater Hoffmann nahm erst jetzt den Brief vor, welcher schon vor zwei Stunden angekommen war.

Es hatte sich in dem Hoffmann'schen Hause seit vier Jahren nichts verändert — hier herrschte noch jene Wohlhabenheit und ländliche Zufriedenheit, jenes harmonische Verhältniß zwischen Vater und Tochter, wie wir es damals gefunden.

Freilich aber hatte sich die Knospe zur herrlichen Blüthe entfaltet, und die neunzehnjährige Marie prangte jetzt lieblicher als zuvor in der ganzen Fülle der Schönheit, zu der sie schon damals berechtigte.

Vater Hoffmann hatte soeben einen Fidibus über die Lampe gehalten und mit diesem dann die lange Pfeife in Brand gesteckt über deren Kopf er jetzt den Drahtdeckel legte.

Es muß doch eine ganz besondere Bewandniß mit seinem Schreiben haben, nahm Vater Hoffmann wieder das Wort; es vergehen keine vier Wochen, ohne daß nicht ein Brief von dem Herrn Baron aus Paris ankommt — ja, es hat was zu bedeuten.

Gewiß wird es was zu bedeuten haben, dachte Marie, er liebt mich, es ist klar, habe ich's doch selbst heimlich gelesen, als der Vater neulich in der Stadt war und zufällig das Pult aufgelassen hatte, in welches er gerade die Briefe des jungen Herrn so sorgfältig versteckt — Gott, es ist unrecht, aber ich war so neugierig, und das ist doch am Ende verzeihlich — da stand es geschrieben: „Grüßen Sie mir die kleine, geliebte Marie, Vater Hoffmann, vergessen Sie ihr ja nicht mitzutheilen, daß ich sie unendlich liebe und ihr treu bleiben will, aber auch sie soll hübsch an mich denken und sich darauf einrichten, daß keine andere, als sie Baronesse von Rautenberg wird."

Ist nicht das Schicksal des Menschen bisweilen ganz mit den Erscheinungen der Natur und deren Einfluß auf manche Gegenden zu vergleichen? haben nicht einzelne Fluren, ja ganze Landstriche ihren Zorn zu empfinden, während andere wieder unter ihrem Segen strotzen?

Hier hat Hagel oder Sturm Felder und Früchte vernichtet und der Hunger wohnt in den Dörfern, dort sammeln sie den reichen Gottessegen der Felder in die Scheunen, und Gesang ertönt zum lustigen Tanz.

Aber es ist einmal so — Hier Blitz und Wetterstürme — dort ewig lachender Himmel — und ist es anders bei den Menschen und in ihren Wohnungen?

Hier hat ein räuberischer Dieb den Einwohner um seine Habe gebracht, dort den Andern ein Lotteriegewinn oder ein sonstiger Glückszufall, reich gemacht. — Hier klagt man um einen Todten, dort trinkt man auf das Wohl eines neugeborenen Kindes, hier trägt man einen Sarg hinaus und dort wird der Brautkranz gewunden.

In dem entlegenen Häuschen der Frau Löscher herrscht der Jammer einer trostlosen Mutter, bei Vater Hoffmann schwelgt eine hoffnungsvolle Tochter in Liebesplänen.

Ja — das that Marie — sie dachte an eine wahrscheinliche künftige Vermählung mit Guido — drei Jahre älter ändern den Sinn eines jungen Mädchens und jetzt meinte Marie, daß es doch am Ende viel schöner sei, Baronesse als die Frau eines gewöhnlichen Bauerngutsbesitzers oder eines sonstigen Bürgers zu sein.

Der Mensch scheint wirklich Absichten auf mein Kind zu haben, murmelte Vater Hoffmann leise — nun das müßte aber Alles noch ganz anders werden — Mariechen, sagte er dann laut, der junge Herr ist Hauptmann in der französischen Armee geworden —

Seit wann denn? fragte die Angeredete überrascht —

Seit mehreren Wochen —

Ei das ist schön —

Schön sagst Du, mein Kind?

I nun, ich meine, es ist schön, daß er so rasch avancirte.

Mein liebes Kind, ich will Dir nur sagen, daß es mir überhaupt gar nicht gefällt, wenn ein deutscher Mann nach Frankreich geht und seine Dienste einer fremden Nation widmet, was konnte den Baron abhalten, hier im lieben Vaterlande, seinem Fürsten zu dienen, für deutsche Interessen zu wirken, für Preußen, Hessen oder Sachsen, das wäre gleich, denn so weit man die deutsche Sprache spricht, so weit reicht auch Deutschland und so weit wird es mit Gottes Hilfe früher oder später einig sein — hier hätte der Baron bleiben müssen, ich kann's ihm nicht vergeben, daß er jenseits des Rheines Soldat geworden ist und noch obenein dem Napoleon und seinen Zwecken dient — das ist unverzeihlich —

Ist denn Napoleon so böse? fragte das Mädchen naiv, das sich ebensowenig um Politik kümmerte wie ein Diplomat um ein Strickzeug.

Wenn Du die Zeitungen lesen würdest, dann brauchtest Du so nicht zu fragen, aber ich rathe Dir doch, mein Kind, Dich mit der Geschichte unserer Zeit mehr vertraut zu

machen — der Michael bringt alle Tage die Zeitung, aber freilich, die ist für Dich zu langweilig, zu trocken, ich will Dir, wenn ich morgen nach der Stadt gehe, Bücher kaufen, in denen das Alles gründlicher und besser dargestellt ist — die Zeitungen sind auch oft nicht immer glaubwürdig — über den Napoleon freilich stimmen sie alle überein — o der hat sehr böse Dinge vollbracht.

Du hast im December davon erzählt.

Nicht wahr, Du erinnerst Dich wohl, wie ich Dir aus der Zeitung vom achten December vorlas, wie am vierten in Paris so viel Blut geflossen ist — da hat der Mann förmlich gemordet, um seinen Staatsstreich durchzusetzen, und diesem Manne dient der junge Baron, glaubst Du, er wird nicht auch unter den Soldaten gewesen sein, die auf die schuldlosen Zuschauer geschossen haben?

Das kann schon sein, sagte Marie mit leiser Stimme.

O das ist gewiß — er hat ohne Zweifel das Militair gegen die vorübergehenden Einwohner der Stadt geführt, wie jeder andere Officier es gethan.

Das war aber seine traurige Pflicht — meinte Marie.

Mein Kind, das verstehst Du nicht, die Officiere und die Soldaten haben ihre wahre Pflicht verletzt und sie dem Machthaber verkauft, der sie zu seinen Henkern gemacht hat, und es ist eine Schmach für die französische Armee, die sonst so brav ist — ja die Geschichte wird diesen Schimpf, welchen die jetzt dienenden Soldaten über das dortige Heer gebracht, streng rächen und mit Recht — nein, ein braves Herz muß sich in dem Gedanken an jene Metzelei vom vierten December mit Schauder erfüllen — und der junge Herr hat dabei geholfen — dieser Staatsstreich hat viele Thränen erpreßt und es werden noch viele Thränen fließen.

Es ist wahr, man hat gewaltige Grausamkeiten verübt, ich erinnere mich, daß ich weinen mußte, als Du mir die Schilderung der Kampfscenen auf den Boulevard's vorlasest.

Nicht wahr, es war entsetzlich?

Schrecklich — ich mußte lange, lange weinen, namentlich rührte mich das Schicksal zweier Herren, die zwei Schwestern geheirathet hatten und dies, als sie auf dem Boulevard überfallen wurden, einem der Officiere mitgetheilt, indem sie diesen um Schutz anflehten, den er ihnen aber verweigerte.

Er ließ sie dennoch niederschießen — wars nicht so?

Leider war es so, versetzte das Mädchen mit einer Thräne im Auge.

Und nun kannst Du's wissen, daß dieser Officier nicht der Baron gewesen war?

Unmöglich.

Unmöglich?—könntest Du darauf schwören?

Das eben nicht, der junge Herr müßte ein Scheusal sein, wenn, wiederholte der Vater, ich ihn einer solchen Handlungsweise für fähig halten sollte.

Höre mein Kind, der junge Herr hat Anlage zu Grausamkeiten, ich habe es schon als Kind an ihm wahrgenommen.

Und was that er da?

Es war Kartoffelerndte — die Leute hatten auf dem Felde gearbeitet und Feuer angezündet, in welchem sie das Kartoffelkraut verbrannten und zugleich die neuen Kartoffeln gar rösteten. Der junge Herr war gerade in solchem Augenblick herangekommen, ich stand beim Feuer und aß soeben eine frisch gebratene Kartoffel, als er mit einem Kaninchen bei den Ohren zu mir trat. Das Thierchen zappelte, und der Knabe hatte seine Freude d'ran. Wie müßte das Ding nicht zappeln, wenn ich es so in das Feuer werfen wollte, redete er mich an; soll ich einmal versuchen, Vater Hoffmann? Nicht doch, rief ich entrüstet, wer in der Jugend Thiere martert, mordet im Alter Menschen, thu es nicht. Aber ich will es doch thun, Vater Hoffmann, Sie haben mir nichts zu befehlen, ich bin Baron, und muß meinen Willen haben, es macht mir Spaß, das Kaninchen im Feuer zappeln zu sehen. Noch ehe ich im Stande war, seinen Arm fest zu halten oder die Flammen zu verlöschen, lag das unglückliche Thier bereits in den Flammen und lächelnd voll grausamer Schadenfreude sah der Bube dem gräßlichen Schauspiel zu, von welchem sich aller Antlitz mit Entsetzen abwandte.

O, o wie entsetzlich! rief Marie empört.

Ich erzähle Dir dies nur, um zu beweisen, wie grausam der junge Herr schon als Knabe gewesen war, und ein altes Sprüchwort sagt: „Früh krümmt sich, was ein Hälchen werden will" — nein, ich mag mit dem Herrn Baron nichts zu schaffen haben — eben so wenig sind mir seine Briefe willkommen, da hörte ich viel lieber von dem armen Franz, der mir erst vier Briefe geschrieben hat, so lange er fort ist.

Wie mag's ihm wohl gehen? — nahm Marie nach kurzer Pause das Wort.

Wer kann's wissen?

Ich sah heute Frau Löscher vorübergehen,

sie grüßte so freundlich und sah recht zufrieden aus.

Die gute, brave Frau, Gott mag sie vor böser Nachricht behüten, versetzte Vater Hoffmann in etwas bedenklicher Weise.

Glaubst Du, der Franz wäre im Stande, ihr Kummer zu bereiten?

Gewiß niemals — aber könnte ihm nicht selbst ein Unheil widerfahren sein — die Mutter ist schon lange ohne Nachricht von ihm, als sie mir dies neulich klagte, habe ich sie zwar getröstet, aber offen gestanden, kommt's mir nicht gehener vor.

Er wird doch nicht verunglückt sein?

Paris ist weit von hier — er dort unbekannt, wenn er gefallen, so scharrte man den Leichnam ein, wie alle jene Unglücklichen, die das Schwert des Staatsstreichs traf — das Loos dieser aber ist beneidenswerth im Vergleiche zu jenen Unglücklichen, welchen das Schicksal der Deportation zu Theil geworden ist, und der Herr Prinz-Präsident hat sicherlich damit nicht gegeizt.

Gott — wenn dem Franz ein solches Unheil widerfahren wäre?

O davor wird ihn der Himmel beschützt haben, und die arme Mutter, sie würde ein solches Unglück tödten.

Von einem Menschen habe ich die Gewißheit, daß er gesund und munter ist, nahm Marie jetzt das Wort, er ist auch in Paris, und es soll ihm vortrefflich gehen.

Von wem sprichst Du denn, Marie?

Nun von dem Veit, dem Manne der Hanna —

Wie konnte Dir von diesem Nachricht zugehen?

Die Hanne, die doch nun ganz frisch und gesund ist und in der Stadt verschiedene Aufwartestellen angenommen, war neulich behufs der Reinigung im Kursaal beschäftigt; dort hörte sie, daß mehrere Herren aus Paris anwesend wären, diese fragt sie nach ihrem Manne, und in der That war einer derselben auch im Stande gewesen, ihr Auskunft zu geben, nach dieser soll Veit herrschaftlicher Diener sein, einmal soll er auch als geheimer Agent eines Bonapartisten agitirt haben.

Dieser liederliche Dummkopf?

So sagte mir Hanne, welche vor wenigen Tagen hier gewesen.

Natürlich hat er an diese nicht gedacht —

Nein, sie hat bis zu dieser Stunde keine Nachricht von ihm — weinte sehr und klagte, daß es ihm so wohl ergehe, während sie sich vom Morgen bis in die späteste Nacht hinein mit den schwersten Arbeiten quälen muß.

Sei ruhig, mein Kind, was hängen soll, ertrinkt nicht, trotz alledem wird der Veit schwerlich ein gutes Ende nehmen.

In diesem Augenblicke pochte es leise an die Thür — bald trat Frau Löscher ein.

Aber welche Veränderung war seit wenigen Stunden mit dieser Frau vorgegangen?

Ihre Gestalt, sonst gerade, war gebeugt, ihr Antlitz bleich, verstört und von Thränen benetzt, ihr Schritt wankend.

Vater und Tochter eilten der alten Frau bestürzt entgegen und veranlaßten sie auf einem Stuhle Platz zu nehmen.

Was ist denn vorgefallen, Frau Löscher? riefen beide wie aus einem Munde.

Ach Gott — kaum kann ich sprechen — mir ist die Kehle wie zugeschnürt.

Fassen Sie sich, Frau Löscher, ruhen Sie sich erst und dann sagen Sie uns Alles, nahm Vater Hoffmann das Wort, indem er die kalte Hand der alten Frau nahm; Sie wissen ja, daß Sie hier theilnahmsvolle Freunde finden.

O mir ist ein großes Unglück passirt.

Was hat sich denn ereignet?

Ach mein armer Junge, mein Franz.

Ist er krank? riefen Vater Hoffmann und Marie dazwischen.

Der Franz lebt, versetzte die Gefragte mit heiserer Stimme, aber wie, großer Gott, es ist fürchterlich.

Ist er etwa gefangen?

Er ist deportirt — der Michael ist bei mir gewesen und hat mir Alles mitgetheilt, was die französische Polizei dem Amtsherrn gemeldet hat.

Vater Hoffmann ließ sein Haupt über die Brust sinken, das Wort „deportirt" schien alle Nerven seines Körpers losgelöst zu haben.

Marie hatte die Hand der alten Frau fest umschlungen und streichelte ihre Wangen, indem sie tröstliche Worte flüsterte.

Also der Franz ist deportirt? nahm Vater Hoffmann das Wort, indem er das herrschende Schweigen unterbrach.

Nach Cayenne — gab die alte Frau schluchzend zur Antwort.

Marie stieß einen Schmerzensschrei aus und weinte heiße Thränen.

Ach, Frau Löscher, ja, jetzt kann ich Ihr Unglück begreifen, Ihren Schmerz erfassen, leider aber habe ich für Sie nichts als meine Thränen, Worte vermögen Sie nicht zu trösten, so sehen Sie wenigstens jene als Zeugen meines tiefsten aufrichtigsten Mitgefühls an.

Arme, arme Mutter, seufzte Vater Hoff-

mann, aber wissen Sie denn nichts Näheres über das Unglück?

Nichts weiter, als mir der Michael gesagt — ach es ist um den armen Franz geschehen, was wird man nun im Dorfe sagen?

Die Meisten werden Ihr Schicksal beklagen.

Aber Viele werden mit Triumph und Schadenfreude, auf mich blicken, denn sie gönnten mir den Jungen nicht.

Nur ein Erzböswicht könnte über ein solches Unglück triumphiren.

Ich habe nun einen Entschluß gefaßt, und den will ich ausführen.

Was wollen Sie thun, arme Frau, sprechen Sie, Alles, was in meinen Kräften steht, soll Ihnen zu Diensten sein, Rath, That, Geld und Person, ach Gott, das jammert mich so sehr, liebte ich doch fast den Jungen wie mein eignes Kind.

Ich will etwas zur Rettung meines lieben Sohnes thun!

Sie, Frau Löscher?

Ja — ich — seine Mutter, versetzte die Angeredete, und ihr von Thränen umschleierter Blick begann sich zu beleben.

Was wollen Sie thun? fragte Vater Hoffmann und Marie.

Zunächst nach Paris begeben.

Und dort?

Mich bei Frau Roulé, wo Franz gewohnt, nach den näheren Umständen erkundigen, sie wird etwas wissen müssen, mir jedenfalls von seiner Unschuld Beweise geben können.

Ich bin überzeugt, daß Franz schuldlos ist, sagte Marie mit thränenvollen Blicken.

Er ist schuldlos, wie Alle Gemordeten und Deportirten fiel Vater Hoffmann ein, aber was wollten Sie weiter thun?

Mich zu den Füßen des Präsidenten werfen und ihn um Gnade bitten für meinen unglücklichen Sohn.

Sie wollten sich jenem Despoten zu Füßen werfen? rief Vater Hoffmann mit zürnender Stimme, wenn es Ihnen selbst gelänge ihn zu sprechen, glauben Sie, daß der Mann des zweiten und vierten December sich von den Thränen einer Mutter rühren ließe?

Die Thränen einer Mutter vermögen viel, ich glaube, sie müßten ein Herz von Felsen erweichen.

Und wie wollen Sie bis zu diesem Präsidenten gelangen?

Ich wende mich zunächst an unsere gnädige Frau, ihr Sohn ist Officier, sie haben vornehme Bekanntschaften, und so würde es mir durch sie möglich werden, bis zum Präsidenten zu gelangen.

Vater Hoffmann, der Frau Löscher mit außerordentlicher Theilnahme und Aufmerksamkeit zugehört hatte, schien jetzt von dem Einfall überrascht zu werden.

Hastig griff er nach dem Briefe von vorhin und rief dann mit lebhafter Geberde:

Ihr Plan ist nicht ganz schlecht, gute Frau Löscher, das heißt, wenn Sie sich auf die Verwendung der Herrschaft berufen, deshalb aber brauchen Sie keine Reise zu unternehmen, die Geldkosten können Sie sparen — eben so wenig aber wäre es von Nutzen, wenn sie sich an die Herrschaft wenden, das mögen Sie mir überlassen, ich will an den jungen Baron schreiben, dessen Adresse ich in diesem Briefe habe, und ich bin überzeugt, das würde von größerem Erfolge sein — der Baron scheint gewisse freundschaftliche Gesinnungen für mich zu hegen, und ich darf seine Bereitwilligkeit erwarten — überlassen Sie also mir Alles — und wir werden dann sehen.

Am Morgen des nächsten Tages hatte sich die Nachricht durch das Dorf verbreitet, daß der junge Herr von Paris angekommen sei, jedoch nicht im Schlosse, sondern in einem Hotel in Baden seinen Aufenthalt genommen habe.

Freudig eilte Frau Löscher zu Vater Hoffmann, ihm diese Kunde mitzutheilen.

Anfangs schüttelte er zweifelnd sein Haupt und schien dem Gerüchte wenig Glauben zu schenken.

Marie erröthete und mochte nicht so recht an die Ankunft des jungen Herrn glauben, denn das arme Mädchen war naiv genug zu denken, daß er solches Ereigniß ihrem Vater wohl zuerst angezeigt hätte, umsomehr da dieser erst gestern einen Brief von ihm erhalten hatte — oder wollte er sie vielleicht überraschen?

Es wäre ein seltener Zufall, sagte Vater Hoffmann, indessen bei Gott ist kein Ding unmöglich — waren Sie schon auf dem Schlosse? wendete er sich an Frau Löscher.

Gewiß, aber dort ist Alles verschlossen.

Und der Verwalter?

Hat sich heute vor Tagesanbruch nach der Stadt begeben.

So werde ich augenblicklich nach der Stadt fahren, Du Marie, wirst mich begleiten.

Vater Hoffmann hatte anspannen lassen, und eine Viertelstunde später saß er auf dem Wagen, gedankenvoll bald rechts, bald links über die Landschaft schauend — neben ihm Marie mit pochendem Herzen.

Gleich nach ihrer Ankunft in Baden erfuhren ſie in einem der erſten Hotels, wo ſie den Baron nur vermuthen konnten, daß dieſer in der That am Nachmittage des verfloſſenen Tages angekommen ſei, aber ſich nur bis heute Abend hier aufhalten würde und das ſtrengſte Verbot erlaſſen habe, Niemanden, wer es auch ſei, vorzulaſſen.

Das habe ich mir beinahe gedacht, ſagte Vater Hoffmann unmuthig, aber ſprechen muß ich ihn doch und ſollte ich bis zum Abend hier ſtehen.

In demſelben Augenblicke kam der Verwalten die fein drappirte Treppe, die zu den Zimmern der Belle-Etage führt, herunter.

Grüß Sie Gott, Herr Büttner, redete dieſen Vater Hoffmann freudig an, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte — na, wir haben Beſuch bekommen?

So eigentlich nicht.

Der Herr Baron iſt doch da?

Allerdings, aber nur für ſich allein, das heißt, er will von Niemandem geſtört ſein.

Aber Sie kommen doch von ihm?

Hat mir Mühe genug gemacht, zu ihm zu kommen, und wären meine Angelegenheiten nicht zu dringend, ſo hätte er mich gewiß nicht vorgelaſſen.

Ich habe Grund zu glauben, daß er ſich von mir wird ſprechen laſſen.

Und wären Sie der Herzog ſelber, Sie kämen nicht vor — übrigens reiſt er ſchon am heutigen Nachmittag wieder ab, denn er hat keinen Urlaub in Paris erhalten.

Das iſt eine ſehr geheimnißvolle Geſchichte.

Gewiß iſt es das, wir aber können uns deshalb nicht den Kopf zerbrechen, Vater Hoffmann, und wenn Ihre Angelegenheit ſehr dringend iſt und Sie ihn ſprechen müſſen, dann kenne ich nur einen Platz, wo Sie ihn ſicher antreffen.

Und dieſer wäre?

An der Spielbank — flüſterte der Verwalter geheimnißvoll.

Wie — Sie meinen?

Ganz gewiß, ich bin ſogar überzeugt, daß ihn dieſe nur hierher geführt — ſagte Jener ebenſo geheimnißvoll.

Ich habe gemeint, der junge Herr hat das Spiel ganz bei Seite gelegt —

Können Sie der Katze das Mauſen abgewöhnen? meinte der biedere Verwalter lächelnd; mein lieber Vater Hoffmann — der Baron gleicht in dieſer Beziehung der Katze, das Spiel — der Maus — na 's geht uns nix an — und Gott befohlen.

Noch eins, ſagte Vater Hoffmann, als er bemerkte, daß ſich der Verwalter entfernen wollte, iſt er allein oder reiſt die Baronin mit ihm?

Die Baronin iſt nicht da, aber eine Dame hat ihn begleitet, eine Franzöſin, ich weiß es genau — eine junge kokette Frau, und es ſcheint hier eine Art Entführung ſtattgefunden zu haben.

Vater Hoffmann ſchlug die Hände über einander — das war für ihn eine unerhörte Geſchichte: er blickte ſich nach ſeiner Tochter um — das junge, unverdorbene Mädchen durfte ſo etwas gar nicht hören.

Und ſie hatte es nicht gehört — Vater Hoffmann athmete erleichtert auf, als er ſeine Tochter draußen vor der Thür auf- und abpromeniren ſah, während er das Geſpräch mit dem Verwalter geführt hatte.

Kaum hatte ſich Letzterer entfernt, als ein gebückter, alter Mann mit ſehr gebogener Naſe und grauem Barte, von mittlerer Größe, höflich grüßend an ihn herantrat.

Sollte der Leſer dieſes Mannes ſich nicht mehr erinnern ſo ſagen wir ihm, daß es jener Samuel Nathan iſt, deſſen Bekanntſchaft wir bei Guido an jenem Abend vor der Präſidentenwahl in Paris gemacht haben.

Wir werden ſogleich hören, was uns die Ehre verſchafft ihn vor uns zu ſehen.

Sie verzeihen, mein Herr, nahm Samuel Nathan in ſchlechtem Deutſch das Wort, ich habe ſoeben gehört, daß Sie nach dem Herrn Baron von Rautenberg gefragt haben?

Das habe ich gethan — was aber geht das Sie an?

Verzeihen der Herr, ich wollte nur hören, ob Sie vielleicht eine Forderung an den jungen Baron haben?

Das nicht, verſetzte Vater Hoffmann ein wenig überraſcht, aber ich intereſſire mich für den Baron, wenn ich nun eine Forderung an ihn hätte?

Dann wäre es ſehr ſchlimm, denn die Geldverhältniſſe des Barons ſind nicht in glänzenden Umſtänden.

Oho — er wird bald mündig ſein und dann erbt er ein bedeutendes Vermögen.

Was kommt's zur Sache? — das Vermögen iſt ſehr klein geworden, und er hat ſo viele Schulden, daß er nicht weiß, was er ſoll anfangen.

Vater Hoffmann war wie verſteinert.

So haben Sie wohl eine Forderung?

Leider.

Wie hoch denn?

Heute habe ich nur zwanzigtauſend Frcs. zu fordern, ich habe ſogar das Wechſelchen bei mir — wollen Sie etwas kaufen? —

Vielleicht machen wir bei dieser Gelegenheit ein Geschäft.

Mein lieber Mann, ich mache solche Geschäfte nicht, bin auch nicht reich genug, hätte sowieso nicht Lust dazu — ist denn der Wechsel heute fällig.

Am heutigen Tage, mein Herr.

Wo wurde denn das Geschäft abgeschlossen?

In Paris, wo ich auch wohne, aber ich habe von einem sehr guten, lieben Freunde, er ist auch ein reicher und braver Mann, die Nachricht erhalten, daß der Herr Baron einige Tage verreisen wird, um sich hierher zu begeben, ja der hat mir sogar den Augenblick angegeben, wenn der junge Herr Paris verläßt — natürlich habe ich mich in der nämlichen Stunde auf die Eisenbahn gesetzt, blos mit dem Unterschiede, daß ich gesessen habe auf der dritten Klasse und der junge Herr auf der ersten, aber was kommt's zur Sache? — ich bin darum hier auch keine Minute später angekommen wie er — hier bin ich sehr hinterher gewesen, und Sie sehen, ich habe ihn aufgefunden und kann ihm nun das Wechselchen präsentiren.

Der Mann, der Ihnen die Abreise des Barons angezeigt hat, muß wohl auf's Beste von den Verhältnissen des Barons unterrichtet sein.

Das ist er auch, ich glaube, sie halten Freundschaft mit einander.

Wie, der Mann soll ein Freund des Barons sein und verräth diesem hinterher einem seiner Gläubiger?

Na — was kommt's zur Sache — der Herr ist auch ein Freund von mir.

Haben Sie denn schon den Wechsel dem Acceptanten präsentirt?

Nein, denn man hat mich nicht vorgelassen, der Herr Baron will nicht gestört sein, aber ich gehe nicht eher von dieser Stelle, bis ich ihn gesehen habe, und hilft es hier nicht, denn gehe ich ihm auf Schritt und Tritt nach, übrigens weiß ich auch schon, wohin sein erster Gang ihn führen wird.

Nun wohin denn?

In den Kursaal — an den Spieltisch.

Was aber machen Sie, wenn er nicht bezahlt?

Er muß bezahlen — ich habe schon für Alles gesorgt.

Sie werden dem Baron doch keine Unannehmlichkeiten machen? fragte Vater Hoffmann, ob dieser Energie des Orientalen nicht wenig überrascht.

Was kommt's zur Sache — ich brauche mein Geld, und wenn ich nicht bezahle, macht man mir auch Unannehmlichkeiten.

An der Spielbank.

Als wir vor drei Monaten, Guido am Abend des fünften Decembers wüthend das Zimmer seiner Mutter verlassen sahen, weil diese ihm das verlangte Darlehn verweigerte, wußte er vor Aerger kaum, was er beginnen sollte.

Wie ein Wahnsinniger durchschritt er sein Gemach, er sann auf Hülfe, allein es zeigte sich ihm kein anderer Ausweg, als — Samuel Nathan.

Schon am Morgen nach der sehr schlaflosen Nacht ließ er den Juden zu sich rufen.

Ich habe vor wenigen Tagen von Ihnen zwanzigtausend Francs verlangt redete er diesen an.

Und ich habe dem gnädigen Herrn Baron gesagt, daß ich nicht im Stande bin, Ihren Wunsch vor dem fünfzehnten December zu befriedigen.

Ich kann unmöglich so lange warten, ich muß die verlangte Summe noch heute, ja in der nächsten Stunde haben.

Aber, gnädiger Herr Baron, ich habe wirklich kein Geld, ich würde es Ihnen recht gern geben, sind Sie mir doch sicher genug.

So schaffen Sie sich Geld.

Das ist schwer, in den jetzigen Tagen giebt jeder Geldmann nur gegen gewaltige Zinsen Geld.

Es ist mir sehr gleichgiltig, ich brauche die genannte Summe, um der Dame meines Herzens ein Geschenk zu machen.

Was kommt's zur Sache — die Dame wird acht Tage warten.

Was kümmert Sie meine Angelegenheit, darüber habe ich nur zu bestimmen! rief Guido, Sie schaffen Geld oder ich schieße Sie nieder.

In der That griff Guido nach einem auf dem Tische liegenden Pistol, jedoch wohl nur um den Juden zu ängstigen, denn die Schußwaffe war nicht geladen.

Gewalt, Sie werden mich, Ihren Wohlthäter, doch nicht ermorden wollen? — rief Samuel Nathan eingeschüchtert.

So schaffen Sie zwanzigtausend Francs!

Gut denn, ich will mich bemühen, aber nur unter zwei Bedingungen.

Alle Bedingungen sind mir gleichgiltig, versetzte Guido, dennoch muß ich wissen, um was es sich handelt.

Zunächst bedinge ich mir, daß Sie das Geld, was ich anschaffen muß, nicht als Abschlagssumme auf Ihr Vermögen betrachten sondern dies in baarem, klingendem Courant drei Monat nach Empfang, hier und an jedem andern Orte zurückzahlen.

Zugestanden — was noch?

Sie schreiben einundzwanzigtausend Frs. und erhalten nur zwanzigtausend, das Mehrverlangte dürfen wir dreist auf die gewaltigen Zinsen rechnen, die ich selbst werde geben müssen, und etwas möchte ich doch auch an dem jungen, gnädigen Herrn verdienen.

Auch dies ist gewährt.

Gut, Sie sollen das Geld heute haben.

Eine Stunde später zählte der Jude Guido die verlangte Summe auf den Tisch, und dieser strich die Goldstücke, die Banknoten wie das Silber, worin sie ausgezahlt wurde, mit freudig leuchtenden Blicken ein.

Nun das Wechselchen, Herr Baron.

Sogleich, sagte Guido und setzte sich, um das vom Juden überreichte Wechselchen auszufüllen und zu acceptiren, welches Datum heute?

Heute haben wir den sechsten December, aber ich werde Ihnen vier Tage zugeben, schreiben Sie also den Zurückzahlungstermin auf den zehnten März 1852.

Ich danke für Ihre Großmuth, Samuel Nathan, sagte Guido lächelnd und übergab dem Angeredeten den Wechsel.

Nun noch eines, gnädiger Herr Baron!

Was giebt's denn noch?

Ich verlange noch einen Ehrenschein.

Auch den sollen Sie haben, aber dann machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen sich nicht eher wiedersehen, bis ich nach Ihnen schicke oder bis der Zahlungstermin abgelaufen ist.

Wir haben bereits erfahren, daß Samuel Nathan von der Abreise Guido's Kunde erhalten hatte und können dem Leser aus guter Quelle die Versicherung geben, daß der Berichterstatter derselben kein Anderer gewesen war, als — Herr Frech.

Wir müssen nun noch dem Leser mittheilen, daß es Guido währenddessen gelungen war, das Herz einer liebenswürdigen, jungen Pariserin, der Gattin eines älteren Edelmannes zu gewinnen.

Nach vielfältigen Zusammenkünften war das Verhältniß bereits soweit gediehen, die Liebe der jungen Frau in dem Grade gesteigert, daß sie darin willigte, den jungen Capitain auf der Reise nach Baden zu begleiten, was sie um so leichter ausführen konnte, da ihr Gatte sich zur Zeit in Toulon befand wo er noch mindestens bis Mitte April verweilen mußte.

Der Zahlungstermin naht heran, Guido sah sich in der drückendsten Verlegenheit — seine Mutter half nicht, war wohl auch ausser Stande, dies zu thun — kurz in Paris giebt es keine Geldquelle für Guido.

Es darf uns die Gewissenhaftigkeit unseres Barons in diesem Falle nicht so befremden, da er Samuel Nathan noch einen besonderen Ehrenschein hatte ausstellen müssen, in welchem er sich verpflichtete, den Wechsel zur Wechselzeit pünktlich einzulösen — ohne eine solche Erklärung, hätte sich Guido durchaus nicht die geringste Sorge gemacht und sich wie stets, auf seine Mutter verlassen, die aber leider jetzt in Geldangelegenheiten zwischen sich und ihren Sohn eine weite Grenze gezogen hatte.

Als er so verzweifelt sich eines Abends im Club befand, gab ihm Herr Frech, der ja die Ursache dieser Verstimmung kannte, den Rath, doch einmal in seiner deutschen Heimath im Kursaal von Baden das Glück aufzusuchen.

Dieser Rath brachte eine freudige Veränderung auf Guido hervor und schon — zwei Tage später verließ er, ohne officiellen Urlaub erhalten zu haben, in Begleitung der schon erwähnten Dame — Paris.

Wir finden ihn nun am Morgen des zehnten März in jenem Hotel zu Baden.

Kaum hatte er sich von seinem Lager erhoben, als ihm der Zimmerkellner einen „jüdischen Mann" mit Namen Samuel Nathan meldete.

Bleich vor Zorn, entrüstet über die heimtückische Verfolgung des Juden, gab er den energischen Befehl, Niemand vorzulassen, wer es auch sei.

Wir haben währenddessen erfahren, daß Guido nur mit seinem Verwalter eine Ausnahme gemacht hatte.

Gegen elf Uhr fuhr eine Equipage vor — ein Cavalier in eleganter Toilette, eine Dame am Arme führend, war soeben im Begriff, einzusteigen, als sich ihm ein fremder Mann in den Weg stürzte.

Verzeihen Sie, gnädiger Herr Baron, ich bin's, Ihr Freund, Samuel Nathan.

Jetzt in diesem Augenblick? — was wollen Sie? fragte der Angeredete verwildert und zornig zugleich.

Mein Gott — ist doch heute der zehnte März, ich habe Ihren Wechsel und auch den Ehrenschein in der Tasche.

Beides soll eingelöst werden — flüsterte Guido zähneknirschend.

Ohne den zudringlichen Mahner noch eines Blickes zu würdigen, stieg er in den Wagen, in welchem die junge Frau bereits Platz genommen hatte, und man fuhr eilig davon.

Guido fuhr und wir folgen ihm in jene Halle, wo der Dämon des Spieles und des Goldes sein fürchterliches Reich aufgeschlagen hat.

Die Leidenschaft des Lasters dem man den Namen „Spiel“ gönnt, der Spießgeselle jenes düstern Dämons der Habgier hat sich so manches Leichtsinnigen bemächtigt, ihn zu Trug und Fälschung verleitet und ihn, wenn er ihm in seine Hölle gefolgt war, zum Danke dafür zum Ehrlosen, zum Bettler gemacht, der nur die Wahl hatte, zwischen Bettelstab und Kerker oder — Tod.

Natürlich wählten viele solcher Unglücklichen den Letzteren — er schützte vor fernerem Elend, und so sanken sie dann, von eigner Hand gefallen, in das Grab, welches ihnen der Dämon des Spiels gegraben.

Viele aber gewannen auch, was Jene verloren und bahnten sich dann lachend den Weg über Thränen und Blut zu manchem Schatze, der aber in den meisten Fällen trügerisch war wie jener Dämon, der sich damit bereicherte. — „Wie gewonnen, so zerronnen!“

Nur um desto sicherer in seine Netze zu verstricken, läßt der Teufel des Spiels seine Götzen gewinnen, ist er doch überzeugt, daß er Alles mit reichlichen Zinsen wieder zurückerhält.

Wir begeben uns zuerst in den Saal, in welchen wir gelangen, nachdem wir einige Vorgemächer durchschritten haben.

Wir sehen auch sofort jenen verhängnißvollen Tisch vor uns, an welchem über das Wohl und Wehe so Manches entschieden wird.

Trotzdem wir eine zahlreiche Spielgesellschaft um den Tisch geschaart sehen, herrscht doch ein unheimliches Schweigen — Alles lauscht, Alles ist gespannt und blickt erwartungsvoll auf den Bankier, welcher mit eiserner Ruhe die Karten mischt und diese dann rechts und links aufwirft, um so dem Spieler Gewinn oder Verlust zu bringen.

Wir gewahren meistens vornehmes Publicum, fast jedes Antlitz, jede Bewegung, so wie die Toilette verrathen die Elite der Aristokratie oder doch mindestens den Mann des Geldes, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß es ihm auf den Verlust einiger hundert Goldstücke durchaus nicht ankommt.

Freilich zeigen sich auch Personen, bei welchen man erkennt, daß sie minder begütert und nur hierher gekommen sind, um diesen Saal mit Gold beladen wieder zu verlassen.

Man gewahrt übrigens unter dieser bunten und zahlreichen Gruppe die seltsamsten Erscheinungen, in den buntesten, vielfältigsten Toiletten, in Civilkleidern und Uniformen; Engländer, Franzosen, Italiener, Russen kurz alle Nationalitäten, aller Herren Länder sind hier vertreten.

Vor Allem wollen wir uns indessen mit den Persönlichkeiten befassen, die uns zumeist interessiren.

An der Ecke des Tisches, in der Nähe des Bankiers, hat ein junger Cavalier Platz genommen, er trägt einen schwarzen Frack und Beinkleider von gleicher Farbe — und man erkennt in ihm wohl den Officier, der in Civil gekleidet ist.

Die eine Hand ruht auf dem Tische, die andere hält ein Taschentuch, mit welchem er oft den Schweiß auf seinem Antlitz trocknet, den die Angst, die krampfhafte Spannung, in welcher er sich befindet hervorlockt.

Seine Blicke sind fast starr auf den Bankier gerichtet und auf den sich vor diesem erhebenden Goldthurm, welcher entweder anwächst oder auch zusammenschmilzt, je nachdem gewonnen oder verloren wird.

In diesem Herrn erkennen wir Guido von Rautenberg.

In kurzer Entfernung von ihm an der äußeren Seite des Tisches und dem Bankier unmittelbar gegenüber sitzt eine junge Dame, deren Blicke bald dem Letzteren, bald auf Guido zugewendet sind; sie spielt ebenfalls und ist jene leichtsinnige Französin, welche in Begleitung des jungen Barons eine Vergnügungsreise nach — Baden gemacht hat!

Dicht hinter Guido hat sich ein Mensch mit kahlem Kopf und gebogener Nase postirt, er hält einen Hut im linken Arm und ein Blatt in der rechten Hand — dieser Mann ist Samuel Nathan, das Blatt — der betreffende Wechsel — er will den geeigneten Augenblick abwarten, in welchem er mit seiner Forderung hervortreten kann, das heißt wenn die Goldstücke vor Guido diejenige Zahl erreicht haben, die ihm genügend erscheint, die Schuld zu tilgen.

Hinter diesem und fast ganz an der Thür steht ein hochgewachsener Mann mit niedrigem Hute auf dem Kopfe, langem Rock angethan und einem Stock in der Hand, welcher auf den ersten Blick den Landmann erkennen läßt.

Er hat außerordentlich langes Haar, welches zu beiden Seiten seines Gesichtes schlicht herabhängt, es freut uns, in diesem Manne mit dem ehrenwürdigen Aeußeren

dem Leſer unſern guten Vater Hoffmann vorzuſtellen.

Neben ihm im Hut und Mantel ſteht Marie — ſie wendet ihr ſchönes Geſicht von dem Schauſpiel — ſie hat Guido geſehen, den leidenſchaftlichen Spieler bemerkt, die Dame in ſeiner Nähe, und ein Schauder des Abſcheus durchrieſelt ihre Glieder.

Vater Hoffmann hatte gehofft, Guido hier ſprechen zu können, allein er ſah wohl ein, daß dieſe Hoffnung vergebens geweſen war — auch wandelte ihn in dieſer ihm unheimlichen Atmoſphäre ein Gefühl des Unwillens und der Entrüſtung an.

Komm, mein Kind — ſagte er zu ſeiner Tochter, nachdem er eine lange Zeit ſo dageſtanden hatte, Du wirſt wohl erkennen, daß wir hier überflüſſige Zuſchauer ſind.

Ich gehe gern mit Dir, mein Vater, hier iſt nicht der Ort wo wir uns wohl fühlen können.

Und Beide verließen den Saal.

O wie ſchön iſt es hier unter Gottes freiem Himmel, ſagte Vater Hoffmann, als ſie ſich auf der Promenade vor dem Kurhauſe befanden und die warmen Sonnenſtrahlen des ſüddeutſchen Lenzes gleichſam in ſich auffogen.

Auch ich athme leichter und froher hier draußen als da drinnen in jenem dumpfen Saal, hier wohnt die Freiheit der Seele, da drinnen die Knechtſchaft des Goldes.

Haſt Du ihn geſehen? fragte Vater Hoffmann, als ſie ihren Wagen beſtiegen hatten und auf dem Wege nach dem friedlichen Dörfchen waren.

O ich ſah ihn und wünſche — ihm niemals wieder zu begegnen.

Dieſes Wort höre ich gern aus Deinem Munde, meine Tochter, ſein Weg führt zum Abgrund, und es wäre ein großes Unglück für uns, wenn Du ihm da begegneteſt —

Ach, die arme Mutter.

Du ſprichſt von Frau Löſcher? — Natürlich, mein Kind, die gute Frau hofft, daß wir ihr einen günſtigen Beſcheid bringen, und was können wir ihr ſagen?

Daß wir auf den jungen Herren in keiner Weiſe zu rechnen haben.

Ganz recht, mein Kind, ich bin derſelben Anſicht.

Ein Menſch, wie er, kennt keine Humanität — er würde weit davon entfernt ſein, ſich für den armen Franz zu intereſſiren, und ich kann Dein Verhalten, ihn nicht darum angegangen zu ſein, nur billigen, dieſer Mann kennt nur ſich und Alles, was ihn berührt, andere Menſchen, wenigſtens ſolche die ſeine Theilnahme beanſpruchen, ſind nicht für ihn vorhanden; ich glaube auch nicht den Freundſchaftsverſicherungen ſeiner Briefe, die nur das Blatt enthält, aber mit ſeinem Herzen nichts zu ſchaffen haben.

Ganz aus meiner Seele geſprochen, mein Kind, rief Vater Hoffmann lebhaft, Mariens Hand in die ſeine preſſend, o ich ſehe ſchon, Du biſt würdig, meine Tochter zu heißen, meine Grundſätze leben auch in Dir fort, und ich könnte mir ſelber zürnen, wenn ich denke, daß ich bis zu dieſem Augenblicke in gewiſſer Beziehung daran zweifelte.

Du konnteſt zweifeln? rief Marie in etwas vorwurfsvollem Tone.

Ich fürchtete nämlich, daß Dein junges Herz nicht unempfindlich gegen die Einflüſterungen des Barons geblieben, daß es bereits vergiftet von dem Hauche ſeiner gleißneriſchen Betheurungen war —

Ich will geſtehen, verſetzte Marie etwas verlegen, daß er einen gewiſſen Eindruck auf mich hervorgebracht, jetzt aber iſt jede Spur eines ſolchen verwiſcht, dieſer Augenblick hat mich eines andern belehrt, und ich danke dem Himmel, daß er mich noch zeitig genug vor dem Abgrund bewahrte, an welchem ich bereits durch meine bloße Neigung zu dem Ungerathenen ſtand —

Brav, mein Kind, brav, rief Vater Hoffmann mit freudeſtrahlenden Blicken, Du durchſchauſt ihn ſchon, bevor Du noch eigentlich die ganze Situation des Barons kennſt —

Weiß ich nicht genug, wenn ich den leidenſchaftlichen Spieler vor mir ſehe, in deſſen verwüſteten Zügen ſich das Laſter mit nie zu verwiſchenden Farben malt? in welchen man die Verzweiflung eines ruinirten Menſchen und die krampfhafte Sucht gewahrt, das Verlorene wieder zu erſetzen durch gleißneriſches Gold, das er Andern abgewinnen will? ſehe ich nicht genug, wenn aus ſeinen erloſchenen Blicken noch einmal eine erſterbende, matte Flamme auf jene Dame zu ſchießen ſtrebt, die unaufhörlich mit ihm kokettirt und mit dem Fächer die heiße Gluth zu dämpfen ſcheint, die ſie in ſeiner Nähe anwandelt? ob es die Gluth der Schaam oder nur die der Erregung iſt, mag ich nicht unterſuchen — endlich bemerkt man hinter ihm einen Menſchen mit einem Schuldbrief in der Hand, der ihn ſtets, ſobald ihm das Glück zu lächeln ſchien, anſtieß, als wollte er ſagen: „jetzt bezahlen Sie;“ in der That, wenn man dieſen furchtbaren Mahner betrachtet, ſo bedarf es keiner großen Phantaſie, um ſich einen Dämon

vorzustellen und das Opfer, dessen Seele er verlangt — o mir wird dieses Bild ewig vor der Seele schweben.

Wir haben aus diesen Aeußerungen den gerechten Abscheu eines einfachen, redlichen und wahrhaft vortrefflichen Gemüths vernommen und werden hören, ob es sich auch so für die Folge verhielt.

Vater Hoffmann und seine Tochter erreichten das friedliche Dörfchen und hatten bald darauf eine lange Unterredung mit der unglücklichen Frau Löscher, was sie dieser mitgetheilt oder was sie beschlossen, werden wir bei einer andern Gelegenheit erfahren, kehren wir für jetzt nach dem Spielsaal zurück.

Es war Abend geworden, hell glänzte das Gold bei dem Lichte, das die Kronenleuchter auf den Spieltisch sandten, düster aber blickte so manches Gesicht, bleich und entstellt, denn so Mancher hatte das letzte Goldstück oder die einsame Silbermünze, die sich in seiner Tasche noch vorgefunden, dem finstern Dämon geopfert, der sich in der Gestalt der Fortuna mit dem Füllhorn des Glückes als weiße Marmorstatue dem Spieltische gegenüber erhob.

Ein Franzose, der neben Guido stand, hatte fünfzigtausend Francs hierhergebracht, er besitzt deren noch zehn.

Herr Capitain, flüsterte er dem Baron zu, den er längst als einen Bekannten begrüßt hatte, Sie spielen glücklicher als ich, geben Sie mir tausend Francs, Sie erhalten sie in Paris zurück — Sie kennen mich.

Ich kann Ihnen nichts borgen — sagte der Angeredete kalt, dem heute in der That das Glück wie selten gelächelt hatte.

Aber Sie haben ja mehr als achtzigtausend gewonnen —

Ich brauche noch mehr.

Und mein Verlust macht Ihren Gewinn zum großen Theil aus.

Wessen Geld ich gewann, ist mir gleichgiltig.

Erbarmen, Herr, ich bin ruinirt.

Um so weniger kann ich Ihnen helfen, Sie hätten nicht spielen sollen.

Haben Sie kein Herz?

Nein, versetzte Guido mit kaltem Lächeln.

Mir bleibt dann keine andere Wahl, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen —

Meinetwegen auch durch das Herz, aber hier steht der Mann, der Ihnen helfen kann, Samuel Nathan, hier giebt es ein Geschäft zu machen, zuvor aber wollen wir unser eigenes in Ordnung bringen.

Es ist auch die höchste Zeit, gnädiger Herr Baron, sagte der Angeredete, es ist bald neun, und ich stehe hier schon seit elf Uhr Vormittags.

Wo ist der Wechsel?

Wo ist das Geld?

Hier fünfundzwanzig Rollen zu je zweihundert Gulden, also mehr noch als Sie zu fordern haben, aber erst den Wechsel.

Mit der einen Hand reichte Samuel Nathan das verlangte Papier, während die andere krampfhaft zitternd die Rollen bedeckte, welcher in ziemlicher Entfernung von dem Spieltisch in einer Fenstervertiefung lagen.

Also abgemacht, sagte Guido, zerriß den Wechsel nebst Ehrenschein und warf die kleinen Papierstücke dem Ueberreicher in's Gesicht.

Was kommt's zur Sache, ich habe mein Geld, sagte dieser scheinbar ruhig, während aber Zornesröthe sein Antlitz überflog und ein unheimlicher Glanz aus seinem Auge leuchtete; nehmen sich aber der gnädige Herr Baron in Acht, daß ich nicht eine Gelegenheit finde, Vergeltung zu üben.

Mit einem Lächeln teuflischen Hohnes kehrte Guido zum Spieltische zurück.

Er war jetzt, wenngleich erschöpft und abgespannt, bei außerordentlich froher Laune und bedauerte es sehr, daß die junge Dame, seine interessante Reisegesellschafterin bereits den Spielsaal verlassen hatte.

So mancher Andere hätte sich mit dem Gewinne Guido's welcher nun noch, nachdem die Schuld getilgt war, nahe an fünfzigtausend Francs betrug, begnügt, dieser aber kannte keine Grenzen, die Flammen der Leidenschaft waren angefacht und wehe — wenn sie losgelassen.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die weiße Statue Fortuna's, welche ihm mit geisterhaftem Lächeln zu winken schien — er trat an den Tisch und begann mit Eifer zu spielen.

Bleich und bebend aber stand der Franzose neben ihm, dessen mit kaltem Schweiß bedeckte Hand so eben das letzte Goldstück — auf's Spiel gesetzt hatte.

Noch ein Schimmer von Hoffnung spricht aus seinem verzerrten Antlitz — die Blicke stieren dorthin, wo der düstere Bankier ununterbrochen mit eisiger Ruhe, seine Umgebung mustert — da endlich ertönt's mit dumpfer Stimme — Sechsunddreißig — verloren.

Das war die Zahl, welche der Unglückliche besetzt hatte und die im Falle des Gewinnens die darauf gesetzte Summe sechsunddreißig Mal vergrößert hätte.

dem Leſer unſern guten Vater Hoffmann vorzuſtellen.

Neben ihm im Hut und Mantel ſteht Marie — ſie wendet ihr ſchönes Geſicht von dem Schauſpiel — ſie hat Guido geſehen, den leidenſchaftlichen Spieler bemerkt, die Dame in ſeiner Nähe, und ein Schauder des Abſcheus durchrieſelt ihre Glieder.

Vater Hoffmann hatte gehofft, Guido hier ſprechen zu können, allein er ſah wohl ein, daß dieſe Hoffnung vergebens geweſen war — auch wandelte ihn in dieſer ihm unheimlichen Atmoſphäre ein Gefühl des Unwillens und der Entrüſtung an.

Komm, mein Kind — ſagte er zu ſeiner Tochter, nachdem er eine lange Zeit ſo dageſtanden hatte, Du wirſt wohl erkennen, daß wir hier überflüſſige Zuſchauer ſind.

Ich gehe gern mit Dir, mein Vater, hier iſt nicht der Ort wo wir uns wohl fühlen können.

Und Beide verließen den Saal.

O wie ſchön iſt es hier unter Gottes freiem Himmel, ſagte Vater Hoffmann, als ſie ſich auf der Promenade vor dem Kurhauſe befanden und die warmen Sonnenſtrahlen des ſüddeutſchen Lenzes gleichſam in ſich auffogen.

Auch ich athme leichter und froher hier draußen als da drinnen in jenem dumpfen Saal, hier wohnt die Freiheit der Seele, da drinnen die Knechtſchaft des Goldes.

Haſt Du ihn geſehen? fragte Vater Hoffmann, als ſie ihren Wagen beſtiegen hatten und auf dem Wege nach dem friedlichen Dörfchen waren.

O ich ſah ihn und wünſche — ihm niemals wieder zu begegnen.

Dieſes Wort höre ich gern aus Deinem Munde, meine Tochter, ſein Weg führt zum Abgrund, und es wäre ein großes Unglück für uns, wenn Du ihm da begegneteſt —

Ach, die arme Mutter.

Du ſprichſt von Frau Löſcher? — Natürlich, mein Kind, die gute Frau hofft, daß wir ihr einen günſtigen Beſcheid bringen, und was können wir ihr ſagen?

Daß wir auf den jungen Herren in keiner Weiſe zu rechnen haben.

Ganz recht, mein Kind, ich bin derſelben Anſicht.

Ein Menſch, wie er, kennt keine Humanität — er würde weit davon entfernt ſein, ſich für den armen Franz zu intereſſiren, und ich kann Dein Verhalten, ihn nicht darum angegangen zu ſein, nur billigen, dieſer Mann kennt nur ſich und Alles, was ihn berührt, andere Menſchen, wenigſtens ſolche die ſeine Theilnahme beanſpruchen, ſind nicht für ihn vorhanden; ich glaube auch nicht den Freundſchaftsverſicherungen ſeiner Briefe, die nur das Blatt enthält, aber mit ſeinem Herzen nichts zu ſchaffen haben.

Ganz aus meiner Seele geſprochen, mein Kind, rief Vater Hoffmann lebhaft, Mariens Hand in die ſeine preſſend, o ich ſehe ſchon, Du biſt würdig, meine Tochter zu heißen, meine Grundſätze leben auch in Dir fort, und ich könnte mir ſelber zürnen, wenn ich denke, daß ich bis zu dieſem Augenblicke in gewiſſer Beziehung daran zweifelte.

Du konnteſt zweifeln? rief Marie in etwas vorwurfsvollem Tone.

Ich fürchtete nämlich, daß Dein junges Herz nicht unempfindlich gegen die Einflüſterungen des Barons geblieben, daß es bereits vergiftet von dem Hauche ſeiner gleißneriſchen Betheurungen war —

Ich will geſtehen, verſetzte Marie etwas verlegen, daß er einen gewiſſen Eindruck auf mich hervorgebracht, jetzt aber iſt jede Spur eines ſolchen verwiſcht, dieſer Augenblick hat mich eines andern belehrt, und ich danke dem Himmel, daß er mich noch zeitig genug vor dem Abgrund bewahrte, an welchem ich bereits durch meine bloße Neigung zu dem Ungerathenen ſtand —

Brav, mein Kind, brav, rief Vater Hoffmann mit freudeſtrahlenden Blicken, Du durchſchauſt ihn ſchon, bevor Du noch eigentlich die ganze Situation des Barons kennſt —

Weiß ich nicht genug, wenn ich den leidenſchaftlichen Spieler vor mir ſehe, in deſſen verwüſteten Zügen ſich das Laſter mit nie zu verwiſchenden Farben malt? in welchen man die Verzweiflung eines ruinirten Menſchen und die krampfhafte Sucht gewahrt, das Verlorene wieder zu erſetzen durch gleißneriſches Gold, das er Andern abgewinnen will? ſehe ich nicht genug, wenn aus ſeinen erloſchenen Blicken noch einmal eine erſterbende, matte Flamme auf jene Dame zu ſchießen ſtrebt, die unaufhörlich mit ihm kokettirt und mit dem Fächer die heiße Gluth zu dämpfen ſcheint, die ſie in ſeiner Nähe anwandelt? ob es die Gluth der Schaam oder nur die der Erregung iſt, mag ich nicht unterſuchen — endlich bemerkt man hinter ihm einen Menſchen mit einem Schuldbrief in der Hand, der ihn ſtets, ſobald ihm das Glück zu lächeln ſchien, anſtieß, als wollte er ſagen: „jetzt bezahlen Sie;“ in der That, wenn man dieſen furchtbaren Mahner betrachtet, ſo bedarf es keiner großen Phantaſie, um ſich einen Dämon

vorzustellen und das Opfer, dessen Seele er verlangt — o mir wird dieses Bild ewig vor der Seele schweben.

Wir haben aus diesen Aeußerungen den gerechten Abscheu eines einfachen, redlichen und wahrhaft vortrefflichen Gemüths vernommen und werden hören, ob es sich auch so für die Folge verhielt.

Vater Hoffmann und seine Tochter erreichten das friedliche Dörfchen und hatten bald darauf eine lange Unterredung mit der unglücklichen Frau Löscher, was sie dieser mitgetheilt oder was sie beschlossen, werden wir bei einer andern Gelegenheit erfahren, kehren wir für jetzt nach dem Spielsaal zurück.

Es war Abend geworden, hell glänzte das Gold bei dem Lichte, das die Kronenleuchter auf den Spieltisch sandten, düster aber blickte so manches Gesicht, bleich und entstellt, denn so Mancher hatte das letzte Goldstück oder die einsame Silbermünze, die sich in seiner Tasche noch vorgefunden, dem finstern Dämon geopfert, der sich in der Gestalt der Fortuna mit dem Füllhorn des Glückes als weiße Marmorstatue dem Spieltische gegenüber erhob.

Ein Franzose, der neben Guido stand, hatte fünfzigtausend Francs hierhergebracht, er besitzt deren noch zehn.

Herr Capitain, flüsterte er dem Baron zu, den er längst als einen Bekannten begrüßt hatte, Sie spielen glücklicher als ich, geben Sie mir tausend Francs, Sie erhalten sie in Paris zurück — Sie kennen mich.

Ich kann Ihnen nichts borgen — sagte der Angeredete kalt, dem heute in der That das Glück wie selten gelächelt hatte.

Aber Sie haben ja mehr als achtzigtausend gewonnen —

Ich brauche noch mehr.

Und mein Verlust macht Ihren Gewinn zum großen Theil aus.

Wessen Geld ich gewann, ist mir gleichgiltig.

Erbarmen, Herr, ich bin ruinirt.

Um so weniger kann ich Ihnen helfen, Sie hätten nicht spielen sollen.

Haben Sie kein Herz?

Nein, versetzte Guido mit kaltem Lächeln.

Mir bleibt dann keine andere Wahl, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen —

Meinetwegen auch durch das Herz, aber hier steht der Mann, der Ihnen helfen kann, Samuel Nathan, hier giebt es ein Geschäft zu machen, zuvor aber wollen wir unser eigenes in Ordnung bringen.

Es ist auch die höchste Zeit, gnädiger Herr Baron, sagte der Angeredete, es ist bald neun, und ich stehe hier schon seit elf Uhr Vormittags.

Wo ist der Wechsel?

Wo ist das Geld?

Hier fünfundzwanzig Rollen zu je zweihundert Gulden, also mehr noch als Sie zu fordern haben, aber erst den Wechsel.

Mit der einen Hand reichte Samuel Nathan das verlangte Papier, während die andere krampfhaft zitternd die Rollen bedeckte, welcher in ziemlicher Entfernung von dem Spieltisch in einer Fenstervertiefung lagen.

Also abgemacht, sagte Guido, zerriß den Wechsel nebst Ehrenschein und warf die kleinen Papierstücke dem Ueberreicher in's Gesicht.

Was kommt's zur Sache, ich habe mein Geld, sagte dieser scheinbar ruhig, während aber Zornesröthe sein Antlitz überflog und ein unheimlicher Glanz aus seinem Auge leuchtete; nehmen sich aber der gnädige Herr Baron in Acht, daß ich nicht eine Gelegenheit finde, Vergeltung zu üben.

Mit einem Lächeln teuflischen Hohnes kehrte Guido zum Spieltische zurück.

Er war jetzt, wenngleich erschöpft und abgespannt, bei außerordentlich froher Laune und bedauerte es sehr, daß die junge Dame, seine interessante Reisegesellschafterin bereits den Spielsaal verlassen hatte.

So mancher Andere hätte sich mit dem Gewinne Guido's welcher nun noch, nachdem die Schuld getilgt war, nahe an fünfzigtausend Francs betrug, begnügt, dieser aber kannte keine Grenzen, die Flammen der Leidenschaft waren angefacht und wehe — wenn sie losgelassen.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die weiße Statue Fortuna's, welche ihm mit geisterhaftem Lächeln zu winken schien — er trat an den Tisch und begann mit Eifer zu spielen.

Bleich und bebend aber stand der Franzose neben ihm, dessen mit kaltem Schweiß bedeckte Hand so eben das letzte Goldstück — auf's Spiel gesetzt hatte.

Noch ein Schimmer von Hoffnung spricht aus seinem verzerrten Antlitz — die Blicke stieren dorthin, wo der düstere Bankier ununterbrochen mit eisiger Ruhe, seine Umgebung musternd — da endlich ertönt's mit dumpfer Stimme — Sechsunddreißig — verloren.

Das war die Zahl, welche der Unglückliche besetzt hatte und die im Falle des Gewinnens die darauf gesetzte Summe sechsunddreißig Mal vergrößert hätte.

Verloren — das Letzte — preßte er hervor, und noch einmal wandte er sich an Guido.

Stören Sie mich nicht — hört er von diesem.

Sie nannten sich im Club oft meinen Freund.

Das thut man, ohne sich etwas dabei zu denken.

Aber Sie wissen, meine Familie ist reich—

Giebt Ihnen aber nichts mehr, am allerwenigsten im vorliegenden Falle.

Ich kassire nach meiner Rückkehr in Paris fünftausend Francs ein —

Die Sie ausgeliehen haben?

Allerdings —

Dann erhalten Sie keinen Sous zurück, wäre dies aber auch der Fall, ich würde Ihnen doch nichts geben, Sie sehen, ich spiele, und bei solcher Gelegenheit braucht man sein Geld — hier aber steht der Mann, der Ihnen helfen wird, ich sagte Ihnen dies schon einmal.

Guido winkte Samuel Nathan und dieser trat näher.

Was wünschen der Herr Baron?

Ich sagte Ihnen schon vorhin, daß Sie ein gutes Geschäft machen können, versetzte Guido mit höhnischem Lächeln — dieser Herr wünscht tausend Francs geben Sie ihm einige Ihrer Rollen.

Samuel Nathan wandte sich jetzt dem Empfohlenen zu und musterte diesen mit scharfen Blicken.

Ich kenne den Herrn, sagte er.

Ich habe Sie noch niemals gesehen.

Sie heißen Herr von St. Paul.

Ganz recht, kennen Sie mich?

Von Ansehen, Ihre Wechsel aber kenne ich leider viel genauer, ich besitze deren noch zwei, diese sind nicht bezahlt.

Herr von St. Paul wurde durch diese Einleitung einer Verbindung mit einem für ihn jetzt so wichtigen Mann eben nicht sehr angenehm berührt.

Ich bedaure, daß die Schuld nicht bezahlt ist, aber verlieren Sie nicht den Muth, Sie sollen Ihr Geld erhalten, es bietet sich augenblicklich Gelegenheit Geld zu gewinnen.

Dem Herrn ist wohl der Einsatz ausgegangen, fragte Samuel Nathan lächelnd.

Leider — aber tausend Francs, und ich beginne auf's Neue —

Tausend Francs sind eine sehr unbedeutende Summe.

So geben Sie zweitausend, das ist mir auf alle Fälle lieber.

Ich weiß schon, es ist an dem Herrn nicht viel zu verdienen, aber ich werde Ihnen tausend Francs geben, was kommt's zur Sache — Sie erhalten diese ohne Wechsel und nur mit der Bedingung, daß Sie fünfhundert davon reserviren, um nach Paris zurückreisen zu können.

Zugestanden, rief St. Paul freudig, o Sie braver Mann sollen dieses Geld mit reichen Zinsen zurück erhalten —

Geben Sie mir Ihr Ehrenwort?

Gern.

Gut denn, hier haben Sie tausend Francs und ich wünsche Ihnen viel Glück, versetzte Samuel Nathan mit einem scharfen Seitenblicke auf Guido, der diese Unterredung mit angehört hatte — ein Jude kann auch nobel sein, Herr Baron, flüsterte er dann diesem bedeutungsvoll zu, freilich nur, wenn er — will.

Aus dieser Aeußerung erklärt sich der Widerspruch in dem Charakter des Wucherers, der diese nobele Handlungsweise weniger aus Rücksicht für die Verlegenheit des Herrn von St. Paul, der noch obenein sein Schuldner war, beging, als vielmehr nur um Guido dadurch zu imponiren, der ihm so höhnisch dieses gute Geschäft angetragen hatte — ihm wollte er eben beweisen, daß es ihm bisweilen auch nicht darauf ankommt tausend Francs zu verlieren.

St. Paul hatte indessen mit neuem Muthe wieder das Glück herausgefordert, das ihm auch zu lächeln begann, und schon nach einer Viertelstunde lagen zehntausend Francs vor ihm, von welchen er Samuel Nathan sogleich die geliehene Summe zurückerstattete, und schon begann sich in der Brust des Wucherers die leise Hoffnung zu regen, daß heute vielleicht noch die beiden unbezahlten Wechsel aus der Welt geschafft werden könnten.

Aber schon die nächsten Augenblicke sollten ihn eines Anderen belehren.

Das Thürmchen von St. Paul schmolz bald wieder zusammen — und wieder war sein Vermögen bis auf Null reducirt.

Herr Baron — sagte er mit bebender Stimme, noch einmal wende ich mich an Sie, Sie sind so glücklich.

Sie haben wieder verloren?

Leider!

O Sie leichtsinniger Mensch, aber wenden Sie sich an den Juden.

Nein, versetzte St. Paul mit Entschiedenheit, dieser hat Sie an Großmuth übertroffen, und ich will mich nicht mehr an ihn wenden — mein Stolz empört sich dagegen zeigen Sie, daß Sie einer Handlungsweise, wie ex. fähig sind.

Nein, ich bin, ich will nicht großmüthig sein.

So können Sie sehen, daß ich mich niederschieße? fragte Jener, am ganzen Körper bebend.

Zum Teufel, ja, ich sagte es Ihnen bereits.

Ein dumpfes Stöhnen rang sich aus der Brust des Unglücklichen.

Grüßen Sie meine Freunde, Baron, Teufel von Rautenberg, sagte der verzweifelte Mann, ließ seine Blicke noch einmal durch den Saal gleiten, vielleicht um Samuel Nathan doch noch einmal aufzusuchen, aber der Gesuchte hatte bereits den Saal verlassen, und St. Paul stürzte hinaus.

Nur wenige Minuten waren verflossen, als sich draußen ein lauter Knall vernehmen ließ.

Alles wird bestürzt, düsteres Schweigen erfüllt anfangs den Saal, bald aber wird es geräuschvoll, Viele stürzen hinaus.

Die Gesichter Aller sind der Thür zugewendet, nur zwei Männer bleiben ganz gleichgiltig — der Bankier und Guido.

Ersterer kennt die Bedeutung eines solchen Knalles, ihm ist es nicht Seltenes — — er läßt sich durchaus durch solche Geringfügigkeit nicht stören.

Der zweite ist Guido — auch er mag errathen haben, was vorgegangen war.

Kaum fünf Minuten sind verflossen — die Thür öffnet sich, man trägt einen dunklen Gegenstand herein.

Ein Schrei des Entsetzens — zu den Füßen der Fortuna liegt eine blutige Leiche.

Es ist der Franzose, flüsterte so manche Stimme.

Auch Guido war herangetreten, warf einen gleichgiltigen Blick auf den Leichnam und kehrte dann zum Spieltische zurück.

Der arme Mann, ich hätte ihm geholfen, sagte Samuel Nathan, der nur auf wenige Augenblicke verschwunden und nun wieder zum Vorschein gekommen war.

Und warum thaten Sie es nicht? fragte Guido mit verächtlichem Lächeln.

Weil ich nicht im Saal gewesen bin, während er es begehrte, Sie aber hätten ihn retten können und thaten's nicht.

Ein Blick wirklichen Vorwurfs aus Samuel Nathans Augen trafen den Baron der ruhig weiter spielte.

Jetzt aber von diesem Augenblicke an war das Glück von ihm abgewichen — nach einer Stunde hatten die bedeutenden Summen ziehendes abgenommen.

Guido begann nun das Spiel zu forciren, er verdoppelte und verdreifachte die Einsätze, aber das Glück wollte nicht wiederkehren.

Er wurde anfangs mißmüthig, vielleicht flüsterte es in seinem Inneren: „das ist der Fluch St. Pauls!"

Bald wurde er wüthend und schleuderte wie unsinnig eine Geldrolle nach der andern auf den Tisch.

Neben ihm aber stand ein Mensch, mit grinsendem Lächeln seinem Treiben zusehend — es war Samuel Nathan.

Jetzt kann ich Sie gebrauchen, Hebräer rief Guido heftig, geben Sie mir zwanzigtausend Francs.

Nicht doch, Herr Baron, ich bin Ihr Freund.

Um so mehr hoffe ich auf die Gewährung meiner Bitte, sagte Guido mit verächtlichem Trotz.

Nein, Herr Baron — aus Freundschaft für Sie muß ich dafür sorgen, daß Sie nicht noch mehr verlieren.

Elende Ausrede.

Was kommt's zur Sache — halten Sie es für eine Ausrede — genug ich gebe Ihnen nichts.

So geben Sie den Mehrertrag, den Sie von mir empfingen, ich schuldete Ihnen nur zwanzigtausend Francs, Sie empfingen jedoch —

Der Wechsel ist zerrissen — und ich gab keine besondere Quittung über den Empfang, sagte der Wucherer mit boshafter Bedeutung.

Ah so, der Hebräer nimmt Rache, rief Guido wuthschnaubend, ich soll büßen, weil ich ihm die zerrissenen Stücke jener niederträchtigen Urkunde seines Wuchers verdientermaßen in's Gesicht warf.

Was kommt's zur Sache — nennen Sie es Rache, gnädiger Herr Baron, kurz hingesagt, ich gebe Ihnen nichts, und bald wird auch das letzte Geschäft zwischen uns in's Reine gebracht sein, hören Sie wohl, lieber gnädiger Herr — in etwa sechs Wochen, also am dreiundzwanzigsten April werden Sie mit göttlicher Hilfe das vierundzwanzigste Jahr Ihres ruhmreichen Lebens zurückgelegt haben und mündig sein — gute Nacht, Herr Baron.

Mit boshaftem Lächeln entfernte sich Samuel Nathan und ließ den wüthenden Baron in Verzweiflung zurück.

Einige Augenblicke stand dieser rathlos da, dann verließ er mit raschen Schritten den Saal.

Wir glauben nicht zu viel gesagt zu ha-

ben, wenn wir Guido's Zuſtand einen verzweifelten genannt haben.

Er, der noch eine Stunde zuvor über tauſende verfügt hatte, beſaß augenblicklich im buchſtäblichen Sinne des Wortes nicht ſo viel, um ſeine Rückreiſe antreten zu können, ganz abgeſehen davon, daß er die Zehrungskoſten im Hotel dem ihm bekannten Wirthe ſchuldig bleiben durfte.

Nun hätte dieſer ihm auch wohl noch baares Geld geborgt, kannte er ihn doch für einen reichen Mann, das aber dünkte Guido zu erniedrigend — und er verwarf den ſchon gefaßten Vorſatz, es zu thun.

Außerdem mußte er Anſtands halber auch für die Rückreiſe der jungen Frau ſorgen, deren Geſellſchaft er jetzt beiläufig geſagt, verwünſchte.

Plötzlich fiel ihm ein Gedanke ein, der allerdings auch ein wenig an dem impoſanten Baum ſeines Stolzes rüttelte, allein — fort mußte er — und kein Mittel durfte geſcheut werden.

Am nächſten Tage rauchte Vater Hoffmann ſeine Pfeife und las in gemächlicher Weiſe die Zeitung.

Marie war nicht anweſend, ſie hatte ſich ſchon in aller Frühe zu Frau Löſcher begeben, welche ſeit geſtern bedenklich erkrankt war.

Es mochte etwa neun Uhr ſein, als es heftig an die Thür pochte, die ſich, noch ehe Vater Hoffmann Zeit hatte das „Herein“ auszuſprechen, öffnete, um Guido — eintreten zu laſſen, welcher natürlich keine Ahnung hatte, daß er ſchon geſtern im Spielſaal von dem guten Landmanne bemerkt worden war.

Er ſchien daher nicht wenig erſtaunt, als er an Vater Hoffmann nicht die geringſte freudige Ueberraſchung ob ſeines Kommens wahrnahm.

Sie hier, junger Herr? nahm der gute Hoffmann, dem jedes Falſch ſo fern lag wie der Nord- dem Südpol, in wenig herzlichem Tone das Wort — ich bin erſtaunt, Sie bei mir zu ſehen.

Ich bin bereits ſeit geſtern hier, ſagte Guido, nach der Hand des Landmannes greifend, welche dieſer nur zögernd reichte.

Ich weiß es, junger Herr!

Sie wiſſen — ja ſo — durch den Verwalter?

Ich habe Sie geſtern geſehen, Herr Baron.

Und wo?

Sie werden ja wiſſen, an welchem Orte man Sie nur treffen konnte, nachdem Sie keinem Fremden den Eintritt in Ihrem Zimmer des Hotels geſtatteten und Jeden durch den Portier von der Thür weiſen ließen.

Guido erſchien einige Augenblicke verwirrt, er ſenkte vor den offenen Blicken Vater Hoffmann's die ſeinen zu Boden.

Sollten Sie — ſtotterte er.

Ja, junger Herr, auch ich ward von Ihnen gewieſen, unterbrach ihn Vater Hoffmann mit feſter Stimme, und die Miſſion, die mich zu Ihnen führte, war wohl wichtig genug — der Ehre gewürdig zu werden.

O mein guter Herr Hoffmann, ich bedaure, daß auch Sie unter jenem Verbote haben leiden müſſen, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Sie mich mit Ihrem Beſuche erfreuen wollten, dann —

Hätten Sie mich ganz gewiß eben ſo wenig vorgelaſſen, wie jede andere, Ihnen unliebſame Perſon.

O Sie täuſchen ſich — ich bedaure aufrichtig —

Keine Entſchuldigung, mein lieber Herr Baron, Sie werden dadurch meine Anſicht nicht ändern, ich weiß ſehr gut, was ich von all' dem zu halten habe, mich geht's aber nichts an, und Sie ſind Ihr eigener Herr, der außer Gott Niemandem von ſeiner Handlungsweiſe Rechenſchaft zu geben hat.

Aber Sie ſagten vorhin, Ihre Miſſion ſei von Wichtigkeit geweſen und Sie hätten mich geſehen, konnten Sie nicht —

Nein, Herr Baron, unterbrach ihn Vater Hoffmann in ſehr ernſtem Tone — dort war nicht der Ort, um über wichtige Angelegenheiten Rückſprache zu nehmen — im Spielſaal hat man nicht Zeit, dergleichen anzuhören.

Guido ſah ſich entlarvt und gab ſich auch keine Mühe, ſeine Anweſenheit im Spielſaal zu entſchuldigen.

Sehr richtig, Herr Hoffmann, ich bin im Kurſaal geweſen und bedaure es bitter, aber geſchehene Dinge ſind einmal nicht zu ändern.

Sie bedauern Ihre Anweſenheit —

Gewiß — ach — ſehr.

So hatten Sie Unglück?

Großes Unglück — doch ſprechen wir ſpäter davon, augenblicklich drängt es mich, nach dem Befinden Ihres Töchterchens zu fragen.

Ich laſſen's das, Herr Baron.

Aber ich bitte Sie, welche Antwort auf meine Frage; Sie wiſſen, welches Intereſſe ich für Marie habe, ja es iſt wiederholt von

mir versichert, schriftlich und mündlich, daß ich Ihre Tochter liebe.

Vater Hoffmann schüttelte staunend sein ehrwürdiges Haupt.

Schweigen's davon, Herr Baron, sagte er in fast verweisendem Tone.

Warum soll ich schweigen, wo mein Herz so lebhaft spricht? rief Guido eifrig.

Ihr Herz?

Ja, ich wiederhole es, in meinem Herzen lebt ein Bild, welches mein Wachen und mein Träumen beherrscht.

Nicht solche Worte, mir, dem geraden Manne gegenüber, ich liebe das nicht und glaube auch nicht daran — ich will nur die Wahrheit hören — die Lüge ist mir verhaßt.

So glauben Sie —

Daß Sie nicht die Wahrheit sagen.

Gott ist mein Zeuge, daß ich —

Ah, Herr Baron, fiel ihm Vater Hoffmann zürnend in die Rede, fügen Sie der Unwahrheit nicht noch die Lästerung hinzu, wie können Sie Gott zum Zeugen einer solchen rufen — „Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen" heißt es, Sie werden das wohl gelernt haben.

Es lag in diesem Augenblicke etwas in dem Wesen des guten Landmannes, was selbst dem grundsatzlosen Guido imponirte, und auf einige Minuten schien er gänzlich jedes Wortes beraubt.

O Sie verkennen mich sehr, begann er endlich in etwas schüchternem Tone.

Sie haben in diesem Augenblick etwas wie einen Meineid begangen, junger Herr, denken Sie an Gott —

Ich behaupte noch einmal, daß ich Ihre Tochter liebe —

Jetzt trat tiefes Schweigen ein; Vater Hoffmann durchmaß mit langen, schweren Schritten das Zimmer, als wollte er die Aufwallung beschwichtigen, die in seinem Innern aufstieg.

Endlich blieb er vor Guido stehen.

Junger Herr, sagte er in festem Tone, während seine Blicke bis in Guido's Seele zu dringen schienen, sehen's mir mal recht frei in die Augen.

O, ich kann es —

Und Sie behaupten, daß Sie mein gutes Kind lieb haben —

Mit gutem Gewissen.

Sie zwingen mich da einen Punkt zu berühren, den ich lieber gemieden hätte, aber ich muß Ihnen widerlegen —

Um was handelt es sich? rief Guido ein wenig überrascht.

Sie sind nicht allein in Baden angekommen, junger Herr!

Seien Sie deutlicher —

Nun mein Gott, es hat Sie noch Jemand begleitet, eine Dame hat die Reise mit Ihnen zusammengemacht.

Guido, so heuchlerisch er auch war, hatte es doch kaum vermocht, seine Verwirrung zu verbergen, aber leugnen mußte er, so forderte es die Ehre jener Dame, wie seine eigene.

Wer wagt das zu behaupten? rief er heftig.

Ich, Herr Baron, versetzte Vater Hoffmann in bestimmtem Tone.

Sie sprechen dem Leumund da etwas nach —

Was ich sehr wohl verantworten kann, unterbrach ihn Vater Hoffmann mit Würde und Ernst; diese meine Ohren haben davon gehört, meine Augen haben gesehen, wie Ihnen die Dame am Spieltische gegenübersaß und unaufhörlich mit Ihnen Blicke wechselte — das geht nun mich nichts an, ein Jeder hat sein Thun und Lassen, wenn Sie mir aber dann erklären, daß Sie mein Kind lieben, muß ich Ihnen erwidern, daß dies eine Unwahrheit sei — und ich bitte Sie dringend, von diesem Punkte nie wieder mit mir zu sprechen —

O Sie thun mir Unrecht, seufzte Guido, Sie fassen die Sache falsch auf — es verhält sich ganz anders; eine flüchtige Bekanntschaft kann nicht als eine über meine Herzensneigung entscheidene betrachtet werden.

Herr Baron, ich bitte nochmals, mich nicht mit dergleichen zu unterhalten, ich, der einfache Landmann, habe kein Recht Ihr Richter zu sein.

Damit ging er hinaus, kehrte jedoch nach einigen Augenblicken wieder zurück.

Sie sagten, daß Sie eine wichtige Mission zu mir geführt hätte, Herr Hoffmann, nahm Guido jetzt das Wort, ich stehe nun vor Ihnen und dürfte wohl um nähere Erklärung bitten.

Ja, ich wollte Ihnen eine Bitte an's Herz legen, aber offen gestanden, bin ich davon wieder zurückgekommen.

Und warum das? fragte Guido mit traurigem Lächeln.

Weil ich voraussetzte, daß Sie sich schwerlich für die Erfüllung meiner Bitte interessiren würden.

O das ist sehr voreilig von Ihnen, entgegnete Guido in sanft vorwurfsvoller Weise wie konnten Sie so schnell aburtheilen, bitte,

ſagen Sie mir ſogleich, um was es ſich handelt —

Ich will's Ihnen wenigſtens ſagen, da Sie es verlangen und es zugleich zu meiner Beruhigung dient, habe ich dann doch das Meine gethan — Sie erinnern ſich wohl des armen Franz Löſcher?

O ſehr wohl — wie ſollte ich nicht verſetzte Guido etwas befremdet.

Es wird Ihnen vielleicht unbekannt ſein, daß Franz nach Paris gegangen war.

Ich habe davon gehört, ihn aber niemals geſehen —

Das mag wohl ſein, denn zu den Kreiſen, in welchen Sie ſich bewegen, kann der arme Franz keinen Zutritt haben —

Was iſt's denn mit dieſem Manne?

Er hat das Unglück gehabt, in Folge der Decemberrevolution verhaftet und — deportirt zu werden —

Etwa nach Cayenne? rief Guido mit erheuchelter Ueberraſchung.

Sie haben es errathen —

O Gott — das iſt in der That ein großes Unglück, aber wer dahin geſchafft wird, kann nur ſchuldig ſein.

Mögen Sie und tauſend Andere den Franz für ſchuldig halten, ich würde mich für ſeine Unſchuld verbürgen.

Könnten Sie einen Eid darauf hin leiſten, Herr Hoffmann? fragte Guido in einer Art von verweiſendem Tone.

Ich ſchwöre niemals, würde es alſo auch in dieſem Falle nicht thun, aber ich frage Sie umgekehrt, könnten Sie für ſeine Schuld ſchwören?

Ich möchte es faſt wagen dürfen, denn nur diejenigen, die mit der Waffe in der Hand ergriffen wurden und von dieſen auch nur die gefährlichſten Rädelsführer, ſind zur Deportation verurtheilt worden; Franz Löſcher muß alſo auch compromittirt ſein.

Wir ſind hier in Deutſchland, und obgleich in franzöſiſchen Dienſten, ſo bleiben auch Sie immerhin ein Deutſcher, und ich brauche wohl kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn ich behaupte, daß die ſogenannten Rebellen des vierten December keineswegs als Schuldige, ſondern vielmehr als Opfer der Gewalt betrachtet werden können, nicht ſie machten die Revolution — die Regierung that es, Alles, was alſo nicht mit ihr war, wurde Rebelle genannt und niedergemetzelt oder gefangen und deportirt — und verzeihen Sie mir's Herr Baron, aber ich kann mir nicht helfen, ich muß die Wahrheit ſagen, ob man's mir übel nimmt oder nicht, ich habe es Ihnen, dem deutſchen Manne, ſehr übel gedeutet, daß Sie, ich will nicht gerade ſagen, in franzöſiſche Dienſte getreten ſind, denn das erſcheint mir nicht ſo ſträflich, daß Sie aber gerade dieſer Sache ihren Arm gegeben, hat mich mit wahrhafter Entrüſtung erfüllt, ja, gnädiger Herr, ich bin nur ein einfacher Landmann, aber mein Herz iſt ein echt deutſches und alles was mir unwürdig — undeutſch erſcheint, das bringt da drinnen eine gewaltige Veränderung hervor, aber wie geſagt, Sie ſind Ihr eigener Herr und ich nicht — Ihr Richter; wenn Sie aber gar behaupten, daß der Franz ſchuldig iſt, ſo ſage ich Ihnen, daß dies eben ſo unwahr ſei wie die Verſicherung Ihrer Liebe zu meiner Tochter.

Guido wüthete in ſeinem Innern, es erſchien ihm ſchrecklich, von dem Bauer ſich dieſe Moralpredigt halten zu laſſen, aber er konnte ſeinen Ingrimm nicht laut werden laſſen, ja er war ſogar feig und erbärmlich genug, zur Heuchelei, zur Lüge ſeine Zuflucht zu nehmen.

Sie urtheilen ein wenig ſtrenge, Herr Hoffmann —

Ich ſpreche nur wie mir um das Herz iſt, unterbrach ihn der Angeredete, und das Ding da in der Bruſt pflegt mich immer richtig zu leiten.

Ich habe franzöſiſche Dienſte genommen und der Republik den Eid der Treue geleiſtet.

Der Republik? fragte Hoffmann etwas ſpöttiſch.

Gewiß, nur ihr — verſetzte Guido mit Beſtimmtheit.

Dann konnten ſie unmöglich für den Napoleon am vierten December gekämpft haben.

Das that ich auch nicht, erklärte Guido im Tone der heiligſten Betheuerung.

Vater Hoffmann mußte trotzdem aber an der Wahrheit gezweifelt haben, denn er ſah ihn lange mit durchdringenden Blicken an.

Das hätten Sie? ſagte er mit unverkennbarem Befremden.

Ich ſchwöre, daß ich bei dem Kampfe am vierten Dezember nicht betheiligt war, verſetzte Guido auf das Beſtimmteſte.

Dann muß ich Ihnen ſchon glauben, ſagte der biedere Hoffmann in treuherziger Weiſe denn einen Meineid werden Sie nicht ſchwören, noch obenein ohne Noth — aber darf ich wohl fragen, wo Sie denn an jenem Tage waren?

In meinem Zimmer, lächelte Guido.

So waren Sie beurlaubt?

Schon vier Tage zuvor; als ich merkte,

daß wir wohl gegen das Volk würden gehen müssen, schob ich Unwohlsein vor, und dem Himmel sei's gedankt, so gelang es mir, mich durch einen erbetenen Urlaub, jener schrecklichen Mission zu entziehen.

Und doch sind Sie bald darauf Capitain geworden?

Das war eine nothwendige Folge, denn gerade mein Regiment war am Boulevard tüchtig engagirt, hat also die meisten Officiere eingebüßt und so avancirte ich schneller.

Na — das mag seine Richtigkeit haben, kommen wir jetzt also auf die Angelegenheit des jungen Franz. Sie sind Officier, die Armee hat ohne Zweifel bei dem Napoleon Einfluß, denn er muß sich diese zur guten Freundin halten, wäre es Ihnen daher nicht leicht möglich, den Präsidenten um Gnade für den armen, braven Franz zu bitten?

Das ist eine schwierige Aufgabe, versetzte Guido, gerade ich bin nicht beliebt, weil man wohl gemerkt haben mußte, daß mein Zurückziehen am vierten December nicht allein das Erkranken herbeigeführt hat, denn das ärztliche Attest, daß ich bringen mußte, lautete nur auf leichte Erkältung.

Das ist allerdings schlimm, aber Sie kennen wohl Officiere, die mehr Einfluß haben mögen.

Ich zähle wenig Freunde unter meinen Kameraden.

Ach der unglückliche, arme Junge, dann wäre ihm allerdings gar nicht zu helfen, rief Vater Hoffmann schmerzlich bewegt.

Es ist schwer, der Präsident hört von diesen Leuten nicht gern sprechen, weil er sie für seine Hauptgegner hält — aber mußte auch gerade der unglückliche Löscher in das Land geschickt werden, wo der Pfeffer wächst.

O Herr Baron, Sie sollten über dieses Mißgeschick nicht Ihre Witze machen, sagte Hoffmann in verweisendem Tone.

Dieser Vorwurf trifft mich mit Unrecht, Herr Hoffmann, entgegnete Guido, der nur mit Mühe das Lachen zurückdrängte, in Cayenne wächst in der That der Pfeffer —

Das ist weltbekannt, aber der Ton, in welchem Sie sprechen —

Schien Ihnen nur scherzend, war aber bitter ernst gemeint, denn die Unglücklichen die dort weilen, sind beklagenswerth genug, nicht allein, daß sie mindestens zu zehnjährigem Aufenthalt verurtheilt sind —

Barmherziger Himmel, zehn Jahre! rief Vater Hoffmann jammernd dazwischen, ach, dagegen ist ja der Tod eine Gnade.

O, sie finden dort den Tod frühzeitig genug, und die Regierung ist nur zu sehr überzeugt, daß von Cayenne Niemand wieder zurückkehrt.

Der Heuchler sprach diese Worte mit solchem Ausdruck von Traurigkeit, daß Vater Hoffmann wirklich an sein Mitgefühl zu glauben begann.

Dann ist es um den armen Franz geschehen, sagte er, und ich glaube nicht, daß wir ihn retten werden, ach die Nachricht hat die arme Mutter auf's Krankenlager geworfen, von welchem sie sich wohl schwerlich wieder erheben wird.

Wir wollen nicht alle Hoffnung sinken lassen.

Meinen Sie in Bezug auf die Rettung der Mutter oder auf die des Sohnes?

Ich hoffe, trotz Allem, etwas für den Löscher thun zu können, obgleich er gerade nicht zu meinen Freunden gehört, wenn es sich aber um die Errettung von Cayenne handelt will ich an keine Feindschaft denken —

Wie kann von einer Feindschaft zwischen Ihnen und dem armen Franz die Rede sein, Sie Officier, er Arbeiter, stehen einander viel zu fern — aber lieber, gnädiger Herr, wenn Sie etwas für den armen Franz thun können, so wird es Ihnen Gott sicher vergelten, und ich will Ihnen um dieser Handlung willen so gut sein und Alles vergessen, was ich vorhin getadelt habe, sagen Sie, wollen Sie also —

Ich will Alles aufbieten, was ich vermag, da fällt mir soeben ein, der Graf Morny, Minister des Innern, will mir aus Privatgründen wohl, und mit ihm will ich sprechen.

Hoffen Sie?

Alles — unterbrach Guido den freudig bewegten Landmann, der zu brav war, um den Heimtückischen zu durchschauen.

O dann wäre der brave Junge zu retten und die Mutter glücklich.

Ich danke Ihnen im Voraus, und nach vollbrachter Wohlthat mögen Sie verlangen, Vater Hoffmann ist bereit Ihnen zu gewähren.

Was ich fordere? unterbrach ihn Guido hastig.

Was ich im Stande bin zu gewähren.

Wenn ich mir zum Danke für meine Bemühung die Hand Ihres Töchterchens ausbäte? fragte Guido mit gewissermaßen schalkhaftem Lächeln.

Das finde ich sehr erbärmlich, und darum wiederhole ich meine Frage.

Sie setzen mich durch die Beantwortung derselben in Verlegenheit.

Geniren Sie sich nicht, haben Sie es doch vorhin nicht gethan.

Gerade herausgesagt, lieber gnädiger Herr, die Hand meiner Tochter müßte ich Ihnen aus tausend Gründen abschlagen.

Vater Hoffmann!

Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Baron, schon war ich nahe daran, Ihren Betheuerungen Glauben zu schenken und zu hoffen, daß Ihr Lebenswandel ein, nach unsern einfachen Begriffen, moralischer sein würde; ich sagte Ihnen einst, daß wenn Sie ein ganz Anderer geworden wären, Sie einmal wieder anfragen sollten.

O ich erinnere mich sehr wohl, Sie beliebten damals zu sagen: kommen's wieder, wenn Sie Ziegelbrenner sind, ich habe mir diese Worte wohl gemerkt, freilich habe ich es noch nicht so weit gebracht.

In der Art und Weise, wie Guido diese Aeußerung that, lag wie auch wir wohl entnommen haben müssen, ein unverkennbarer Hohn, dennoch wußte er in diesen Ausdruck eine gewisse Treuherzigkeit hineinzumischen, die den Spott so bemäntelte, daß Vater Hoffmann diesen nicht herauserkannte.

Ich weiß nur leider zu gut, wie weit Sie's gebracht haben, junger Herr, ach das ist allerdings sehr weit — weit ab von meiner besseren Meinung.

Wenn ich mich nun aber bemühte, dieser besseren Meinung wieder näher zu kommen?

Das ist sehr schwer.

Aber nicht unerreichbar.

In der Welt ist Alles möglich.

Also auch, daß ein einfaches Landmädchen einen Baron heirathen kann.

Ich will nicht hoffen, daß Sie mir Hohn bieten, rief Hoffmann, dem die letzten Worte doch nicht ganz geheuer erschienen, Sie müssen wissen, junger Herr, daß ich solchem entgegenzutreten weiß und stolz genug bin, selbst den Baron von meiner Thür zu weisen, wenn er mir etwa eine Ehre zu erweisen gedenkt, indem er um die Hand meiner Tochter anhält, mir ist der niedrige redliche Arbeiter lieber, als der vornehme Müßiggänger, auch das habe ich Ihnen mehrfach unverholen ausgesprochen — mit solchen Redensarten also müssen's mir fortbleiben.

Alles Blut drängte sich zu Guido's Herzen, er würde den Landmann unter andern Umständen sogleich niedergestochen haben, in diesem Augenblicke aber brauchte der Baron den Bauern, und er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

O wie bitter Sie sind, sagte er mit leiser Stimme.

Ich danke stets, wie ich begrüßt wurde, junger Herr, das ist so deutsche Manier, Sie sind freilich schon mehr an die französische gewöhnt.

Ich war weit entfernt vom Spotte, Herr Hoffmann, und wiederhole noch einmal, daß ich in der Vermählung mit Ihrer Tochter Marie mein höchstes Lebensglück finden würde.

Sprechen wir jetzt trotzdem nicht davon, Herr Baron.

Aber wo ist denn Ihre Tochter, darf ich diese nicht einmal sehen? fragte Guido mit traurigem Lächeln.

Sie pflegt die unglückliche schwerkranke Mutter des beklagenswerthen Franz.

Und ich muß auf ihren Anblick verzichten?

Ja, Herr Baron, versetzte Vater Hoffmann mit fester Stimme, ich habe, als ich vorhin hinausging, einen Boten zu ihr geschickt, der ihr sagen mußte, nur nicht so bald nach Hause zu kommen.

Und das thaten Sie gerade in jenem Augenblick, weil ich in Ihrem Hause bin, so kann ich wenigstens nur vermuthen —

Ich bin ein offener Mann, ohne Falsch — versetzte Vater Hoffmann, und sage Ihnen daher, daß Ihre Vermuthung sich begründet.

O es ist grausam.

Nicht aber vom Standpunkte eines Vaters aus, der sein Kind liebt, auch glaube ich wohl, daß ich ganz im Sinne meiner Tochter gehandelt habe, indem ich —

Sollte Marie mich nicht lieben?

Wodurch hätten Sie — doch wie gesagt, wir wollten davon nicht sprechen.

Nein, rief Guido mit erheucheltem Eifer, wenigstens möchte ich wissen, was ich von Ihrer Tochter selbst zu erwarten habe, oft zürnen die Väter, wo die Töchter lieben.

Es ist möglich, daß das Kind eine gewisse Neigung für Sie hegte, wie es ja so oft bei jungen einfachen Mädchen aus bloßer geschmeichelter Eitelkeit der Fall ist, jetzt aber seit gestern —

Nun — seit gestern? unterbrach Guido den Landmann heftig.

Herr Baron, das Mädchen hat Sie im Spielsaal gesehen.

Und bin ich deshalb so sehr zu verurtheilen?

Wir haben eine ganz andere Anschauungsweise, lieber gnädiger Herr, wozu müssen diese auseinandersetzen — es möge Ihnen genügen, zu wissen, daß Marie Sie gestern beobachtet hat, Sie und die junge Dame, die mit Ihnen war, und keineswegs eine sehr

ſchmeichelhaftes Urtheil darüber gefällt hat, jetzt aber kommen wir noch einmal auf den armen Franz Löſcher zurück, wollen Sie ihm helfen?

Mit Gut und Blut, verſicherte Guido, während er in ſeinem Innern Franz, ja ſogar auch Vater Hoffmann zum Teufel wünſchte und außerdem ſich ſehr unbehaglich fühlte, weil er noch keinen paſſenden Vorwand gefunden hatte, auf den eigentlichen Zweck ſeines Beſuchs zu kommen.

So wird Ihnen Gott dankbar ſein, Herr Baron, denn indem Sie einen braven Sohn retten, trocknen Sie die Thränen der Mutter, und wiſſen Sie, die Thränen einer Mutter trocknen, heißt Perlen für die Krone des Edelmuthes ſammeln — auch Vater Hoffmann wird Ihnen danken, wie es in ſeinen ſchwachen Kräften ſteht.

Es giebt nur einen Punkt, in welchem ich Ihre Dankbarkeit erblicken würde.

Und in welchem?

In Ihrer Verzeihung.

Mein lieber, gnädiger Herr, ich habe kein Recht, Ihnen zu zürnen, mithin iſt auch meine Verzeihung überflüſſig —

Sie haben ein gewiſſes Recht —

Höchſtens Veranlaſſung, nun, wenn Sie ernſt bereuen, wird Vater Hoffmann Ihnen ſtets ein warmer Freund ſein — insbeſondere wenn Sie durch die verſprochene Verwendung —

O ich bereue jetzt ſchon, rief Guido voll Eifer — dieſes Spiel, dieſer Hölle habe ich ewigen Haß geſchworen, und nie, nie wieder ſoll mein Fuß die Schwelle des Teufels betreten.

O welcher gute Vorſatz!

Und ich werde ihn ausführen, ich wiederhole und beſchwöre, daß ich mich niemals wieder von jener ſogenannten Fortuna des Goldes, jener Medusa, deren Anblick das Herz eines jeden Sterblichen ebenfalls in kaltes, gleißendes Metall verwandelt, werde verblenden laſſen.

Sie erlitten wohl einen herben Verluſt?

O einen ſehr herben, rief Guido, froh, nun endlich das von ihm erſehnte Thema berührt zu ſehen.

Verzeihen Sie eine Frage in Ihrem Intereſſe, Herr Baron?

Bitte, fragen Sie nur.

Der Zufall hat mir geſtern einen ſehr unangenehmen Menſchen, es ſchien mir ein Jude zu ſein, in den Weg geführt, der mir einen Wechſel zu Kaufe ſtellte, welcher auf Sie lautete — hat das ſeine Richtigkeit?

Leider, verſetzte Guido, den Juden in ſeinem Innern verfluchend; aber dieſer Wechſel iſt wenigſtens bezahlt.

Ein Glück für Sie, der Mann hätte Ihnen Unannehmlichkeiten gemacht.

Seiner Macht bin ich nun enthoben, leider aber peinigen mich noch andere Unannehmlichkeiten —

O das ſollte mir leid thun, wenn ich helfen könnte — vielleicht haben Sie Geldverlegenheiten zu ordnen, ſollten Ihre Anſprüche nicht zu hoch geſtellt ſein, dann wäre ich gern bereit, Ihnen zu dienen.

Dieſen Antrag wollte Guido aus dem Munde des guten Mannes hören und — bald ſah er ſich im Beſitz eines Darlehns von fünfhundert Francs.

Jetzt war er aus der drückendſten Verlegenheit befreit — er konnte wieder nach Paris reiſen.

Im Club.

Beſuchen wir währenddeſſen einen der feinſten Clubs der franzöſiſchen Hauptſtadt.

Hier waren die feinſten Cavaliere verſammelt, Militair- und Civilperſonen; hier ſah man den Börſenſpeculanten, der durch geſchickte Manipulationen ein Millionär geworden und mit den Bankbillets umherwarf als wären dieſe werthloſe Papierſtücke, eben ſo den hochgeſtellten Beamten, Alles kam hier in das Hotel de Belleville, um nobeln Paſſionen zu huldigen.

Man las Journale und trank Caffee oder Chocolade dazu, man ſprach von Politik, jedoch durfte dieſes Thema nur mit ungemeiner Vorſicht behandelt werden, denn man ſah ſich beobachtet, wohin man blickte.

Einige Herren ſpielten Schach und klimperten dabei wieder mit ihren Goldſtücken.

Die Meiſten aber thaten nichts anders als daß ſie von Griſetten und Pferden ſprachen, und jeder dieſer Gegenſtände wurde mit beſonderen Kennermienen je nach Lob oder Tadel beurtheilt.

Ebenſo am elften März, alſo am Tage, als ſich Guido noch in ſeiner Heimath befand, trat hier ein ältlicher Herr in bürgerlicher Kleidung ein, deſſen Orden an der Bruſt andeuteten, daß er viele Verdienſte haben mußte.

Er hatte eine ſtattliche Geſtalt, militairiſchen Anſtand, ein außerordentliches ehrwürdiges und intelligentes Antlitz und wurde von allen Anweſenden mit außerordentlicher Ehrfurcht begrüßt.

Der Herr hatte ſo eben vor einem kleinen Marmortiſch Platz genommen und nach ei-

nem Journal gegriffen, dann brachte ihm der Garçon, der ihn bereits kennen mußte, den Kaffee, ohne daß dieser ihn bestellt hatte.

Er schien in einen sehr interessanten Zeitungsartikel eines Correspondenten aus Toulon vertieft, als ein kleiner elegant gekleideter Herr zu ihm trat, der eben so wohl zu den täglichen Gästen des Hotel de Belleville gehörte, wie Jener, der hier bereits Platz genommen, und in welchem wir Herrn Frech erkennen.

Ach, mein verehrter Herr General, nahm Letzterer in verbindlichem Tone das Wort; ich freue mich, Sie wieder zu sehen.

Auch ich bin erfreut, mein lieber Baron, das Vergnügen Ihrer Gegenwart zu genießen; Sie sind immer noch der alte, heitere Mensch —

Man bleibt stets heiter und froh, wenn man keine Veranlassung zum Gram hat.

Auf das letzte Wort legte Frech, der, wie wir hören, auch Baron genannt wird, einen besonderen Nachdruck; aber seit wann sind Sie aus Toulon zurückgekehrt?

Seit heute früh bin ich wieder in Paris —

Mich dünkt, Ihre Mission in Toulon sollte von längerer Dauer sein —

Es hat sich zufällig anders gestaltet, und ich bin froh, wieder hier zu sein, nur ein Umstand hat mich unangenehm berührt.

Ei, ei, Herr General, ein glücklicher Gatte wie Sie —

Eben da liegt's, denken Sie sich, wenn man seine Gemahlin liebt, wie ich die meine und von dieser wieder treu geliebt wird, und bei seiner Rückkehr diese abwesend findet, ist das nicht fatal?

Höchst fatal — wiederholte Frech bedeutungsvoll, aber ich finde, daß es grausam von Ihrer Gattin ist, gerade in dem Augenblicke abzureisen, in welchem Sie von ihr erwartet werden sollten —

Bitte sehr, Herr Baron, sagte der General halb verletzt, von meiner Ankunft war meine Gemahlin nicht unterrichtet, sie wäre sonst wohl zunächst in meine Arme geeilt.

Und Sie wissen auch nicht, wohin sich Ihre Gattin begeben hat?

Ich habe keine Ahnung — eine Zofe theilte mir mit, daß die gnädige Frau seit etwa drei Tagen verreist sei und sehr bald wieder zurückkehren würde.

O — o — das ist seltsam.

Wie meinen Sie das, Herr Baron? fragte der General aufmerksam.

Je nun, es ist seltsam, ja sogar geheimnißvoll, ich an Ihrer Stelle, Herr General, würde Argwohn schöpfen — ich kann nicht leugnen —

Mein Herr —

Sie sind erstaunt, und doch, Herr General, vergessen Sie nicht, daß wir in Paris leben.

Die Züge des Generals verfinstern sich auffallend, sein Herz pochte gewaltig.

Herr Baron, sagte er in sehr ernstem Tone, ich ersuche Sie, mir völligen Aufschluß über Ihre geheimnißvollen Aeußerungen zu geben, widrigenfalls ich als Ehrenmann solche für Beleidigungen halten muß.

Sie sollen Aufschluß erhalten, sagte Frech bedeutungsvoll.

Aber sogleich —

Nur einen Augenblick Geduld, ich denke so eben über die Art und Weise nach, in welcher Form ich diesen Aufschluß geben soll.

Teufel — das klingt seltsam.

Ist auch seltsam, wenngleich nicht selten —

Sie scheinen nicht nur zu argwöhnen, sondern bestimmt zu wissen, ist Ihnen vielleicht von irgend einer Seite her —

Darf ich offen sein, Herr General?

Ich bitte eben darum, versetzte der Angeredete in der äußersten Aufregung, seien Sie offen, bedenken Sie aber zugleich, daß Sie mit Ihrem Leben für das einzustehen haben, was Sie sagen.

Wohlan denn, Herr General, ich habe Ihnen Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu sagen, Sie sind ein Ehrenmann und dürfen über gewisse Punkte nicht im Dunkel bleiben, wie sehr es mich auch schmerzt, Ihnen Dinge mitzutheilen, die Sie betrüben müssen und auch mir höchst fatal sind, doch — es muß sein —

So sprechen Sie endlich — Sie spannen mich durch Ihr Zögern auf die Folter —

Herr General, nahm Frech in flüsterndem Tone das Wort, indem er dem Angeredeten näher rückte, Sie — sind — betrogen.

Des Generals Antlitz bedeckte sich mit Todesblässe.

Gott, was sagen Sie —

Was ich mit gutem Gewissen vor Gott und der Welt verantworten kann.

Sie wissen, daß Sie mit Ihrem Leben einzustehen haben für die Ehre, die Sie meiner Gemahlin etwa absprechen möchten.

Ich stehe mit meinem Leben für die Wahrheit meiner Behauptung ein, sagte Frech mit Bestimmtheit.

Weiter — weiter! rief der General in athemloser Spannung.

Ihre Gemahlin iſt verreiſt — das iſt allerdings wahr, aber —

Nun aber?

Nicht allein!

Teufel und Belzebub — mit wem —

Nun, mein Gott, mit einem Begleiter —

Wer iſt der Schuldige?

Einer Ihrer beſten Freunde, Herr General —

Mann, Sie machen mich wahnſinnig! ſagte der Angeredete aufſpringend —

Um Gottes Willen nicht ſo heftig, Herr General, wir fallen auf, man ſieht bereits nach uns.

Den Namen des Schuldigen, des Verräthers — o um Gottes Willen, ich bitte Sie, flüſterte der General und ſtürzte dann ein Glas Waſſer hinunter, um die Gluth ſeines Innern zu kühlen —

Dieſen werden Sie in den nächſten Tagen wiederſehen —

Wohin haben ſich die Schändlichen begeben? fragte der General mit bebender Stimme.

Nur auf eine kurze Vergnügungsreiſe —

Den Namen des Ortes will ich hören —

Baden — das heißt, Herr General, bei alledem will ich die Ehre Ihrer Gemahlin nicht antaſten, ich kann nur ſagen, daß ſie einen gewiſſen Herrn nach Baden begleitet hat, daraus geht noch nicht hervor, daß —

Genug — ich mag nichts mehr hören — Sie haben mir nun den Namen des Mannes zu nennen, das Uebrige iſt meine Sache —

Sie werden ihn binnen drei Tagen in dieſen Räumen ſehen.

Und Sie ſagen, dieſer Mann ſei mein Freund?

Er nennt ſich ſo —

Ich danke Ihnen, Herr Baron, und — wir werden uns wiederſehen, ſagte der General und verließ ſchwankenden Ganges das Zimmer.

Drei Tage waren verfloſſen, als Guido in den Sälen von Belleville erſchien.

Gleich bei ſeiner Ankunft eilte ihm Frech freundlich entgegen, und das Geſpräch war ſofort angeknüpft.

Ich finde Sie in trüber Stimmung, Herr Capitain, ſagte der kleine Herr, von einer ſolchen Reiſe müßte man wohl heiterer zurückkehren — oder ſollten Sie etwa nicht zufrieden geſtellt ſein?

Zum Teufel — nein!

Ich meinte es gut, indem ich Ihnen rieth, nach Baden zu gehen.

Das Glück wollte mir anfangs auch wohl, ſo daß ich den niederträchtigen Wucherer Samuel Nathan vollſtändig befriedigt habe, ſpäter aber ereilte mich das Mißgeſchick dermaßen, daß ich auf's Neue gezwungen war, Schulden zu machen und dem Bauern Hoffmann die Ehre erweiſen mußte, von ihm Geld zu leihen.

Natürlich fühlte ſich der Bauer ſehr geehrt?

Ich glaube, der Kerl betrachtete dies als eine Art Beſtechung.

Beſtechung? — Hoffmann hätte Urſache gehabt, Sie zu beſtechen, welche Dienſte könnte er von Ihnen wohl erwarten?

Es handelte ſich um einen nach Cayenne deportirten Sträfling, einen gewiſſen Franz Löſcher, einen Lumpen, den ich am vierten December niederſchießen laſſen wollte, aber ich überlegte ſchnell, daß ſein Tod mir nicht die gewünſchte Genugthuung bringen würde, dieſer Bube beſitzt einen Stolz, der mit ſeinem Stande im lebhafteſten Widerſpruche ſteht, er mußte erſt gedemüthigt werden und dann ſterben — dieſen Zweck glaubte ich ſicherer erreichen zu können, wenn ich ihm Cayenne verſchaffte und — ich that es — natürlich drang die Kunde nach ſeiner Heimath, und der Bauer Hoffmann ſein Freund warf ſich zu ſeinem Protector auf, indem er mich bat, Fürbitte bei der Regierung einzulegen, und ſo die Begnadigung des in Rede ſtehenden Lumpen zu erwirken, da haben Sie nun die Dienſte, welche ich dem Bauern erweiſen könnte.

Und deshalb wähnen Sie ſich beſtochen?

Ich denke ſo.

Werden Sie nun die Hoffnungen des Hoffmann erfüllen?

Wie könnten Sie mir dergleichen Lächerlichkeiten zutrauen, ich machte mich bei der Behörde beliebt, indem ich dieſen ihr als eines der gefährlichſten Individuen zur gefälligen Berückſichtigung für Cayenne empfahl — und nun ſollte ich mich wieder für ihn verwenden?

Allerdings, darin läge ein Widerſpruch; Sie könnten dies indeſſen auf andere Weiſe bewerkſtelligen laſſen — es wäre mir, zum Exempel, eine Kleinigkeit, den Löſcher zu befreien.

Aber ich ſage Ihnen, daß es mir nicht einfällt, wollte ich dies, mein lieber Herr Baron, dann fände ich die Mittel und Wege auch ohne Ihre Güte — danke alſo —

Bitte, bitte, lieber Capitain, verſetzte Frech lächelnd; übrigens bin ich der Anſicht, daß alle Protectionen vergebens wären, jetzt

ist er kaum an Ort und Stelle, hat er aber selbst sein Bestimmungsziel erreicht und ereilte ihn auch die Begnadigung, so dürfte er schwerlich noch davon Gebrauch machen, denn die meisten Auskömmlinge unterliegen dort sogleich irgend einem bösen Fieber — das liebe Südamerika hat seine Schrecken; aber sagen Sie mir, warum hassen Sie diesen unbedeutenden Menschen so sehr, daß Sie sich auf diese Weise rächen konnten.

Aus Gründen — versetzte Guido kurz und bestimmt.

Etwa kleine Eifersüchteleien aus der Heimath?

Seien Sie doch nicht neugierig wie ein altes Weib —

Ich interessire mich für Sie, das ist Ihnen bekannt, versetzte Frech mit jenem ihm eigenthümlichem Lächeln, darum eben wollte ich hören, ob —

Beruhigen Sie sich darüber — Eifersucht ist nicht das Motiv — jene Bauerndirne, die Sie höchstens als Veranlassung zur Eifersucht bezeichnen müssen, ist mir gleichgiltig, obgleich ich sie doch zu heirathen gedenke, außerdem aber liebt das einfältige Ding nicht einmal den Proletarier.

Haben Sie Marie Hoffmann gesehen?

Nein — ich verlangte auch nicht danach, ihr Vater, der erbärmliche Lump, hat mir übrigens Dinge gesagt, für die mich zu rächen der Augenblick nicht gestattete, die ihm aber doch einmal theuer werden sollen —

Meinen Sie etwa, daß der alte Hoffmann einmal Ihre Schulden bezahlen soll? fragte Frech mit etwas gedämpfter Stimme.

Wenn's angeht — auch das.

Dann allerdings würden sie ihm Gelegenheit geben, Sie seinen lieben theuren Schwiegersohn zu nennen, was aber jenen Punkt der Eifersucht betrifft, so glaube ich, daß außer Marie noch ein andrer Gegenstand —

Ah, Jeannette, rief Guido, dessen bleiche Wangen sich mit einer flüchtigen Röthe bedeckten.

Ganz recht — die Schicksalsbraut —

Leider ist sie mir seit dem Tage ihrer Entlassung aus der Haft verschwunden, und ich ersparte zwanzigtausend Francs für ein Geschenk auszugeben — dieses Verschwinden aber ist sicher nicht ohne Ihren Einfluß bewerkstelligt worden —

Will's allerdings nicht leugnen.

Dann haben Sie mir aber die Unwahrheit gesagt — sie sollte mein sein, gleich nach Beginn des sogenannten dritten Actes.

Und dieser hat begonnen — versetzte Frech mit unheimlicher Bedeutung.

Und doch haben Sie mir das Mädchen entzogen, also noch einmal, Sie haben die Unwahrheit gesagt.

Ich sprach nur von einer Begegnung, von Liebe war noch nicht die Rede.

Wird doch aber kommen? — frägte Guido, während aus seinen fahlen Blicken ein neuer Glanz auftauchte.

Sicher wie der Tod — antwortete Frech unheimlich, ach wird das eine Scene geben, eine Scene, wie sie dramatischer noch niemals dagewesen — Sie werden deutlich das Beifallsklatschen des Zuschauers vernehmen — doch noch möchte ich über einen andern kleinen Scherz von Ihnen Auskunft haben.

Ich wüßte nicht, welchen Sie meinen —

Nun den — mit der jungen Frau.

Zum Teufel, sind Sie auch davon unterrichtet?

Sie wissen wie sehr ich mich für Sie interessire, da Sie doch die erste Liebhaberrolle in meinem Drama übernommen haben.

Sie sind der Teufel selber —

Selber, das wollen wir nicht sagen, — aber doch mit ihm sehr befreundet, versetzte Frech bedeutungsvoll.

Woher wissen Sie denn nun —

Lassen Sie jede Frage deshalb — genug, ich weiß, und in der That, ich bedaure die junge Frau, die nur der Leichtsinn und Ihre Ueberredungskunst zu Ihrer Begleiterin gemacht haben — im Uebrigen bin ich überzeugt, daß sie schuldlos ist —

Mag schon sein —

Ich bin überzeugt, es ist — —

Und wenn dem so wäre, was liegt Ihnen daran?

O, mehr als Sie glauben, doch davon später, augenblicklich nur so viel, daß von der Unschuld dieser Dame das Glück einer Ehe, ja einer ganzen Familie abhängig ist —

Was interessirt mich eine glückliche Familie oder Ehe? — ich lebe nur für mich, das Heil Anderer ist mir gleichgiltig — doch vor allen Dingen, mein Herr, halte ich auch Sie nicht für einen Philantropen, warum also sollte Ihnen, wie Sie vorhin behaupteten, mehr daran gelegen sein, als mir ohne?

Weil ich mich mit meiner Ehre für die Unschuld der Dame verbürgt habe —

Wie konnten Sie das?

Wie gesagt, ich glaube überzeugt zu sein —

Sie sind ein Thor, Sie können weder

leugnen noch bestätigen, aber ich ersehe daraus überhaupt, daß auch schon Andere darum wissen —

Wie sollte verschwiegen bleiben —

Was Ihnen bekannt ist, meinte Guido lächelnd.

O, wer der Urheber dieses Bekanntwerdens auch sein mag, das kommt hier gar nicht in Betracht, freilich muß Ihnen dieser Scandal unangenehm sein —

Unangenehm? Sie täuschen sich!

Wie, eine solche Neuigkeit, die ganz Paris —

Ist mir nur schmeichelhaft, und in meiner einförmigen Lebensweise bietet gerade ein solcher Eclat einmal eine interessante Abwechselung.

Sie sind seltsam.

Mag sein, aber ich liebe dergleichen, es erscheint mir interessant, unendlich interessant, einmal als Nebenbuhler eines hochgestellten Mannes gelten zu können, alle Ehemänner werden mir mit Respect begegnen, und der Damenwelt pflegt man durch solche Excesse noch mehr zu imponiren.

Aber Sie sind Officier — Ihre Stellung steht auf dem Spiel —

O glauben Sie das nicht, ich habe mächtige Gönner und Verdienste, Sie wissen, wie ich für die Wahlen des Kaisers in spe agitirte — ganz abgesehen von Allem aber jagt man wegen solcher Lapalien keinen brauchbaren Officier davon.

Frech lächelte.

Es könnte zum Duell kommen, sagte er dann.

Desto besser, am liebsten wäre es mir in diesem Falle, wenn ich den beleidigten Gatten todt schösse.

Gewöhnlich pflegt bei allen Duellen der Beleidigte und niemals der Beleidiger zu fallen, es könnte indessen einmal eine Ausnahme von der Regel stattfinden — wie dann?

Nun denn ersparen Sie die Aufführung Ihres Trauerspiels zu vollenden —

O, dieses müßte doch von Statten gehen denn es giebt außer Ihnen noch —

Lassen Sie das, sagen Sie mir, ob der beleidigte Gatte schon weiß, wer die Ehre hatte —

Er weiß — und wird Sie heute Abend besuchen.

Die Sache ist also richtig —

Ist Ihnen dieser Besuch nicht peinlich?

Durchaus nicht, im Gegentheil —

Er hält Sie für seinen Freund —

Warum war er so thöricht; als erfahrener Mann wissen Sie, was man im Allgemeinen von sogenannten Freundschaften halten muß, auch Sie haben mir oft gesagt, Sie wären mein Freund, und ich — lachte Ihnen — in's Gesicht.

Was ich sehr natürlich fand, versetzte Frech lächelnd.

Warum that nicht der General ein Gleiches?

Weil er einer jener Männer ist, die noch auf Treu und Glauben halten —

Der Narr — nun sieht er, was er von jenen Chimären zu halten hat; übrigens pflegte er auch hierher zu kommen.

Er wird auch heute nicht fehlen, noch aber ist nicht die Stunde da, in welcher er gewöhnlich eintrifft, und, falls Sie sich entfernen wollen, wäre es jetzt an der Zeit, denn diese Begegnung kann Ihnen unmöglich erwünscht sein.

Ich werde mich deshalb keinen Augenblick geniren, was mir der Herr General zu sagen hat, wird er hier schwerlich zur Sprache bringen.

Also Sie bleiben?

Gewiß, ich kann dem Herrn General offen in's Antlitz sehen.

Das beweist um so mehr, daß Sie ihn nicht beleidigt haben, seine Ehre also nicht beschimpft sei.

Ist damit durchaus nicht gesagt.

Ich erwarte von Ihnen, daß, wäre selbst die Dame schuldig, Sie schon aus Ritterlichkeit ihr Unglück verschweigen müßten.

Dann gäbe es keinen Eclat —

Also in der That nur um deßwillen?

Ja, ich würde nicht die Unschuld bethenern, selbst wenn ich Ursache dazu hätte; ich will einmal, daß man von mir spreche —

Aber bedenken Sie, wenn Sie den ehrenhaften General noch obenein tödteten?

Das gehört dazu und ist mir ganz gleichgiltig.

Paßt freilich noch in den dritten Act hinein, aber ich muß gestehen, es wäre mir in diesem Falle lieber, eine Scene streichen zu können, es giebt deren schon genug.

Mein Herr — Sie erscheinen mir lächerlich.

Darf ich fragen, warum?

Weil Sie plötzlich den Gefühlvollen spielen wollen, wenn Sie diese Maske Anderen zeigen, so habe ich dagegen nichts einzuwenden, mir gegenüber halte ich sie für lächerlich.

Es ist wahr — ich kann Ihnen nur Recht geben, meinte Frech lächelnd, erhob sich und bald darauf sehen wir ihn an einem andern

Tische mit einem Herrn Domino spielen, nur von Zeit zu Zeit seine Blicke nach dem Nachbar herüber werfend.

Plötzlich trat der General ein und nahm seinen gewöhnlichen Platz ein. Außer dem düstern Ernst, der sein Antlitz beherrscht, nahmen wir keine Veränderung an ihm wahr.

Er hat Guido von Rautenberg noch nicht bemerkt, er würde ihn sonst begrüßt haben, denn noch ist es ihm unbekannt, daß er derjenige ist, von welchem er bald Rechenschaft fordern sollte.

Die Gemahlin des Generals weilte bereits in Paris, aber noch hatte der General gegen sie nichts von dem höllischen Argwohn geäußert, der ihn zu zermalmen drohte.

Sie war vor zwei Tagen nach seiner Ankunft eingetroffen und natürlich höchst unangenehm überrascht, den Gatten vor sich zu sehen, dessen Liebe, dessen Hingebung und Aufopferung sie nahe daran gewesen war, durch die schwärzeste, schimpflichste Undankbarkeit zu belohnen, deren je ein Weib fähig wäre.

Sie war aus armer, bürgerlicher Familie, der General hatte sie zu dem Range erhoben, den sie jetzt in der Gesellschaft einnahm, und wir wollen es zu ihrer Ehre gestehen, daß ihr der Verführer wohl eine Schlinge gelegt, sie aber nicht gefangen hatte.

Er galt als der Freund ihres Gemahls, bald flüsterte er ihr zu, daß er sie liebe, Amalie schenkte seinen Bewerbungen nach langen, bittern Kämpfen Gehör und war sogar unbesonnen, wir wollen sagen, betäubt, verblendet genug, seinen Bitten, ihn nach Baden zu begleiten, zu folgen.

Aber noch ein anderer Umstand kam hier in Betracht, Amalie liebte das Spiel bis zur Leidenschaft — und wir wollen annehmen, daß diese der mächtigere Beweggrund zu ihrer Reise war.

Amalie war schon bei ihrer Ankunft in Baden zur Besinnung gekommen, die fremde Stadt, die unbekannte Sprache, andere Menschen, Alles dies trug dazu bei, sie aus dem Taumel zu reißen, der sie dem Abgrund nahe zu bringen drohte, sie erschrack vor ihrem Beginnen, dachte an ihren Gatten, zerfloß in Thränen der Reue, noch bevor sie gefehlt, wies den Mann, der sie auf's Neue beschwor, mit aller Energie der siegenden Tugend in seine Schranken zurück, und die einzige Gunstbezeugung, deren sich Guido zu erfreuen hatte, war, daß er sie auf der Reise begleiten durfte und sie im Spielsaal sich gegenübersah.

Wenngleich nun Amalie mit ihrem reinen Gewissen in keinen Conflict gerathen war und ihrem Gemahl nichts zu berichten hatte, so fühlte sie doch etwas von Bangen, sobald er sie fixirte, und am heutigen Abend beim Thee wollte sie ihm Alles — Alles bekennen.

Noch hatte, wie gesagt, der General weder durch Worte noch durch sein Benehmen gegen sie verrathen, was ihm auf dem Herzen brannte und was ihn auch in diesem Augenblicke mit jenem düstern Ernst erfüllte in welchem wir ihn im Club wiedersehen.

Bald nachdem der General eingetreten war, hatte Frech das Spiel geendet und sich zu ihm begeben.

Der alte Herr begann zu zittern, als sich Frech ihm nahte.

Herr General, flüsterte dieser, der Ihnen außer Ihrer Gemahlin Rechenschaft geben kann, ob Ihre Ehre beschimpft ist oder nicht, ist anwesend.

Hier? fragte der Angeredete, mit weit aufgerissenen Augen.

Hier.

Wo — wo?

Dort sitzt er, sagte Frech und deutete auf einen in kurzer Entfernung Sitzenden.

Großer Gott — das ist —

Baron Guido von Rautenberg, Capitain — —

Mein Herr, ich kann nicht glauben —

Sie werden hören, ich habe ihn auf Ihren Besuch am heutigen Abend vorbereitet, und gegen zehn Uhr wird er Sie erwarten.

Barmherziger Gott, der Capitain ist mein Freund —

O, ich beklage Sie, Herr General, aber wie gesagt, wir wollen hoffen, daß diese Freundschaft noch nicht —

O Gott — ich vermag nicht länger hier zu athmen — fort — fort!

Und hinaus stürzte der würdige Mann, der sich nur mit vieler Mühe beherrschen konnte, daß er seinen Gefühlen nicht durch einen lauten Schrei der Verzweiflung Luft machte.

In stürmischer Hast eilte er seiner Wohnung zu, und bald stand er seiner Gemahlin gegenüber.

Amalie, redete er diese in sanfter Weise an, während sein Inneres erbebte, Du hast mir oft betheuert, daß Du mich liebst.

Und ich wiederhole diese Betheuerung, sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit.

Gut — Du warst verreist, und noch habe ich nicht gefragt, wohin Du Dich während meiner Abwesenheit begeben hast —

Ich ehre dieses Vertrauen unendlich.

Du wirst gestehen, daß ich ein Recht habe, danach zu forschen — wo warst Du?

In Baden, mein Gemahl —

Was führte Dich dorthin?

Zunächst Neugier, den weltberühmten Kursaal daselbst kennen zu lernen.

Und eine Dame von hohem Range, wie Du, begiebt sich allein auf Reisen? fragte der General, der seine Gemahlin mit durchdringenden Blicken musterte.

Ich war nicht ohne Begleitung, nahm Amalie nach kurzer Ueberlegung, aber mit Festigkeit das Wort.

Und wer war mit Dir? fragte der General mit wankender Stimme.

Capitain von Rautenberg.

Der General schien über dieses offene Geständniß seiner Gemahlin ein wenig überrascht, vielleicht auch einigermaßen erleichtert.

Lassen wir nun das Ehepaar allein, indem wir draußen lauschen, so dürften wir Betheuerungen von Unschuld und Reue, Geständnisse von Verirrung, doch nicht von Verbrechen — und lautes, heftiges Schluchzen hören — dann folgte Schweigen — aber nicht das der Verzweiflung, der Unheimlichkeit, sondern das der — Beschwichtigung aufgeregter Seelen — das der Beruhigung —

Guido lag ausgestreckt auf seinem Sopha und blickte den mächtigen Rauchwolken, die seiner Cigarre entstiegen, gedankenvoll nach.

Es hatte zehn Uhr geschlagen, als der Diener ihm den Besuch des Generals von B....g meldete.

Er möge eintreten, gebot Guido und empfing wenige Minuten später den Gemeldeten.

Ah, mein lieber General, rief er, dem Angeredeten freundlich entgegengehend; was verschafft mir die Freude?

Der General blickte ihn ernst an und zog die Hand zurück, nach welcher Guido die seine ausgestreckt hatte.

Ich komme in einer ernsten Angelegenheit, sagte er kalt.

Das klingt in der That düster, bitte sich zu erklären, ich bin bereit, Sie zu hören.

Sie nannten sich meinen Freund?

Und Sie hielten mich dafür?

Allerdings — das that ich, und noch bin ich geneigt, Sie nicht für meinen Feind, wohl aber für einen hinterlistigen Buben zu halten.

Herr General! schrie Guido.

Geduld — antworten Sie mir auf meine Fragen, sagte der General, welcher den Ungestümen fest am Arme hielt, alles Uebrige wird sich finden.

Ich bin Officier —

Ich desgleichen, nur ein höherer als Sie — Sie haben es gewagt, meiner Gemahlin Ihre Liebe zu gestehen.

Das werde ich nicht leugnen.

Sie war verblendet von dem Zauber Ihrer Redeweise, womit Sie es so trefflich verstehen sollen, auf das weibliche Herz zu wirken, und schenkte Ihnen einige Augenblicke Gehör, ja, sie ging sogar so weit, mit Ihnen eine Reise nach Baden, Ihrer Heimath zu machen, trotz all dem aber hat sie sich von Ihrer weiblichen Würde nichts vergeben — sie betheuerte ihre Unschuld — aber es ist meine Pflicht, ich will auch Sie hören.

Und ich bin nicht verpflichtet, mich darüber auszulassen.

Herr — ich bin der beleidigte Gatte und komme zu dem Beleidiger, um auch aus seinem Munde zu hören, daß die Tugend meiner Frau unverletzt blieb — nichts ist natürlicher als das, und Sie halten sich nicht für verpflichtet, mir darüber Auskunft zu geben?

Der General stand hoch aufgerichtet, seine Stimme bebte, seine Augen glühten vor Zorn.

Niemand auf der Welt vermag mich dazu zu zwingen.

O Sie sind ein Elender, ein verworfener Bube, der nicht einmal so viel Bravheit und Ritterlichkeit besitzt, die Ehre einer Frau zu vertheidigen, selbst wenn diese befleckt wäre, müßte der Schuldige das Verbrechen leugnen, Sie aber ein ehrloser, erbärmlicher Wicht, sind so jämmerlich, bloß um Ihrer Eitelkeit nicht zu nahe zu treten, um sagen zu können, der Baron Rautenberg sei der Begünstigte der Generalin B., die Unschuld meiner Gemahlin nicht zu bekennen — ich fordere Sie also auf, im Namen der Ehre meiner Frau, um meiner eigenen, um Ihrer Ehre willen, hier zu erklären, daß meine Frau rein und makellos dastehe und nicht dem Gifthauch Ihrer Ueberredungskunst zum Opfer gefallen —

Guido ließ ein spöttisches Lächeln um seinen Mund schweben.

Und wer will mich zwingen, ein solches

Geständniß zu machen? sagte er in höhnischer Weise.

Sie weigern sich?

Ich werde mich darüber nicht auslassen.

O Sie Nichtswürdiger, der Sie sich unter der Maske der Freundschaft in mein Haus geschlichen und mein Vertrauen so schmählich gemißbraucht haben, Sie suchten meine Gemahlin zu verblenden, sie widerstand und Sie wollen dies nicht einmal dem Manne einräumen, der nichts Anderes von Ihnen verlangte —

Ich wollte und will nicht.

Sie werden nun wohl einsehen, daß einer von uns Beiden zu viel auf der Welt lebt.

Einer von uns Beiden möge also ihren Freuden entsagen, versetzte Guido mit spöttischem Lachen.

So soll denn die Waffe entscheiden, versetzte der General mit fester Stimme — Sie werden morgen eine Forderung erhalten und hoffentlich nicht zu feig sein, auf dem Kampfplatz zu erscheinen.

Wir werden uns wiedersehen — sagte Guido mit Bedeutung, und der General verließ mit hastigen Schritten das Zimmer.

Eine Stunde später stand er vor seiner Frau, deren Blicke in Thränen schwammen.

Amalie — ich habe mit ihm gesprochen, redete er sie mit leiser Stimme an.

Und er hat bestätigt, was ich sagte?

Nein.

O der Schändliche.

Er ließ mich in Ungewißheit, und ein mehr mißtrauischer Gatte als ich, würde nicht wissen, woran er wäre.

Ich bin schuldlos, mein Gemahl, betheuerte Amalie mit schluchzender Stimme, o der niedrige Mensch ist erbärmlich genug, mich zu verdächtigen.

Du hättest den Elenden meiden müssen, Amalie, ihn nicht der Ehre würdigen sollen ihn anzuhören, nun aber bist Du gar in seiner Begleitung nach Baden gereist, und dieser Umstand gab dem Elenden Veranlassung, sich geschmeichelt zu fühlen und vielleicht gar damit zu renommiren.

Gott, mein Gemahl, was soll ich thun, um Dich zu überzeugen, daß ich schuldlos bin?

Sei ruhig, Amalie, ich glaube Dir, aber dieser Elende —

Soll mir bekennen, unterbrach Amalie ihren Gatten, daß ich seine zudringlichen Bewerbungen mit Abscheu zurückwies, und ich will ihm sagen, daß ich ihn hasse, verachte und verabscheue — o ich will mich rächen.

Ueberlasse mir die Rache, Amalie, sagte der General und verließ mit feierlicher Ruhe das Zimmer.

Der Erwählte von sieben Millionen.

Durch den Staatsstreich vom 2. December hatte die französische Republik ihre parlamentarische, gesetzgebende Macht verloren und in der Person Louis Napoleons den Repräsentanten der höchsten, gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt gefunden.

Napoleon hatte sein politisches Ziel erreicht — der kühnste Traum seiner Jugend war erfüllt und seine Agitationen, wie die seiner Anhänger waren nicht vergebens gewesen.

Schon sehr bald zeigten sich für die Dictatur gewichtige Zeichen der Zustimmung. Zunächst war es Kaiser Nicolaus von Rußland, welcher dem „Retter der Gesellschaft“ wegen des gelungenen Staatsstreichs seine herzlichsten Glückwünsche übersandte.

Im Januar selbst erklärten viele der legitimistischen Häupter und die höhere Geistlichkeit ihre vollkommene Zufriedenheit mit der neuen Herrschaft.

Hatte doch auch klugerweise eine der ersten Verordnungen Louis Napoleons der Geistlichkeit geschmeichelt, indem sie die bisher zu profanen Zwecken benutzte Kirche von St. Geneviève — das Pantheon — dem Gottesdienste zurückgegeben.

Auch gehörte die Einführung einer strengeren Sonntagsfeier zu einer der frühesten Anordnungen des Präsidenten, und andere, zu gleicher Zeit erschienene Einrichtungen waren vollkommen geeignet, jeden Widerstandsversuch auf das Entschiedenste zurückzuweisen.

So thaten dies hauptsächlich die Verhängung von Belagerungszuständen über den größeren Theil des französischen Gebiets, die massenhaften Verhaftungen, die Deportationen aller Personen, die dem Präsidenten verdächtig erschienen und ebenso die gewaltsamen Unterdrückungen von Journalen und Zeitungen.

Das erste officielle Resultat in Zahlen, welches die Appellation an das Volk lieferte, wurde am 24. December bekannt gemacht.

Dies bezog sich auf die Wahlen des Seine-Departements. Von 394,069 eingeschriebenen Wahlen hatten 136,791 mit Ja und 98,511 mit Nein gestimmt.

Natürlich hatten die Agitationen bei diesen Wahlen in derselben Weise stattgehabt, wie wir sie vom December des Jahres 1848

erzählt haben, ja noch in weit höherem Grade wie damals, denn der Präsident hatte jetzt größere Gewalt, und was sich nicht gefügig zeigte, wurde gemaßregelt, und namentlich fallen in diese Zeit die meisten Beamten entlassungen und sonstige Chikanen gegen alle Widersacher.

In der Armee waren 226,661 bejahende und 16,348 verneinende Stimmen abgegeben worden, in der Flotte betrug die Zahl der Ja- nur das Dreifache der Nein-Stimmen.

Am 21. December Abends überbrachte die consultative Commission dem Präsidenten der Republik das Protokoll über die bekannt gewordenen Wahlen im Lande.

Es fehlten noch die Wahlresultate der Ortschaften dreier Departements und Algiers. — Die bekannt gewordenen Abstimmungen ergaben 7,439,216 Ja- und 640,837 Nein-Stimmen — sie erhöhten sich später entsprechend auf 7,481,636 und 647,292 Stimmen.

Das Ja von sieben Millionen galt nicht allein der Bestätigung der zehnjährigen Präsidentschaft Louis Napoleons, sondern auch der Zustimmung zu einer neuen Verfassung, welche von dem Präsidenten entworfen werden sollte.

Diese Verfassung erschien am vierzehnten Januar 1852. Das Wesentliche derselben war: ein verantwortliches Staatsoberhaupt wird durch zwei Versammlungen controllirt; eine Kammer, die den Namen „Gesetzgebender Körper" annimmt, durch das allgemeine Stimmrecht erwählt, votirt die Gesetze und die Steuern — eine andere Versammlung, der Senat sollte aus Bestandtheilen zusammengesetzt sein, die in jedem Lande rechtmäßigen Einfluß üben, ein berühmter Mann, Vermögen, Talent und geleistete Dienste berechtigten zu den Ansprüchen ein Senatsmitglied zu sein.

Bevor die Staatskörper in's Leben traten, hatte die Regierung ihre gesetzgeberische Thätigkeit in einer Fülle von Decreten und Reorganisationsmaßregeln gezeigt.

Ein Decret vom 12. Januar löste die Nationalgarden in ganz Frankreich auf und verordnete deren Neubildung.

Die Organisation des Staatsraths wurde am 26. Januar decretirt, nachdem am 23. die Errichtung eines Staatsministeriums und eines Ministeriums der allgemeinen Polizei angekündigt war.

Ein Decret desselben Tages sprach die Confiscation der Güter der Familie Orleans zu Gunsten des Staats und verschiedener wohlthätiger Einrichtungen aus — zehn Millionen waren zum Bau gesunder Wohnungen für die Arbeiter großer Städte bestimmt worden; — ein organisches Preßgesetz erschien am 2. Februar; das Decret über den öffentlichen Unterricht am 10. März; eine neue Verordnung über die Ehrenlegion am 17. März.

Endlich wurde am 27. März das Decentralisationsdecret erlassen, welches den Präfecten eine größere Macht verlieh und welches durch ein Decret vom 18. Juni ergänzt wurde, demzufolge die Bürgermeister von Lyon einen Theil ihrer bisherigen Abhängigkeit verloren.

Endlich am 29. März waren die großen Staatskörper, der Senat und der gesetzgebende Körper zusammengetreten, und Napoleon eröffnete sie mit einer pomphaften Rede.

Das erste Geschäft des Senats war das, die Civilliste des Präsidenten zu erhöhen, und am 2. April votirte er einstimmig eine jährliche Civilliste von zwölf Millionen Francs und die Benutzung der ehemaligen Kronschlösser nebst Jagden.

Louis Napoleon dankte in seiner Botschaft den Mitgliedern des Senats für die loyale Beihilfe zur Befestigung der neuen Staatseinrichtungen und forderte sie auf, bei ihrer Rückkehr in die Departements der getreue Widerhall dessen zu sein was in Paris vorgehe, des Gefühles, das dort herrscht, des Vertrauens auf die Versöhnung und des Friedens.

„Sagen Sie," hieß es am Schlusse der Botschaft, sagen Sie Ihren Committenten, daß Sie in Paris, diesem Herzen Frankreichs diesem revolutionären Mittelpunkte, welcher abwechselnd Licht und Brand über die Welt verbreitet, ein ungemein großes Volk daran arbeiten gesehen haben, die Spuren der Revolution zu vernichten, sich freudig der Arbeit, ruhig der Zukunft überlassen. Das Volk, welches noch vor Kurzem, in seinem Wahnsinn jedes Zügels spottete, haben Sie mit Zuruf unsere Adler begrüßen sehen, die Adler, die zugleich das Sinnbild des Ruhmes und der Macht sind.

Und noch mehr als dies sollen die Herren, an die sich Napoleon wandte, sehen können.

Seit dem Mai schon war ihnen Gelegenheit gegeben, Zeugen des täglich wiederkehrenden Schauspiels zu sein, welches eine Art von Apotheose des Präsidenten aus-

Dieſelbe Bevölkerung, welche vier Jahre vorher an allen Orten Freudenbäume aufpflanzte, feierte jetzt die Büſten Louis Napoleons, ſtellte dieſelben auf Märkten und öffentlichen Plätzen aus und ließ ſie durch Geiſtliche einſegnen.

Aber noch andere Huldigungen wurden der Perſon des Präſidenten gezollt:

Abgeſehen von den Kaiſerrufen, die ſich bei den militairiſchen Revuen, welche der Präſident abhielt, wiederholten, waren bei dem Senate im Anfang des Juli, ſchon zweihundert Petitionen, um Wiederherſtellung des Kaiſerthums eingegangen; ihre Zahl mehrte ſich täglich.

Die Bezirksräthe, welche im Auguſt verſammelt waren, demonſtrirten gleichfalls mehr oder weniger offen für ein anderes Kaiſerreich, und als der Präſident in dieſem Jahre ſeine Reiſen machte, da verlöſchten nicht mehr jene ſtörenden Rufe: „es lebe die Republik!“ den Eindruck, den die Kaiſerrufe hervorbrachten.

Auf ſeiner Reiſe nach dem Elſaß, im Juli, ſchien es, als wollte der Präſident noch kein Ohr für dieſe Rufe haben.

Seit jedoch Napoleon im September, nachdem er im Auguſt Begnadigungsakte vollzogen — die Reiſe nach dem Süden angetreten, um wie er den Hauptzweck ſeiner Reiſe bezeichnete, die Intereſſen der arbeitenden Klaſſen zu ſtudiren, drängten ſich, von den Behörden begünſtigt und geleitet, die Kaiſerdemonſtrationen unwiderſtehlich an ihn heran.

Die Enthüllungsfeier der Reiterſtatue des Kaiſers Napoleon I., am 30. Septbr. gab dem Präſidenten Anknüpfungspunkte zu Aeußerungen, die ſich auf jene Kaiſerdemonſtrationen bezogen.

„Der Kaiſer,“ ſagte Louis Napoleon in ſeiner Rede, war der Vermittler zwiſchen zwei feindlichen Jahrhunderten; er tödtete das alte Regime, indem er Alles herſtellte, was überall die Wohlthaten der Revolution triumphiren machte; eben deshalb ſollen Jene, die ihn geſtürzt haben, bald ihren Triumph beklagen; was ſeine Vertheidiger betrifft, habe ich nöthig, daran zu erinnern, wie ſehr ſie ſeinen Fall beweint haben? Auch hat das Volk, ſobald es ſich Herr ſeiner Wahl ſah, die Augen auf den Erben Napoleons geworfen und aus dem nämlichen Grunde erſcholl von Paris nach Lyon, auf allen Punkten meiner Durchreiſe der einmüthige Ruf: „es lebe der Kaiſer!“ Dieſer Ruf iſt aber in meinen Augen weit mehr eine Erinnerung, die mein Herz rührt, als eine Hoffnung, die meinen Stolz aufregt... Wir ſind kaum aus den Augenblicken der Kriſis heraus, wo, weil die Begriffe von gut und böſe durcheinandergeworfen waren, die beſten Geiſter ſich verführen ließen.

Die Klugheit und die Vaterlandsliebe erheiſchen, daß in ſolchen Augenblicken die Nation ſich ſammle, bevor ſie ihre Geſchicke feſtgeſtellt, und, es iſt für mich ſchwierig, Dienſte leiſten kann. Wenn der beſcheidene Titel Präſident die Miſſion erleichtern könnte, die mir anvertraut wurde, und vor welcher ich nicht zurückgebebt bin, ſo würde nicht ich, aus perſönlichem Intereſſe dieſen Titel gegen den eines Kaiſers zu vertauſchen wünſchen

Eine größere Geneigtheit für den Titel, der in Lyon beſcheiden in den Hintergrund gewieſen wurde, ſchien die Rede zu verrathen, welche der Kaiſer am neunten October, alſo drei Wochen ſpäter, in Bordeaux bei einem glänzenden, von der Handelskammer veranſtalteten Feſte hielt.

Heute, ſagte er, umgiebt mich Frankreich mit ſeinen Sympathien, weil ich nicht zur Familie der Ideologen gehöre. Um das Wohl des Landes zu ſchaffen, bedarf es nicht neuer Syſteme, aber vor Allem, Vertrauen für die Gegenwart, Sicherheit für die Zukunft. Deshalb ſcheint Frankreich zum Kaiſerreich zurückzukehren. Nichtsdeſtoweniger giebt es eine Befürchtung, auf die ich antworten muß. Gewiſſe mißtrauiſche Perſonen ſagen: das Kaiſerreich iſt der Krieg! Ich ſage: das Kaiſerreich iſt der Frieden! — Es iſt der Frieden, denn Frankreich will es, und wenn Frankreich befriedigt iſt, iſt die Welt ruhig. Der Ruhm knüpft ſich wohl an das Erbe, aber nicht der Krieg. Haben denn die Fürſten, welche ſich mit Recht rühmten, Enkel Ludwigs des Vierzehnten zu ſein, ſeine Kämpfe erneuert? Krieg führt man nicht zum Vergnügen, ſondern aus Nothwendigkeit.

Nachdem Napoleon in dieſer Rede die Reformen und die wohlthätigen Einrichtungen herzählte, welche ein neues Kaiſerreich zu bewerkſtelligen habe, ſchloß er in folgender Weiſe:

So verſtehe ich das Kaiſerreich, wenn es ſich wieder erhebt. Das ſind die Eroberungen, welche ich anſtrebe, und Sie Alle,

die mich umgeben und gleich mir das Glück des Landes wollen, Sie sind meine Soldaten!

Am 10. October traf der Präsident wieder in Paris ein. Das Schauspiel und Gepränge seines Einzuges war in Folge der Bemühungen und Anstrengungen der Behörden eines der glänzendsten und bedeutendsten, welches in der Hauptstadt in dieser Beziehung jemals vorgekommen.

Auf seinem Wege nach den mit wahrhaft kaiserlichen Pompe ausgestatteten Tuilerien hielten der Erzbischof, der Gemeinderathspräsident (Oberbürgermeister) und der Seine-Präfect Anreden an den Präsidenten.

Nur als Kaiser, rief der Letztere begeistert aus, können Sie die Versprechungen des glänzenden Programms von Bordeaux erfüllen.

Wenn Frankreich, gab Louis Napoleon zur Antwort, das Kaiserreich will, so geschieht es, weil ihm diese Regierungsform für seine Größe und seinen Namen bessere Gewähr zu leisten scheint. Was mich betrifft, unter welchem Titel ich ihm zu dienen berufen sein mag, ich werde ihm meine ganze Kraft meine ganze Hingebung widmen.

Schon am neunzehnten erschien ein Decret, welches, da es der Wunsch von ganz Frankreich wäre, das Kaiserreich wiederhergestellt zu sehen, die Verpflichtung des Präsidenten aussprach, den Senat zum vierten November zusammen zu berufen, damit er über die wichtige Angelegenheit entscheide.

In drei Sitzungen vom vierten bis zum siebenten November hatte der Senat darüber berathen, und an dem letztgenannten Tage wurde nach zweistündiger Berathung feierlich die Erhebung Louis Napoleons auf den Kaiserthron beschlossen.

Kaum war dieser Entschluß gefaßt, als sich sämmtliche Mitglieder des Senats in feierlichem Zuge nach St. Cloud begaben, woselbst der Vicepräsident Mesuard dem Prinzen den Senatsbeschluß überbrachte; Louis Napoleon sprach tief bewegt seinen Dank für den Eifer aus, womit der Senat sich beeilt hatte, dem Wunsche des Landes zu entsprechen.

Auch das Volk sollte am 21. und 22. November in ganz Frankreich seine Stimme über die neue Regierungsform abgeben.

Am 1. December, um 7 Uhr Abends, wurde in einer öffentlichen Sitzung des gesetzgebenden Körpers die Gesammtzahl der für das Kaiserreich abgegebenen Stimmen — 7,824,189 gegen 253,145 proclamirt.

Einige Minuten nach acht Uhr kamen die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers in St. Cloud an und wurden in den Salon des Mars geführt, während die einige Minuten früher erschienenen Mitglieder des Staatsraths in den Salons der Venus und der Diane sich aufhielten.

Der Oberceremonienmeister, Graf Bacciocchi, begleitet vom Grafen Feuillet de Conches, führte die Senatoren sogleich in die Gallerie des Apollo, wo dieselben, Vicepräsidenten und Secretaire an der Spitze, nebst den anwesenden Cardinälen, Marschällen, Admirälen und den Erzbischof von Paris, zur Rechten des in der Gallerie aufgerichteten Thrones Platz nahmen.

Der gesetzgebende Körper stellte sich dem Senat gegenüber, zur Linken, der Staatsrath hinter den Ministerbänken auf.

Nachdem die Ceremonienmeister dem Prinzen Ludwig Napoleon, welcher in seinem Kabinet mit den Ministern war, von der Ankunft des großen Staatskörpers benachrichtigt hatte, begab sich der Prinz in Begleitung der folgenden Personen in die Gallerie des Apollo, voran die Grafen Bacciocchi und Feuillet de Conches, die Ordonanzofficiere und die Adjudanten; Napoleon in der Uniform eines Divisionsgenerals, zu seiner Rechten der frühere König Jerome Napoleon Bonaparte, in großer Marschallsuniform, zu seiner Linken der Sohn desselben, Prinz Jerome in Civil, die Minister und der Seine Präfect.

Bei seinem Eintritt in die Vorhalle wurde Ludwig Napoleon von dem Zuruf aller Würdenträger des Senats begrüßt.

Die Versammlung empfing ihn stehend in der Gallerie mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“

Mit gemessenen Schritten und die Menge grüßend, naht sich Napoleon dem Throne und bleibt vor demselben stehen.

Die Minister stellten sich hinter die drei Prinzen, die Adjudanten und Ordonanzofficiere treten hinter die Minister.

Der Präsident des gesetzgebenden Körpers Billault trat vor, verneigte sich nach der linken Seite und hielt eine Rede, in welcher er dem Kaiser mittheilte, wie sehr ganz Frankreich die Stunde glücklich preist, in der es dem Kaiser die Krone bietet, die er nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Nation auf sein Haupt setzen wollte.

Dann hielt der erste Vicepräsident des Senats eine schmeichelhafte Rede in ähnlichem Sinne und schloß mit den Worten: Wir bitten Ew. Majestät, die Huldigungen

und Glückwünsche des Senats gütig aufzunehmen.

Beide Reden wurden wiederholt durch Zeichen des Beifalls unterbrochen, am Schlusse beider ertönte der Ruf: „Es lebe der Kaiser, es lebe Napoleon III.!“

Unmittelbar nach den Worten des Senatspräsidenten sprach auch der Kaiser in einer Rede seinen Dank aus und betheuerte zugleich, wie sehr es sein einziges Streben sei, die Nation zu beglücken.

Helfen Sie Alle mir, sprach er mit scharf betonender Stimme am Schlusse, auf diesem von so vielen Revolutionen durchwühlten Boden eine stabile Regierung zu errichten, deren Grundlagen die Religion, die Gerechtigkeit, die Redlichkeit und die Liebe zu den leidenden Klassen bildet. Empfangen Sie hier den Schwur, daß mir kein Opfer zu groß sein wird, um das Gedeihen des Vaterlandes zu sichern und daß ich den Frieden aufrecht erhalten, aber der Ehre und Würde Frankreichs nichts vergeben werde.

Unter dem erneuerten Ruf: „Es lebe Napoleon III.!“ verließ der Kaiser den Saal und begab sich mit den vorhin genannten Personen in derselben Ordnung in seine Gemächer zurück, und erst um zehn Uhr kehrten die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers nach Paris zurück.

So haben wir nun endlich den Mann, den wir vor sechs Jahren in den Straßen Londons als einsamen Wanderer, als Flüchtling von Ham in der Maurertracht kennen gelernt, den wir zwei Jahre später als Herrn Jackson im Hotel du Rhin wiedersehen, den Deputirten, den Präsidenten, durch den Staatsstreich über Blut und Leichen bis zum Kaiserthrone begleitet, auf den ihn der Wille der Nation gesetzt.

Louis Napoleon war Kaiser; Niemand konnte ihm diese Würde absprechen, er war Regent eines der mächtigsten Länder Europas, bald anerkannt von allen Mächten und wir werden erfahren, was er als Kaiser gethan.

Gefährliche Waffen.

An demselben Abend, in welchem in St. Cloud die Huldigung stattgefunden hatte, sehen wir in einem eleganten Zimmer in Paris eine imposante Damengestalt gedankenvoll auf dem Sopha sitzen.

Von Zeit zu Zeit blickt sie auf, als lauschte sie den Schritten irgend eines Nahenden, aber fast traurig ließ sie wieder das Haupt auf die Brust sinken, wenn sie bemerkte, daß sie sich getäuscht hatte.

Wir haben diese Dame seit vier Jahren nicht gesehen, aber wir erkennen sie auf den ersten Blick wieder.

Diese geistvollen Züge, diese seelenvollen Augen, dieser Alabasterteint und die schwarze Lockenfülle der Miß Howard sind noch dieselben geblieben, der geringe Zeitraum hat nichts von ihrer Schönheit geraubt, wir finden im Gegentheil, daß diese nur noch strahlender erschien.

Es war neun Uhr — Miß Howard setzte eine Glocke in Bewegung, und aus einem Nebenzimmer trat jene junge Dame, welche wir ebenfalls schon kennen gelernt — die Gesellschafterin Miß Howards ein.

Bleibe ein wenig bei mir, Nancy, ich bin von einer peinigenden Ungeduld gequält, dieser lästige Gast ist immer dann da, wenn man einen Andern erwartet, der nicht kommt.

Herr Mocquart wollte etwa um die nennte Stunde eintreffen.

Ganz recht, aber er ist abgehalten, da heute gewissermaßen die erste Cour stattfindet, der er beiwohnen muß.

Cour? wiederholte Nancy erstaunt.

Du meinst, eine Republik hat keine Cour, versetzte Miß Howard lächelnd, nun ich habe Dich absichtlich von den großen Ereignissen der neueren Zeit nicht in Kenntniß gesetzt, ja, ich enthielt Dir jede Zeitung, jedes Journal vor, um Dich desto mehr überraschen zu können —

Und ich bin durchaus nicht verstimmt deshalb, aber Sie machen mich doch ein wenig neugierig.

So weißt Du nichts?

Wie sollte ich wissen, da Sie selbst eben die Maßregeln nannten, die Sie in Bezug auf mich getroffen haben.

O man kann von großen Angelegenheiten Kenntniß erhalten, auch ohne daß man ein Blatt zur Hand nimmt.

Man kann es allerdings, aber ich schwöre Ihnen, daß ich nichts gelesen, nichts erfahren habe.

Dann ist es mir lieb, meinen Wunsch erfüllt zu sehen und Dich überraschen zu können — Du erinnerst Dich wohl jenes Abends, an welchem Du mir in London einst die Karte legtest.

Sehr genau, obgleich schon sechs Jahre darüber verflossen sind.

Du weißt, ich hatte an jenem Abend Besuch.

Ich erinnere mich — ein Constable hatte

Ihnen in irgend einer Angelegenheit seine Aufwartung gemacht.

Ganz recht — lächelte Miß Howard, und weißt Du, daß jenem Constable in diesem Augenblicke, im Schlosse zu St. Cloud die Kaiserkrone überbracht wird?

Nancy trat staunend zurück.

Was — wie — wer? fragte sie verwirrt —

Jener Constable war kein Anderer als Prinz Louis Napoleon, den Du währenddessen hier kennen gelernt hast —

Und seine Hoheit?

Aus einem Prinzen wird ein Kaiser, und in nächsten Tagen werden von allen Höfen Europa's Beglückwünschungsschreiben an den neuen Regenten, Napoleon III., Kaiser der Franzosen, eingehen.

O dann gratulire ich auch Ihnen von ganzem Herzen Miß! rief Nancy, eilte mit freudiger Bewegung auf Miß Howard zu und machte Miene, sie zu umarmen.

Nancy, was willst Du?

O — ich bin so glücklich in dem Bewußtsein, daß nun auch Sie — —

Ich verstehe Dich nicht Nancy, unterbrach Miß Howard ihre Gesellschafterin, sprich deutlich was willst Du?

Die Angeredete warf einen forschend-fragenden Blick auf die Dame, welche auch ihrerseits sehr erregt schien und wohl ahnen mochte, was Nancy sagen konnte, es aber deutlich aus ihrem Munde hören wollte.

Miß Howard ich legte Ihnen einst die Karte —

Ich erinnerte Dich soeben daran —

Dann wissen Sie auch, was ich damals prophezeihte —

O, sehr genau, gute Nancy, dergleichen vergißt eine Dame niemals.

Und dann begreifen Sie nicht, warum ich Ihnen Glück wünsche?

Was hat das mit dem gemein, was ich Dir so eben in Bezug auf Se. Hoheit, aber jetzt Se. Majestät, den Kaiser mittheilte?

Se. Hoheit ist Kaiser und nun —

Nun? fragte Miß Howard mit hochklopfendem Herzen.

Darf ich es aussprechen —

Ich glühe vor Ungeduld; sprich also, und nun?

Müssen Sie die Nächste sein, welche die Huldigungen als Kaiserin empfängt —

Miß Howard stieß einen leichten Schrei aus —

Kaiserin — was sagst Du?

Sie und keine Andre —

Du sprichst so bestimmt — so zuverlässig sagte Miß Howard mit etwas beengtem Athem und mit Blicken freudiger Erregung.

Ich erkläre es bestimmt, trotzdem eine Andre noch diese stolze Hoffnung hegt —

Miß Howard wurde trotz des Wonnegefühls von künftiger Größe, denn sie war berechtigt, solche Hoffnung zu hegen, leichenblaß, bemühte sich indessen, ihren Schreck in keiner Weise zu äußern, erzwang sogar ein Lächeln —

O das ist ja ganz allerliebst, sagte sie in scheinbar heiterer Laune, ich bin übrigens überzeugt, daß Paris noch Frauen hat, welche sich berechtigt wähnen, Frankreichs Herrscherin zu werden, Du aber Nancy, sprichst bestimmt, so bestimmt, als müßtest Du eine solche kennen, mir ist sie unbekannt, deshalb möchte ich diese Hoffnungsvolle von Dir näher bezeichnet sehen, in der That nur Neugier, kein weiteres Interesse leitet mich, sprich also, wen meinst Du?

Die ich meine ist nicht in Paris, auch nicht Französin —

Etwa eine Tochter Englands, gleich mir? Das wäre originell —

Sie ist Spanierin —

Und ihr Name?

Gräfin Teba de Montigo —

Diese Dame ist mir bekannt, ich weiß indessen nicht, daß sie zum Kaiser in mehr als freundschaftlicher Beziehung steht — versetzte Miß Howard ein wenig kleinlaut.

O diese Dame ist stolz, sie verleugnet ihren Nationalstolz durchaus nicht, und ich glaube überzeugt zu sein, daß sie es unter ihrer Würde halten dürfte, sich zu einer Freundin im gewöhnlichen Sinne des Wortes herabzulassen —

Einem Kaiser gegenüber läßt man sich nicht herab —

Kaiser, Graf, Herr oder Diener, Mann bleibt Mann, und es ist unsere Hauptaufgabe, ihnen gegenüber stolz zu erscheinen, ihnen nicht die geringste Gunst zu erweisen, je ferner wir sie uns halten, desto mehr bemühen sie sich, uns näher zu kommen, das eben ist die Kunst, in welcher Gräfin Teba durchaus nicht Neuling ist —

Mit einem so harmlosen lieblichen Gesicht doch solche Koketterie zu verbinden, versetzte Miß Howard, die sich aus Gründen unangenehm berührt fühlte, mit dennoch unbefangenem Lächeln — das ist selten —

O gnädigste Miß, diese Koketterie ist gewissermaßen ein Instinkt, welchen uns die Natur männlicher Zudringlichkeit gegenüber als Waffe gegeben hat.

Aber warum sagst Du mir das — sollte

in Deiner weisen Philosophie vielleicht ein Vorwurf liegen?

Die Gefragte sah mit einer gewissen Schüchternheit und doch mit so ausdrucksvollen Blicken auf Miß Howard, daß diese genug daraus zu entnehmen können glaubte.

Gnädigste Miß —

Sollte mein Betragen dem Prinzen gegenüber Dir etwa zu herablassend erschienen sein? fragte Miß Howard mit einer gewissen Gereiztheit —

O gnädigste Miß, Sie setzen mich durch solches Examen in nicht geringe Verlegenheit, ich habe es, trotzdem mich Ihr Vertrauen beehrte, niemals gewagt, mich zu Ihrer Richterin aufzuwerfen, will Ihnen indessen gestehen, daß ich keine Dame kannte, die mehr Takt und Grazie entfaltete als Sie, aber leider verbinden Sie nicht gleich jener Gräfin das Schöne mit dem Nützlichen —

Du wirst unverständlich —

Ich meine eben, Ihnen fehlt — jene Waffe, versetzte Nancy, welche sich so in der zartesten Weise ihrer Gebieterin verständlich zu machen wußte.

Die Koketterie also nennst Du das Nützliche? — rief Miß Howard lachend.

Nach meiner vorausgeschickten Erklärung läßt sich diese Ansicht rechtfertigen —

Du willst also direkt sagen, Gräfin Teba habe mit dem Kaiser mehr kokettirt, trotz ihres Stolzes —

Sie haben in Ihrer hingebenden, freundlichen Einfachheit dem Kaiser die Gewißheit gegeben, daß seine Bewerbungen keine vergeblichen sind, während Gräfin Teba ihn mehr schmachten läßt, trotzdem aber bin ich überzeugt, daß die Wahrheit siege — so lehrt es nicht nur die Moral, sondern auch die Erfahrung.

Miß Howard lächelte, fühlte sich aber doch beklommen, denn nur sie selber wußte, was sie hoffen konnte, und nun plötzlich ward ein Gefühl von Eifersucht in ihrem Innern rege, Eifersucht mit einem Gemisch von Verletztheit und Haß.

Ich bewundere Deine Beobachtungsgabe, Nancy, wo und wann konnte Dir die Gelegenheit werden, die Spanierin dem Kaiser gegenüber zu studiren?

Es sind bereits drei Jahre her, es war in den letzten Tagen des November, kurz vor der Präsidentenwahl, Sie, gnädigste Miß, hatten Paris schon einige Tage zuvor verlassen, um nach Italien zu gehen, Sie wissen, daß mir noch die Aufgabe blieb, für Sie hier einige Privatangelegenheiten zu ordnen —

Ich erinnere mich, sagte Miß Howard, und in ihrem Tone lag mehr Unruhe als zuvor: sprich weiter.

Am letzten Abend vor meiner Abreise war mir Zeit geblieben, die italienische Oper zu besuchen, stand mir doch Ihre Loge zur Verfügung —

Und was geschah? unterbrach sie Miß Howard mit mehr Angst als Ungeduld.

In der Loge des Prinzen hatten zwei Damen Platz genommen — es waren Gräfin Teba und ihre Mutter — später erschien Se. Hoheit selber, und da bemerkte ich, was ich vorhin sagte —

Der Prinz war galant und das ist nicht wunderbar —

O er erschien mir mehr als galant.

Nun, was könnte noch —

Ich beobachtete nur seine Blicke, und das sagte mir — Alles, eben so, um mich mit Ihnen auszudrücken, studirte ich die Gräfin, und ich muß gestehen — es lag etwas Eigenthümliches in Ihrem Benehmen — Aufforderung und Zurückweisung, Achtung und Geringschätzung, Schmachten und doch Martern, kurz, selbst ein ungeübtes Auge mußte jene Künste der Koketterie erkennen, welche auf den betreffenden Gegenstand keineswegs ohne Einfluß geblieben waren — daß es mich besonders interessirte, diesem Liebesspiele zuzuschauen, dürfte Sie nicht wundern.

Miß Howard fühlte sich wie von einer Viper gestochen — die Eifersucht war mit aller Gewalt in ihrem Innern rege geworden, denn dieser Bericht Nancy's erhielt seine Staffage durch eine Erinnerung, die ihren Argwohn steigerte.

Laß mich jetzt allein, Nancy, sagte sie, ich möchte mich sammeln, um Herrn Mocquart unbefangener zu begrüßen, als ich es jetzt im Stande wäre —

Er wird nicht mehr kommen —

O, dafür bürgt seine Meldung —

Aber es ist bald zehn Uhr —

Sein Zögern liegt in den obwaltenden Umständen, Paris übrigens kennt diese Stunde, unter Freunden mindestens, als keine ungewöhnliche späte.

Nancy ging hinaus, und kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Miß Howard ihren in der Brust gleichsam eingepferchten Gefühlen Luft zu machen suchte.

Erregt, mit hastigen Schritten durchmaß sie das Zimmer und dachte mit Entsetzen an die Nebenbuhlerin.

Sie hatte sich erinnert, mit welchem war-

men Eifer Louis Napoleon in den Tagen der Präſidentenwahl für ihre Abreiſe ſprach — wie ſehr er ihr den Aufenthalt in Nizza zur Kräftigung ihrer damals angegriffenen Geſundheit anempfahl, wie er faſt ängſtlich beſorgt um ſie erſchien und wie ſie, durch ſeine zärtliche Sorgfalt gerührt, endlich in die ſchleunige — Abreiſe, welche der Prinz vorgeſchlagen hatte, willigte.

Jetzt ſah ſie das Alles in ganz anderem Gewande.

Der ängſtlich beſorgte Prinz erſchien ihr mehr wie ein zitternder Verehrer zweier Frauen, die einander fern waren und deren Bekanntſchaft ihn unzuläſſig dünkte, ſie ſah in ihm nur den Mann, der die Eine fortwünſchte, damit die Andere nicht Argwohn faſſe, die damals gerade in Paris eintraf, und zwar, wie ſie aus genauer Quelle wußte, unmittelbar am Tage nach ihrer Ankunft.

Sollte es möglich ſein — ihre Opfer, ihre Liebe — — Alles, Alles vergebens? hatte ſie nicht Rechte, auf Dankbarkeit zu hoffen, und ſollte er grauſam genug ſein können, ſie — der Andern zu opfern — o, dieſe Undankbarkeit — dieſe berechnende Treuloſigkeit und Unehrenhaftigkeit!

Verletzter Stolz, gekränkte Eitelkeit, verachtete Hingebung, Eiferſuchtswahn und Rachegedanken waren es, die ſie in dieſem Augenblicke gänzlich beherrſchten.

Schon hatte ſie eine Feder ergriffen, o, Miß Howard konnte dem Prinzen fürchterlich werden.

Noch beſaß ſie Macht und Einfluß genug, um ſich zu rächen, ganz ihrer würdig und im Einklange mit dem grauſamen Betruge.

Doch nein — ſie warf die Feder von ſich, noch war ja Alles nur ein Phantom, wenn auch ein erſchreckendes, ein Beſorgniß erregendes, ſo hatte es immer noch keine beſtimmte Geſtalt angenommen.

In dieſem Augenblicke ward Herr Mocquart gemeldet und ſein Beſuch natürlich mit Freude angenommen.

Herr Mocquart, das dürfte wohl dem Leſer ſelbſtverſtändlich erſcheinen, war längſt bei Miß Howard eingeführt und hatte ihr gegenüber ſogar die Rolle eines aufrichtigen Herzensfreundes übernommen, dem ebenſo ihre Geheimniſſe bekannt waren, als er ſie von denen ſeines geſtrengen Gebieters in Kenntniß ſetzte — ſo glaubte wenigſtens Miß Howard.

Herr Mocquart hatte Platz genommen, nachdem er die Hand der Dame zu ſeinen Lippen geführt.

Ich komme mit ſchöner Botſchaft, begann er ſein Geſpräch — die Ceremonie iſt vorüber, und Se. Majeſtät iſt —

Kaiſer der Franzoſen, fiel ihm Miß Howard in's Wort.

Nicht wahr, die Aufgabe war leichter gelöſt, als man erwarten durfte?

Sie war es — das Volk hat aus freiem Antriebe den Herrſcher erwählt und die europäiſchen Mächte —

Werden recht herzlich vergnügt ſein; was die Meinungen der ſogenannten Welt, welche doch eigentlich die Völker ausmachen, betrifft, ſo ſind uns dieſe höchſt gleichgiltig, aber auch ſie werden mit Reſpect von unſerm Herrn ſprechen und ſagen: der Napoleon iſt doch ein Genie, es iſt einmal nicht anders in der Welt, vorher tadelt und bekritelt man, iſt aber ein Coup ein fait accompli, dann bewundert man und ſagt: ja, daß es ſo kommen könnte und würde, hätten wir nicht gedacht.

Wahr — wahr, aber laſſen Sie auch etwas von der Ceremonie hören.

Die Schilderung derſelben werden Sie morgen im Abend-Moniteur leſen.

Seine Majeſtät fühlt ſich natürlich glücklich —

Nun, ich glaube, Se. Majeſtät hätten Veranlaſſung genug, verſetzte Mocquart lächelnd; Sie wiſſen, wie es war und wie es jetzt iſt —

Und glauben Sie, daß Se. Majeſtät —

O theuerſte Miß, wir ſind entre nous, warum alſo dieſe Etikette, am allerwenigſten erſcheint mir dieſe Titulatur aus Ihrem Munde ſtatthaft, die Sie das Recht haben — aber was wollten Sie ſagen —

Ich möchte wohl wiſſen, ob der Kaiſer ſich bisweilen noch der alten Zeit erinnern wird — ſagte Miß Howard bedeutungsvoll.

Herr Mocquart war ſchlau genug, dieſe Bedeutung wie den Ausdruck ihrer Blicke zu verſtehen —

Der Kaiſer wird niemals ſeine Pflichten gegen Perſonen vergeſſen, die er als Prinz Gelegenheit hatte zu achten —

Seine Pflichten — davon bin ich überzeugt . . . . .

Auch nicht Perſonen, die er als Prinz — geliebt . . . . .

Und Sie glauben, dieſe Liebe würde auch in dem Herzen des Kaiſers wurzeln —

Wie in dem Prinzen, was ihm theuer war, wird ihm ewig theuer bleiben.

Der große Kaiſer, ſein Oheim, hatte Joſephine Beauharnais —

O das waren ganz andere Urſachen —

Und sollte der jetzige Kaiser nicht unter den Prinzessinnen Europas wählen dürfen?

Er darf es, wird es aber nicht —

Sind Sie davon überzeugt?

O ganz gewiß —

Wie können Sie —

Ich bin der Freund des Kaisers — sein Herz ist mir bekannt —

O dieses Herz ist nicht so leicht zu erkennen, und bemühet sich auch der geistige Blick, es zu studiren Tag und Nacht, er bliebe ihm ewig verschlossen, wie das geöffnete Auge des Kaisers, das doch unverborgen ist, dem Hineinschauenden ein ewiges Räthsel bleibt —

Mir ist das Herz des Kaisers nicht unbekannt geblieben, ich habe darin all die herrlichen Tugenden, alle jene edle Regungen, die nur der Mißgunst und der Verläumdung verborgen bleiben konnten, erforscht, nicht minder sah ich in seinem Auge den Spiegel seiner reinen Seele, aber verzeihen Sie, Miß, ist denn auch Ihnen der Blick des Kaisers ein Räthsel geblieben?

Bisweilen nicht —

Dann waren Sie von irgend einem Vorurtheil befangen?

Mag sein, daß mich bisweilen —

Liebenswürdige Grillen geplagt haben, unterbrach sie Mocquart mit freundlichem Lächeln, indem er durch einen Kuß auf ihre Hand sogleich seine Keckheit wieder auszugleichen suchte, und zum Beweise, daß ihm dies gelungen war, glänzte ihm ein strahlendes Lächeln, aus Miß Howards Zügen entgegen.

Die Zeit wird lehren —

Daß gerade Sie sich im Vertrauen zu des Kaisers Herzen nicht getäuscht haben, ich weiß, wie sehr Sie dasselbe beherrschen.

Miß Howard warf einen langen forschenden Blick auf Mocquart.

Ich werde glücklich sein, wenn ich die Bestätigung dieser Versicherung erfahren habe —

Sie zweifeln immer noch, und ich sehe, daß ich endlich mit der Sprache herauskommen muß, dann werden Sie glauben; hier, Miß, eine Ueberraschung, die Ihnen Se. Majestät an seinem Freudentage zugedacht —

Miß Howard empfing ein Document, aus welchem sie die Schenkung des Hotels Nr. 14 in der Straße City ersah —

Dies mir? sagte sie verlegen —

Wie Sie sehen —

Aber dieses glänzende Gebäude —

Muß dem Stande entsprechen, den die neue Bewohnerin desselben künftig einnehmen wird —

Diese Worte waren so zuversichtlich, daß Miß Howard ihren Sinn nicht verkennen konnte.

Ich bin dem Kaiser dankbar, sagte sie mit einem Anflug von Bewegung, aber ich bin mir selbst in einer gewissen Angelegenheit noch nicht klar.

Ich bin gern bereit, Aufschluß darüber zu geben, wenn ich es vermag.

Ich glaube Ursache zu haben, Sie zu meinen Freunden zu zählen.

Sie dürfen auf mich in allen Fällen des Lebens rechnen.

Ich verlange nur Wahrheit von Ihnen, Herr Mocquart, versetzte Miß Howard, indem sie die Hand des Angeredeten ergriff; merken Sie sich wohl, Wahrheit —

Und könnten Sie fürchten, von mir das Gegentheil zu erwarten?

Vielleicht — wenn auch nicht mit bösem Willen, so doch durch Umstände gezwungen.

Nichts in der Welt konnte mich abhalten, Ihnen auch nur das Geringste, was Sie nämlich interessirte, durch Unwahrheit zu entstellen, betheuerte Mocquart.

Ich glaube Ihnen — und gewissermaßen sind Sie mir Offenheit schuldig, doch wir kommen noch einmal darauf zurück; für jetzt nur Auskunft über die Beziehung des Kaisers zu einer Dame —

Mocquart zeigte eine auffallende Verlegenheit, welche er trotz seines Benehmens nur schwer dem scharfen Blicke Miß Howards verbergen konnte.

Der Kaiser — eine Dame — außer Ihnen — sagte er mit leiser Stimme.

Außer mir — versetzte Miß Howard mit Nachdruck.

Ich wüßte nicht — so nennen Sie mir doch deren Namen — ich bitte —

Ich meine Gräfin Teba —

Ja — so — Gräfin Teba — entgegnete Mocquart mit eigenthümlichem Lächeln — hat nichts zu sagen — eine alte Bekanntschaft.

Und doch scheint es Ihnen unbequem, dieses Thema berührt zu sehen — aber gleichviel, sagen Sie mir, ob diese Dame Hoffnung hat —

Niemals —

Sie können also auf Ehre und Gewissen versichern, daß Gräfin Teba dem Kaiser gleichgiltig sei —

Mocquart schwieg.

Nun, Monseigneur—die Antwort scheint Ihnen schwer?

Nicht im Geringsten, sagte Mocquart tief athmend, denn ich gebe die gewünschte Versicherung.

Vor vier Jahren, zur Zeit der Präsidentenwahl, drang der Kaiser auf meine schleunige Abreise — ich folgte ihm —

Ich erinnere mich dessen, der Kaiser bedauerte damals Ihre angegriffene Gesundheit, ich versichere Sie — er war deshalb sehr besorgt, jedes Säumen mußte Nachtheil befürchten lassen, natürlich bestand der Kaiser auf die Beschleunigung Ihrer Reise — was wäre dabei wunderbar?

Nur der Umstand, daß Gräfin Teba die Thore von Paris passirte, als ich sie verließ.

Zufall, schöne Miß.

Und Sie glauben, daß der Kaiser nichts, gar nichts von diesem Zufall ahnte?

Wer kann das Ungefähr ahnen? — wäre dies möglich, so gäbe es kein Unglück, aber auch eben so wenig ein Glück —

Bald nach der Ankunft der Gräfin fand die Inauguration des Präsidenten statt, es gab im Palais d'Elysée ein Fest — welchem wohl auch die Dame beiwohnte?

O, es waren viele Damen zugegen — wenn wenig Sterne leuchten, ist der Himmel dunkel; schade nur, daß ein Meteor unter ihnen fehlte.

Miß Howard verneigte sich halb lächelnd.

Meteore sind zwar auffallende, leuchtende, aber nur vorübergehende Erscheinungen am Himmel, ist es nicht so? fragte sie mit einem durchdringenden Blick auf Mocquart.

Vorübergehende, aber um so seltenere Erscheinungen, lächelte Mocquart.

Es ist seltsam, daß mir das Glück nicht zu Theil ward, jener Soirée beiwohnen zu können, mir, die ich — doch nein, sprechen wir von diesem Punkte nicht —

So ist's recht, lenken wir lieber unsere Aufmerksamkeit auf das schöne Hotel in der Straße City —

Es ist schön und ich bin dem Kaiser dankbar dafür — sagte Miß Howard in ziemlich gleichgiltigem Tone.

Wann werden Sie es beziehen?

Morgen — übermorgen — bald, kann's in diesem Augenblicke noch nicht bestimmen.

Sämmtliche Zimmer sind bereits mit derjenigen Pracht ausgestattet, die erforderlich ist, Ihrem künftigen Stand —

Sprechen Sie bestimmter, Monsieur, was hätte ich künftig zu erwarten?

Größe — Herrlichkeit — Mon Dieu, wie dürfte ich Ihnen denn noch mehr sagen, als ich schon andeutete — es steht Ihnen eine ungemeine, unerwartete Ueberraschung bevor — und es wäre dem Kaiser lieb, wenn Sie so bald als möglich jenes Hotel bezögen.

Gut, versetzte Miß Howard mit pochendem Herzen, so will ich diese Angelegenheit beschleunigen.

So — dann wäre das Eine erledigt und nun zu einem zweiten Punkt; Sie waren so gütig, schöne Miß, dem Kaiser im Augenblicke seiner Präsidentenwahl acht Millionen Francs zu Verfügung zu stellen —

O sprechen Sie davon nicht —

Wer wird so leichtfertig in Geldangelegenheiten sein, theuerste Miß; solche sind wohl die wichtigsten auf Erden — und —

Sehr richtig, ich bin indessen in diesem Augenblicke nicht in der Stimmung zu rechnen.

Sie sollen sich nicht mit Rechnen abmühen — der Kaiser hat bereits für Sie gerechnet — ich bitte, mir zuzuhören —

Bitte also.

Der Kaiser hat am heutigen Tage diese acht Millionen nebst den gebräuchlichen Zinsen der Bank zustellen lassen mit dem Befehl, sie Ihnen gut zu schreiben — das Geld steht also zu Ihrer Verfügung, den Dank dafür wird der Kaiser Ihnen persönlich darthun.

Miß Howard fühlte sich sichtlich unangenehm berührt — es lag etwas in dieser Art und Weise wie die Kündigung einer Freundschaft.

Warum gerade heute diese geschäftliche Erledigung? fragte sie mit tonloser Stimme.

Warum zögern, eine Ehrenschuld zu tilgen.

Ich betrachtete, was ich dem Kaiser gab, nicht als Schuld —

Dürfte er so denken, Miß? — unmöglich — mit dem Augenblicke, in welchem er den Präsidenten begrub, mußten auch dessen Passiva geordnet sein.

Miß Howard's Mißstimmung hatte sich währenddessen gesteigert; sie fühlte etwas von Unzartheit heraus — auch glaubte sie hieraus deutlich zu erkennen, daß der Kaiser sich mehr und mehr entfernen wollte.

Es ist offenbar, sagte sie nach kurzem Schweigen, der Kaiser bedarf nun meiner Dienste nicht weiter, was er erstrebte, hat er erreicht.

Aber Miß?

Wollen Sie's leugnen, Herr Mocquart, daß mich der Kaiser gebraucht hat, ihn aus dringenden Nöthen zu befreien?

Das wird der Kaiſer niemals leugnen und er iſt ſtolz darauf, gerade durch Sie von mancher Bürde erlöſt zu ſein — aber er —

Darf auch nicht vergeſſen, daß eine Mitwiſſerin gewiſſer Geheimniſſe in anderer Weiſe beachtet ſein will.

Zürnen Sie nicht, Miß Howard, mag ſein, daß Sie die Abwickelung dieſer etwas ſehr ſenſibeln Angelegenheit ein wenig verſtimmt, doch einmal muß ſie erledigt ſein.

Sagen Sie dem Kaiſer, Miß Howard wähnt ſich beleidigt, ſie fürchtet nur jene Planke geweſen zu ſein, an welcher ſich der Ertrinkende geklammert und die er, nachdem er ſich am Ufer gerettet ſieht, wie einen unbrauchbaren Gegenſtand von ſich wirft.

Aber ich bitte —

Es iſt, wie ich ſage.

O welches Mißtrauen —

Sagen Sie dem Kaiſer, daß ich Sorge dafür tragen werde, ihn beobachten zu laſſen.

Es kann ihm nur lieb und erwünſcht ſein, ſich den Beobachtungen ſo ſchöner Blicke preis gegeben zu ſehen — wird ihn aber bitter ſchmerzlich berühren, Ihr Vertrauen eingebüßt zu haben — und — ich ſage ihm nichts —

So werde ich es thun.

Das iſt eine andere Sache.

O gehen Sie nicht ſo leicht über — dieſe Sache hinweg, ſie iſt ernſt genug und kann zu viel ernſteren Conflicten Veranlaſſung geben.

Sie machen mich ängſtlich, Miß! rief Mocquart mit erheucheltem Lächeln — ſollte von ſo ſchöner Seite her Gefahr drohen können?

Die Gefahr der Rache — ſagte Miß Howard, während ſie ihre Blicke durchbohrend auf Mocquart richtete.

Rache? — und weshalb? fragte dieſer.

Rache wegen Mißbrauchs weiblicher Würde, wegen Hintergehung und Verletzung der zarteſten Regungen — was das zurückgeſandte Geld betrifft, ſo war es fürſorglich genug von Sr. Majeſtät, es der Bank zu überweiſen, damit es ſich dort reichlich verzinſe, vielleicht möchte es dann ausreichend ſein, um einen zweiten Thron zu kaufen, der etwa in Europa erledigt werden könnte —

Mocquart blieb einige Augenblicke ſchweigſam — er war ganz verwirrt und ſah wohl ein, daß dieſe Dame Waffen führte, welche gefährlich werden konnten — ſie mußte alſo beſänftigt werden —

Er begann einzulenken, und wirklich war es ihm für diesmal noch gelungen, die Dame durch gewiſſe Verſicherungen, durch Betheurungen zu beruhigen — milder — verſöhnlich zu ſtimmen.

Der Verlauf unſerer Erzählung wird uns darüber Aufſchluß geben, ob dieſe Machination Mocquarts von langer Wirkung geweſen war.

Cayenne.

Endlich müſſen wir den Leſer nach jenem Lande führen, nach jenem Lande der Thränen und der Seufzer, des Fluches und der Knechtſchaft.

Der geringe Segen, mit welchem ſchon die Natur dieſes Land bedacht hat, tritt ſo gewaltig in den Hintergrund, daß ſeiner kaum Erwähnung gethan zu werden braucht —

Die neue franzöſiſche Gerechtigkeit hat Cayenne eine furchtbare Bedeutung gegeben, und man möge ſich denken, wie ſehr ſchon das Wort allein den Hörer in Frankreich erzittern macht, wie gewaltig die Furcht davor ſein muß, wenn man damit Kindern droht.

Eine Mutter in Frankreich, die dem unnützen Buben durch nichts zu bändigen vermag, darf ihm nur ſagen, ſie würde ihn nach Cayenne ſchicken laſſen, und ſie iſt ſicher, einige Ruhe vor dem Störenfried zu haben.

Kommen wir alſo zur Sache.

Cayenne, oder franzöſiſch Guyana, eine franzöſiſche Colonie, an der Nordoſtküſte von Südamerika gelegen, beſteht aus dem Küſtenlande am atlantiſchen Ocean, im Südoſt und Süden an Braſilien, im Weſten an Niederländiſch Guyana grenzend, der gegenüberliegenden, gleichnamigen Inſel und mehreren kleinern Inſeln, von denen eine der letzteren mit dem eigenthümlichen Namen L'enfant perdu (das verlorene Kind) bezeichnet wird.

Die Gebirge ſind im Süden die Serra Tumucuraga, theilweiſe die Südgrenze gegen Braſilien bildend, und die Flüſſe dieſes Landes heißen Cayenne, Marony, Oyapk, die Oſtgrenze gegen Braſilien bildend, Oyague, Sinamavi und Mana.

Das Klima iſt ſehr heiß und durch die häufigen Ueberſchwemmungen namentlich für Europäer höchſt ungeſund, indem dieſe Wechſel- und Faulfieber erzeugen, außerdem herrſcht Ruhr, und was nicht dieſen Uebeln erliegt, wird oft ein Opfer des Sonnenſtichs.

Die Sonne sendet aus unbewölktem Aether ihre Gluthen auf die gelbe Fluth der Binnensee herab, auf welcher sich ein Boot auf den sanft gekräuselten Wellen dahin bewegt.

Freundlich lächelt der Himmel, aber Trauer und Schmerz erfüllt dieses Boot, das mit zahlreichen Personen besetzt ist, deren Züge die Spuren des herbsten Kummers tragen.

Auf mancher Wange glänzt eine Thräne. Diese Thräne gilt den in der fernen Heimath zurückgebliebenen Lieben, von denen sie nun wohl auf immer getrennt sind und allen jenen Hoffnungen, welche sie gleichfalls zurückließen, welche das unbarmherzige Donnerwort des Despotismus zerstört, denn es hat diese Unglücklichen über den Ocean aus dem Vaterlande hinausgetrieben; erbarmungslos, ohne Rücksicht auf ihre Interessen, ohne große Untersuchung ihrer angeblichen Schuld mußten sie fort, weil sie der Mann des zweiten December nicht dulden wollte.

O wie viele Thränen wurden ihnen nachgesandt, wie viele entströmten ihren Augen selber und fielen in das Meer, ein salziges Naß empfing das andere — aber ein Herz war da unten in der grausigen Oede nicht vorhanden, welches sich auch für die Klagen öffnete, die auf der langen Meeresreise dem Munde der Unglücklichen entströmten — da unten öffnet sich nur ein Abgrund, das Opfer mit kalten, erbarmungslosen Armen zu empfangen und seinen Jammer ungehört — auf ewig verstummen zu lassen.

Die Insassen dieses Bootes, die aus Frankreich Deportirten haben eine lange, lange Reise zurückgelegt. Nachdem sie zu Lande nach Toulon befördert, wurden sie dort eingeschifft, um als Verbannte die schreckliche, neue Heimath zu betreten, die Heimath des Todes, das Geburtsland der Verzweiflung und des Fluches, der Urquell aller Thränen, aller Seufzer.

Nachdem sie an verschiedenen Küsten gelandet, befinden sie sich jetzt auf dem Wege nach dem eigentlichen Cayenne und nach jenem schrecklichen, traurig berüchtigten Chateau-Rouge, dem Gebäude, welches ihnen künftig Obdach bieten soll.

Unter den Deportirten auf dem Boote fällt uns namentlich ein junger Mann auf, dessen Antlitz von namenlosem Gram und Schmerz erfüllt ist — wir betrachten ihn näher und erkennen — Franz Löscher.

Gewiß, lieber Leser, hast Du bisher an der Wahrheit dessen gezweifelt, wovon wir Dich bereits in Kenntniß gesetzt haben — und wie sollte man auch glauben, daß die Unschuld so grausam, so schonungslos, nur in Folge einer fürchterlichen Intrigue, hinausgestoßen werden könnte in das Elend?

Diese Barbarei, dieser ohne jedes Gesetz und Recht begangene Frevel an einem Menschen, in mitten einer Zeit der Moral und Cultur grenzt an das Unfaßbare.

Was aber war zu Zeit des Staatsstreichs unmöglich?

Wie gern möchten wir widerrufen und sagen, nein, wir täuschten uns, Franz steht nicht vor uns — leider aber dürfen wir die Wahrheit nicht verschweigen, um so weniger, da der Held unserer Erzählung uns selber die Memoiren seines Lebens mitgetheilt —

Wir sehen Franz Löscher vor uns, aber seine Wangen sind nicht mehr so blühend, seine Augen strahlen weniger, aber stolz aufrecht ist seine Gestalt, wir sehen sie weniger gebeugt, als dies bei vielen seiner Leidensgefährten der Fall ist.

Wir sehen hier nicht mehr ein Boot, es sind diesem andere gefolgt, und es zeigen sich bereits sechs, welche langsam hintereinander, wie ein Leichenzug zu Wasser, über die Wellen dahingleiten.

Jedes dieser Boote enthält etwa zwanzig Deportirte — diese sind noch von Wächtern umgeben, außerdem befinden sich auch die Ruderer darauf, welche ihr Handwerk gut verstehen, denn sie waren Galeerensträflinge und haben es auf dem Bagno erlernt.

Die Boote sind natürlich fast überfüllt und die Ueberfahrt erforderte mehr als eine Stunde Zeit, bis endlich die felsige Insel erreicht war.

Die Uferwände ragen etwa dreihundert Fuß in die Höhe, aber kein Baum, kein Strauch ziert sie, sie sind verödet, keine Spur von Vegetation, diesen Schmuck scheint die Natur dem Gestade der Knechtschaft versagt zu haben.

Eine in den Felsen gehauene, gerade Treppe führt zu der Höhe hinauf, welche an diesem Punkte einige Befestigungswerke blicken läßt.

Die Deportirten stiegen langsam, einer nach dem andern, die Treppe hinauf.

Den rohen Wächtern freilich war diese Langsamkeit nicht erfreulich und so manchem der Unglücklichen wurde ein Stoß oder ein Hieb versetzt, damit er sich eiliger in Bewegung setze.

Diese Treppe mit ihren von den Sonnenstrahlen erglühten Stufen zu besteigen,

gehörte wahrlich nicht zu den leichten Aufgaben.

Der Weg war steil und wird freilich nur selten beschritten, unten brannten die Sohlen, oben glühte der Scheitel unter den Strahlen der tropischen Sonne und außerdem das zermalmende Gefühl, daß man diese Treppe hinaufgeht, um von da oben niemals wieder zurückzukehren, in das Grab der Freiheit, das Grab aller Hoffnungen zu gehen, das mochte wohl den Meisten die Passage bitter erschweren.

Nur einen Menschen sehen wir leichten Fußes hinaufgehen, obgleich er der Aelteste von Allen ist.

Sein Haar ist ergraut, sein Gesicht von zahlreichen Falten durchzogen, hat im Gegensatz zu allen Genossen einen Ausdruck von Zufriedenheit, ja sogar den einer gewissen heiteren Ruhe.

Seine Gestalt ist hoch gewachsen, und der Mensch hat in seinem rohen Wesen etwas Imponirendes.

Betrachte Dir den Mann genauer, lieber Leser, so wirst Du auch in ihm einen alten Bekannten wiedersehen — es ist — der Barrikadenprofessor.

Die Wächter haben an ihm ein gewisses Wohlgefallen gefunden, denn er ist der Einzige, der nicht nur die Traurigkeit seiner Leidensgefährten nicht theilt, sondern sogar einen unbesiegbaren Humor zeigt.

Der Kerl ist gut, sagte einer der Wächter zu seinem Genossen, wollte Gott, er hätte auch nur eine Spur von Traurigkeit bewiesen, als er Chateau rouge (das rothe Schloß) aus der Ferne gewahrte.

Du hast recht, Perin, meinte der Angeredete, dessen Gesicht in Folge des Genusses geistiger Getränke kupferfarbig erschien, alle Andern waren düster, ich ließ meine Blicke über die Passagiere aller Boote gleiten und merkte, daß Viele sogar weinten, der Kerl allein blieb ruhig und lächelte mich mit einem gewissen Trotz an.

Du meinst, Viele weinten, das ist ein gutes Zeichen, sagte Perin lachend.

In wie fern?

Du weißt doch, daß alle Kinder, die zur Welt kommen, tüchtig schreien müssen, wenn sie lebensfähig sein sollen.

Ja, das weiß ich, die Todtgebornen schreien natürlich nicht.

Na — so ist's auch hier der Fall, Cayenne ist für diese Leute eine neue Welt, sie sind gleichsam die neu gebornen Kinder, die sie begrüßen, diejenigen, welche weinen, sind lebensfähig, die schweigsamen sind den Todtgebornen oder doch den nicht Lebensfähigen zu vergleichen, na sie werden hier auch nicht lange machen — nur jener Kerl scheint mir hier sehr alt werden zu wollen.

Sieh aber jenen jungen Mann, der hat etwas Anständiges in seinem Wesen und sieht gar nicht aus wie ein Franzose.

Welchen meinst Du denn?

Der mit den blauen Augen, der heitere, große Kerl da hat ihn so eben angesprochen.

Ja, jetzt sehe ich ihn — nein, der ist kein Franzose, er ist sicher ein Deutscher, und ich —

Er wird wohl ein Elsässer sein.

Was geht er uns an, mit ihm ist kein Staat zu machen, nur hat er etwas Anständiges in seinem Wesen.

Ich sehe mehrere, die mir von besserer Abkunft scheinen.

Gleichviel, Gesindel ist Alles, was hier herkommt, aber wir wollen den Kerl zu uns rufen, ich möchte mich einmal mit ihm unterhalten.

Dieses Gespräch hatten die Wächter mit einander geführt, als sie sich noch auf dem Wasser und zwar in denjenigen Booten befanden, in welchem der Zufall Franz Löscher neben dem Barrikadenprofessor placirt hatte.

Na, was nützt Ihnen denn nun noch Ihr Stolz, mein lieber Herr Löscher? fragte der Barrikadenprofessor, als er zum dritten Mal von dem Angeredeten keine Antwort erhielt.

Ich habe mit Ihnen nichts gemein, versetzte Franz endlich, lassen Sie mich.

Ei was, junger Herr, versetzte Lefangue spöttisch, sein Sie nicht ungemüthlich, hier müssen wir gute Kameradschaft halten — damals, als wir schon einmal unter den Tuilerien beisammen saßen, konnten Sie noch stolz sein, denn Sie mußten wissen, daß man Ihnen nicht viel anhaben konnte, da Sie dem General Bréa das Leben zu retten versuchten, jetzt aber ist es etwas anderes, hier kräht kein Hahn mehr nach Ihnen — hat man doch auch mich selbst bald losgelassen, der ich die Ehre hatte, Obercommandeur der Schlacht in den Junitagen zu sein, ein Jahr gesessen, und ich war frei — Cavaignac aber war in diesem Punkt großmüthiger als Herr Bonaparte, dieser schickt uns gleich in das Land, wo der Pfeffer wächst.

Trotzdem Sie einst so sehr für seine Wahl eiferten, entgegnete Franz, Sie sehen also, wie Sie zu Ihrem Verderben gewählt haben.

Warum zu meinem Verderben?

Ist es Ihnen denn gleichgiltig, daß er Sie nach Cayenne schickt?

Undank iſt immer der Welt Lohn, aber ich geſtehe Ihnen, es iſt mir ganz egal, wo ich athme, die Orangenlüfte Frankreichs oder die Pfefferluft Cayennes, im Gegentheil, dieſe iſt pikanter, und Unſer einer hat dort eben ſo wenig, wie hier —

Ein Müſſiggänger wie Sie freilich hat überall nichts, der redliche, pflichtgetreue Arbeiter aber hungert nirgends.

Sie ſind ja ein guter Arbeiter, verſetzte Lesangue höhniſch lächelnd, nun werden Sie ja ſehen, wie Sie von Ihrer Hände Werk hier Gebrauch machen können — aber nein, ich ſage zu viel, Arbeit giebt's auch hier, im ſchlimmſten Falle müſſen wir Pfefferkraut rupfen — wie geſagt mir iſt's egal, und ich bin überzeugt, ich werde mich hier ganz prächtig amüſiren —

Ich möchte Sie faſt beklagen, ſagte Franz in eiſigem Tone.

Warum denn, wenn ich fragen darf?

Haben Sie denn gar keine Sehnſucht nach dem Vaterlande?

Das Vaterland iſt überall da, wo es ſchön iſt, auch hier ſcheint die Sonne, mir brennt ſie wenigſtens gehörig auf den Buckel —

Liegt Ihnen wirklich Ihre Heimath ſo wenig am Herzen?

Durchaus wenig, mein Vaterland iſt mir ganz gleichgiltig, ich ſage es noch einmal, der ganze Begriff iſt in der Einbildung ſo gewaltig, in Wirklichkeit iſt er eigentlich ein bloßer Schwindel, mit dem ein Fürſt ſeine Soldaten ködert —

Oder ein Barrikadenheld Kämpfer wirbt, unterbrach ihn Franz mit bitterer Ironie — ich war ja zugegen, wie ſie brüllten: es lebe die Republik, es lebe Frankreich — es lebe das Vaterland — Sie ſchrieen ſo ſehr, daß Sie kirſchbraun wurden — ſo thaten Sie es wohl auch in den Tagen des Staatsſtreichs — Sie ſehen nun wie ſehr der Mann vom zweiten Dezember Sie durchſchaut und erkannt hat, daß Sie in der Liebe zum Vaterlande nur einen Schwindel erblicken — da Sie ſomit ſeinen Begriffen ſo fern ſtehen, läßt er Sie dieſen Schwindel hier abbüßen —

Meine Thaten haben Sie nun genügend betrachtet, wie ſteht es denn aber mit den Ihrigen.

Ich bin ſchuldlos —

Schuldlos ſind eigentlich Alle, unterbrach der Barrikadenprofeſſor Franz.

Ich bin das Opfer einer Intrigue.

Das ſind wir Alle, muß ich wieder ſagen denn der Staatsſtreich iſt nichts weiter, als eine Intrigue.

Laſſen Sie mich, ſagte Franz, ſich mit Widerwillen von dem Menſchen abwendend.

Sie wollen die Wahrheit nicht hören.

Die Lüge kennt keine Wahrheit —

Ich ſage Ihnen, es iſt Wahrheit, daß mein ſchönes Frankreich, mein Vaterland, das Land der Knechtſchaft ſei und wir hier in der neuen Heimath das Aſyl der Freiheit begrüßen, betreten wir doch amerikaniſchem Boden — und die neue Welt iſt ja die Wiege der Freiheit, freilich mit Ausnahme der Sclaverei, die dort auch aus Liebhaberei betrieben wird.

Ein boshaftes Lächeln umſchwebte ſeinen Mund.

Leute Ihres Schlages werden überall Sclaven ſein, verſetzte Franz mit Bitterkeit, für dieſe Race giebt es keine Freiheit, denn in ihrer Bruſt wohnt keine Moral, wo ſie aber fehlt da fehlt auch Liebe und Gewiſſen und ohne dieſe iſt man ein niedriger erbärmlicher Sclave —

Sie ſprechen ganz niedlich und haben ſich ſeit damals, als ich Sie in Begleitung meines Freundes Marceur in deſſen Familie eingeführt habe, ſehr vervollkommnet — doch bei dieſer Gelegenheit werde ich an die Familie Martin erinnert — wiſſen Sie von ihr etwas?

Nichts — gab Franz kurz zur Antwort.

O der alte Martin, ein ehemaliger Lump, gleich mir, iſt jetzt ein ſehr vornehmer Mann geworden —

Intereſſirt mich nicht —

Ich dächte — es müßte Sie dieſer Umſtand ſehr warm intereſſiren, denn ſoviel ich mich erinnere, zeigten Sie beſondere Neigung für die Schweſter Marceurs, jene Jeannette, die nun auch eine vornehme Dame iſt —

Franz hatte auf die letzten Worte nicht mehr geachtet, wie er überhaupt das ganze Geſpräch nur in gezwungener Weiſe führte.

O wie unſäglich unglücklich, wie zermalmt ſich der junge Mann fühlte — wer kann es ihm nach empfinden wer es ſchildern?

Der Jüngling war hinausgegangen, kühn voller Kraft und Hoffnung, er ſuchte „Brod oder Tod" — hier konnte er nur das Letztere finden.

Wir kommen bald auf Franz zurück, nachdem wir uns noch einmal dem Barrikadenprofeſſor zugewendet haben.

Dieſer wollte ſein Geſpräch fortſetzen, als er ſich plötzlich hinten am Nacken erfaßt fühlte.

Du da, langer Bursche, wie heißt Du denn? fragte einer der Wächter, der wie wir wissen, eben die Lust verspürte, den Genannten zu rufen.

Jean François Lesangue — versetzte der Angeredete; was steht zu Befehl, mein Herr?

Du scheinst ein verschlagener Kerl zu sein, dränge Dich einmal ein wenig durch Deine Gefährten, Du gefällst mir, und ich will mich mit Dir unterhalten —

Der Angeredete bahnte sich einen Weg, das Boot schaukelte und er stand vor dem Wächter.

Also Du heißest Lesangue? meinte Jener.

Zu dienen, mein Herr.

Du führst ja einen fürchterlichen Namen, bist Du denn so blutig wie er?

Nicht im Geringsten — ich bin sogar ein sehr gemüthlicher, spaßhafter Mann —

Ja, das scheint mir auch, aber wo bist Du geboren?

In der Residenz — mein Herr, sagte Lesangue, militairisch an die Sträflingmütze fassend, die er trug.

Wie kommt's denn, daß Du allein so heiter bist, da doch alle Deine Genossen traurig erscheinen, und es ist doch auch keine Kleinigkeit, von Paris nach Cayenne geschafft zu werden?

Das will ich Ihnen erklären, mein Herr, diese Andern sind alle noch Neulinge, die Meisten wenigstens sind noch unbestraft, ich aber kenne das schon — denn ich war bereits Ritter vom Bagno —

So — so — dann hättest Du auch ein wenig beim Rudern behilflich sein können, da Du davon aber verschont geblieben, so kannst Du einen andern Posten übernehmen —

Soll mir großes Vergnügen bereiten, ich hatte schon in Paris immer die Ehrenposten bekleidet, so namentlich leitete ich bei den Straßenkämpfen stets den Bau der Barrikaden, wofür man mir das Prädicat eines Professors verliehen, und in der That kennt jedes Kind des Volkes, das heißt des intelligenteren Theiles desselben — den Barrikadenprofessor.

Die Wächter konnten sich des Lachens nicht enthalten, und so wohnten denn in diesem engen Raume, selbst unmittelbar vor der Nähe des Chateau Rouge, Schmerz und Lust dicht neben einander.

Was nennen Sie denn den intelligenteren Theil des Volkes, Herr Professor? fragte einer der Wächter.

Denjenigen, welcher der Regierung gewöhnlich zu tief in die Karte guckt und die Revolutionen macht —

O, Sie haben sehr gute Ansichten von dem Volke, Herr Professor, schade nur, daß Sie die traurige Erfahrung machen, die Belohnung kennen zu lernen, welche diesem intelligenten Publikum für seinen Scharfblick zu Theil wird.

Man muß Alles kennen lernen, meine Herren, versetzte Lesangue, der diesen Hohn sehr gut heraus erkannte, jedenfalls darf ich mir mit dem Bewußtsein schmeicheln, daß man bei künftigen Erhebungen mich sicherlich vermissen wird —

So glaubst Du, Herr Professor, daß solche Erhebungen noch stattfinden könnten?

Ich glaube es, obgleich Se. Hoheit, Prinz Napoleon, Frankreich bis auf das Aeußerste erhoben und die Herren Morny, St. Arnaud und insbesondere Maupas ihm redlich dabei behilflich waren, so könnte doch das stolze Volk noch höher streben wollen und — den Barrikadenprofessor vermissen —

Ich sehe schon, wir werden den Herrn Professor dem Gouverneur des Chateau-Rouge als ganz besonders intelligent empfehlen müssen, meinte der Wächter Perin lächelnd, aber nun zu dem Posten, der Dir ertheilt werden soll und welchen ein so gelehrter Mann gewiß gut bekleiden wird —

Ich bin sehr erfreut in der Hoffnung, die Ehre dieser Anstellung genügend würdigen zu können.

Siehst Du jene Treppe dort?

Ganz genau —

Deine Gefährten werden ein wenig Umstände machen, sobald sie da hinaufsteigen sollen, und Du kannst uns bei dem Ertheilen von Püffen und Stößen, die zur Nachhilfe dienen müssen, — ein wenig assistiren —

Ich werde mich Ihres Vertrauens vollkommen würdig zeigen, meine Herren, sagte der Barrikadenprofessor, aber — ist es hier immer so heiß?

Wenigstens noch sehr lange —

O — das sind schlechte Aussichten, aber in einer Beziehung auch gut, so werden wir zum Beispiel, Mutter Moreau nicht vermissen —

Mutter Moreau? — fragte einer der Wächter, wer ist diese?

Man sieht wohl, Sie sind niemals in Paris, nicht einmal in der Nähe der Residenz gewesen, Sie hätten sonst von Mutter Moreau hören müssen —

Was ist's denn mit dieser Frau?

Mutter Moreau hat eine Schenke am Ende des Pontneuf und hat die Kunst verstanden, Pflaumen, auf Flaschen zu ziehen — wir nennen ihn in der Kunstsprache den Zwetschenbranntwein, o ich sage Ihnen, diese sogenannte prune à l'eau de vie (die Pflaumen im Branntwein*) ist ganz vortrefflich und wie gesagt, nur die hier vorherrschende Hitze ist geeignet, die Sehnsucht danach zu dämpfen.

Der Barrikadenprofessor ließ seiner Sehnsucht nach der Schenke der Mutter Moreau einen tiefen Seufzer folgen.

Ich bedaure sehr, Herr Professor, auf Cayenne giebt es keinen Schnaps auf Pflaumen, wohl aber solchen auf Pfeffer, und auch der thut seine Dienste, meinte lächelnd der Wächter Perin — aber sagen Sie mir, wer ist denn jener Sträfling, mit dem Sie vorhin gesprochen haben, der junge Mann, der da so traurig nach Chateau-Rouge hinüberblickt.

Der ist ein Schwärmer, ist nicht mein Mann, wird wohl auch hier zu Grunde gehen, dieser milde Himmelsstrich ist nicht für ihn geeignet.

In wie fern ist er ein Schwärmer?

Weil er für die Arbeit schwärmt, von welcher ich in meinem ganzen Leben kein Freund gewesen bin —

Und Du bist doch Professor geworden?

Ja sehen Sie, meine Herren, ein jeder Mensch zeichnet sich in irgend einer Sache aus, so ich im Barrikadenbaufache, da gab es aber nur bisweilen Arbeit —

Aber wie konnte es kommen, daß jener junge Mann, wenn er für Arbeit schwärmt, zu den Deportirten gehört?

Offen gestanden ist mir seine Deportation auch räthselhaft, ich bin überzeugt, die Geschichte geht nicht mit rechten Dingen zu, und er selbst sagt, daß sein Unglück, wie er diese Deportation nennt, die Folge einer Intrigue sei.

Wie heißt der Mann?

Franz Löscher —

Er ist wohl kein Franzose?

Bewahre, er ist aus Deutschland und hat eben so wenig Neigung für den Barrikadenkampf wie jeder Andere seiner Landsleute.

Und doch ist er hier? so muß er es doch wohl verdient haben, Intriguen kennt man in unserm Vaterlande nicht, besonders unter der gegenwärtigen Regierung, meinte der Wächter Perin — doch wir sind zur Stelle — hallo, vorwärts, Ihr Gesindel, fuhr er in jetzt verändertem Tone fort; macht macht, daß Ihr da oben hinauf kommt, wer zurückbleibt, kriegt einen Rippenstoß —

Mit traurig gesenktem Haupte und mit Empfindungen, wie sie unsere Feder nicht zu schildern vermag, folgten die Aufgeforderten diesem Rufe.

Natürlich konnte der arme Franz nicht zurückbleiben, natürlich tobten auch in seinem Inneren Schmach, Wuth, Verzweiflung und Indignation.

Mit Entsetzen und bitterer Entrüstung blickte er auf die Züchtigung, die so Manchem seiner unglücklichen Gefährten zu Theil geworden waren, und von denen er freilich befreit blieb, weil er, trotz aller ertragenen Drangsale, noch Kraft genug besaß, jene bereits erwähnte Treppe möglichst schnell hinaufzusteigen.

Was ihn aber zunächst empörte, war das Gebahren des Barrikadenprofessors, der in so roher unbarmherziger Weise stieß und schlug — er vermochte das Gefühl der Entrüstung bei diesem Anblicke nicht zurückzudrängen und tadelte jenen Elenden in herber Weise, wurde aber von den rohen Wächtern so schroff zurückgewiesen, daß er bald verstummte und nur einen verzweifelten Blick gen Himmel warf, während sich ein dumpfer Ruf der Wuth und beleidigter Menschenwürde aus seinem Inneren rang.

Endlich hatte man die Anhöhe erklommen — eine Anzahl Gensd'armen war hier bereits versammelt, welche die Aufgabe hatten, die Deportirten in Empfang zu nehmen.

Bald sahen sich diese umzingelt — keine Minute Rast sollte ihnen vergönnt sein, fort gings, fort über den vom heißen Sonnenstrahl versengten Boden nach jenem furchtbaren Castel auf der Insel Royal, dem Chateau-rouge.

Sprachlos, mit Bangen in der Brust, laut pochenden Herzens, schritt Franz inmitten seiner traurigen Genossen, die gleich ihm keinen Laut von sich gaben; jetzt war selbst der Humor des Barrikadenprofessors verstummt, und erst der glühende Sand unter seinen Füßen schien ihm den ersten Begriff in das empfindungslose Herz hineinzubrennen.

Die Erwartung des Unbekannten, das da kommen sollte, wälzte sich wie ein schwerer Alp nicht nur auf die Brust, sondern auch das Gemüth jedes Einzelnen schien die Centnerlast desselben zu empfinden.

Welchen Eindruck machte dieser Boden,

*) In jener Schenke erhielt in der That jeder Trinker eine Pflaume zum bestellten Getränke.

der erſte Cayenniſche, den die Deportirten beſchritten, auf deren Seelen.

Die ſpärliche Vegetation gab dem Lande, welches die königliche Inſel benannt wird, einen ſo troſtloſen Anblick, daß ſich die unbeſiegbare Hoffnungsloſigkeit, die ſich jedes fremden Ankömmlings, ſelbſt des Nichtdeportirten bemächtigt, von ſelbſt erklärt, wie alſo mußte erſt unſer unglücklicher Franz und ſeine Gefährten empfinden?

Dieſer ließ forſchend ſeine Blicke umhergleiten, und was zeigte ſich ihnen? ein kleiner, gelber und vertrockneter Grasfleck, einige Aloes und Euphorbien, die ſich an den Felſen rankten und hie und da einzelne zerſtreute Palmbäume — das war Alles, was Franz vor ſich ſah —

Barmherziger Himmel, ſeufzte er, hier iſt das Grab der Natur, hier ſcheint ſie ihren Kirchhof gegründet zu haben und hier werde auch ich mein Grab finden — o meine arme, arme Mutter!

Seine Faſſung war dahin, wie ſehr er auch Kraft bewährt hatte bis zu dieſem Augenblick, aber bisher hatte er auch nicht den Fuß an das Land der Verbannung geſetzt, und der Phantaſie blieb Raum übrig —

Aber ſolche Oede hatte ſelbſt dieſe nicht hervorgezaubert, wie wenig ſchmeichelhaft ſie ihm auch Cayenne gezeigt.

Jetzt ſtand er auf dem Boden dieſes Landes, jetzt ſah, jetzt empfand er Alles, was nur die Verzweiflung Schreckliches erzeugen konnte.

Statt der fehlenden Vegetation aber zeigten ſich Franz's Blicken eine Maſſe von Gebäuden, und in der That iſt dieſer Punkt faſt der einzige im ganzen franzöſiſchen Guyana wo ſich ſo große Gebäude erheben.

Außer dieſen Regierungsgebäuden befinden ſich noch einige niedrige Häuſer hier, es waren die Caſernen der Gensd'armen und die Wohnungen der Wächter.

In kurzer Entfernung von dieſen zeigten ſich einige impoſantere Gebäude, dieſe waren die Wohnungen der Verwaltungsbeamten, des Arztes und der Geiſtlichen, welche dem Orden der Geſellſchaft Jeſu angehören.

Das bedeutendſte von allen Gebäuden aber, welche Franz vor ſich ſah, aus ganz rothen Felsſtücken, welche die Inſel liefert, aufgebaut war und die Form eines länglich-regelmäßigen Vierecks hatte, war Chateau-Rouge, das Gefängniß der Deportirten auf der königlichen Inſel.

Hohe, mächtige Mauern mit Schießſcharten umgaben dieſes Gebäude, außerdem erhoben ſich vor demſelben noch einige Feſtungswerke, die das Anſehen eines Caſtells vollendeten.

Etwa hundert Schritte von dem Chateau-Rouge erhebt ſich ein anderes Gebäude — das Hoſpital, die einzige Krankenanſtalt in Cayenne, welche Sträflinge aufnimmt, denn den Wächtern, Soldaten, Gensd'armen und Aufſichtsbeamten, alſo denjenigen, welchen man in Cayenne nur Menſchenrechte einräumt, wird der Aufenthalt in einem weit beſſern und großartigern zu Theil, welches auf dem ſogenannten Silberberge errichtet iſt.

In dem Augenblick, wo wir den unglücklichen Franz auf Cayenne erblicken, beſtand das Hoſpital der Strafanſtalt nur aus drei großen aneinander grenzenden Hütten von Holz, welche Luft und Licht nur durch höchſt unbedeutende, runde Löcher empfing, die in den Hinterwänden angebracht waren, erſt in der neueſten Zeit hat man ein maſſives Krankenhaus aufgebaut.

Weiter Vermögen wir über das Ausſehen der Inſel Royal nichts zu berichten, und nach einem langen, unſäglich beſchwerlichen Marſche hatte Franz mit ſeinen Leidensgefährten das Chateau-Rouge erreicht.

Als man ſie durch das Portal der äußeren Ringmauer geführt hatte, gelangten ſie in einen ziemlich geräumigen Hofraum.

Hier mußten ſie Halt machen und nach einer langen, verhängnißvollen Pauſe erſchien der Gouverneur und ſein Schreiber.

Wie viele haben wir? fragte der Erſtere.

Für heute zwei und ſiebzig, Excellenz, die Andern kommen morgen.

Daß man ſich für dies Geſindel alle Tage die ſchöne Zeit abmüßigen muß, ſagte der Gouverneur, es wäre beſſer, wenn dieſe Banden alle auf einmal eingebracht werden könnten; rufen Sie nun die Namen auf.

Dieſer Befehl wurde vollzogen und Einer nach dem Andern namentlich aufgerufen — Franz und der Barrikadenprofeſſor waren noch nicht genannt worden; Erſterer ſtand mit banger Erwartung da, während der Barrikadenprofeſſor mit eigenthümlichem Lächeln auf ihn blickte.

Ja, es wird Ihnen allerdings ein wenig ſeltſam vorkommen, nahm Leſangue mit leiſer Stimme das Wort.

Was geſchieht denn nun?

Se. Excellenz muſtert die angekommenen Herren und giebt einem Jeden einen andern Namen, auch an uns kommt die Reihe bald —

Einen andern Namen?

Allerdings — der Name hört auf, hier

wird man nur noch als Gegenstand behandelt, mit dem Menschenthum ist's aus, mir ist das Alles schon bekannt, Sie freilich sollen es erst erfahren — sehen Sie da auf der andern Seite die Herrschaften, welche mit den Vätern aus der Gesellschaft Jesu in so traulichem Gespräche begriffen sind und so gemüthlich auf und nieder gehen?

Ich sehe, daß Sie das Zeichen der Galeere tragen, diese freilich sind hier am Orte —

Wissen Sie, wie diese Herren hier genannt werden?

Wie sollte mir dies bekannt sein?

Sie werden „Sträflinge" par excellence genannt und kommen aus den Bagnos — hier bekehren sie die heiligen Väter — aber hören Sie nur, wie der Gouverneur jedem der Angekommenen eine Grobheit sagt, ja etwas Verletzendes oder Verhöhnendes muß man bei solchen Gelegenheiten immer hören, an dergleichen ist man schon gewöhnt.

Jetzt wurde der Barrikadenprofessor beim Namen gerufen.

Hier, antwortete dieser im Gegensatz zu seinen Vorangegangenen, welche sich ganz schweigend verhalten, mit lauter Stimme, indem er zugleich wieder jenes Zeichen des militairischen Grußes machte.

Mit festen Schritten, wie wenn er stolz auf seine Mission wäre, nahte er sich dem Gouverneur und dessen Schreiber, welche ihn mit lautem Lachen empfingen.

Der Bursche gefällt mir, sagte der Gouverneur, er hat wenigstens Courage.

Die habe ich niemals verleugnet, versetzte Lesangue mit Selbstbewußtsein.

Er ist schon bestraft, Excellenz, sagte der Schreiber, während er auf ein Vermerk des Aktenstückes deutete, welches er vor sich hatte.

Du warst schon im Bagno? fragte der Gouverneur.

Zu dienen, Excellenz.

Und jetzt hast Du Dich am Straßenkampfe betheiligt?

Was soll Unsereiner machen, Excellenz, das Scandaliren liegt einem schon in den Gliedern.

Vorwärts — doch was bist Du denn?

Ich bin gelernter Seidenwirker.

Meister?

Nein, ich war nur Geselle — Meister wurde ich nur im Barrikadenbau.

In Seide giebt es hier auch nicht zu spinnen, aber Du wirst schon zweckmäßig verwendet werden.

Welche Nummer? fragte der Barrikadenprofessor mit einer gewissen Sicherheit.

Da sieht man gleich den Mann von Fach, lächelte der Schreiber — hier — vorwärts also.

Der Barrikadenprofessor trat ab und wurde dann der Abtheilung zugewiesen, welche bereits vernommen war.

Nun war nur noch der arme Franz übrig, der mit pochendem Herzen und von unabläßigen Schauern durchrieselt dastand.

Franz Löscher! ertönte es endlich.

Der Gerufene trat mit schwankenden Schritten näher, sah jedoch den Männern der Behörde mit festen Blicken in die Augen.

Es liegt etwas in der Erscheinung der Unschuld, was sich niemals verleugnet, auch Franz' offenes Antlitz mußte den Stempel der Unbescholtenheit sogleich verrathen, denn der Gouverneur, sonst ein Mann mit versteintem Gemüth, wie es seine Stellung auch erforderte, schien eine gewisse Theilnahme zu verspüren, als er diesen Sträfling vor sich sah, und wechselte mit dem Schreiber einen Blick, der ihm eine gleiche Regung verkündete.

Du heißt Franz Löscher und bist aus Deutschland —

Aus Baden, versetzte der Angeredete, der an die entwürdigende Anrede des „Du" schon gewöhnt, nicht mehr erröthete.

Wie alt bist Du?

Zwei und zwanzig Jahre —

Welcher Religion?

Ich bin evangelisch.

Hast Du noch Angehörige?

Eine Mutter, sonst Niemand auf der Welt, und ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob selbst diese noch am Leben ist, gab Franz mit bebender Stimme und so trauervollen Blicken zur Antwort, daß er unwillkürlich Theilnahme erwecken mußte.

Was bist Du?

Maschienenbauer.

Wie kamst Du dazu, Barrikadenkämpfer zu werden?

Ich habe am vierten December nicht einmal auf der Barrikade gestanden, vielweniger eine Waffe in der Hand gehabt.

Du lügst, Franz Löscher — hier steht: auf Aussagen des Lieutenants Rautenberg am vierten December unter den Rebellen ergriffen —

Franz' Antlitz überzog sich mit dunkler Röthe.

Ich habe noch niemals die Unwahrheit gesagt und lüge auch jetzt nicht, sagte er in

ſehr überzeugendem Tone, und jener Lieutenant wird ſeine Ausſage einſt vor dem Richterſtuhl der Vergeltung ſchwer verantworten müſſen.

Mich kümmert Dein Schickſal nicht, Du biſt mir als Sträfling hier hergeſchickt, und ich muß Dich dem gemäß beurtheilen, wie aber ein franzöſiſcher Lieutenant dazu kommen ſoll, einen Unſchuldigen zu ergreifen, und ihn als Rebellen zu bezeichnen, iſt mir unbegreiflich —

Das Unbegreifliche iſt auch geſchehen, und die Vorſehung, o die göttliche Vorſehung — wo war ſie? rief Franz mit ſchmerzlich bewegter Stimme — übrigens iſt jener Officier kein franzöſiſcher —

Iſt er etwa ein Mameluc? unterbrach ihn der Gouverneur mit leichtem Spott.

Er nennt ſich ein Deutſcher, großer Gott aber ich weiß nicht, was ihm die Berechtigung dazu giebt, der Mann iſt nur in Deutſchland geboren, ſeine Geſinnung, ſein Gemüth, ſein ganzes Weſen hat eben ſo wenig mit dem Deutſchen gemein, wie jene von den Europäern und Indianern ſtammende Miſchrace, deren Sie ſoeben erwähnten — leider iſt er mit mir in ein und demſelben Orte geboren —

So warſt Du jenem Lieutenant ſchon bekannt?

O ſehr genau, er war mir feindlich geſinnt und nahm an jenem Tage, an welchem ich gleich tauſend andern Zuſchauern, mich auf dem Boulevard befand, durch meine Ergreifung Gelegenheit, ſich auf dieſe unmenſchliche Weiſe zu rächen.

Das iſt ganz unmöglich —

Und doch iſt das Unmögliche vorgekommen, ich bin gefangen, man hat mich zum Sträfling gemacht, ohne daß ich Verbrecher bin — aber ich hoffe, ein baldiger Tod wird mich von dieſer Schmach befreien.

Was veranlaßt Dich zu dieſem Glauben?

Wenn es nicht das Klima thut, wird es das marternde Gefühl der Schmach herbeiführen.

Du biſt kräftig und dürfteſt von dem gelben Fieber, der Ruhr oder andern tödtlichen Krankheiten verſchont bleiben, nach einem Jahre übrigens biſt Du acclimatiſirt —

O Gott!

Du wirſt von heute ab Deinen Namen nicht mehr tragen, Du erhältſt die Nummer ſechsundachtzig —

So höre ich alſo auf ein Menſch zu ſein und bin nur ein nummerirter Gegenſtand — ach es iſt entſetzlich — ich bin zwar ſtark an phyſiſcher und moraliſcher Kraft, das Alles aber iſt ſtärker — ich werde erliegen.

Sobald man ſechsundachtzig ruft, haſt Du Dich zu melden — ſei gehorſam und pünktlich in der Vollziehung Deiner Obliegenheit, dann wirſt Du ſelbſt den Aufenthalt in Cayenne erträglich finden — und nun vorwärts.

Der arme Franz hatte die genannte Nummer erhalten, mußte ſich zu den Leidensgefährten begeben und war nach einer Stunde in die Hauskleidung der Sträflinge von Cayenne eingekleidet.

Jetzt wurden die neuen Ankömmlinge in das Innere des Chateau-Rouge geführt. Die Unglücklichen mußten lange, dunkle von dumpfer Luft angefüllte und von qualmenden Wandlampen erleuchtete Gänge durchwandern.

Sie gingen ſtets in Abtheilungen von zehn Mann, denn dieſe Anzahl mußte eine Zelle bewohnen, die andern mußten draußen warten und kamen erſt an die Reihe, nachdem die Vorangegangenen untergebracht waren.

Jetzt ſchlug auch endlich jenem Trupp, welchem Franz angehörte, die Stunde der Einſchließung.

Sie mußten denſelben Weg paſſiren und machten endlich, nachdem man ſie eine Treppe hinaufgeführt hatte, vor der eiſernen Pforte halt, welche den Kerker verſchloß, den ſie fortan bewohnen ſollten.

Die Thür drehte ſich in ihren Angeln, und die Gefangenen traten in die Zelle. Sie befanden ſich in einem dunklen Raume, welcher von dumpfer, erſtickender Luft angefüllt war, und bald ſchloß ſich die Thür hinter ihnen.

Es läßt ſich wohl denken, daß die Unglücklichen, welche nach Cayenne verbannt werden, ſich keine illuſoriſchen Hoffnungen über ihre Aufnahme daſelbſt machen, ſo entſetzlich ſo alles menſchliche Erwarten überſteigende Begriffe von dem wirklichen Aufenthalte hier — hatte ſich Niemand von den Gefangenen gemacht oder machen können.

Die Leute konnten im buchſtäblichen Sinne des Wortes keinen Finger vor den Augen ſehen.

Es herrſchte undurchdringliche Finſterniß um ſie her — zehn Menſchen in dieſen engen Raum gepfercht, wenigſtens mußten ſie es ſo annehmen — denn wollte ſich einer bewegen, ſo ſchrie der andere, der einen Stoß oder einen Fußtritt erhalten hatte, laut auf — man war unwillkürlich gezwungen, ſich gegenſeitig die Augen aus dem Kopfe zu ſtoßen oder ſich die Füße treten zu laſſen, da

Niemand ſah wo er ſtand, oder wohin er ſich begeben ſollte — ſo verfuhr die neufranzöſiſche Gerechtigkeit gegen Diejenigen, welche der Regierung angeblich gefährlich, doch meiſtens ſchuldlos waren.

Die wirklichen Verbrecher, die Bagnoſträflinge, welche wir unten im Hofe vom Barrikadenprofeſſor und von Franz bemerkt ſahen, waren im unterſten Stockwerk einquartiert und vielleicht weniger ſtreng bewacht als die vermeintlichen politiſchen Sträflinge.

Natürlich erhob ſich ein Jammer und lautes Klagegeſchrei unter den armen Bewohnern der eben erwähnten Zelle.

Man bat, man flehte, man ſchrie nach Licht, die Leute waren dem Wahnſinn nahe, viele begannen bereits in ihrer Verzweiflung zu toben.

Auch Franz war der Verzweiflung nahe, verhielt ſich indeſſen ſchweigſamer, wenigſtens mehr reſignirt als die Meiſten ſeiner Genoſſen.

Endlich erſchien der Kerkermeiſter.

Was giebt's hier für einen Lärm? rief er in drohendem Tone; wenn das Geheul ſo fortgeht, werde ich die Geſellſchaft auspeitſchen laſſen.

Licht, jammerte der eine — Luft, ſtöhnte der andere.

Licht und Luft wollt Ihr Geſindel? Ihr habt beides im Vaterlande gehabt, aber darum eben wurdet Ihr zu übermüthig — nun gefällt Euch freilich nicht dieſer Aufenthalt — aber damit das gräßliche Geſchrei verſtumme, ſollt Ihr wenigſtens Licht haben.

Somit ſtellte er die Laterne, die er bei ſich führte, auf den Boden, ließ eine Leiter herbeiſchaffen, beſtieg dieſelbe und entfernte die Bretter, welche die hoch liegenden Fenſter verſtellten, die Schießſcharten ähnlich erſchienen.

Dieſe Fenſter lagen indeſſen ſo tief in der Mauer, daß ſie den Zutritt des Tageslichtes nur ſpärlich geſtatteten, aber doch wenigſtens den Gefangenen ermöglichte, ſich zu bewegen und den Ort zu erkennen, an welchem ſie ſich befanden.

Der Kerkermeiſter verließ die Zelle und ſo Manchen der Einwohner wandelte das Verlangen an, da oben hinaus in die Ferne zu ſchauen, wohl nur in der Abſicht, auch nur die Richtung zu erſpähen, in welcher das geliebte Heimathsland lag.

Aber ſtieg auch der Eine mühſam auf die Schultern des Andern, ſo erreichte er, ſelbſt wenn er den Kopf ſo weit als möglich in die Mauerniſche hineinreckte, nicht das zu weit nach vorn liegende Fenſter.

Die Zelle war etwa zwanzig Fuß hoch — die Wände waren feucht, der Boden mit Schmutz bedeckt.

Die Breite dieſes traurigen Raumes betrug etwa daſſelbe Maß — an den Wänden waren ſogenannte Pritſchen übereinander geſtellt, welche zur Nacht herabgelaſſen wurden, wo dann jedem Inſaſſen ein Strohſack und eine wollene Decke verabreicht wurde.

Außer dieſen Räumlichkeiten, deren es natürlich viele dort gab, waren auch Zellen für Einzelnhaft vorhanden.

Ohne Zweifel waren ſolche wohl noch von traurigerer Beſchaffenheit, da wir jedoch in denſelben keine unſerer Bekannten finden, ſo wollen wir ſie auch nicht betreten.

Als ſich Franz kaum eine halbe Stunde in ſeinem Gefängniſſe befand, öffnete ſich die Thür, und ein Gefangenenwärter befahl ihm, herauszukommen.

Er führte ihn eine Treppe hinab in ein Zimmer, und Franz athmete freier, denn durch die großen Fenſter dieſes Gemaches ſtrahlte der Schein des hellen Tages in entzückender Weiſe, auch herrſchte hier reine, geſunde Luft.

Das Mobiliar beſtand nur in einem Tiſch, nebſt zwei Stühlen, ſonſt gab es hier nichts weiter, was den geringſten Comfort bot.

Einige Augenblicke hatte Franz erwartungsvoll verweilt, als ſich leiſe die Thür öffnete und ein Jeſuitenpater erſchien.

Mein Sohn, redete er Franz in feierlichem Tone an, Du biſt von dem Wege des Rechten abgekommen und die irdiſche Gerechtigkeit hat Dich hier hergeſchickt, Deine Fehler zu bereuen und Buße zu thun, wir aber ſind eingeſetzt, um diejenigen zurückzuführen, die von dem wahren Pfade abgekommen ſind, geſtehe alſo, ob Du in Deinem Innern den Trieb zur Beſſerung verſpürſt, dann bin ich gern bereit, Dir auf der Bahn des Guten beizuſtehen.

Ich kann Ihre gute Abſicht nicht verkennen, heiliger Vater und ſage Ihnen meinen Dank dafür, muß Ihnen aber erwidern, daß mein Gewiſſen keine Schuld belaſtet.

Wie, mein Sohn, rief der Jeſuitenpater etwas erregt; ſolche Worte aus dem Munde eines Deportirten klingen ſeltſam; wer hier herkommt, iſt ſchuldig, die irdiſche Gerechtigkeit weiß ſehr wohl zu unterſcheiden das Gute vom Böſen, und den Abgeirrten zu ſtrafen, iſt ſie von Gott eingeſetzt, ſie hat

Dich hier hergeschickt und Du mußt schuldig sein.

Ich bin schuldlos, heiliger Vater, diese Versicherung noch einmal, ich betheure Ihnen, daß meine irdische Gerechtigkeit nichts als die Ausgeburt höllischer Bosheit, niedrigen Hasses, elender Rachsucht und vielleicht auch die erbärmlicher Eifersucht ist.

Mein Sohn, Deine Worte klingen seltsam, sagte der Jesuitenpater kopfschüttelnd.

O wüßten Sie, wie sehr ich im Rechte bin — gewiß muß jedem edeln Menschen eine solche Betheurung sonderbar erscheinen, aber ich erkläre es feierlich vor Gott und Ihnen, der Sie sein Diener sind, ich rufe ihn, den himmlischen Richter zum Zeugen wider meine irdischen Richter an, die mich nicht verurtheilt, sondern verdammt haben, auf Grund der Aussage eines höllischen Böswichts, der diesen Frevel sicher büßen wird.

Wenn jeder von denen, die mit Dir gekommen sind, mein Sohn, so sprechen wollte was sollte man in diesem Falle von der französischen Gerechtigkeit sagen?

Das ist ein eigenthümliches Capitel mit der französischen Gerechtigkeit, versetzte Franz in traurig-bitterem Tone — aber in welchen Händen befindet sich denn diese Gerechtigkeit in diesem Augenblicke.

In den Händen des jetzigen Machthabers.

Ist dieser Machthaber auch immer gerecht?

Diese Frage zu erwägen, ist nicht die Sache eines Unterthanen, mein Sohn, und ich erwidere Dir darauf nur die Worte des Evangeliums in den Episteln Pauli an die Römer: „Wo aber eine Obrigkeit ist, da ist sie von Gott!“

Das ist meine Ansicht nicht, heiliger Vater, das sind Satzungen von Menschen, von eigenmächtigen und hartherzigen Menschen, wir finden es heraus, wenn wir auf die Entwickelung der Menschheit zurückblicken, da liegt es klar vor Augen, wie sich das Tyrannenthum über die schwächeren Menschenklassen, die weniger rohe Kraft und weniger Verschlagenheit an den Tag legten, allmälig herausgebildet und erhoben hat — der höchste Richter auf Erden ist die Moral, in wessen Brust diese nicht eingepflanzt ist, da kann sie auch keine Justiz ermöglichen und hätte sie auch Milliarden Institute zur Verfügung wie Cayenne. — Es wäre nun ein elender Wahn, ein Verbrechen gegen die Menschheit, zu behaupten, daß alles Richterthum überflüssig wäre — dem Verbrecher werde die Strafe — Schutz muß der Gesellschaft werden — nun aber müssen wir sehr wohl das Richterthum von der jeweiligen Herrschaft der Machthaber trennen, diese Begriffe sind verschieden, die Gerechtigkeit stammt von Gott, wir dürfen es nicht leugnen, die Obrigkeit aber von den Menschen — die Gesellschaft wird geschützt vor den Schäden ihresgleichen, wer aber schützt sie vor der Unbill, welches ihr von Jenen zugefügt wird, die sich die Meinung anmaßen, höher zu stehen als alle übrigen Menschen und die Gerechtigkeit je nach Belieben und Willkür handhaben und ausbrüten? — wie könnte Gott gestatten, daß ein Mensch plötzlich über alle Andern sich zum Herrscher aufwirft, und was ihm nicht gehorchen will, ermorden oder verbannen läßt — wo wäre da die göttliche Gerechtigkeit — wo ist die Obrigkeit, welche die Wehrlosen gegen den Bewaffneten schützt? — ich hoffe, heiliger Vater, Sie haben mich nun verstanden und einen tiefen Blick in mein Herz gethan, welches den Willen der Vorsehung ehrt, die Willkür der Menschen aber und ihre Grausamkeit verabscheut.

Der Jesuitenpater war sehr überrascht, allein er verrieth durch keinen Zug seine innere Stimmung und machte, scheinbar nachdenkend, mehrere Gänge durch das Zimmer.

Ich habe einen tiefen Blick in Dein Herz gethan, mein Sohn, nahm er nach längerem Schweigen das Wort, es ist wahr, und da habe ich erfahren, daß Du ohne Religion bist, nur ein solcher Mensch kann dergleichen Ansichten hegen.

Meine Religion war stets die Arbeit, versetzte Franz traurig; im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod verdienen, das ist das höchste und gewaltigste Gebot, bete und arbeite heißt es wieder in der Bibel, immer, immer weist sie den Menschen zur Thätigkeit an, ich war thätig, ja mit gutem Gewissen kann ich sagen, ich habe die höchste Religion nicht nur im Herzen getragen, sondern auch durch die That bewiesen, ich habe gearbeitet, und wenn ich mich nach des Tages Last erholte, wenn ich sah, daß meiner Hände Werk mir Segen brachte, dann fühlte sich meine Seele gehoben, ich war glücklich, zufrieden und dankbar in meinem Innern, und darin lag schon das Gebet — ein Mensch der mit der ganzen Seele arbeitet, seine Zeit nicht verprasst, kann nicht sinken. — Ach, Gott, ich habe die Zeit gut angewendet, ich bin nicht gesunken und doch als Verbrecher in Ketten, hätte meine Religion der Arbeit mich nicht auch zugleich in

der Moral gestärkt, ich müßte hier, in der Sphäre des Verbrechens und der Verdammung in der That zum Gottlosen werden und an der Vorsehung verzweifeln, aber ich bin gestärkt durch das Bewußtsein der Unschuld, gefaßt und gestählt durch die Hoffnung, daß ich einmal aus diesem Elende erlöst werden muß — ich habe nichts zu bereuen, nichts zu büßen, heiliger Vater und danke mithin auch für Ihren Beistand —

Mein Sohn, es könnten Stunden kommen, wo die Sonne der Hoffnung sinkt, der Stern dieser Zuversicht erbleicht und der letzte Tropfen vom Strome des Trostes, der an den scheinbar starken Fels Deiner Seele brandet, versiegt, dann — dann — mein Sohn, wirst Du nach mir verlangen, und ich müßte Dir meinen Beistand versagen —

Sollte meine Kraft ermatten, dann will ich mich an Sie wenden.

O sie wird — sie muß.

Und warum behaupten Sie dies so felsenfest, mit solcher Bestimmtheit?

Weil, mein Sohn, weil Du nicht der alleinseligmachenden Kirche angehörst —

O Sie meinen, weil ich ein Protestant bin?

Ganz recht, mein Sohn, Du bekennst Dich zu den Irrlehren Luthers —

In diesen Lehren bin ich erzogen, heiliger Vater, sie haben bisher mit ihren Tröstungen ausgerichtet — sie werden es ferner.

Du bist hier in der Verbannung, mein Sohn.

Gott wohnt überall.

Niemals aber in der Brust eines Abgeirrten, bekenne, daß Du den Pfad der alleinseligmachenden Kirche betreten willst und ich will Dir Deine Haft erträglich machen, ja sogar an die Regierung berichten, daß Du ein reuiger, bekehrter und guter Unterthan geworden, also als nützlicher Staatsbürger zurückkommst in die Heimath; mein Sohn, nur durch uns werden Begnadigungen erwirkt, jedes Gesuch deshalb geht durch unsere Hände, nur wen wir der Regierung vorschlagen, wird von ihr erlöst.

Ich verwerfe die Begnadigung um diesen Preis, heiliger Vater, der Mann, dessen nichtswürdiger Verläumdung ich meine Deportation verdanke, bot mir einst zehntausend Francs, falls ich für die Präsidentenwahl des Prinzen Napoleon stimmte —

Und Du schlugst jene Summe aus —

Ich that es, denn ich verkaufe mein Gewissen weder für Geld, noch für einen andern Preis und wie ich jenes Geld nicht annahm, so weise ich auch jetzt die Begnadigung zurück —

Bedenke wohl, mein Sohn.

Mein Gewissen bleibt mir heilig.

Franz wurde nach seinem Kerker zurückgeführt und theilte seinen Genossen von dem an ihm gemachten Bekehrungsversuch, wie den ganzen Inhalt des stattgehabten Gespräches mit.

Man schüttelte bedenklich das Haupt und meinte, Franz würde durch ein solches Benehmen wahrlich nicht zur Erleichterung seiner Lage beitragen.

Die Jesuiten, sagte einer, vermögen Großes zu vollbringen —

Und Napoleon giebt auf ihre Verwendung, denn er braucht sie — sie allein, die Geistlichkeit überhaupt ist seine Stütze.

Einige Tage später trat der Kerkermeister ein.

Franz Löscher! rief er.

Hier bin ich, versetzte der Gerufene.

Folgen Sie mir, sagte jener mit grinsendem, ja grausamen Lächeln — es soll Ihnen besser gehen, und hier haben Sie es schlecht.

Franz folgte und die Leidensgefährten sahen ihrem von ihnen geachteten und verehrten Genossen mit ahnungsvollem Bangen nach.

Bittere Täuschung.

Seit der Zeit von dem ersten Staatsstreiche bis zur Restauration des Kaiserreichs, zeigten sich in den Beziehungen zum Auslande auffallende Schwankungen im engen Zusammenhange mit dem Entwickelungsgange der deutschen Verhältnisse, mit der dadurch bedingten Stellung, von Oesterreich, Preußen und Rußland und mit der Politik Englands.

Ein mit Belgien angezettelter Streit schien anzudeuten, daß die französische Regierung nur einen günstigen Zeitpunkt abwarte, um durch Besetzung Belgiens den Anfang eines europäischen Krieges herbeizuführen, wobei England seiner Handelsinteressen wegen für Belgien hätte einstehen müssen.

Allein die Zusammenkünfte der Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland im Mai 1852, wobei die Versöhnung zwischen Oesterreich und Preußen vorbereitet wurde, vereitelte die auf den Zwist dieser beiden Mächte gebauten Hoffnungen.

Die französische Regierung gab nun den auswärtigen Mächten die Versicherung, alle die Verpflichtungen, welche die Regierungen Frankreichs seit dem Sturz Napoleons des

ersten eingegangen waren, getreulich beobachten zu wollen und legte den Streit mit Belgien durch eine Uebereinkunft vom neunten December bei, wonach die früheren Handelsverträge zwischen beiden Ländern, welche französischerseits gekündigt worden waren, wieder in Kraft traten.

Dabei näherte sie sich wieder mit großer Zuvorkommenheit der englischen Regierung, wofür diese bereits am 6. December durch ihren Gesandten in Paris die Anerkennung des neuen Kaiserreichs aussprach, dem sich Belgien am 7. December anschloß.

Oesterreich und Preußen erklärten fast gleichlautend, daß sie sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs nicht mischen würden, Napoleon III. anerkennten, ohne jedoch im Voraus die Folgen annehmen zu können, welche man in Zukunft vielleicht daraus ziehen könne.

Der Kaiser von Rußland begnügte sich, ganz kurz die Anerkennung Napoleons III. auszusprechen, indem er jedoch denselben in seinem Schreiben an ihn nicht Monsieur mon frère, wie es unter Monarchen von Geburt üblich ist, sondern nur Sire anredete.

Diese wohl absichtliche Formverletzung legte auch den ersten Grund zu der Spannung zwischen den Cabineten von Paris und Petersburg, welche für die Folgezeit bedeutungsvoll wurde.

Deutlicher zeigte sich die Abneigung der Cabinete gegen das neue Kaiserreich, als Napoleon III. sich den alten Dynasten dadurch zu nähern suchte, daß er sich um die Hand der Erbin des berühmten Namens eines alten Fürstenhauses bewarb.

Erst nachdem alle derartigen Versuche scheiterten, wiederholte Louis Napoleon das Geständniß seiner Liebe, welches wir ihn am Abend vor dem Staatsstreich der Gräfin Teba machen hörten.

Marie Eugenie hatte natürlich nichts von diesen Machinationen ihres treulosen Liebhabers gewußt und fühlte sich glücklich, als Napoleon sich um ihre Hand bewarb.

Nicht dem Präsidenten — nur dem Kaiser, sagte Napoleon, als er in dieser Angelegenheit vor ihr stand, so sprach einst Ihr Mund, nun, meine theuerste Eugenie, ich bin der Erwählte der sieben Millionen, ich bin Kaiser der Franzosen, ich beherrsche das mächtigste Land Europa's — ich habe somit mein an jenem Abend Ihnen gegebenes Versprechen gelöst, jetzt ist es an Ihnen, das Ihre zu erfüllen.

Ich bin Dein, mein Louis, flüsterte Eugenie —

Und somit die legitime Kaiserin der Franzosen.

Die Vermählung ward auf den 30. Januar 1853 festgesetzt, und wir müssen den Leser noch vor der Vollziehung derselben mit einem Ereigniß bekannt machen.

Etwa am fünf und zwanzigsten Januar sehen wir wieder einmal Herrn Mocquart bei Miß Howard eintreten, welche längst das Hotel Tiry bezogen hatte.

O ich bin sehr erfreut, Monsieur, empfing ihn die Dame, es ist lange her, daß ich nicht das Vergnügen hatte.

Ich hatte mich aus Gründen von den Festen in den Tuilerien fern gehalten, darum entging mir das Glück, Sie zu sehen.

Man spricht die seltsamsten Neuigkeiten in Paris.

Ich höre wenig, sagte Mocquart einsilbig.

Sollte Herr Mocquart wirklich den Neuigkeiten der Residenz fern bleiben, auch dann wenn solche Personen betroffen, die ihn interessiren müssen?

Jetzt machen Sie mich neugierig.

Es heißt allgemein, Se. Majestät werde sich vermählen.

Was man doch alles sagt, versetzte Mocquart mit seltsamem Lächeln — mir ist davon nichts zu Ohren gekommen, ich dächte, theuerste Miß, von dergleichen Neuigkeiten müßten wir beide zuerst Kunde erhalten — gewiß aber Sie —

Ich? — fragte Miß Howard bedeutungsvoll.

Ich wiederhole es, gnädigste Miß, erst wenn Sie die Vermählung des Kaisers im Moniteur als officielle Nachricht lesen, dann mögen Sie daran glauben; heute bin ich nun mit einem Gruße und einer Einladung vom Kaiser bei Ihnen erschienen.

Giebt es ein Fest in den Tuilerien?

Zu solcher Kleinigkeit würde ich nicht der Bote sein — es giebt mehr, sagte Mocquart in höchst bedeutungsvollem Tone.

Ich bin gespannt.

Se. Majestät ladet Sie ein, sich nach Havre zu begeben, er selbst geht dahin und will mit Ihnen am Sonnabend dort zusammentreffen.

Dann müßte ich mich sogleich auf den Weg machen.

Sogleich, denn die Sache hat Eile, und ich werde die Ehre haben, Sie dahin zu begleiten, sagte Mocquart mit Wichtigkeit.

Ich bin in der That auf den Zweck dieser Einladung sehr gespannt, sagte Miß Howard äußerst erregt.

Es muß Geheimniß für Sie bleiben.

Und Sie begleiten mich?

Ich habe die Ehre, versetzte Mocquart, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß Ihrer eine außergewöhnliche Ueberraschung harrt.

Und ich darf nichts — nichts erfahren?

Es muß Geheimniß für Sie bleiben, erst bei Ihrer Rückkehr wird Ihnen der Zweck der kaiserlichen Einladung bekannt werden.

Vielleicht reiste die Dame mit der stolzen Hoffnung ab, daß sie mit dem Kaiser in Havre zusammentreffen sollte, um an seiner Seite als Braut oder gar als Beherrscherin Frankreichs ihren glänzenden Einzug in Paris zu halten.

Als sie in Havre angekommen, hatte sich Herr Mocquart nur noch eine Stunde aufgehalten und trat wieder seine Rückreise an.

Der Sonntag war gekommen, er sollte den hohen Gast nach Havre bringen, allein dieser Gast war noch nicht erschienen — trotzdem der Abend herannahte.

Mit Sehnsucht, die immer ungestümer wurde, erwartete Miß Howard den Kaiser — der Thee, der vor ihr stand, war noch nicht berührt.

Ein Diener trat ein und übergab der ängstlich harrenden Dame, die schon irgend ein Unheil ahnt, den Abendmoniteur.

Kaum hat sie den ersten Blick auf das Blatt geworfen, als sie einen lauten Schrei ausstößt, die Zeitung entfällt ihren Händen — sie wird leichenblaß und ist einer Ohnmacht nahe.

Miß Howard hat soeben die officielle Anzeige von der Vermählung des Kaisers mit ihrer Erzfeindin, der Gräfin Teba, gelesen —

O das war ein entsetzlicher Schlag, ganz fürchterlich — welche Undankbarkeit, welche Treulosigkeit.

Sie, nicht jene Teba, hatte ihrer Meinung nach gerechte Ansprüche, die Gattin des Mannes zu werden, den sie nicht nur aus den fürchterlichsten, vielseitigsten Verlegenheiten befreite, der ihr Alles — verdankte, sondern der ihr geschworen hatte, daß keine Andere als Sie die Seine werden würde —

O der Undankbare, der Meineidige, rief sie mit glühenden Blicken, aber ich will Rache nehmen, mein beleidigter Stolz, mein gekränktes Herz fordern Genugthuung, der Corse soll erfahren, daß Miß Howard kein frevelhaftes Spiel mit sich treiben läßt — zittere, Du stolzer Kaiser, ich bin im Besitz von Documenten, welche der Welt Mysterien enthüllen sollen, die den Namen des Herrschers der Franzosen in einer Weise compromittiren, die — — ha — schnell, schnell!

Sie setzte eine Glocke in Bewegung — ein Diener trat ein und blickte mit Befremden auf die aufgeregte Dame.

Bevor er jedoch noch Aufschluß erhalten konnte, ward ihm schon ein Befehl zu Theil.

Eine halbe Stunde darauf verließ Miß Howard das Hotel Frascati in Havre und fuhr mit einem eigens für sich genommenen Extrazug nach Paris —

Eilen wir Miß Howard voran. Kaum hatte diese die Residenz verlassen, als ein Polizeiagent, Mr. Pietri, das Hotel der Ecrystraße besuchte und dort eine junge Dame anwesend fand, in welcher wir Nancy erkennen.

Diese kannte den Herrn nicht, der in sehr höflicher Weise nach ihrer Gebieterin fragte.

Miß Howard ist abgereist, sagte sie im Tone des Bedauerns.

O das thut mir leid, und ich komme in wichtiger Angelegenheit — aber wann kommt die Dame zurück?

Ich kann den Tag nicht angeben, gewiß aber kommt sie bald.

Meine Mission ist unaufschiebbar, so wichtig, daß mir nicht einmal Zeit genug übrig bleibt, nach meiner Wohnung zurückzukehren, um der Dame das schriftlich mitzutheilen, was für sie von so außerordentlicher Wichtigkeit ist — Sie werden wohl gestatten, daß ich dies hier thue — Sie werden dann mein Schreiben der Dame nachsenden —

Natürlich konnte Nancy gegen diese höfliche Bitte, die sie noch im Interesse der Gebieterin erfüllen zu müssen glaubte, keine Einwendung zu erheben — und Mr. Pietri trat in das Zimmer, welches Miß Howard zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt gewählt hatte.

O, Sie verzeihen, Mademoiselle, sagte der Polizist, ich sehe, daß ich das Wichtigste in meiner Wohnung zurückgelassen habe — das Schriftstück ist durchaus nothwendig, wollen Sie die Güte haben, sich dahin zu bemühen?

Nancy willigte, wiewohl mit Befremden ein, nachdem sie das Nähere über ihre Aufgabe gehört hatte und ließ den Herrn allein.

Obgleich sie sich eines Fiakers bediente, so brauchte sie doch mindestens zwei Stunden Zeit, um von der sehr weiten Strecke zurückzukehren.

Als sie endlich wieder eintrat, war der Herr zu ihrem großen Erstaunen längst verschwunden.

Die Dienerschaft, welche nur in einem Neger und einem Kutscher bestand, welcher Letztere zufällig in diesen Räumen beschäftigt war, wußten ihr keine Mittheilung weiter zu machen, als daß vor etwa einer halben Stunde ein vornehmer Herr die Gemächer der Herrin verlassen hätte.

So auffallend dieses Ereigniß auch schien, so viele Vermuthungen sich ihr darüber auch aufdrängten, so bemühte sie sich doch vergebens nach einer Erklärung — sie fand keine.

Am 30. Januar herrschte ein festliches Treiben in Paris — der Kaiser hatte seinem Lande eine Herrscherin gegeben und die Glocken der Stadt, gemischt mit dem Donner der Freudenschüsse verkündeten dieses frohe Ereigniß ganz Frankreich.

Wie jubelte man auf Straßen und Plätzen, wie begrüßte das vor den Tuilerien zahlreich versammelte Volk mit Begeisterung das Herrscherpaar, welches sich dort öffentlich zeigte — dasselbe Volk, welches zwei Jahre früher den Mann des Staatsstreichs verfluchte, übertönte das mächtige Geläute der Glocken wie das gewaltige Krachen der Kanonensalven.

Aber er war jetzt ein guter Herrscher, hatte er doch schon seit dem 27. März 1852 den über Paris verhängten Belagerungszustand wieder aufgehoben, wurde doch so viel wie möglich für die arbeitenden Klassen gesorgt und außer dem etwas strengen Preßgesetz in Paris, war es ja ganz erträglich, also — vive l'empereur!

Unter den zahlreichen Massen vor den Tuilerien erblickte man an diesem Tage zwei Gestalten, welche dicht in ihre Mäntel gehüllt waren, trotzdem aber konnte man deutlich ihre Gesichtszüge erkennen.

Der Eine von ihnen war groß und imposant, sein schönes edles Antlitz verrieth den Italiener, sein Genosse, kleiner als er, trug gleichfalls den unverkennbaren Stempel des Italieners.

Heute nicht, Rudio, flüsterte der große Mann.

Dann wirst Du niemals zum Ziele kommen —

O warte die Zeit ab.

Diese kommt niemals, Du siehst, die Polizei hat schon damals unsere Höllenmaschine in Marseille entdeckt, als er die Reise nach den Süd-Departements machte, glücklicherweise blieb ihr Ursprung im Dunkeln — Niemand hatte uns im Verdacht, und wir durften ungestört die Stadt verlassen — seitdem haben wir an keine zweite gedacht.—

Jene Maschine war einen Tag vor seiner Ankunft in Marseille entdeckt, ich weiß es sehr wohl, sie war für ihn bestimmt er hätte seinen den Carbonaris geleisteten Eid, welcher auf Tod allen Tyrannen und den Sturz des Feudalwesens und der Gewalt lautet, nicht brechen müssen.

Und er hatte ihn schon an jenem zweiten December gebrochen — wir haben geschworen Rache zu nehmen, und ich dachte daran, sie heute auszuführen — die Gelegenheit ist günstig, Graf Orsini, zögern wir nicht —

O nicht zu heißblütig, Rudio, die Nemesis schleicht langsam — es wäre Wahnsinn, jetzt, in diesem Augenblick — nein, sprechen wir nicht davon —

Und warum sprechen wir wieder davon?

Welches Datum schreiben wir heute?

Seltsame Frage — heute ist der 30. Januar 1853.

Wenn wir den heutigen Tag des Jahres 1858 erleben, dann — werden wir unsern Brüdern in Italien sagen können: „es ist geschehen!“

Und wenn —

Er Italien befreit von den Tyrannen, er, dem jetzt die Macht gegeben, meinst Du?

Ganz recht — das in Kleinstaaterei zerstückelte Italien, das unglückliche Land, es seufzt und krankt an den Wunden, die ihm die Despoten schlugen — was jetzt zerstückelt, soll ein Ganzes sein, und wenn er der Retter Italiens wäre, wenn er seine zerstreuten Glieder sammelt und sie zu einem neuen Körper einte, dann —

Werden dieselben Männer, die ihm jetzt nach dem Leben trachten, ihn segnen —

Und Du glaubst, er, der herrschsüchtige Despot, der Feind der Todtengräber der Freiheit würde das Schwert für die Befreiung Italiens ziehen?

Vielleicht, und darum eben, in dieser Hoffnung will die Gesellschaft der Carbonari ihm eine Frist von fünf Jahren gönnen —

Diese wird ablaufen und Italien weiter seufzen unter seinem Joche.

Dann fällt der Kaiser.

Und mit ihm?

Das Kaiserreich, statt seiner aber wird sich die Republik neu erheben und Frankreichs Söhne werden frohlocken.

Eine junge Dame, welche sich durch die beiden leise mit einander flüsternden Männer gedrängt hatte, machte ihrem Gespräch ein Ende — es war Nancy.

Das treue Mädchen hatte nicht Neugier hierhergelockt, nein es war das in ihr tobende Gefühl der Empörung, das sie antrieb, sich von der Möglichkeit des an ihrer Herrin geschehenen grausamen Verbrechens persönlich zu überzeugen — sie kam — sah und stürzte unter Thränen nach der City-Straße zurück.

Miß Howard war zurückgekehrt — Nancy glaubte, ihr das Ungeheuere, das Unfaßbare, das während ihrer Abwesenheit geschehen, verbergen zu müssen, konnte aber nicht umhin, ihre Gönnerin mit thränenvollen Antlitz zu begrüßen —

Weinst Du über mein Schicksal, Nancy?

Sie wissen?

O Alles — Alles — ich bin grenzenlos, unendlich betrogen, man hat mich wie einen Gegenstand des Hindernisses, unter falscher Vorspiegelung von Paris nach Havre gelockt, um während dessen die Vermählung mit einer Andern zu feiern, aber ich will mich rächen, Nancy, das Geschlecht der Howard duldet keine Schmach — ich besitze die Mittel, mir eine glänzende Genugthuung zu schaffen.

Damit begab sie sich in ihr Gemach — sie trat zu ihrem Schreibtisch, öffnete ihn und fand darin Alles in — bester Ordnung.

Endlich wollte sie ein geheimes Fach öffnen — noch ehe sie diese Absicht ausführen konnte, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus.

Alle Schriftstücke, welche ihrer Meinung nach freilich den Kaiser compromittiren konnten, in ihren Händen also die schrecklichsten Waffen gegen ihn — waren entweder zerrissen oder aus dem gewaltsam erbrochenen Schubfach — entwendet — und mit den Worten „Dieb, Mörder, Räuber!“ sank sie bewußtlos zusammen.

Ob diese schmeichelhaften Aeußerungen dem Kaiser galten, vermögen wir nicht zu verbürgen, jedenfalls aber waren sie mit Erbitterung, Abscheu und laut genug gesprochen, um Nancy herbeizulocken.

Sie bemühte sich, Miß Howard beizustehen, und bald gelang es ihr, sie zur Besinnung zu bringen.

O was geschah — was geschah, rief Miß Howard mit zornesglühenden Blicken, nur Du, Nancy, kannst mir Aufschluß geben — siehe, alle Waffen sind mir entrissen, die wichtigsten Papiere entwendet — mein Schubfach ist erbrochen — ich bin beraubt, ein gemeiner gewaltsamer Diebstahl ist an mir begangen —

Nancy faßte sogleich Argwohn gegen jene fremden Herren und setzte Miß Howard von seinem Vorfall während ihrer Abwesenheit in Kenntniß.

Diese hörte, zitternd am ganzen Körper, mit gesteigerter Erregung zu.

Wann war das — schnell — wann — wann? preßte sie hervor.

Am nächsten Tage nach Ihrer Abreise —

Sogleich die Polizei — ich muß ihren Schutz haben, der Dieb soll gefunden werden und soll ich ihn selbst in den Tuilerien aufsuchen müssen — doch kannst Du mir die Persönlichkeit jenes Herrn beschreiben?

Nancy gehorchte.

Ich kenne Niemand, welcher dem Bilde entspricht, das Du mir von jenem Diebe, oder besser von dem Abgesandten des eigentlichen Diebes entwirfst — die Polizei soll ihn ermitteln.

Haben Sie genügende Beweise, Miß? fragte Nancy mit leiser, theilnahmsvoller Stimme, die Behörde forscht vor allen Dingen nach solchen —

Die sind allerdings nicht vorhanden, seufzte Miß Howard, aber, fuhr sie in furchtbarer Exaltation fort, ich will Himmel und Erde in Bewegung setzen und hinausschreien in alle Lande — die Geschichte des an mir begangenen Betruges und Diebstahls und — wie man sich einen Thron kauft.

Kaum war Miß Howard nach einer schlaflosen Nacht am nächsten Morgen erwacht, als ihr die Herren Fould und Fleury gemeldet wurden.

Einige Augenblicke überlegte Miß Howard, dann gab sie den Befehl, die Herren vorzulassen.

Die Gemeldeten nahten sich mit ganz besonderer Hochachtung der Dame.

Ich freue mich, Sie zu empfangen, Messieurs, nahm diese das Wort, und hoffe von Ihnen Trost —

In der That, unterbrach sie Herr Fould; wir bringen der schönen Miß eine Kunde, welche Sie erfreuen wird.

Hierauf überreichte man der Dame ein Document über die Schenkung des Gutes Beauregard, auf der Landstraße nach Versailles gelegen, welches ihr zugleich den Titel einer Gräfin gleichen Namens verlieh —

So hatte der Kaiser Miß Howard für den erlittenen Verlust — die bittere Täuschung zu entschädigen gewußt.

Einige Monate später, im Frühjahr 1853 verließ sie Paris, um sich nach Florenz zu begeben, wo sie sich an den Ufern des Arno ein glänzendes Palais erbaute und eine wahrhaft fürstliche Lebensweise führte.

Aber mitten in ihrem Glanze, ja oft in ihren Träumen von Glückseligkeit störte sie ein Gedanke auf, es war der an — an den zwölften Februar.

Verlassen wir nun Miß Howard, um sie erst im Jahre 1863 auf's neue in Paris zu begrüßen, vielleicht erhalten wir dann Aufschluß über jene geheimnißvolle Stimme, welche ihr stets zuflüsterte: „Der zwölfte Februar.“

Die Concertsängerin.

Die kalte Zurückhaltung der continentalen Mächte, trieb den Kaiser, sich so eng als möglich an England anzuschließen, welche Macht gerade damals Vorbereitungen traf, um dem Vordringen Rußlands an der Nordgrenze von China einen Damm entgegenzusetzen.

Eben so günstig war für Napoleon der Umstand, daß die Frage wegen der heiligen Stätten in Palästina noch eine offene war.

Nach einer Uebereinkunft vom 14. Februar 1852 zwischen der Türkei und Frankreich waren den lateinischen Christen Vorrechte eingeräumt worden gegen die ausdrücklichen Privilegien der griechischen Christen, welche Rußland durch Verträge mit der Türkei zu schützen versprochen hatte.

Die Pforte sah sich daher genöthigt, bald darauf der griechischen Kirche einen Ferman zu ertheilen, worin dieser wieder Vorrechte eingeräumt wurden, namentlich der Besitz der Schlüssel zum heiligen Grabe, während der französische Gesandte zu Constantinopel auf Aufrechterhaltung der ihm gemachten Zugeständnisse bestand.

Diese Lage der Dinge trieb England und Frankreich zur Beobachtung einer gemeinsamen gegen Rußland gerichteten Politik im Orient.

Im Innern wurden fortwährend Maßregeln zum Ausbau des bonapartistischen Systems ergriffen, während die Regierung zugleich für die Ordnung der Finanzen Sorge trug.

Die diplomatischen Streitigkeiten dauerten indessen mit Rußland fort, und Ende Februar 1853 waren die Reibungen im Orient bereits so weit gediehen, daß der russische Kaiser Nicolaus einen außerordentlichen Botschafter Fürsten Mentschikow, nach Constantinopel sandte, welcher bei der Pforte der englischfranzösischen Politik ein Ende machen, eventuell mit Krieg drohen sollte.

Am neunzehnten März erhielt darauf Vice-Admiral de la Sasse von der französischen Regierung Befehl, sich mit seiner Flotte in die griechischen Gewässer zu begeben, und am einundzwanzigsten Mai wurden die diplomatischen Verbindungen zwischen Rußland und der Pforte abgebrochen.

Nunmehr trat das Bündniß zwischen Frankreich und England offen hervor, indem am 4. Juni die vereinigten Flotten von Frankreich und England den Befehl erhielten, sofort sich den Dardanellen zu nähern, und in Folge dessen in der Basikabai vor Anker gingen.

Nachdem aber das russische Heer den Pruth überschritten hatte und die russische Regierung erklärte, daß sie die Moldau und Walachei als ein Pfand besetzen ließe, traten am 24. Juli Bevollmächtigte Oesterreichs, Preußens, Englands und Frankreichs zu Conferenzen in Wien zusammen, um sich über Beilegung des Streites zu berathen, aber die Türkei selbst führte eine kriegerische Wendung herbei.

Frankreich und England erklärten sich nicht mehr an die früheren Verträge, welche das Einlaufen fremder Kriegsschiffe in die Dardanellen untersagte, gebunden, und am zweiten November liefen die englisch-französischen Kriegsschiffe durch die Dardanellen in den Bosporus ein.

Einstweilen überließen es jedoch beide Großmächte der Türkei, sich ihrer Feinde zu erwehren.

Neue Vermittelungsvorschläge, welche von Oesterreich ausgingen, wurden am 7. Oktober von der französischen Regierung verworfen, mit dem Bemerken, daß Frankreichs Verhalten bisher nur eine Triebfeder gehabt hätte, das allgemeine Interesse Europas.

Am 22. November befahl ein Decret, die Zahl der Schützenbataillone Jäger von Vincennes von zehn auf zwanzig zu erhöhen, und jedem Bataillon die Stärke von 1288 Mann zu geben.

Im Innern erregte während der orientalischen Verwickelung die Theurung der Lebensmittel die Besorgniß der Regierung, und um dieselbe, wenigstens in den großen Städten, den Arbeitern und Proletariern weniger fühlbar zu machen, bürdete sie in geschickter Weise den besitzenden Klassen der großen Städte und zum Theil auch dem Staate die Sorge für Arbeit und billiges Brod auf.

Zunächst wurde in Paris eine Einrichtung unter dem Namen Bäckerei-Kasse durch Decret vom 27. December 1853 ins Leben gerufen, wodurch die Bäcker in den Stand

gesetzt werden sollten, das Brod in der Theurung zu einem mäßigen Preise zu verkaufen, die dadurch entstehenden Verluste aber so zu decken, daß sie in wohlfeilen Zeiten das Brod theurer verkaufen, als es nach dem Getreidepreisen eigentlich sein würde.

Dieses gegen die Natur der Handelsverhältnisse verstoßende Manöver erforderte bedeutende Kapitalien, welche die Stadt durch Anleihen aufzubringen genöthigt wurde.

Großartige Bauunternehmungen vom Staate und von Städten ausgehend, dienten dazu, den unbemittelten Volksklassen lohnende Beschäftigung zu geben.

Währenddessen entfernte sich die orientalische Frage immer mehr von einer friedlichen Lösung, und der russische Gesandte zu Paris von Kisselew, brach am 4. Februar 1854 die diplomatischen Beziehungen ab.

Am 5. März sprachen beide Kammern in Ansehung der drohenden Kriegsgefahr die Ermuthigung zu einer Anleihe von 250 Millionen Francs aus, und das Ansehen der napoleonischen Regierung hatte sich bereits so sehr befestigt, daß sie keinen Fehlgriff that, indem sie sich wegen der Anleihe an die Nation wandte.

Die öffentliche Subscription erreichte fast den doppelten Betrag der geforderten Summe.

Am 12. März kam der Bundesvertrag zwischen Frankreich, England und der Türkei zu Stande, wonach sich die beiden Westmächte verpflichteten, „Integrität" des Ländergebiets der Pforte und ihrer Hoheitsrechte gegenüber den Anmaßungen Rußlands mit den Waffen zu vertheidigen.

Die förmliche Kriegserklärung an Rußland erfolgte darauf am 27. März 1854.

In dieser Zeit war es, wo wir den Hauptmann von Rautenberg in Begleitung mehrerer anderer Officiere, alle in bürgerlicher Kleidung in einem Salon erblicken, zu welchem heute das Publikum zahlreicher als je strömte.

Der Besitzer desselben hatte angezeigt, daß sich heute die berühmte Sängerin Mademoiselle Levrais auch in seinem Salon werde hören lassen, er bitte deshalb um zahlreichen Besuch.

In der That war diese Bitte überflüssig, nachdem man den Namen Levrais auf den Straßenanschlägen gelesen hatte, denn dieser allein genügte, um namentlich die junge Herrenwelt von Paris herbeizulocken und zu bezaubern.

Es gehört in Paris nicht zu den Seltenheiten, in irgend einem Salon eine Sängerin zu hören, die entweder bei irgend einer Bühne zu alt geworden, dort Fiasco gemacht, oder auch niemals den Tempel Thalia's betreten, sondern ihre künstlerische Laufbahn von vorn herein in einem solchen Salon begonnen.

Solche Sängerinnen pflegen von den Frauen der achtbaren, bessern Stände, wenn man ihre Namen überhaupt kennt, mit Geringschätzung genannt zu werden.

Die junge Männerwelt ist dagegen toleranter, ist die Sängerin jung und erfreut sich eines vortheilhaften Aeußeren, dann ist sie nicht nur gern gesehen und gehört, sondern man feiert ihren Namen, ja man beginnt ihrethalben Zweikämpfe, die schon oft genug einen tödtlichen Ausgang genommen; hat die Sängerin dagegen das Unglück sich durch das Gegentheil auszuzeichnen oder über die Blüthe der ersten Jugend hinaus zu sein, so kann man sicher darauf rechnen, daß im ersteren Falle jener Salon verpönt ist, im letzteren aber das ganze Publikum, sobald der erste Ton aus dem Munde der Alten erklingt, jubelnd, lachend und ziſchend mitsingt — und solche Verhöhnungs- und Scandals-Scenen gehören sogar zu den Passionen der nobeln Welt.

Die Sängerin eines solchen Salons hat zunächst die Aufgabe, gegen Jedermann die ausgezeichnetste Höflichkeit zu beobachten.

Sie muß jeden Spott mit Lächeln hinnehmen wie die Schmeichelei, ist gezwungen, mit Jedem zu trinken, der ihr das Glas hinreicht, wird oft bei dem Vornamen genannt, und die meisten dieser Damen sind durchaus über die unzweideutigsten Beweise von Vertraulichkeit nicht ergrimmt.

Eine ungewöhnliche Ausnahme von der Regel machte Mademoiselle Levrais.

Diese junge Dame betrat erst seit wenigen Monaten die Bühne dieser Salons — sie war zum Bezaubern schön, duldete keine Frechheit, und Niemand wagte es auch, sich ihr in der geringsten ungeziemenden Weise zu nahen.

Sie galt als ein Muster von Keuschheit, hatte zahlreiche Verehrer, die aber stets in der Ferne blieben und froh waren, wenn sie Abends noch ein Plätzchen im zum Erdrücken gefüllten Salon erübrigten, wo sie das reizende Wesen sehen und ihrer Stimme Silbertöne lauschen konnten.

Begeben wir uns nun in den Salon des Herrn Conger, welcher heute besonders stark gefüllt war, da die Officiere der Armee, deren Mobilmachung man mit jedem Tage

noch mehr, sagte Guido mit bedeutungsvollem Nachdruck.

Ich glaube Sie verstanden zu haben, da ich einen zu tiefen Blick in Ihre große Seele gethan, lächelte Frech spöttisch.

Ich wäre neugierig —

Sie hoffen ohne Zweifel durch einen glücklichen Coup, vielleicht durch häufige Ausbeutung, auch — Plünderung genannt, als ein reicher Mann zurückzukehren —

In der That, Sie sind Menschenkenner, Sie gingen nur in Ihrer Ausdrucksweise zu weit, allein, wie gesagt, ich nehme Ihnen nichts übel, ich müßte Sie sonst für dergleichen Aeußerungen mit Hieben regaliren —

O Sie sind gar zu gütig, Sie wissen indessen, daß meine Aeußerungen meistens nur scherzweise und nicht böse gemeint sind, es wäre mir schon im Interesse meiner Tragödie von Wichtigkeit, wenn der Held derselben siegekrönt aus dem Feldzuge zurückkehrt.

Ein boshaftes Lächeln spielte um den Mund des kleinen Mannes, dessen Blicke lauernd auf Guido gerichtet waren.

Zum Teufel — mit Ihrer Tragödie; in welchem Akte sind wir denn eigentlich?

Davon später, sagen Sie mir zuvor, wie sich Ihre Frau Mama befindet?

Ich danke für Ihr gütiges Interesse — es geht ihr ganz gut, sie erfreut sich einer ewig heitern Laune.

Also sie ist heiter? — Hm, hm — murmelte der Kleine leise; und geht ihr nicht der Verkauf Ihrer Erbschaft nahe?

Der Verlust des Nießbrauches der Zinsen meiner früheren Capitalien schmerzt sie nicht — sie war darauf vorbereitet und hat eine so große Seele, weiß auch mit ihrem Vermögen so trefflich zu wirthschaften, daß sie gar nicht mehr daran denkt.

Das freut mich außerordentlich, sagte Frech mit bedeutungsvollem Lächeln.

Und nun zu Ihrer Tragödie, also an welchem Acte derselben stehen wir? ich frage nicht ohne Grund —

Noch im dritten —

Die Handlung geht verteufelt langsam, sie schreitet nicht schnell und präcis genug vorwärts, sie ist matt und läßt den Zuschauer ohne Spannung —

O täuschen Sie sich nicht, sie ist so spannend, daß sie den Zuschauer mit sich fortreißt, wie ein brausender Strudel, und er wird gewissermaßen in einen Taumel versetzt, aus dem er sich kaum zu erholen vermag, bemerkte Frech mit besonderer Bedeutung, während er mit unheimlicher Schadenfreude auf Guido blickte, als zählte er ihn zu seinen Hauptzuschauern; doch, fuhr er nach einigen Augenblicken düstern Schweigens fort; Sie sagten, daß Sie nicht ohne Grund nach dem Gange der Tragödie forschten, darf ich diesen nicht erfahren?

Gewiß — es handelt sich um die Abtragung einer alten Schuld Ihrerseits —

Ja — so — die Schicksalsbraut.

Getroffen — ich habe Jeannette seit dem Tage ihrer Verhaftung nicht wiedergesehen, seit dem sind drei Jahre verflossen — ist's nicht endlich an der Zeit?

Ich habe Sie heute nicht ohne Ursache eingeladen, hierher zu kommen, geben Sie wohl Acht, auf Alles, was sich ereignen wird.

In diesem Augenblicke trat allgemeines Schweigen ein, welches sehr bald durch einen lauten Beifallssturm unterbrochen wurde, der der Erscheinung der Sängerin Levrais galt.

Diese hatte so eben die Bühne betreten — in der That war sie eine vollendete Schönheit, die obgleich sie schon die Mitte der zwanzig erreicht haben mußte, doch noch von jenem reizenden Zauber des ersten Jugendlenzes umflossen, so strahlte, daß sie mit Recht, wenn ihr Ton erklang, eine Sirene genannt werden konnte, welche alle Zuhörer gleich jenen Gefährten des Odysseus, bezauberte und sie wie jene an der Stelle bannte, der sie sich nahte.

Ihr edles Antlitz hatte einen eigenthümlich melancholischen Ausdruck, aus ihrem Auge tauchte eine Welt voll Sehnsucht und Schmerz — und ihr weißer Teint, bei dem Schein der hellen Gasflammen noch strahlender, ließ sie wie einen aus unbekannten Höhen herabgestiegener Engel erscheinen, aber wie ein trauernder, der gekommen war den Erdenbewohnern sein Leid zu klagen.

Kaum hatte Guido diese Sängerin erblickt, als seine Wangen sich mit einer flüchtigen Röthe bedeckten und ein leiser Ausruf des Staunens und Entzückens seinem Munde entfuhr.

Gott — es ist Jeannette! preßte er hervor.

Schweigen Sie — um Gottes Willen — Niemand darf ahnen, daß Sie die Dame kennen, oder auf welche Weise Sie überhaupt deren Bekanntschaft gemacht — hier heißt sie nur Adele Levrais.

Himmel, welch schönes Mädchen!

Nicht wahr, Sie sind mit meiner Ueberraschung zufrieden?

Mann, flüsterte Guido, am ganzen Körper bebend, wozu nützt diese Ueberraschung? sie trägt nur dazu bei, die Qualen einer hoffnungslosen Liebe zu erhöhen —

Lieben Sie das Mädchen?

O Sie wußten dies längst.

Nun ihre Liebe soll nicht hoffnungslos sein —

Geben Sie mir dies Versprechen?

Mit der Zuversicht, es erfüllen zu können —

Wann — wann? fragte Guido, der so sehr von der Schönheit Jeannettes berauscht war, daß er ganz verwirrt erschien.

Bald — bald —

Sie sagten vorhin, daß wir wohl schon binnen acht Tagen Ordre zum Ausmarsche erhalten könnten — die Zeit ist also kostbar —

Geduld!

Mein Gott, jetzt soll ich noch Geduld haben, nachdem ich drei Jahre hindurch die Flamme meiner Sehnsucht zu ersticken versucht? jetzt jedoch ist es unmöglich, jetzt, wo sie so schön, so bezaubernd, die Reize einer Venus und Hebe vereinigt, wo ich wenige Tage vor dem Marsche in den Kampf stehe, von dem ich vielleicht niemals wiederkehre, droht diese Flamme mich zu verzehren — ich kann nicht länger in diesem Zustand bleiben — sie oder — —

So wollte ich es, flüsterte der kleine Mann mit unheimlichem Triumph und so leise, daß er nicht verstanden werden konnte, und Ihre Wünsche werden gekrönt sein, wendete er sich dann an Guido.

Wann — wann?

Morgen, vielleicht übermorgen, genau vermag ich den Tag nicht anzugeben.

Und hindert meine augenblickliche Geldverlegenheit nicht?

Keineswegs, Geld spielt dabei keine Rolle.

Kamerad, rief jetzt Guido mit lauter Stimme seinem Nachbarn zur Linken zu; Sie trugen mir vorhin eine Wette an —

Um tausend Francs — sehr wohl.

Bleibt es dabei?

Was ich einmal sage, ziehe ich nicht mehr zurück.

Gut denn — ich nehme die Wette an, rief Guido mit lauter Stimme, und zu gleicher Zeit leitete das Piano das Vorspiel der Arie ein, welche Mademoiselle Levrais vortragen sollte.

Sie begann eine Cavatine aus Bellini's Montecchi und Capuletti — die Menge lauschte regungslos, als schwebten Sphärenklänge auf Wolken niederwärts — kein Athemzug scheint sich zu regen, Alles horcht mit Entzücken auf das Wort, welches die Sängerin mit süßem Liebesleid belebt, und in jedem Herz schien dieser Ton ein Echo zu erwecken.

Guido, dieser herzlose, materielle Mensch auf welchen der Ton einer menschlichen Stimme niemals den geringsten Eindruck gemacht, bebt bei dem Gesange Jeannettes, es schien, als ob sich selbst seine niedrige Seele auf den Schwingen jener Töne emporgehoben fühlte in Regionen, die ihm bisher ganz unbekannt geblieben waren.

Und als erst ein Harpeggio den Sangin jenes Arioso in G-Mol herüberführte und aus Adelens Augen bei dem Texte: Ach wie so oft vom Himmel erfleht' ich ihn — sich mit Thränen füllten, da schien es, als ob ein elektrischer Schlag ihn getroffen, er zitterte und fand sich kaum wieder.

Mit Hohn und Schadenfreude aber betrachtete Frech sein Opfer, und die Worte „so wollte ich es" schwebten auf seinen Lippen.

Die Sängerin schwieg — Schweigen erfüllte auch einige Augenblicke den Zuhörerraum, bald aber brach das Publikum in stürmischen Beifall der Begeisterung und des Entzückens aus, in einen Beifall, der nicht enden wollte.

Der erste Theil des Concerts war vorüber, Jeannette hatte sich in ein Nebengemach begeben — und die Unterhaltung wieder ihren Anfang genommen.

Sie singt schön, sagte Frech zu Guido, welcher in Vergessenheit versunken schien.

Bezaubernd, ich habe in der großen Oper Sängerinnen zu Hunderten gehört — eine solche Stimme, solcher Vortrag aber sind niemals in mein Ohr geklungen — wie war's möglich, daß dieses Talent so lange verborgen bleiben konnte, und wer mag es geweckt haben?

Wenn Sie fragen wollen, wer es ausbilden ließ, so antworte ich, daß ich Derjenige gewesen bin, der das junge Mädchen, als ich die Stimme bemerkte, bei Maestro Gracia, dem berühmtesten Gesanglehrer in Paris, bilden ließ — sie sollte zur Oper gehen, aber ich war dagegen —

Sie hätten dies Alles bewirkt? fragte Guido.

Aus Gründen —

Aber die unendlichen Kosten —

Und warum verhinderten Sie ein Engagement bei der Oper?

Ich sagte Ihnen, aus Gründen —

Und mir blieb dies Alles verborgen?

Nur um die jetzige Ueberraschung für Sie um so wirkungsvoller zu machen —

Sie stehen doch nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr?

Keineswegs, aber ich muß mich aus Gründen für dieses Mädchen interessiren — es gehört so zu meiner Tragödie —

Seltsam — geheimnißvoll wie Alles, was Sie und Ihre Aeußerungen betrifft.

Schon vor sechs Jahren hatte ich die Absicht, Adele zur Salonsängerin auszubilden und bereits mit ihrem Vater Rücksprache deshalb genommen; gewisser Umständen halber schlummerte die Angelegenheit, bis ich sie vor zwei Jahren wieder in's Leben rief — aber haben Sie die Thränen bemerkt?

Wie könnten diese mir entgangen sein, da sie mir in Verbindung mit dem Texte, den sie begleiteten, um so bedeutungsvoller erschienen.

Sie weinte bei den Worten — —

Ach wie so oft erfleht' ich ihn vom Himmel, ergänzte Guido, als er bemerkt hatte, daß dieser Text Frech entfallen war.

Sie haben sich diese Worte ja sehr gemerkt, Herr Baron — versetzte der kleine Mann spöttisch, und scheinen auch deren Bedeutung zu errathen —

Sollte die Sehnsucht, diese Thräne vielleicht mir gegolten haben? fragte er mit erzwungenem Lächeln.

Nicht Ihnen, Herr Baron —

Sondern?

Einem ganz gewöhnlichen Lumpen — einem erbärmlichen Proletarier werden Sie sagen, sobald ich Ihnen den Namen dessen genannt, dem sie galten.

Das konnte ich mir leider denken, denn das Mädchen ist selbst aus zu niederem Stande hervorgegangen, um ihre Phantasie höher zu —

Und doch hat sie Phantasie genug gehabt, um sich mit der Literatur des In- und Auslandes zu beschäftigen, ihren Geist zu bilden sich der Musik zu widmen, ja sich dafür zu begeistern, und die Thräne vorhin zeigte mir zu sehr, wie rege ihre Phantasie bei der Cavatine mitwirkte — Sie dürfen daher keineswegs über ihren Stand aburtheilen — eben so wenig gar von diesem auf ihre Einbildungskraft schließen wollen — Sie sind zum Beispiel von sogenannter guter Abkunft denn Sie sind Baron — ich habe aber niemals Gelegenheit gehabt an Ihnen besondere Begeisterung wahrzunehmen, freilich wohl für die Karte, für die schöne Welt — und wohl auch für das Duell —

Lassen Sie diese Explication, sie ist mir lästig, und ich achte nicht darauf, ändere oder modificire deshalb auch nicht die geringste meiner Passionen, kommen wir daher lieber auf die Thräne Adele's zurück, also sie liebt einen Proletarier —

Und dieser ist fern!

Lebt also glücklicherweise nicht in Paris —

O der ist weit — weit von hier —

Darf ich denn nicht erfahren, wo dieser Auserwählte ihres Herzens athmet?

Unter einem sehr entzückenden Himmelsstrich — in Cayenne —

Ja so, rief Guido, wie sich besinnend, auf den konnte ich allerdings nicht kommen, mit Recht wußten Sie voraus, daß ich diesen Sträfling einen erbärmlichen Proletarier, einen gemeinen Lumpen nennen würde — ich erinnere mich jetzt, daß ich ihn am vierten December in — Adelens Begleitung absing, hatte dies aber längst in den Schoß der Vergessenheit hinabgesenkt — unbegreiflich aber bleibt es mir, warum das Mädchen diesem gewöhnlichen Menschen ihre Sehnsucht zuwendet?

Weil dieser Franz Löscher doch wohl nicht solch ein Lump ist, zu dem Sie ihn stempeln —

Sind Sie überzeugt, daß sie ihn liebt?

Moralisch.

Aus ihrem Munde aber hörten Sie darüber nichts?

Kein Wort — dennoch hege ich diese Ueberzeugung —

Und Sie haben den Muth, mir die Versicherung zu geben, daß sie dennoch die Meine sein soll?

Sein Sie außer Sorge, die Liebe des Mädchens zu dem Sträfling soll Sie nicht beeinträchtigen — versetzte der kleine Mann mit unbeschreiblichem Ausdruck und Blick.

Das ist seltsam — kaum vermag ich's zu glauben —

Sie zweifeln, Herr Baron — haben Sie denn jemals an die Liebe, die Tugend eines Weibes überhaupt geglaubt?

Auch nicht in diesem Augenblicke, ich könnte indessen versucht werden mit jenem Mädchen eine Ausnahme zu gestatten —

Sie soll die Ihre sein —

Guido's bleiches Antlitz färbte sich so roth, als dies bei seiner Blutleere überhaupt möglich war, noch einmal blitzte sein Blick in Hoffnung und glühender Lust, dann ergriff er Frech's Hand —

Ich glaube Ihnen, sagte er, denn Sie müssen endlich die längst versprochene Begegnung im dritten Akte herbeiführen, über welchen meiner Meinung nach bald der Vorhang fallen muß.

Der Vorhang wird bald fallen — versetzte der kleine Mann mit schrecklichem Ausdruck, der jeden Andern als den daran gewöhnten Guido, trotz der unscheinbaren Worte, mit Entsetzen erfüllt haben würde.

Wann — wann —

Morgen Abend, Sie werden von mir die Einladung schriftlich erhalten.

Von Ihnen und nicht — ihr?

Von mir.

Vorbereitungen.

Am nächsten Tage in der Abendstunde zwischen acht und neun Uhr erblicken wir Frech in einem Zimmer, dessen Einrichtung von unzweifelhafter Wohlhabenheit zeigte.

Er ist so eben eingetreten und wird von dem Bewohner mit ungemeiner Zuvorkommenheit empfangen.

Fassen wir das Gesicht des Letzteren scharf in's Auge, lassen wir uns nicht durch die schwarze Haartour, den Backen- und Schnurbrat von gleicher Farbe täuschen, denn Alles ist Maske, halten wir uns nur an der sich so stark darin markirenden Gemeinheit, so müssen wir jenen Menschen erkennen, den wir nach den Junitagen des Jahres 1848 im Hospital fanden, als er den Besuch der Baronin und bald darauf den des Herrn Frech empfing.

Moritz Martin also hat sich in den sechs Jahren wenig verändert, natürlich erscheint er in den eben erwähnten Toilettenkünsten verjüngt, durch die elegante Kleidung und einige bessere Manieren, welche er sich in seiner Zurückgezogenheit aus der Pöbelwelt angeeignet hatte, ein wenig verfeinert.

Sie sehen mich nach langer Zeit wieder, Moritz Martin, redete ihn Frech kurz an.

Und ich bin erfreut darüber.

Kommen wir zur Sache, sagte Frech, indem er sich ohne Umstände auf das Sopha niederließ; Sie wissen, ich habe Sie aus großem Elend gerettet —

Wofür ich Ihnen ewig dankbar sein werde.

Ihre Aufhülfe und die Mittel, welche ich zur Ausbildung Jeannettens hergab, beziehen sich in den fünf Jahren und vier Monaten, denn erst seit einem halben Jahre ungefähr erwirbt sich Jeannette einen überreichen Verdienst, nahe an fünfzigtausend Franc's.

Ich weiß es, gnädiger Herr.

Und ich verlangte bisher keinen Sous zurück —

Alles wahr —

Nur blinden Gehorsam —

Und er ist Ihnen geworden —

Von heute Abend, also den 22. März 1854 ab, sind Sie, nachdem ein gewisses Ereigniß stattgefunden hat, von Ihrem Gehorsam entbunden — haben Sie die Ihnen heute früh zugegangenen Vorschriften befolgt?

Ganz genau.

Also Jeannette singt heute nicht?

Sie ist im Nebengemach.

Es ist gut, und nun, Martin, wissen Sie wohl, warum mein Interesse Ihnen und Ihrer Familie ward, denn nur der Erreichung eines großen Zweckes konnten solche Opfer gelten, aber Sie wissen nicht, was heute geschehen soll — und wozu ich Ihrer Mithilfe bedarf — Sie sollen es jetzt erfahren.

Und ich bin bereit, Ihnen zu dienen — was Sie auch verlangen — Alles geschieht.

Es ist gut.

Er machte Martin hierauf mit dem bekannt, was sich ereignen sollte, und selbst dieser schien ein wenig alterirt.

Sie haben aufmerksam zugehört und wissen nun, was Sie zu thun haben.

Ganz genau.

Also wie lautet das Stichwort? fragte Frech mit scharfer Betonung.

„Der fürchterliche Zeuge jener Schmach" — versetzte Martin bestimmt.

Gut, Moritz Martin, und nun will ich mit Deiner Tochter sprechen, vorher Dir aber sagen, daß auch sie, doch nein, das versteht sich von selbst.

Martin verschwand und statt seiner erschien Jeannette, oder wie sie jetzt genannt wird, Adele Levrais.

Diese empfing Herrn Frech höflich aber ohne besondere Freude, und nach kurzen Auseinandersetzungen und Einleitungen begann er wie folgt:

Sie erinnern sich des vierten December 1851, Mademoiselle?

Diesen Tag werde ich nie vergessen, o ich wollte so gern, aber vergebens —

Haben Sie noch oft an Franz Löscher gedacht?

Jeannettes Athem stockte — sie verrieth außerordentliche Verwirrung und zog es vor, diese Frage nicht zu beantworten.

Sie erinnern sich, daß ich von Ihnen einst blinden Gehorsam verlangte und Ihnen bei jener Gelegenheit sehr entschieden anempfahl, Franz Löscher zu vergessen, Mademoiselle, ich that dies nicht ohne Grund.

Ich habe nicht an —

Als Sie am gestrigen Abend die Cavatine

aus Montecchi und Capuletti sangen, Mademoiselle, entströmte Ihrem Auge eine Thräne, ich weiß nicht, ob das von Allen bemerkt wurde, mir ist sie nicht entgangen, denn ich kenne ihre Veranlassung.

Jetzt füllten sich Jeannettes Blicke auf's Neue mit Thränen.

O Gott, rief sie, nicht an ihn denken, hieße, die Sprache des Herzens verstummen zu machen, also seine Schläge auf ewig zum Schweigen —

Mademoiselle, ich will nicht grausam sein, nicht die Unmöglichkeit verlangen, bin auch gekommen, Ihnen Ihren Gehorsam zu kündigen, von morgen ab sind Sie davon entbunden — nur heute noch sollen Sie meinen Willen thun, heute aber verlange ich — — doch das ist Nebensache — also heute gehorchen Sie mir noch!

Was verlangen Sie? fragte Jeannette mit bebender Stimme, indem sie einen Blick auf Frech richtete, der nur zu deutlich die Furcht verrieth, welche sie von jeher vor diesem Manne hegte.

Sie erinnern sich des jungen Officiers, welcher Sie am vierten December von Franz Löscher trennte.

Gott ja, jenes Ungeheuer —

Lassen Sie diesen Beinamen, der Officier heißt Baron von Rautenberg, hat bedeutenden Einfluß bei Hofe und kann Ihnen sehr nützlich sein.

Ich bedarf seiner Dienste nicht.

Versichern Sie dies so bestimmt?

Ich werde seiner nie — nie bedürfen.

Franz Löscher schmachtet immer noch in Cayenne, Mademoiselle — Gott mag überhaupt wissen, ob er noch am Leben ist — Baron von Rautenberg könnte ihn retten.

In diesem Augenblicke trat Martin mit einer Flasche Wein und zwei gefüllten Gläsern ein und richtete seine Blicke anfangs scharf auf Frech, dann auf das Glas, welches er vor Jeannette placirte — und der kleine Mann hatte ihn — verstanden.

Ach der unglückliche, junge Mann, lebte er noch, ich würde Alles daran wenden, ihn zu erretten, seufzte Jeannette.

Wenden Sie sich an den Baron —

Wie, er würde sich verwenden? dieses Scheusal, dem der beklagenswerthe Löscher nur sein gräßliches Schicksal zu danken hat?

Er würde es, wenn Sie sich deshalb bemühen, doch trinken Sie zuvor von dem Wein, den Ihr Vater so gütig ist, mir zu Ehren nur vorzusetzen, da er wohl wußte, daß ich nicht allein davon trinke, so füllte er ein Glas für Sie —

Ich muß bedauern, ich trinke nicht —

Es wäre ein Verstoß gegen die Galanterie, gegen alle Höflichkeit, wenn ich diesen Wein ohne Sie berührte.

Ich versichere Sie — mein Herr, ich kann nicht, es ist —

Wenn ich Sie nun auffordere, mit mir auf die baldige Befreiung Löschers ein Glas zu trinken?

Diese Aufforderung wirkte, Jeannette trank, nachdem man angestoßen hatte.

Es ist üblich, bei solchen Gelegenheiten das Glas bis auf die Neige zu leeren, sagte Frech bedeutungsvoll und eine besondere Befriedigung zeigte sich in seinem Antlitz, als Jeannette auch dieser Aufforderung Gehör geschenkt.

Also — es steht in Ihrer Macht die Rettung des Franz Löscher herbeizuführen.

O Gott, ich wiederhole, ich will Alles thun —

So wenden Sie sich an den Baron, ich weiß es, er wird Ihre Bitte gewähren, wenn Sie von ihm ein Verwendungsschreiben an den Kriegsminister verlangen, bei welchem er in besonderer Gunst steht.

Dieser Mann thut nichts ohne Bedingung —

Gewiß nicht, versetzte Frech mit eigenthümlichem Lächeln und er wird auch von Ihnen etwas für seine Bemühung verlangen —

Was könnte ich ihm gewähren?

Ihre Liebe, Mademoiselle!

Mein Herr, rief Jeannette entrüstet, indem Sie sich mit einer hastigen Bewegung erhob, unsere Unterredung ist sogleich zu Ende, sobald Sie dieses Thema noch einmal berühren —

Ruhig, Mademoiselle, sagte Frech energisch, Sie haben mir, um den Preis, von morgen ab von jedem ferneren Gehorsam mir gegenüber entbunden zu sein, diesen für heute zugesagt, nur für heute noch —

Ihr Verlangen aber, wie mein Gehorsam muß seine Grenzen haben.

Sie werden mit mir ganz zufrieden sein, wenn Sie sich in jedem Punkte nach meinen Befehlen richten, ja Sie müssen mir danken — vor Allem eröffne ich Ihnen, daß der Baron Sie im Laufe des heutigen Abends besuchen wird.

Mein Gott, dieser Mensch in meinem Hause —

Ruhig, Mademoiselle, wozu diese Aufregung wegen solcher Kleinigkeit?

Das nennen Sie eine Kleinigkeit? rief Jeannette mit gesteigerter Erregung.

Gewiß, hören Sie weiter, den Baron wird Ihnen Liebe gestehen —

Und ich werde ihn mit Abscheu zurückweisen —

Das wäre unklug von Ihnen, wenn Sie ein Begnadigungsgesuch für den Verbannten verlangen wollen —

Um solchen Preis muß ich sein Verlangen zurückweisen —

Bevor Sie ihm irgend welches Zugeständniß machen, werden Sie sich natürlich ein solches Schreiben einhändigen lassen, Dinte und Papier haben Sie bei der Hand —

Mein Herr, es liegt etwas Entwürdigendes in dieser ganzen —

Denken Sie an Franz —

Und wer steht dafür ein, daß selbst ein solches Begnadigungsgesuch von Wirkung, ja daß es überhaupt des Versuchs werth sei, da der Unglückliche längst dem Reiche der Todten angehören könnte?

Für das Erstere bürge ich, denn ich selbst würde das Bittschreiben, dem Kriegsminister einhändigen, der erst darüber zu berichten hat, bevor es zu den Händen des Kaisers gelangt, natürlich soll meine eigene Protection nicht fehlen, und Sie werden sich denken können, daß auch ich nicht ganz ohne Einfluß bin — über den letzten Punkt freilich kann ich keine Auskunft geben, bin aber dafür, daß man auf alle Fälle das Seine thun müsse.

Und wenn ich mich zu der entwürdigenden Rolle bekenne, jenes Schreiben erlangt habe und dann dieser Herr Baron auf die Erfüllung meines Versprechens dringt? Gott ich —

Sein Sie ganz beruhigt —

Mein Herr — diese Antwort ist sehr unbestimmt, und ich werde sogleich ausgehen, dann möge der Herr Baron nur kommen —

Richten Sie sich nach meiner Vorschrift — das wird genügen —

O Sie sind verteufelt zweideutig —

Vor allen Dingen sein Sie höflich gegen den Herrn Baron, hören Sie wohl? sagte Frech, der ihre Einwendungen nicht im Geringsten zu beachten schien — das gehört zu den Hauptbedingungen für heute.

O Gott — welche Aufgabe! seufzte Jeannette.

Eine durchaus unbedeutende.

Und wann habe ich diesen verehrten Gast zu erwarten? versetzte Jeannette mit unsäglicher Bitterkeit —

In einer Stunde —

Gott, so schnell?

Vielleicht schon früher, in einer halben, ja es dürften auch gar nur noch zehn Minuten verrinnen, und er wird hier sein, ich fordere also noch einmal Höflichkeit, Gehorsam und verschweigen Sie, daß Sie mich gesehen haben, adieu!

Er eilte mit einem flüchtigen Gruße hinaus und lächelte zufrieden in sich hinein.

Der Vorhang mag fallen.

Jeannette war so betrübt zurückgeblieben, daß sie sich sobald nicht fassen konnte.

Dieser Betäubung folgten bald verwirrte Gedanken, die sich aber zu klären begannen, und endlich faßte sie Entschlüsse und Vorsätze aller Art, verwarf diese jedoch immer wieder, bis es zu spät war, den rechten Ausweg zu finden, denn plötzlich pochte es leise an der Thür und — sie fuhr entsetzt zusammen.

Das Pochen wiederholte sich, noch schwebte sie zwischen Schrecken und Muthlosigkeit, noch bebte sie, wußte sie doch nur zu gut, wer der Einlaßbegehrende sei — aber der Entschluß mußte gefaßt werden — sie stotterte ein kaum hörbares „Herein" — und in der That trat Guido ein.

Er war sehr erregt, man sah es ihm deutlich an, daß er diesen Augenblick mit ungestümer Ungeduld erwartet haben mußte.

Mit hastigen Schritten näherte er sich Jeannette, wollte ihre Hand ergreifen, ihr seine Arme entgegenstrecken, aber verwirrt blieb der Wüstling stehen, als er den ernsten, auf ihn gerichteten Blicken des Mädchens begegnete, welche ihm so viel Achtung geboten, daß alle seine Vorsätze daran scheiterten.

Welche Ursache verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, mein Herr, und in welcher sonderbaren Weise stellen Sie sich mir vor? in der That muß mich dieses Benehmen befremden, redete ihn Jeannette in entschieden verweisendem Tone an.

Mademoiselle, entgegnete Guido, ich habe allerdings gegen die bessere Sitte gefehlt, wüßten Sie aber, in welchem Augenblicke ich zu Ihnen eintrat, gewiß, Sie würden, Sie müßten verzeihen.

Kein Augenblick, sei er auch noch so wichtig, berechtigt zu einem Auftreten, wie das Ihre.

O, ich war aber in einem Augenblicke grenzenloser Verwirrung, unsäglicher Qual und unbeschreiblicher Wonne zugleich —

Wozu mir das, mein Herr? entgegnete Jeannette kalt, wäre dem aber auch so, dann wählt man solche Augenblicke nicht zum Besuch —

O Gott, Sie machen mir jedes Geständ-

niß noch schwerer, so erfahren Sie denn, daß der Gegenstand, dem mein Besuch gilt, solche zaubervolle Wirkung auf mich hervorgebracht hat — ach, lassen Sie mich gestehen, was ich leide und empfinde — ich hörte Sie singen, Jeannette, und Ihre Töne ließen mich die Engelschöre des Himmels ahnen. — Ja, Ihre Töne wurden auf Ihren Lippen zum Liebesklange, der tief in mein Herz drang und mir in demselben einen Himmel zauberte, gegen welchen alle Paradiese der Kirchen armselige Flitter sind, dieser Liebesklang zündete so gewaltig in meinem Innern, daß ich vergebens die Glut zu kühlen vermag, die er erzeugte — dieser Liebesklang auf ihren Lippen drang wie ein flammender Blitz in mein Inneres, und darum strömt von meinem Munde das Echo Ihres Liedes — Sie haben mich bezaubert, himmlische Sirene, ich liebe Sie, wie nur ein Sterblicher zu lieben vermag — Wonne und Schmerz erfaßten mich zugleich, Schmerz, sage ich, durchzitterte meine Seele, als ich die Thräne der Sehnsucht Ihrem Auge entthauen sah, bei Worten, die mich belehrten, daß in Ihrer Brust eine Flamme für einen Andern glüht, für einen, der vielleicht minder würdig ist der Ihre zu sein, o, sollte ein Bild Ihre Seele erfüllen, dann, Jeannette, würde ich grenzenlos unglücklich sein — ich müßte sterben.

Er schwieg und blickte zitternd und erwartungsvoll auf Jeannette. Diese stand wie eine Bildsäule da, und es gewährte geraume Zeit, ehe sie sich sammeln konnte.

Mein Herr — ich bin ganz betäubt, in der That, kommt mir Ihr Benehmen so seltsam vor, daß ich es mindestens mit dem mildesten Ausdruck exenterisch nennen muß —

O Sie denken mit Haß an jenen Officier, der, ich will es nicht läugnen, im Wahnsinn der Trunkenheit, sich so grausam gegen Sie bewies, aber ich will es tausendmal gut machen, was ich verbrochen habe, fordern Sie, verlangen Sie, verfügen Sie über Alles, was ich mein eigen nenne, nur versagen Sie mir nicht Ihre Liebe.

Herr Baron, ganz abgesehen von Allem klingt ein Liebesgeständniß aus Ihrem Munde wie Hohn —

O sprechen Sie nicht so, ja, ich will gern gestehen, daß ich oft ein flüchtiges Wohlgefallen für Liebe gehalten, daß aber verrauschte wie ein Traum, Ihnen gegenüber aber erkläre ich mich für besiegt von der mächtigen, furchtbaren Allgewalt wahrer, unwandelbarer Leibe — hier ruft mir das Schicksal ein donnerndes Halt — hier darf ich nicht frühzeitig vorübereilen, hier muß ich bleiben niederknieen, anbeten und bekennen, zum ersten Mal aus der geläutertsten, reichsten Quelle wahrer Herzenstriebe bekennen, daß ich liebe, Sie sind die Braut, die mir das Schicksal entgegenführt, es wäre eine entsetzliche Strafe für manchen Leichtsinn meines Lebens, wenn Sie mir ihre Neigung entzögen — ich würde dann das Walten einer rächenden Nemesis erkennen —

Guido hatte keineswegs in diesem Bekenntniß die Unwahrheit gesagt; dieser Wüstling, der mit den Herzen der Frauen, wie ein Knabe mit einem Spielzeug umging, sie nach Willkür zerbrach, dieser kalte, gefühllose Egoist hatte in Adelen in Wirklichkeit den Gegenstand gefunden, für den er in mächtiger Liebe erglühte.

Mein Herr, Sie verwirren mich immer mehr, ich bitte Sie dringend, mir gegenüber diese Sprache nicht zu führen —

Wie sollte ich schweigen, wenn des Herzens Pulse beben, mein ganzer Körper sich nur belebt sieht, durch Sie — o Jeannette, nur noch wenige Tage sind mir vergönnt in Ihrer Nähe zu weilen, bald muß ich fort, mein Beruf fordert mich in den Kampf, ich werde scheiden und weiß nicht, ob ich wiederkehre, bevor ich von Ihnen gehe, geben Sie mir die Versicherung, daß Sie mich nicht verstoßen wollen, und dieser Gedanke wird mich heben, dieses Bewußtsein mich zum Siege führen — oder sagen Sie, lieben Sie einen Andern?

Jeannette warf einen langen traurigen Blick auf ihn.

Es wäre grausam Sie zu täuschen — sagte sie mit leiser Stimme.

Also doch — versetzte Guido tonlos.

Ich habe nicht gesagt, daß ich Jemand liebe, aber —

O so wäre noch Hoffnung, unterbrach sie Guido.

Hoffnung bleibt einem Manne Ihres Standes in Ihren Jahren stets, es fragt sich nur, was Sie hoffen.

Sie haben mich vorhin nicht aussprechen lassen, ich liebe jenen Mann nicht, will aber nicht leugnen, daß das Gefühl, welches sich in meiner Brust regt —

Der Liebe gleicht — fiel Guido ein, während sich in seinem Innern der Dämon der rasendsten Eifersucht regte — o der Glückliche — wer ist er?

Sie erinnern sich des jungen Mannes, der —

Ha, ich weiß, ich weiß — sein Name ist

Ihnen Lösegeld! rief Guido mit den Blicken eines Tigers.

Gott, Sie erschrecken mich.

O Mädchen, soll ich denn gleichgiltig sein, daß ein Anderer mir mein Glück gestohlen hat?

Er stahl Ihnen nichts, Herr Baron, aber Sie hassen ihn, und ich flehe für ihn um Ihr Mitleid, denn Sie allein haben ihm ein Loos bereitet —

Gott — wie entsetzlich, die Geliebte meines Herzens fleht für den Nebenbuhler! rief Guido, nein, das ist mehr, als man ertragen kann, ich sollte mit dem Mitleid haben, der mein Lebensglück vernichtet? — setzte er mit vor Zorn und rasender Eifersucht bebender Stimme hinzu.

Sie sagten vorhin, ich dürfte verlangen, fordern, ja über Alles verfügen, was Sie Ihr eigen nennen.

Ja, das sagte ich und wiederhole es, allein — Ihr Begehren ist eine Aufgabe, die zu erfüllen, mir —

Darf ich verfügen?

Ueber Alles, was mein eigen ist.

So bitte ich mir zunächst Ihr Herz aus.

O das besitzen Sie rief Guido leidenschaftlich aus und gern lege ich es zu Ihren Füßen —

Wenn ich es besitze, so darf ich damit nach Willkür verfahren, und da Sie wirklich und nicht bildlich sprechen, wenn Sie sagen, daß Sie mir Ihr Herz zu Füßen legen, so thue ich desgleichen mit der Bemerkung, daß ich dieses Geschenk mit Freudigkeit aufnehme, es gleichsam als ein Schmuckkästchen betrachten will, in welches ich das höchste aller menschlichen Güter aufbewahrt wissen möchte.

Guido blickte Adele überrascht an.

Und was halten Sie für das höchste irdischer Güter? — fragte er.

Das menschliche Gefühl, versetzte Jeannette mit Nachdruck.

Und Sie könnten glauben, daß dieses meinem Herzen mangelte?

Ich bin aus mehreren, Ihrerseits begangenen und mir bekannten Handlungen davon überzeugt.

Wer liebt, wie ich, kann nicht gefühllos sein, entgegnete Guido mit traurigen Blicken.

Ihre Liebe entstammt weniger dem Herzen als der Phantasie — den Sinnen, doch zeigen Sie mir, daß Sie mindestens dem Mitleide zugänglich sein können, bedenken Sie die Lage des unglücklichen in Cayenne schmachtenden Mannes, den, im Grunde genommen, ganz schuldlos, ganz unverdient dieses grenzenlos grauenvolle Schicksal ward.

Wohlan denn, ich will Ihren Wunsch erfüllen, aber bedenken Sie, daß es eine großmüthige Handlungsweise ist, den Mann zu befreien, den Sie lieben —

Ich schwöre Ihnen diese Neigung, denn nur so kann ich es nennen, gänzlich zu unterdrücken, will den Mann, den Sie so unberechtigt Ihren Nebenbuhler nennen, niemals wiedersehen —

Um diesen Preis will ich thun, was Sie verlangen — rief Guido mit leuchtenden Blicken.

Gut denn, sagte Jeannette lebhaft, während sie Guido mit sanfter Gewalt zu ihrem Schreibtische drängte, schreiben Sie an den Kriegsminister, er wird dann das Begnadigungsgesuch dem Kaiser unterbreiten.

O, Sie sind sehr ungestüm.

Man muß die edeln Regungen seines Herzens wahrnehmen, versetzte Jeannette, denn nicht immer sind diese vorherrschend.

So will ich gehorchen.

Mit diesen Worten setzte sich Guido nieder, während Jeannette plötzlich eine unerklärliche Müdigkeit und einen bleischweren Druck auf ihren Augen verspürte — eine Schläfrigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, die sie kaum verbannen konnte, doch in diesen Augenblicken mußte jedes Gefühl von körperlicher Schwäche besiegt werden, wenn auch die Kraft zu ermatten drohte.

Es ist vollbracht, sagte Guido jetzt — hier ist das Bittschreiben, es möge denn in die Hände des Kriegsministers gelangen —

In dieser Handlungsweise lag die erste edle That dieses Menschen, und selbst diese war nur indirect — keineswegs aus wahrer Großmuth hervorgegangen — die unüberwindliche Sinnlichkeit, welche den Wüstling mit wahnhaft dämonischer Gewalt stets beherrschte, hatte sie erzeugt —

Ich danke Ihnen, versetzte Jeannette mit bewegter Stimme, indem sie das Schreiben hastig wie ein kostbares Kleinod verbarg, aber ihre Schritte waren so schwer, sie mußte sich förmlich zu dem Aufbewahrungsorte hinschleppen; ich will Ihnen dankbar sein, stotterte sie — ja dankbar.

So sei es gleich, Engel des Himmels — doch Sie können sich kaum aufrecht erhalten, was ist Ihnen begegnet? da — hier steht Wein, nehmen Sie etwas davon zu sich — der stärkende Trank wird Sie beleben.

Ich kann, ich mag nicht trinken — schlafen — ruhen — nur wenige Minuten!

Mit diesen Worten sank Jeannette auf das Sopha nieder — Guido blieb einige Mi-

genblicke wie unentſchloſſen ſtehen, ſollte er Hilfe rufen?

War dieſer Vorſatz wirklich in ihm rege geworden, ſo blieb er doch nicht haften, ein anderer, ſchrecklicher Gedanke, der in ihm auftauchte — ein Argwohn in Bezug auf Jeannette, der ihr aber eben ſo fern lag, wie der Himmel der Erde, hatte ihn ſchnell verbannt —

Mit düſterem Lächeln blickte er auf das Mädchen, das nicht ſchlief — ſie lag nur apathiſch da, aber kein Glied regte ſich.

Wonneſchauer durchrieſelten den Wüſtling, eine nicht mehr geahnte Gluth ſtrömte durch ſeine halb erſtarrten Adern — ſein Blut fing an ſtürmiſcher zu wallen.

Er füllte das Glas und leerte es mit haſtigen Zügen, dann wieder — noch einmal — die Flaſche war leer —

Ein heißer Blutſtrom wallte ihm nach dem Kopfe und erzeugte Bilder und Scenen in ſeinem Hirn, welche die Phantaſie nur einem Wüſtling ſeines Schlages vorſpiegeln konnte.

Paradiſiſche Erſcheinungen in den ſchönſten Frauengeſtalten ſchienen ihn zu umgaukeln und deuteten auf die regungslos Daliegende, ein berauſchender Duft ſchien das Zimmer zu erfüllen und ihn in wonnevolle, überirdiſche Trunkenheit zu wiegen — Schauer und Hitze wechſelten.

Das iſt der Zauber wahrer Liebe, flüſterte er mit unheimlichem Lächeln, während ſich ſeine bleichen Wangen mit einer matten Röthe färbten, niemals habe ich ſeine Macht empfunden — ich danke Euch, Ihr Sylphen, die Ihr auf geheimnißvollem Fittig aus dem Reiche der Liebe zu mir herabgeſchwebt ſeid — und nun ſollſt Du mein ſein, ganz mein eigen, Du theure, geliebte Jungfrau.

Er neigte ſich zu ihr herab und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen, ſchon wollte er ſeinen Arm um ſie ſchlingen, aber in dieſem Augenblicke ließ ſich ein ſchreckliches Lachen vernehmen, welchem lautes Beifallklatſchen folgte —

Erſchrocken, wie von Wahnſinn ergriffen, raffte ſich Guido auf, als zu gleicher Zeit die Thür aufging und der kleine Mann, mit dem Ausdruck eines Dämons vor ihm ſtand.

Bravo — bravo! rief dieſer, der Glanzpunkt der Tragödie iſt faſt erreicht, und er klatſchte unausgeſetzt mit den Händen.

Jetzt hatte ſich auch Jeannette wieder emporgerafft — ſie war ihrer Kraft wieder völlig mächtig — und ſchaute mit unausgeſetztem Staunen um ſich.

Sie ſchien indeſſen zu merken, daß es hier zu Erörterungen kommen mußte, die ihr nicht erwünſcht ſein konnten, und wollte ſich entfernen.

Bleiben Sie, rief gebieteriſch der kleine Mann, Sie gehen erſt ab, ſobald Actus (der vollendete Akt) iſt, Sie gehören zu den darſtellenden Acteurs.

Bisher ſtand Guido regungslos — ſeine Sinne ſchienen entflohen — erſt allmälig begann er ſich zu ſammeln.

Jetzt aber beherrſchte ihn nur ein Gefühl, es war das der raſendſten Wuth, er griff nach der Seite, wo ſonſt ſich ſein Degen befand —

Sie tragen keine Uniform, Herr Baron, ſagte der kleine Mann lächelnd.

Sie müſſen ſterben, Menſch! rief Guido in ſinnloſer Wuth auf und nieder jagend.

Weil ich Ihnen die ſchönſte Stunde aus Ihrem Leben geſtohlen habe.

Und bei Gott, ſie ſoll Ihnen an Ihrem eigenen Leben angerechnet werden, verſetzte Guido in dumpfem Tone.

Dieſe ſchönſte Stunde ſollte für Sie die ſchrecklichſte ſein — ſo wollte ich es, ſo erfordert es die Conſequenz des Drama's, das ich aufführe, und ich klatſchte dieſer Scene, die mir ſo wundervoll gelungen, Beifall — Ich zeigte Ihnen ſchon vor Jahren dieſes Mädchen, in das Sie ſich ſogleich zum Sterben verliebten — ich entzog ſie wieder Ihrem Anblick, um Ihre Sehnſucht zu erhöhen — ich führte ſie Ihnen wieder vor die Blicke, mit eigener Hand reichte ich dieſem Mädchen einen Trank, um ſie auf einige Augenblicke als willenloſes Spielzeug in Ihre Hand zu geben — als ich nun bemerkte, wie ſehr Ihre Phantaſie ſich erhitzte, in welchem Taumel von Liebeswahn Sie ſich befanden, da — da — ſtürzte ich herein und klatſchte Beifall, da zerſtörte ich Ihr geträumtes Glück und nun das Schrecklichſte: Sie waren von je ein Wüſtling, gehörten aber niemals zu Jenen, die bei all' ihrer Sinnlichkeit doch noch ein Herz beſitzen, Gefühl für ihre Nebenmenſchen haben, die das Erhabene nicht in den Staub treten und noch Achtung vor Gott und der Welt hegen, ſondern zu jenen kalten berechnenden Elenden, ohne Herz und ſogar auch ohne Geiſt, die nur ſich kennen, Alles Göttliche und Menſchliche verachten, Arges ſinnen und ſelbſt vor dem Morde nicht zurückbeben, wenn dieſer ihnen von Nutzen ſein kann — Ihnen war weibliche Tugend eine Chimäre — Sie haben Alles verhöhnt, Alles verachtet, Sie tödteten die Nebenbuhler, gleichviel Gatte oder Bräutigam, unter dem Deckmantel des

Diable, jede Jungfrau war Ihnen nur ein Ding zum Zeitvertreib, Sie zerrissen den heiligen Schleier der Keuschheit, entwendeten den Schmuck der Jungfräulichkeit, und Liebe war dem kalten, herzlosen Menschen, der mit dem Edelsten sein freches Spiel trieb — ein fremder Gedanke, bis vielleicht zu diesem Augenblick — und mit Recht nannte ich dieses junge Mädchen oft die Schicksalsbraut, ebenso könnte sie die Rachebraut heißen, denn das Schicksal führte sie Ihnen in den Weg, um sich zugleich durch sie zu rächen für die vielen Herzen, die Sie brachen und die sich verbluteten — hier lieben Sie und müssen zurückweichen von dem Tempel des wonnigsten Entzückens, das Sie jemals kannten, Sie müssen sogar dem Nebenbuhler, statt ihn wie sonst durch das Duell zu beseitigen, aus der Verbannung befreien, in welche Sie ihn aus elender Rachsucht, weil Sie sich von ihm im erbärmlichen Dünkel Ihres elenden Standpunktes beleidigt wähnten, gebracht — er wird frei sein, ich will dafür sorgen, ich kann es mehr, denn Sie — er wird von ihr mit Liebesarmen empfangen werden, von dieser Schicksalsbraut, der Sie sich niemals nahen dürfen, von der Sie ewig unbeachtet stehen bleiben müssen, wie der um Einlaß bettelnde Verbannte vor den Pforten des Paradieses — so will es der Fluch des Schicksals, denn — —

Und er mußte etwas Entsetzliches gesagt haben, denn Jeannette stieß einen fürchterlichen Schrei aus, und Guido rannte wie ein Rasender der Thür zu, aber der kleine Mann vertrat ihm den Weg.

Sie dürfen vor Actus nicht abtreten, noch ist es nicht Zeit — rief er mit gebieterischer Stimme.

Guido erwachte aus der fürchterlichen Lethargie.

Ha, welche schändliche Komödie —

O Sie glauben nicht, Sie zweifeln?

Das Alles ist eine niederträchtige Erfindung.

O Sie sollen aus Ihrer süßen Einbildung gerissen sein — er soll sogleich vor Ihnen stehen — der fürchterliche Zeuge jener Schmach!

Diese Worte hatte der kleine Mann sehr laut gesprochen — und unmittelbar darauf trat Martin ein, dem sie, wie wir wissen, als Stichwort dienen sollten.

Der Gerufene beantwortete die von Frech an ihn gerichteten Fragen mit einer Präcision, als ob er sie einstudirt hätte und brachte außerdem noch ein Document herbei, welches das, was Guido bisher bezweifelt hatte, mit der unleugbarsten Gewißheit bewies.

Ein bitteres, verächtliches Lächeln zeigte sich in Guido's Antlitz — seine Mundwinkel zuckten — er sprach kein Wort.

Er blickte sich nach Jeannette um, allein diese war verschwunden; Guido hatte nicht bemerkt, daß Frech sie, nachdem er ihr durch einige Worte bekundete, daß sie den jetzt folgenden Erörterungen nicht beiwohnen dürfte, sie in ihr Gemach verwies, und zwar in demselben Augenblicke, als Martin eingetreten war.

Eisige Schauder durchrieselten den Baron, aber nicht wegen der ihm gewordenen Offenbarungen, sondern nur aus dem Grunde, daß er nun — wenigstens vorläufig — auf das Glück der Gegenliebe Jeannettes verzichten müsse.

Jetzt können Sie abtreten, sagte Frech mit fürchterlicher Ruhe — der dritte Akt ist zu Ende — der Vorhang mag fallen.

Sie sind frei.

Am ersten April in der Abendstunde war die Barouin von Rautenberg so eben von einem Besuche zurückgekehrt.

Wir haben sie seit etwa drei Jahren nicht gesehen und finden sie eben so wenig verändert, wie die meisten unserer Bekannten.

Würde die Baronin ein Herz gehabt haben, überhaupt empfindungsfähig gewesen sein, so hätte sie das zwischen ihr und ihrem Sohne obwaltende Verhältniß, insbesondere aber dessen Erbschaftsverkauf und ihre damit verringerten Einkünfte, wie die gewisse in Aussicht stehende Zugrunderichtung Guido's niederdrücken müssen, das Alles aber ließ sie jetzt gänzlich unberührt, und aus diesem Grunde finden wir sie wohl auch unverändert, wenn wir natürlich zugleich annehmen, daß die wenigen Jahre in ihrem Aeußeren eben so wenig Spuren hinterlassen können.

Sie hatte den Sohn seit etwa acht Tagen nicht wieder gesehen, er schien sie mit einer gewissen Absicht zu meiden.

Freilich kehrte er jetzt nur zur spätesten Nachtstunde heim, aber für einen Sohn, der seine Mutter aufsuchen will, giebt es immer Zeit.

Uebrigens grämte sich die Frau Baronin deshalb nicht im Geringsten, der Sohn war ihr gleichgiltig wie ein Fremder, und wenn wir sie jetzt ein wenig nachdenkend finden, so war es nur Neugier, die sie beschäftigte, ob nämlich Guido auch heute nicht kommen

würde, da er morgen Paris verließ, um in den Kampf nach dem Orient zu ziehen.

Es war eine Stunde verflossen, als Guido wirklich erschien.

Du hast mich lange gemieden, mein Sohn — redete sie den Angekommenen an.

Wundern Sie sich deshalb, Mama?

Eigentlich nicht, denn ich bin daran gewöhnt, von meinem Sohne unbeachtet zu bleiben.

Ihrem Sohne?

Du bist es doch —

Welche Bürgschaft könnten Sie mir dafür gewähren? — fragte Guido spöttisch.

Was ist das? rief die Baronin erbleichend.

Sprechen wir davon nicht weiter, Mama — hatten Sie mir nur die Bemerkung, daß Ihre Vergangenheit so manches Geheimniß bergen mag, und man könnte nicht wissen, ob ich nicht ein Findling wäre, ein zweiter Martin, der Findling — — — der das Glück gehabt hätte, bei Ihnen erzogen zu werden —

Die Baronin stieß einen durchdringenden Schrei aus.

O, es lag durchaus nicht in meiner Absicht, solche Alteration herbeizuführen.

Mein Sohn —

Wie kann Sie eine so harmlos scherzhafte Aeußerung in diesen Zustand von Aufregung versetzen, ich hätte es kaum gedacht?

Du scherztest?

Natürlich, mir fiel jener Roman „Martin der Findling", der vielleicht vor nicht allzu langer Zeit erschienen ist, in die Hand, und da las ich denn höchst wunderbare Ereignisse, die mich zu jenem Scherze veranlaßt hatten — fürchten Sie denn, daß es Ernst gemeint sein könnte? ich will hoffen, daß Ihre Vergangenheit keinen Makel aufzuweisen hat.

In dieser Aeußerung lag so viel Hohn, daß er der ihren Sohn aufmerksam betrachtenden Mutter nicht entgangen sein konnte, sie aber schien absichtlich darüber hinwegzusehen.

Mein Sohn — ich bin zu stolz, um Dir einen verlangten Bericht über meine Vergangenheit zu gewähren, will Dir indessen zu Deiner Beruhigung gestehen, daß diese makellos und rein wie das Blau des Himmels an einem sonnenhellen Frühlingsmorgen.

Dabei sah sie ihrem Sohne so fest ins Antlitz, daß dieser keinen Zweifel gegen solche Versicherung zu erheben wagen konnte, nichtsdestoweniger hatte er seiner eigenen Ueberzeugung Raum übrig gelassen.

Beunruhigt bin ich über Ihre Vergangenheit nicht im Geringsten, Mama, darin täuschen Sie sich, ich habe überhaupt niemals darüber nachgedacht, Sie wissen auch, daß meine Zeit für dergleichen zu sehr beschränkt ist — ich bin heute zu Ihnen gekommen, um mich zu verabschieden, denn morgen geht's ab.

Der Baronin war diese Abschweifung von dem angeschlagenen Thema durchaus erwünscht, und sie ging mit Freudigkeit darauf ein.

Also schon morgen?

Unwiderruflich.

Man hörte doch erst vor wenigen Tagen von einer Kriegserklärung an Rußland überhaupt —

Trotzdem sind unsere, sowie die englischen Kriegsschiffe längst in den Bosporus eingelaufen, und wir gehen morgen ab —

So nimm meinen Segen mit auf den Weg, mein Sohn, sagte die Mutter mit einer gewissen Feierlichkeit.

Ich danke Ihnen, Mama, versetzte Guido spöttisch, dieser Segen wird mich ohne Zweifel vor allen Gefahren des Krieges sichern.

Ich hoffe es, sagte die Baronin, den Hohn des Sohnes auch dieses Mal ignorirend.

Außerdem hoffe ich auch auf Gottes Segen.

Auch er wird mit Dir sein —

Es ist ganz selbstverständlich, kämpfen wir doch für das heilige Grab, in der That, dieser Krieg ist eine Art Kreuzzug — nun Glück auf den Weg — ich denke mindestens als Major, vielleicht gar als Oberst zurückzukehren.

Ach, das möge der Himmel fügen —

Zweifelst Du?

Ja, mein Sohn, ich wiederhole, was ich Dir schon einmal, wenn ich nicht irre, am fünften December 1851 sagte.

O, damals sprachen Sie mir allen Muth, jede militairische Intelligenz ab, ich erinnere mich sehr wohl, es war bei einer Gelegenheit, als ich bei Ihnen eine kleine Anleihe machen wollte —

O, welches Thema berührst Du, lassen wir Geldangelegenheiten ruhen —

Sie ruhen bereits.

Und Du, o mein Himmel, wie wird es in der Zukunft um Dich bestellt sein!

Sie haben diese Besorgniß schon öfter ausgesprochen, aber ich tröste Sie damit, daß ich, gleichviel, ob ich mich im Kampfe hervorthue, oder nicht, nach meiner Rückkehr

avancirem muß; als Major, vielleicht, wie schon gesagt, auch Oberst, darf ich auf eine reiche Erbin Frankreichs Ansprüche machen — ich trage mich sogar mit dem Plane, Miß Howard, die jetzt zu Florenz lebt, einen Heirathsantrag zu machen —

Diesen Plan billige ich, aber —

Nun, Sie fürchten einen Korb?

Offen gestanden, fürchte ich dies —

Ihre Furcht schreckt mich nicht zurück, tödtet mich also keine Kugel, dann führe ich meinen Plan aus, giebt mir Miß Howard einen Korb, dann reicht mir eine andere reiche Dame mit Freudigkeit die Hand — dafür bin ich Major!

In spe — ergänzte die Mutter diese mit so vielem Selbstbewußtsein gethane Aeußerung ihres Sohnes.

Jetzt noch so, allerdings — aber eine Erbin muß mir auf alle Fälle werden.

Und wenn dieser Fall auch zuträfe, so sichert er immer nicht Deine Zukunft, Du würdest das Vermögen jener Erbin sehr bald vergeudet haben, und was dann?

Bliebe mir durch eine Trennung der Ehe immer noch die Aussicht auf die kleine Bäuerin in unserer Heimath —

Die Baronin fühlte sich wie vernichtet, sie richtete wahrhaft durchbohrende Blicke auf ihren Sohn.

Ha — welche stolzen Pläne! rief sie mit Spott und Erregung — eine solche Schmach könnte ich freilich nicht überleben —

Gott möge Sie schützen, sollten Sie aber darüber sterben müssen, theuerste Mama, dann dürften Sie ohne Zweifel die gewisse Aussicht auf die Seligkeit haben.

Auf dergleichen höhnende Aeußerungen bin ich leider gewöhnt.

Und ich an die Lamento's, die Sie erheben, sobald es sich um Geldangelegenheiten handelt, warum Sie doch nicht so gütig, mir Ihre Verwendung wegen der Rückgängigkeit meines Erbschaftsverkaufs zuzusagen —

O, ich that dies.

Ist mir bekannt, allein Sie bemühten nicht durch, hätten aber, da Sie die Zukunft Ihres Sohnes so nahe zu berühren scheint, keinen Schritt scheuen, Sie hätten Bestechungsversuche machen müssen, um das Verlorene zurückzubringen, aber solche Dinge erfordern Geldopfer, und vor diesen haben Sie sich zu schützen gewußt.

O welche ungerechte Beschuldigung, mein Sohn! rief die Baronin mit scheinbarem Schmerzensausdruck — o hätte es nur daran gelegen — doch warum streiten wir heute, wo uns ganz andere Dinge beschäftigen sollten —

Heute — ist der erste April, versetzte Guido gleichgiltig, ich wüßte nicht, warum wir deshalb gerade den Streit vermeiden sollten?

O Gott, an das Datum dachte ich nicht, sondern nur an die Stunde, die Dich morgen zum Aufbruch in den Kampf ruft.

Ich danke für Ihre Theilnahme, Mama, aber diesen Kampf machen Sie ja nicht mit, darum, sollte ich glauben, dürfen Sie nicht so sehr bekümmert sein —

O wie verkennst Du stets mein liebendes Herz.

Das werde ich niemals, Mama, entgegnete Guido, der den spöttischen Ton unausgesetzt beibehielt, habe ich doch von meiner frühesten Jugend an Ihr liebevolles Herz erforschen gelernt — und nun leben Sie wohl.

Ohne Umarmung, ja ohne der Mutter die Hand zu reichen wollte sich der Sohn entfernen, der sie vielleicht nie mehr wiedersehen sollte.

So gehst Du von mir? fragte die Baronin wehmüthig.

Was verlangen Sie noch?

Sagt Dir dies nicht Dein Herz?

Ich muß bekennen, daß mein Herz ganz dem Ihren gleicht, es regt sich darin genau dasselbe, was Sie in dem Ihrigen verspüren und so leben Sie denn wohl, Mama.

Mein Sohn — Guido! rief die Mutter, welche in diesem Augenblicke vielleicht eine Anwandlung von Gefühlsregung verspürte, o gehe nicht so von mir — wie leicht wäre es möglich, daß Du im Kampfe bleiben könntest, oder daß auch ich die Augen schlösse wir stehen Alle in Gottes Hand.

Sie werden sentimental.

Und das befremdet Dich?

Ja — es erscheint mir seltsam, ich erinnere mich niemals, Sie so gesehen zu haben —

Nur die Ursachen schaffen Wirkungen — Dein Scheiden in den Kampf ist wohl geeignet, mich traurig zu stimmen —

Leider bin ich gezwungen, diese Sentimentalität Ihrerseits, die Ihnen auch übel anstehe, für eine improvisirte zu halten, nein, veranstalten wir wegen meines Auszuges keine Feierlichkeit, eine solche würde mich nur unangenehm berühren — Sie wissen, warum — und nun, adieu, Mama!

So trennte sich der Sohn von der Mutter —

Dieser Abschied schien die Baronin doch

ein wenig elektrisirt zu haben, wenn wir auch keine Thräne in ihrem Auge bemerkten, so finden wir sie doch noch lange in traurigem Nachdenken, aus welchem sie erst ein leises Pochen an der Thür aufschreckte.

Die Baronin blickte auf, und wer malt ihr Entsetzen, als sie — den kleinen Mann vor sich sah —

So traurig, Madame? redete der Angekommene sie an.

Ich bin erschreckt —

Durch meine Ankunft?

Das war nicht schwer zu errathen, erschreckt und traurig zugleich, denn mit Ihrer Nähe ist auch der Fluch verbunden.

Wo Segen herrscht, wie bei Ihnen, da dürfen die Dämonen des Fluches niemals triumphiren — sein Sie deshalb ruhig, Madame —

Weshalb sind Sie gekommen?

Um Ihnen zu condoliren!

Zu welchem Ereigniß denn?

Zu dem Ausmarsche Ihres Sohnes —

Ich habe mir Ihre Beleidigungsbezeugung nicht erbeten, versetzte die Baronin kalt, da Sie mir diese aber doch zollen, so danke ich Ihnen nicht dafür —

Das erwarte ich auch keineswegs; und offen gestanden, wollte ich mich zugleich von Ihrem Befinden nach dem Abschiede Ihres Sohnes überzeugen, Sie werden diese Theilnahme gerechtfertigt und verzeihlich finden —

Gerechtfertigt finde ich nur, daß Sie mich verlassen, nachdem Sie nun die gewünschte Ueberzeugung gewonnen haben.

Ich darf noch nicht gehen —

Was hindert Sie daran?

Noch eine Mittheilung, Madame, aber sagen Sie mir zuvor, wenn ich bitten darf, ob die Scheidestunde Ihres Sohnes beiden schwer geworden ist?

Wie könnte dies bei meinem Sohne der Fall gewesen sein, nachdem er sich Ihres werthen Umganges zu erfreuen hatte und unter Ihrem Einfluß stand? Sie tödteten jedes Gefühl, das sich etwa in seiner Brust regte, Sie zerstörten jeden edeln Keim, jede Empfindung —

Bitte, Madame, echauffiren Sie sich nicht gar zu sehr, fiel ihr der kleine Mann lächelnd ins Wort, ich hatte nicht die Ehre, der Erzieher Ihres Sohnes zu sein, übrigens kann ich Ihnen mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß ich Alles, was ich bei ihm zu finden wünschte, schon in so reichem Maße entwickelt fand, daß weder etwas hinzuzufügen, noch zu entfernen übrig blieb — und ganz natürlich so, denn er — ist — Ihr Sohn — also kommen wir auf die Beantwortung meiner Frage zurück, der Abschied wurde ihm nicht schwer?

Ich sagte Ihnen schon — nein.

Ich bin überzeugt, er scherzte in diesem vielleicht ernstesten Augenblicke seines Lebens; es ist aber zwischen Ihnen und Ihrem Sohne zu Erörterungen gekommen, ja es haben zwischen Ihnen Scenen stattgefunden, welche bessere Menschen, würden sie darum wissen, für übertrieben und unwahrscheinlich hielten — und doch, doch ist es so, das aber liegt so in den Verhältnissen — Ihr versteinertes Gemüth, das sich in diesem Kinde so wunderbar forterbte, konnte ihm kein vorleuchtendes Beispiel der Moral sein — Ihre Kälte, Ihr Mangel an Liebe und Zärtlichkeit konnten auch in ihm dergleichen Regungen nicht erwecken — gänzlich sich selbst überlassen, wuchs der anmaßende Junker auf, der schon so früh den Abscheu vor allem Göttlichen und Menschlichen empfand, sollte es daher befremden, wenn ein solcher Mann die eigene Mutter verachtet, in der er die Quelle aller Uebel suchen muß, die sein Herz vergiftet?

Mit welchem Rechte unterfangen Sie sich, mir diese Moralpredigt zu halten, welche von Beleidigungen strotzt?

Es macht mir Vergnügen, mit Ihnen auch einmal ein ernstes Wort zu sprechen, Madame!

Ich untersage Ihnen dies! rief die Baronin in strengem Tone und sollten Sie es noch einmal versuchen, dann werde ich recht herzlich lachen —

Herzlich lachen können Sie eben so wenig, als herzlich weinen, in Ihrer Brust giebt es weder für Lust noch für Schmerz Raum, und wenn Sie eines von beiden äußern, so ist es Heuchelei —

Ich werde Ihnen niemals wieder Gelegenheit geben, dergleichen zu entdecken — sagte die Baronin mit Nachdruck.

Sollten Sie etwa zu verreisen gedenken, Madame?

Und wenn ich dies wollte?

So würde ich es Ihnen untersagen.

Wollen Sie mir noch keinen Urlaub gewähren? fragte die Baronin spöttisch.

Vorläufig noch nicht.

So werde ich mir schon erlauben müssen zu desertiren —

Und ich Mittel finden, den Deserteur einfangen zu lassen, Sie wissen, Madame daß mir eine solche Aufgabe durchaus nicht schwer ist.

Haben Sie mich nicht schon genug gleich einer ewigen Plage heimgesucht?

Lassen wir das, sagen Sie mir vor Allem, ob Ihnen Ihr Herr Sohn keine diskrete Mittheilung gemacht hat —

Ich verstehe Sie nicht.

Nun eine Mittheilung, die nur für Ihr Ohr geeignet ist, Madame, das könnte nicht schwer verständlich sein.

Ich wüßte mich keiner solchen zu erinnern — Ihre Frage übrigens ist unverschämt.

Wenn er Ihnen nichts gesagt hat, so sollte es mich wundern — hat er Ihnen in der That nichts von einem Vorfall bei Moritz Martin eröffnet?

Jetzt schien der Baronin ein schreckliches Licht aufzugehen, was Frech mit freudiger Genugthuung bemerkte.

O Gott, sollte das Aergste geschehen sein? preßte sie mit krampfhafter Stimme hervor.

Nichts weiter, als daß sich die Tragödie, von deren Aufführung ich oft zu Ihnen gesprochen, ihrer Entwickelung naht.

O Ihre Tragödie ist entsetzlich, aber sagen Sie mir, ob mein Sohn irgendwie —

Nicht so erregt, Madame, Sie mußten voraussehen, daß das Unausbleibbare einmal kommen mußte, sagte Frech —

O geben Sie das Gift nicht tropfenweise —

So nennen Sie selbst die süße Furcht Ihrer Saaten Gift? dann freilich bleibt mir nichts zu sagen übrig.

Ich will Gewißheit, Dämon, geben Sie mir Gewißheit, rief die Baronin, am ganzen Körper zitternd.

Ihr Herr Sohn hat eine gewisse Bekanntschaft gemacht — — —

Aus dieser unbestimmten Antwort kann ich nichts entnehmen, denn Guido hat deren sehr viele gemacht.

So erfahren Sie denn, daß er der Dame begegnet ist, welche ich mit dem Namen Schicksalsbraut bezeichnet habe.

Gott, welche mystische Worte sind das Alles —

O für Sie keineswegs —

Mir ist Ihre Höllensprache völlig unverständlich, da ich in der Grammatik des Teufels nicht unterrichtet wurde.

Sie haben meine Sprache vollkommen verstanden, als ich Ihnen eine gewisse Biographie erzählte.

O Sie elender Verworfener — wann wird mich der Himmel endlich von Ihnen erlösen!

Sobald ich Ihnen die Fortsetzung und den Schluß jener begonnenen Lebensgeschichte erzählt haben werde, kurz vor dem Schlusse des Drama's — und dieses neigt sich, wie bereits gesagt, seiner Entwicklung zu.

Und wenn ich mich diesem Glücke entziehe? fragte die Baronin mit bitterm Spott.

Sie können mir nicht entgehen, Sie wissen es, ich besitze Macht und Einfluß, sollten Sie sich durch eine Reise mir zu entziehen versuchen, so können Sie sich denken, daß ich Ihnen folge — ist mir dies unbequem, so lasse ich die Polizei agiren, die mir zur Verfügung steht.

Polizei? — rief die Baronin entrüstet.

Andere Zwangsmittel giebt es nicht —

Und wenn ich mich nach einem Lande begebe, wohin mir keine Polizei folgen kann? versetzte die Baronin mit unheimlichem Nachdruck.

Sie meinen das Reich des Todes — entgegnete der Kleine dämonisch lächelnd, dann freilich haben wir mit einander abgerechnet, aber eine andere Macht fordert von Ihnen Rechenschaft über verschiedene Ereignisse — es dürfte sich dort ein langer, langer Prozeß entspinnen, der in der ganzen Hölle Aufsehen erregen würde, denn die Zeugenvernehmung wird von ungemeinem Interesse sein.

Ich hoffe, Sie in diesem Prozeß als gemeiner Aktenträger figuriren zu sehen.

Wohl eher als Staatsanwalt, Madame, denn ich besitze den größten Theil des Materials — kommen wir aber vor allen Dingen auf die Schicksalsbraut zurück — haben Sie keine Ahnung, wer diese sein könnte.

Nein und tausendmal nein!

So erfahren Sie denn, daß es die Tochter des gemeinen Menschen, Moritz Martin ist, jenes Menschen, den Sie einst im Hospital aufsuchten —

Die Baronin stieß einen gräßlichen Schrei aus.

Um Gottes Willen, Madame, nicht so laut, Ihr Schrei könnte Diener herbeilocken, und Sie wissen, daß über so diskrete Angelegenheiten ohne Zeugen verhandelt werden muß — wenn Sie sich durch zu heftige Alteration eine Ohnmacht zuziehen, dann würde ich mir erlauben, Ihnen Beistand zu leisten.

Verlassen Sie mich jetzt — ich will allein sein.

Meine Mission ist für heute beendet, ich komme wieder, wenn ich Ihnen den Schluß jener Lebensgeschichte mittheile. Die Ereignisse drängen so, daß man ihn wird beschleunigen müssen — sollten sie in das von Ihnen vorhin erwähnte Land übergesiedelt

selbst, dann freilich hören Sie nichts davon und — Sie sind frei!

Mit einer tiefen Verbeugung verließ Frech das Zimmer, in welchem eine der unglücklichsten, vom Fluche des Schicksals zermalmte Frau zurückgeblieben war.

Die Blüthe des Kaiserreichs.

Die Fortführung des in der Krim siegreich begonnenen Krieges, dessen Einzelnheiten im Allgemeinen für uns von keinem besondern Interesse sind, erforderte indessen neue Geldmittel, und eine neue National-Anleihe von 500 Millionen Francs kam im Januar 1854 ohne Schwierigkeit zu Stande.

Am 15. April unternahmen der Kaiser und die Kaiserin eine Reise nach London und die Aufnahme des Kaisers in den Hosenbandorden war ein Ereigniß, welches die Würde und das Ansehen des Herrschers in einem glänzenden Lichte erscheinen ließ.

Je mehr sich indeß die Herrschaft Napoleons befestigte und Frankreich in der europäischen Politik eine bedeutungsvolle Rolle zuertheilte, desto mehr wurde der Kaiser der Gegenstand des Hasses der revolutionairen Propaganda, und die erste Aeußerung des altdemokratischen Fanatismus war der auf den Kaiser von dem Italiener Pianori am 28. April 1855 unternommene Mordanfall, welcher jedoch seinen Zweck verfehlte.

Am 15. Mai wurde vom Kaiser selbst die allgemeine Kunst- und Industrie-Ausstellung in Paris eröffnet, aber die öffentlichen Verhältnisse zeigten wenig Erfreuliches, eine neue Anleihe von 750 Millionen Francs; eine Steuer-Erhöhung und eine neue Aushebung von 140,000 Mann waren die durch die Umstände gebotenen nächsten Maßregeln der Regierung.

Die Anleihe wurde wieder auf dem Wege der Unterzeichnung bewirkt und war in kurzer Zeit gesichert.

Den ungünstigen Eindruck dieser Maßregeln verscheuchte einigermaßen der Besuch, den die königliche Familie von England in Paris dem Kaiser und der Kaiserin vom 18. bis 27. August machte.

Ebenso wirkte die Nachricht von der am 8. September erfolgten Eroberung des südlichen Theils von Sebastopol etwas günstig ein.

Indessen drängte sich im Innern die Ernährungsfrage täglich mit mächtigerem Ungestüm in den Vordergrund, und die Zahl der Ortschaften, wo Brodunruhen ausbrachen, mehrte sich zusehends.

Unter diesen Umständen hielt es die Regierung für nöthig, Truppen in Frankreich zusammenzuhalten, statt an eine vollständige Eroberung der Krim zu denken.

Am 24. November traf der König von Sardinien, Victor Emanuel, zum Besuch ein, ebenso wetteiferten die deutschen Mittelstaaten in Freundschaftsbezeugungen gegen den Kaiser, dem es gelang, immer mehr Fäden der europäischen Politik in seiner Hand zu vereinigen.

Nach einem kaiserlichen Decret vom 28. December erfolgte eine bedeutende Vermehrung der kaiserlichen Garde auf ungefähr 40,000 Mann, und die Rückkehr mehrerer Regimenter aus der Krim gab dem Kaiser Anlaß, den Ruhm und Glanz seiner Regierung in einer großen Festlichkeit der Hauptstadt vorzuführen.

Nichtsdestoweniger gab sich in den Finanzen ein fortwährender Rückschritt zu erkennen.

Das Ausgabe-Budget für das Jahr 1855—56 war um 150 Millionen Francs überschritten worden, welche die Kosten der Bauten und der Ausstellung verschlangen.

Man hoffte einen Theil dieser Mehrausgabe durch Ueberschüsse der Einnahmen zu decken, allein schon am 7. Januar 1856 hatte sich die Verlegenheit der Regierung dadurch kund gegeben, daß nach einer Verfügung des Finanzministers die Zinsen der Schatzscheine um ½ Procent erhöht wurden, so daß der Staat dafür 5½ Procent zahlte, dabei waren die Staatspapiere so gefallen, daß sie trotz ihrer billigen Ausbietungen keine Käufer fanden, und der Schreck unter den Bankiers und Geldmännern war allgemein — der Preis der Lebensmittel hatte eine Höhe erreicht, die Besorgniß erregen mußte und eine gedrückte Stimmung war im ganzen Lande vorherrschend.

Diese hatte sich nicht einmal gehoben, als am 9. Januar 1856 eine zweite Abtheilung der aus der Krim zurückkehrenden Truppen in Paris einzog, die ohne geräuschvolle Kundgebung aufgenommen wurde.

Man schien den Frieden allgemein als ein dringendes Bedürfniß zu betrachten, und die Regierung fing an, die entschieden kriegerische Sprache aufzugeben und in ihren Maßregeln und Aeußerungen die Möglichkeit des Friedens durchblicken zu lassen.

Als am 11. Januar der längst angekündigte große Kriegsrath, bestehend aus mehreren Prinzen, Generalen und Abgeordneten

des fremden Krieg führenden Mächte, unter dem Vorsitze des Kaisers in den Tuilerien zusammentrat, einigte sich derselbe zu milderen Friedensbedingungen und am 25. Februar kamen zu Paris unter Vorsitz des französischen Ministers des Aeußeren die Bevollmächtigten von Frankreich, England, Oesterreich, Rußland, Sardinien und der Türkei zu einer Friedens-Conferenz zusammen und schlossen in der ersten Sitzung einen Waffenstillstand bis zum 31. März, ohne jedoch die Blokade zur See aufzuheben.

Zu dem Kriegsglücke, welches dem Kaiser Napoleon in der Krim so hold gewesen war, gesellte sich am 16. März noch ein glückliches Familienereigniß, die Geburt eines Prinzen.

Mit dieser Begebenheit schwanden zum Theil die Besorgnisse, welche sich an den etwaigen Tod des Kaisers für die öffentliche Ordnung knüpften.

Napoleon ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt, um durch großartige Festlichkeiten den Parisern so willkommene Unterhaltung zu gewähren und durch Gunst- und Gnadenbezeugungen, die ihm ergebenen Personen sich noch enger zu verbinden, zugleich aber eine Versöhnung mit den ihm feindlich gegenüberstehenden Parteien anzubahnen.

Er ließ verkünden, daß er Pathe und die Kaiserin Pathin aller am 16. März in Frankreich geborenen ehelichen Kinder sein werde und bot wiederholt Allen freie Rückkehr in die Heimath an, welche erklärten, daß sie sich ehrlich der Regierung unterwürfen und sich auf Ehre verpflichteten, deren Gesetze zu achten.

Dabei wurde bemerkt, daß der Kaiser die Zahl der im December 1851 Deportirten und Verbannten von 11,201 bereits durch Begnadigung auf 1038 herabgesetzt hätte.

Währenddessen war das Friedenswerk so weit vorgeschritten, daß, nachdem Preußen zur Conferenz hinzugezogen war, am 30. März 1856 der dritte Pariser Friede abgeschlossen werden konnte, welcher zwar Frankreich keinen Länderzuwachs und auch keine Kriegsentschädigung brachte, dafür aber die Stellung Frankreichs im europäischen Concert zu einer seit der ersten Restauration nie dagewesenen erhob und der neuen Napoleonischen Dynastie eine festere Grundlage verlieh.

Am Abend des 30. März war Paris allgemeiner und glänzender erleuchtet, als am Tage, an welchem der kaiserliche Prinz geboren war.

Am 6. April folgte ein Waffenstillstand zur See.

Am 15. April schloß Frankreich, Oesterreich und England noch einen besonderen Vertrag, wonach die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit der Türkei gewährleistet und jede Uebertretung des Pariser Friedens vom 30. März 1856 für einen Kriegsfall erklärt wurde.

Gleichwohl hatten sich die Beziehungen des Petersburger Cabinets, da währenddessen Kaiser Nicolaus gestorben war, zu den Tuilerien schon während der Friedensunterhandlungen immer freundlicher gestaltet, und es war nicht der geringste Triumph den Napoleon aus dem Kriege erntete, daß Rußland, welches den dynastischen Interessen des Kaisers anfangs am wenigsten geneigt war, nun alle Mittel aufbot, um sich der Freundschaft des französischen Herrschers zu versichern.

Die französische Diplomatie konnte sich im Jahre 1856 außer dem Pariser Frieden noch manches Erfolges rühmen.

Es gelang ihr die Schwierigkeit zu beseitigen, welche die Ausführung des Friedensvertrages, in Bezug auf die Feststellung der russisch-türkischen Grenze in Europa fand.

Ebenso hatte sie die Hände in Kopenhagen gegen Deutschland wegen der Holsteinschen Frage im Spiele, obgleich sie sich wohl hütete, offen hervorzutreten.

Am 2. Juli 1857 wurde eine neue Verschwörung gegen das Leben des Kaisers entdeckt, welche jedoch wenig Ergebnisse lieferte, das Haupt derselben, Tibaldi, wurde nach Cayenne verwiesen.

Die volkswirthschaftlichen Verhältnisse aber nahmen durch gute Ernten wieder Aufschwung, obwohl auch Frankreich von der großen Handels- und Weltkrisis des Jahres 1857 nicht verschont blieb.

Lang gehegte Wünsche des Kaisers schienen durch die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland Alexander II., in Stuttgart am 25. September erfüllt zu werden, die zur Befestigung des Weltfriedens und zur Bildung der heiligen Allianz aller Staaten dienen sollte, welche mit Hülfe der Civilisation das Fortschreiten der Menschheit zum Zwecke habe.

Einen Wendepunkt bildet das Attentat auf den Kaiser am 14. Januar 1858 Abends halb neun Uhr in dem Augenblicke, als der Kaiser und die Kaiserin vor dem Theater vorfuhren, platzten drei gefüllte, mit der Hand geworfene Hohlgeschosse, verwunde-

ten und tödteten eine Menge Menschen, auch von den dienstthuenden Truppen, ohne das kaiserliche Paar zu verletzen.

Die Verbrecher waren vier Italiener, Graf Orsini und Joseph Pieri als Urheber welche am 13. März hingerichtet wurden, Ruido und Gomez als Gehülfen, welche nach Cayenne geschickt wurden.

Wir haben zwei dieser Verschworenen bereits am Bemählungstage des Kaisers kennen gelernt — wir hörten aus dem Munde Orsini's Napoleon noch fünf Jahre zur Befreiung Italiens Frist geben — die Zeit war abgelaufen — Italien im alten Zustande geblieben — und so hatte Orsini sein Wort gelöst.

In Folge dieses Attentats kündigte der Kaiser bei der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers am 18. Januar verschärfte Zwangsgesetze an.

Die Gefahr der Gesellschaft liegt nicht in den übertriebenen Vorrechten der Staatsgewalt, sondern in dem Mangel an Zwangsgesetzen.

Sofort trat eine verdoppelte Wachsamkeit der Presse gegenüber, strengere Paßpolizei, vermehrte Beeinflussung des öffentlichen Unterrichts, Verstimmung gegen England, von wo die Italiener gekommen waren, ein, und wurden Maßregeln für den Fall des plötzlichen Todes des Kaisers und Versetzung ganz Frankreichs in Kriegszustand getroffen.

„Der gesetzgebende Körper willigte, obwohl nicht ganz ohne Widerstreben in die Einführung sogenannter Sicherheitsgesetze, wodurch die Regierung ermächtigt wird, Jeden, der zu einem gegen das Staatsoberhaupt feindlichen Zwecke mit In- oder Ausländern Einverständnisse und dergleichen unterhält, oder öffentlich der Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die Regierung sich schuldig macht, auf dem Wege der Verwaltung, ohne Urtheil und Recht in Gefängniß zu halten oder nach Befinden nach Algier oder Cayenne zu verbannen."

Nun erfolgten Verhaftungen zu Hunderten in allen Departements, welche Schrecken in ganz Frankreich verbreiteten.

Am meisten waren der Verfolgung ausgesetzt die aus den Jahren 1848 und 1849 und von den letzten Wahlen Compromittirten.

In Folge falscher Anzeigen, litten auch viele Unschuldige.

Ganz Frankreich wurde in fünf Kriegsbezirke, jeder mit einem Marschall an der Spitze getheilt, worin jeder Aufstand, von Paris unabhängig, sofort unterdrückt werden konnte.

Das Ministerium des Innern und die Polizei wurde in der Hand des Generals Espinasse vereinigt, um auch militärische Zucht in die Verwaltung zu bringen.

Außerdem ernannte der Kaiser, für den Fall seines Todes, die Kaiserin zur Regentin.

Das Heer, nach Krieg verlangend, schickte Adressen an den Kaiser mit verletzenden Ausfällen gegen England.

Der französische Gesandte in London bringte die englische Regierung, ein die Asylfreiheit der Fremden beschränkendes Gesetz zu geben.

Als jedoch die öffentliche Meinung sich zu stürmisch gegen den Minister, welcher nachgeben wollte, erhob, trat dieser ab, und sah auch der französische Kaiser ein, daß er seine Forderung fallen lassen müsse.

Eine ganz besondere Thätigkeit entwickelte der Kaiser in der Ausstattung des Heeres und in der Vermehrung der Seemacht in einem Verhältnisse, welches ohne die großartigen Vorarbeiten und Vorräthe Louis Philipps ganz unmöglich gewesen wäre.

Am 7. August wurde der große neue Krieghafen von Cherbourg vom Kaiser feierlich eingeweiht, dessen Bau im Jahre 1837 begonnen hatte.

Die Königin von England und Ihre Familie nahmen an dieser Feierlichkeit persönlich Theil.

Außerdem sollten zur Vervollkommnung Cherbourgs, zum Bau von Linien-Schraubenschiffen, einer Flotte von 150 Kriegsdampfern und wenigstens 72 Transport-Schraubenfregatten jährlich 73 Millionen Francs verwendet werden.

Währenddessen hatten die Conflicte in Italien, hervorgegangen aus den Kämpfen des österreichischen Absolutismus gegen die nationale und constitutionelle Politik Sardiniens auf einen ernsten Zusammenstoß der streitenden Parteien schließen lassen.

Schon seit vielen Jahren hatte es Frankreich versucht in diesem Conflicte, freilich in nicht ermeinungsmäßiger Weise zu vermitteln, und das innige Einverständniß zwischen Frankreich und Sardinien war längst eine ausgemachte Sache.

Im Laufe des Jahres 1858 bemerkte man, daß die Sprache des letzteren Landes immer zuversichtlicher wurde, und in demselben Verhältnisse näherte sich die französische Regierung entschieden der sardinischen,

indem sie sich von der österreichischen entfernte.

Allerdings waren es anfangs nur unbestimmte Andeutungen in den Pariser Blättern oder im diplomatischen Verkehr, welche die Neigung bezeugten, sich zu Gunsten Sardiniens in die italienischen Angelegenheiten zu mischen.

Anlaß dazu bot die Besetzung des Kirchenstaates.

Man kam darauf zurück, daß die von Frankreich aus vorgeschlagenen Umgestaltungen des Kirchenstaates die Vorbedingungen seiner Räumung seien und in den kreuz und quer geführten Erörterungen über diesen Punkt leuchtete von Seiten Frankreichs stets der Vorwurf heraus, daß es eben Oesterreich mit seinem überwiegendem Einflusse sei, welches jede Besserung hindere, sowohl im Kirchenstaate, als im Königreich Neapel.

„Die Zwecke, welche Frankreich öffentlich vorschützte, mußten der großen Menge höchst lobenswerth und beifallswürdig erscheinen.

Und nur um das Geheimniß zu bewahren, reiste Graf Cavour im Herbste 1858 nach dem Bade Plombières, um mit dem Kaiser Napoleon persönlich zu unterhandeln.

Schon damals sollte die Vermählung der sardinischen Prinzessin Clotilde mit Jerome Napoleon Bonaparte, einem Vetter des Kaisers, verabredet sein.

Verschiedene Neuerungen, zu denen Oesterreich, um aus seinen vielen Kronländern die Bildung eines Einheitsstaates zu versuchen, schritt, besonders das neue Aushebungsgesetz, wurde von Sardinien benutzt, um das Feuer des Aufstandes in den Städten zu schüren, während laut von einem Plane gesprochen wurde, daß „Sardinien im Bunde mit Frankreich einen solchen Aufstand benützen werde, um die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben."

Oesterreich war daher schon gegen Ende des Jahres 1858 genöthigt, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Diese bestanden darin, einerseits Alles zu vermeiden, was den Franko-Sarden einigermaßen einen Vorwand zum Losschlagen geben könnte, andrerseits seine militairische Stellung besonders in Koline zu verstärken, zwei Maßregeln, welche sich wohl kaum vertragen!

Der französische Kaiser fühlte sich durchschaut, und als er am 1. Januar 1859 beim Neujahrsempfange zum österreichischen Botschafter die Worte sprach: Ich bedauere, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, wie sie waren; aber ich bitte Sie, Ihrem Kaiser zu sagen, „daß meine persönlichen Gefühle sich nicht geändert haben," wurden sie fast allgemein als eine entlarvte Kriegserklärung betrachtet, darauf berechnet, den geeigneten Augenblick zum Angriff abzuwarten, wenn Oesterreich sich eine Blöße gegeben haben würde.

Auf der einen Seite standen Oesterreich und die Mehrzahl der Regierungen der italienischen Staaten, aber nicht die Völker, auf der andern Louis Napoleon, welcher dem Triebe der Selbsterhaltung gehorchend müssend, für den Fortbestand seines Hauses kämpfte, ihm stand ein durch die Erfolge der Vergangenheit begeistertes Heer zur Seite.

Außerdem war es noch Sardinien, in welchem Oesterreich einen heftigen Gegner zu befürchten hatte, Sardinien, welches nie die Hoffnung aufgegeben hatte, sich für die Niederlage bei Novara zu rächen, im Bunde mit den mächtigen und weit verbreiteten geheimen Gesellschaften der Revolutionäre.

Wir sehen auch hier also den Kaiser um seine Existenz ringen, denn das Attentat vom 15. Januar 1858 auf ihn, wurde Veranlassung zu Kundgebungen, welche ihm zeigten, daß es die Zeit sei, die Kriegslust des französischen Heeres zu beschäftigen und die öffentlich und geheim gemachten Hoffnungen der Italiener zu befriedigen, wenn das Haus Bonaparte sich auf dem Throne erhalten wollte.

Auch mag wohl der Orsinische Mordversuch den französischen Kaiser auf sehr kräftige Weise „an die Versprechungen erinnert haben, wodurch er sich 1830 dem jungen Italien" verbunden hatte.

Am 3. Mai 1859 hatte Louis Napoleon ein Kriegsmanifest erlassen, in welchem er in sehr pomphafter Weise den unerschütterlichen Entschluß kundgab, Italien endlich zu befreien und sich selbst an die Spitze des Heeres stellen zu wollen — und die denkwürdigen Worte „Frei bis zur Adria" fanden im Herzen Italiens und Frankreichs einen begeisternden Widerhall.

Nachdem der Kaiser seiner Gemahlin die Regentschaft übergeben hatte, verließ er am 10. Mai Paris, gelangte am 12. nach Genua und nahm am 14. sein Hauptquartier in der Festung Alessandria.

Zu gleicher Zeit rückten die Franzosen von allen Seiten in Piemont ein, und der italienische Feldzug begann.

Die verbündeten französisch-sardinischen Truppen waren fast unausgesetzt vom Glücke begünstigt und überall siegreich.

Der kurze Feldzug schloß nach den Hauptschlachten von Magenta am 4. Juni und von Solferino am 24. Juni mit dem Frieden von Villafranca am 12. Juli, wodurch Oesterreichs Machtstellung in Italien an Frankreich übergegangen war.

Die Grundlagen desselben sind: Es sollte ein italienischer Bund nach dem Muster des deutschen; unter der Präsidentschaft des Papstes gebildet werden, die Lombardei wird von Oesterreich an Frankreich abgetreten, welches sie wiederum an Sardinien überträgt; Oesterreich behält Venetien mit Mantua und Peschiera; die während des Krieges durch innere Revolution vertriebenen Fürsten von Toskana und Modena, von Parma, wo gleiches geschehen war, kehrten in ihre Heimath zurück.

Es hat unzweifelhaft den Anschein, als hätte Louis Napoleon schon vor Ausbruch des Krieges mit der Sardinischen Regierung daß im Falle des Sieges Frankreich, das natürlich nicht umsonst arbeiten sollte, als Lohn für seine Hülfe das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza erhalten solle.

Es hatte sich dies schon so als Gerücht verbreitet, am 1. März 1860 aber sprach der Kaiser öffentlich in seiner Thronrede von der Wiedererwerbung der beiden Länder, welche er zugleich in strategischer Beziehung als unumgänglich nothwendig hielt, da die französische Grenze dadurch sicher gestellt würde.

Schon am 24. März ward dieser Traktat mit dem Turiner Kabinet abgeschlossen, und jetzt erst räumten die französischen Occupationstruppen die Lombardei und zogen in die Heimath.

Volksabstimmungen, welche am 15. und am 22. April in Nizza und Savoyen stattfanden, ergaben, natürlich, nachdem bonapartistische Agenten dieselben geleitet hatten, eine ungeheure Majorität für den Anschluß an Frankreich.

Es ist besser gekommen.

Begeben wir uns nun wieder nach unserm Dörfchen in Baden, welches wir seit neun Jahren nicht mehr gesehen.

Am neunten März 1861 erblicken wir eine Frau von etwa sechzig Jahren durch die Dorfstraße eilen.

Von Zeit zu Zeit mußte sie ruhen, denn das schnelle Gehen hatte ihre Kräfte überaus angestrengt.

Endlich machte sie zum letzten Mal vor dem uns bekannten Hause des Vaters Hoffmann Halt, hustete ein wenig und ging dann hinein.

Bevor wir sie eintreten lassen, wollen wir hören, was da drinnen vorging.

Wir treten in das längst bekannte Zimmer — Alles ist da noch dasselbe geblieben, jeder Tisch an seiner Stelle, jeder Stuhl, wo er vor neun Jahren gestanden.

Wenngleich Vater Hoffmann durch Arbeit und Sparsamkeit sein schon damals artiges Vermögen vermehrt hat, so fand er es doch für überflüssig, in seiner häuslichen Einrichtung irgend eine elegantere Aenderung vorzunehmen — dort blieb Alles beim Alten — Mobiliar wie andere Geräthschaften.

Nicht so die Menschen — Vater Hoffmann war älter geworden — seine Gestalt war noch voll und kräftig, sein Gang noch fest, seine Haltung noch gerade, aber sein Haar eisgrau geworden und sein Antlitz zeigte die unausbleiblichen Furchen des Sechzigers, die wir damals noch nicht an ihm wahrgenommen hatten.

Nichtsdestoweniger sah man in seinem Angesicht doch den Ausdruck jener glückseligen Zufriedenheit, die das Redliche im Bewußtsein, stets ein rechtschaffener Mann gewesen und für seine Tage bis zu deren Ende nicht von Nahrungssorgen gedrückt zu sein, ja stets zur Schau trägt.

Nun war noch ein Umstand, der besonders zu seiner Glückseligkeit beitrug, vorhanden — die Ueberzeugung, daß seine Marie so wohl erzogen, so herrlich gediehen, ganz seine Anschauungsweise getheilt, ganz nach seinem Sinne in allen Fällen des Lebens handelte und handeln werde.

In der That war Marie ganz geeignet, den Seelenfrieden ihres Vaters zu erhöhen, und mit Wonne hingen seine Blicke an der vollen, liebreizenden Gestalt seiner Tochter, die sich bereits in der letzteren Hälfte der Zwanziger befand, aber an Schönheit nur gewonnen hatte.

Auch wir müssen den Vater in seiner Eigenliebe bestärken, denn nicht er nur fand, daß Marie ein überaus reizendes Mädchen geworden, die noch für eine zwanzigjährige Jungfrau gelten konnte, sondern auch viele Andere, namentlich unter der heirathslustigen Männerwelt, denn die Bewerbungen um Mariens Hand waren so zahlreich, daß fast kein Tag verging, an welchem nicht im Hoffmannschen Hause ein Antrag gestellt worden war.

Aber Vater Hoffmann hatte immer noch mit seinem Jawort gezögert.

Wir wollen nicht behaupten, daß diese Zögerung in dem Umstande wurzelte, Marie nicht entbehren zu können. Gewiß war diese was man so nennt, seine rechte Hand, sie stand dem Haushalt vor, sie leitete in seiner Abwesenheit die Geschäfte, ordnete die Kasse und führte Alles in so guter Ordnung, daß Vater Hoffmann niemals auch nur die geringste Unpünktlichkeit rügen konnte.

Gewiß wäre es bitter gewesen, mit allen diesen Obliegenheiten eine fremde Person zu betrauen, gewiß hätte auch der Schmerz, sich von der Gesellschaft des geliebten Kindes trennen zu müssen und seine letzten Lebenstage in der Einsamkeit hinzubringen, den alten Mann tief berührt, andererseits aber galt ihm das Glück der einzigen Tochter als das höchste seiner Güter, und dieses schien sie in den ihr angetragenen Verbindungen noch nicht gefunden zu haben, indem sie bis jetzt jeden Freier zurückgewiesen hatte.

Am gestrigen Tage hatte sich ebenfalls der Sohn eines als einem Nachbardorfe ihm befreundeten Hofbesitzers um die Hand Mariens beworben, was der Vater dieser aber noch verschwiegen hatte.

Der alte Mann betrachtete die fleißige Tochter, die ihm gegenüber saß und nicht das Auge von der Näharbeit wandte, mit Wohlgefallen, indem er sich erinnerte, daß ganz so seine Frau, seine geliebte, schon längst verstorbene Magdalena ausgesehen hatte, daß auch sie erst in diesen Jahren seine Frau geworden war, und eben fiel ihm der Nachbarssohn, der Freier ein, dessen Antrag er doch der Tochter nicht verschweigen konnte.

Marie, nahm er das Wort, ich muß Dir einmal eine Neuigkeit mittheilen.

Nun, mein Vater?

Gestern traf ich in der Stadt auf dem Markte mit dem Gottlieb Gosmar zusammen.

Wäre das eine solche Neuigkeit? lächelte Marie.

Das gerade nicht, aber Gottlieb will heirathen —

So — na — wen denn?

Und willst's nicht errathen?

Wie könnte ich das wohl? vielleicht Golzens Liesel aus Keinrodenwald? mit ihr hat er auf der Kirmeß oft getanzt —

Nein, die Liesel nimmt er nicht.

Und wen will er denn haben?

Na, bevor ich Dir das sage, möchte ich wohl von Dir hören, ob der Gottlieb nicht ein braver Bursche ist und ein achtbarer und hübscher Junge zugleich, der auch genug zu essen hat, um eines Frau noch etwas davon abzugeben.

Das ist Alles wahr —

Na, denn will ich Dir nur sagen, Marie der Gottlieb hat um Deine Hand angehalten.

Marie wurde dunkelroth.

Und was hast Du ihm darauf erwidert? fragte sie nach längerem Schweigen.

Daß ich mit Dir sprechen und ihm dann Bescheid sagen will, ob er mit Dir selbst sprechen kann, nun, soll ich's ihm sagen?

Aber lieber Vater, ich weiß nicht recht, was ich darauf sagen soll.

Du mußt doch wissen, ob Du ihn lieben könntest oder nicht?

Wenn ich offen sein soll, so liegt mir der Gottlieb nicht sehr am Herzen.

Aber Kind, Dir hat bis jetzt noch Keiner gefallen, ich habe gewiß nichts dagegen, daß Du bei mir bleibst, denn ich habe Dich sehr lieb, aber Du wirst alle Tage älter, und wenn ich sterbe, dann bist Du ganz allein.

Laß mich noch bei Dir mein Vater — flehte Marie, ich werde schon noch den rechten Mann finden, wenn's Gottes Wille ist, daß ich heirathe.

Meine liebe Marie, ich will Dich nicht von mir lassen, so lange es Dir beliebt, aber es ist doch einmal die Bestimmung des Weibes so, und da möchte ich wohl, daß Du den Gottlieb wähltest, eine annehmbarere Partie dürfte sich wohl sobald nicht wieder finden.

Ich will mir die Sache überlegen —

Der Gottlieb wollte am nächsten Markttage Bescheid haben.

Das wäre schon übermorgen.

Ganz recht, ich denke, das ist Zeit genug zum Ueberlegen —

Bis dahin kann ich noch nicht entschieden haben, ich sage Dir aber von vorn herein, daß ich auf alle Fälle den Gottlieb nur wählen würde, weil Du es gern so haben willst und ich gehorsam sein muß.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür — der Briefbote erschien mit einem Brief aus Paris.

Kaum hatte Vater Hoffmann das Schreiben erbrochen, als er es wieder ärgerlich auf den Tisch warf.

Da will ich nichts lesen — sagte er.

Von wem ist denn dieser Brief? fragte Marie ihren Vater mit Staunen.

Von wem — das kannst Du noch fragen? von dem Herrn Baron, der nun Gott sei Dank seit neun Jahren kein Lebenszeichen von sich gegeben hat.

Aber lesen sollst Du doch, man kann ja nicht wissen, vielleicht ist's von Wichtigkeit, was er mittheilt. —

Es ist gewiß eine Albernheit, aber wir wollen sehen, was er begehrt.

Vater Hoffmann nahm das Schreiben wieder zur Hand, las es mit Ruhe durch und warf es abermals auf den Tisch.

Dachte ich's doch gleich — sagte er mit ärgerlichem Lachen —

Marie blickte ihren Vater fragend an.

Weißt Du, meine Tochter, was das Schreiben enthält?

Nun, was will der Herr Baron?

Er hält in allem Ernst direct um Deine Hand an, der Herr Major, o der elende Narr!

Marie erröthete und senkte ihr Auge zu Boden.

Major ist er?

Kaiserlich französischer Major, aber ich danke für die Ehre, ihn meinen Schwiegersohn zu nennen und Du, mein Kind?

Schreibe dem Herrn Major, sagte Marie mit besonderem Nachdruck, daß ich unendlich bedaure, nie die Seine werden zu können —

Was Du bedauerst? rief Vater Hoffmann fast ärgerlich, ich werde ihm schreiben, daß Du froh bist, nicht die Seine zu werden brauchen und Du viel lieber den Gottlieb wählst — ist's Dir so recht?

Was Du thust, mein Vater, ist auch mir recht.

Das fehlte mir gerade noch, sagte Vater Hoffmann dem verlaufenen Menschen dem Wüstling, der sein ganzes Vermögen an den Mann gebracht hat, meine Tochter zur Frau zu geben — er will auch nicht Dich, mein Kind, ihn fesselt nur Dein Vermögen — aber laß uns nicht mehr von ihm sprechen — der Mann soll auch nicht einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit fesseln, da wollen wir uns lieber mit dem Franz beschäftigen, das ist doch noch ein prächtiger Kerl.

Der Franz ist wirklich ein braver Mensch und wenn man an die Gefahren denkt, die er überstanden hat muß man annehmen, daß Gott ihm einen Engel als Begleiter auf Erden zur Seite gestellt hat.

Heute sind es gerade neun Jahre, es war am neunten März 1855, als uns die Nachricht von seiner Deportation nach Cayenne wurde.

Und wie lange ist er wieder hier?

Das werden nun sechs Jahre her sein, ganz recht, er hat ungefähr zwei Jahre in der Verbannung zugebracht, im Jahre fünf und fünfzig wurde er vom Kaiser begnadigt, was ihm ganz unerwartet kam.

Er hatte in der Gefangenschaft selbst ein ganz erträgliches Loos.

Weil man erkannte, daß er ein vortrefflicher Mensch sei, haben selbst die Henker auf Cayenne sein Unglück geachtet.

Er schrieb wohl, daß man gleich bei seiner Ankunft Bekehrungsversuche gemacht.

In seiner Leidensgeschichte erzählte er allerdings, daß ein Jesuitenpater dies Verfahren anstellte und sogar seine Einzelnhaft angeordnet hatte, um ihm häufigere Vorstellungen zu machen, bald aber erkannte, daß er den Franz von dem Glauben seiner Väter nicht werde abtrünnig machen können — er ließ ihn in Ruhe, und er konnte arbeiten nicht für den Staat, man gestattete ihm, sich in seinem Interesse zu beschäftigen.

So war selbst jenes Unglück ein gewisses Glück für ihn —

Natürlich konnte er doch die Zeichnungen, die er dort entwarf, nach seiner Entlassung gleich so verwerthen, daß er dafür die Summe von zweitausend Franc's erhielt, ja, meine Tochter, dieser Arbeitstrieb in dem Franz ist der Engel, den ihm Gott zur Seite gestellt hat, und ich gebe Dir mein Wort darauf, er wird noch einmal ein reicher Mann; und in welchen glücklichen Verhältnissen befindet er sich jetzt in London —

Dort ist er Aufseher einer Fabrik?

Ganz recht, er soll namentlich im Erbauen von Locomotiven ein ganz vortrefflicher Meister sein — ich muß gestehen, daß ich den Franz jetzt gern einmal sehen möchte, er mag wohl ein stattlicher Mann geworden sein, nicht wahr, Marie?

Er war als Jüngling schon ein hübscher Bursche, versetzte die Gefragte mit leiser Stimme.

Und möchtest Du ihn nicht sehen?

O gewiß, sind es doch bald dreizehn Jahre her, daß er von uns geschieden.

Dieses Gespräch führten Vater und Tochter etwa in der Zeit, als wir die alte Frau durch die Dorfstraße eilen sahen, welche jetzt durch ihr Erscheinen jener Unterhaltung ein Ende machte.

Ich muß doch nur zu Ihnen kommen in meiner Herzensfreude, nahm die Eingetretene das Wort.

Na, gute Frau Löscher, wir haben soeben von Ihrem Franz gesprochen.

Ich erhielt diesen Augenblick einen Brief von meinem Sohne.

Und was schreibt er denn?

Gott sei Dank, es geht ihm ganz vor-

trefflich — er leitet in einer Maschinenbauanstalt nur den Bau von Locomotiven und hat jetzt einen jährlichen Gehalt von dreihundert Pfund.

Dreihundert Pfund? rief Vater Hoffmann überrascht.

Ja, das hat er mir geschrieben, und der Franz lügt nicht, aber sind denn dreihundert Pfund gar eine so große Summe.

Das sind so viel wie etwa zweitausend Thaler oder dreitausend und fünfhundert Gulden, gute Frau Löscher.

Ach Gott, so viel Geld mein Franz? rief die Frau, während sie ihre Hände zusammenschlug und kaum ihren Ohren traute.

Ja, das hat er, und ich habe schon vorhin gesagt, der Franz wird noch ein reicher Mann.

Und mir hat er das da geschickt.

Das sind hundert Thaler, rief Vater Hoffmann gerührt, o der gute, brave Junge, auf den können Sie stolz sein, nun, ich will Ihnen das Geld verwalten, gute Frau, geben Sie's nur her, es soll Ihnen nicht unverzinst bleiben wie das Andere, was Sie bei mir stehen haben, es sind jetzt also fünfhundert Thaler und Alles von dem guten Jungen, da können Sie sehen, wie ihm Gott gnädig war und ich sagte stets, der Franz wird noch einmal ein reicher Mann, denn er hatte immer Lust zum Arbeiten und versteht sein Fach — so etwas muß Segen bringen, aber hat er in seinem Schreiben denn gar nicht an uns gedacht?

Ach Gott, hätte ich doch in meiner Freude bald vergessen — hier ist der Brief, der in dem meinigen eingeschlossen war.

Mit Freudigkeit griff Vater Hoffmann nach dem Schreiben, las mit unendlichem Interesse und reichte den Brief dann seiner Tochter welche mit nicht minderer Theilnahme den Zeilen ihres Jugendfreundes die regste Aufmerksamkeit schenkte.

Wissen Sie wohl, welche Nachricht Sie heute vor neun Jahren erhielten? nahm Vater Hoffmann in gerührtem Tone das Wort.

Ich werde es niemals vergessen, als der Amtsdiener Michael mir das Schreckliche mittheilte.

Damals haben Sie auf solche Entschädigung nicht gehofft, Frau Löscher, sagte Vater Hoffmann in sehr bewegtem Tone; o stellen Sie Vergleiche an zwischen Ihrem Sohne und jenem Baron von Rautenberg und Sie müssen glücklich, so glücklich sein, im Bewußtsein göttlichen Segens — damals sagte ich Ihnen, es wird besser kommen, harren Sie aus und — es ist besser gekommen.

Frau Löscher hatte sich in ihrer Freude längst wieder entfernt, als der Verwalter des Schlosses eingetreten war.

Vater Hoffmann begrüßte ihn freundlich, wich aber erschrocken zurück, als er das bestürzte Gesicht sah.

Was giebt es denn, mein lieber Herr Büttner? fragte Vater Hoffmann; sehn Sie doch aus, als ob sich ein Unglück ereignet hätte.

O es müssen sich seltsame Dinge in Paris zugetragen haben.

Ist Ihnen ein Brief von dort geworden.

Nichts — nichts — und doch hatte ich Ursache, sehr Schlimmes zu vermuthen.

So erzählen Sie doch, was Sie zu solcher Vermuthung bestimmt?

So eben erhielt ich folgenden Brief — lesen Sie.

Vater Hoffmann durchflog den kurzen Inhalt des ihm überreichten Schreibens und schüttelte staunend sein Haupt.

Allerdings seltsam, sagte er, wie heißt die Unterschrift? setzte er hinzu, noch einmal auf das Schreiben blickend.

Von Gersfeld —

Also schon in vier Wochen?

Wie Sie eben sehen, das seltsamste bei der Sache ist, daß Niemand gekommen ist, um Alles in Augenschein zu nehmen —

Ohne Zweifel kennt der Betreffende das so genau, daß er es für überflüssig hält, aber werden Sie nicht nach Paris schreiben?

Nein — habe ich doch von dort her nicht die geringste Nachricht erhalten, ich will erst nähere Erkundigungen einziehen und dann — handeln, jedenfalls ist dieser Schritt mir unerklärlich.

Das bedeutet ein Unglück.

Am Abend desselben Tages, um neun Uhr, erschien bei Frau Löscher ein kleiner Mann.

Sie sind Frau Löscher? fragte er.

Ich heiße so.

Die Gutsherrschaft ist Ihnen sehr bekannt?

Ganz recht, mein Herr aber diese befinden sich schon seit zwölf Jahren nicht mehr hier.

Das weiß ich, gute Frau, die gnädige Frau und deren Sohn sind in Paris, ich bin nun zu Ihnen gekommen, um über einige Punkte Aufschluß von Ihnen zu erhalten — Sie allein vermögen diesen zu geben.

Ich will sehen, ob ich es vermag.

Erinnern Sie sich des Geburtstages des Baron Guido?

Der junge Herr ist am 3. April 1829 geboren, also jetzt zwei und dreißig Jahre alt.

Sie standen damals im Dienste der gnädigen Frau?

Ja, mein Herr —

Am dritten Tage nach der Geburt dieses Sohnes erschien ein Herr bei der Baronin, der mit ihr ein langes Gespräch führte, erinnern Sie sich dieses Mannes?

Sehr genau.

Und Sie kennen seinen Namen?

Der ist mir entfallen, aber ich würde den Herrn noch heute erkennen, wenn ich ihn sehen könnte.

Die Augen des kleinen Mannes leuchteten freudig.

Gut, ich will sehen, ob Sie die Wahrheit sagen, nahm er nach längerem Schweigen das Wort, indem er einen Gegenstand hervorholte — betrachten Sie dies, setzte er dann kurz hinzu.

Das ist er — sagte Frau Löscher — dieses kleine Portrait sieht ihm auf ein Haar ähnlich.

Sehen Sie auch recht? fragte der Fremde die alte Frau mit durchdringenden Blicken betrachtend.

Ich täusche mich nicht, dieses Gesicht müßte Jeder wieder erkennen, der es auch nur einmal sah, aber —

Nun, warum staunen Sie?

Weil ich dieses Bild in ihrem Besitz sehe — es lag unter so sicherm Schloß und Riegel, daß es mir räthselhaft erscheint, es bei Ihnen zu entdecken.

Kümmern Sie sich darum nicht, gute Frau, das ist nicht Ihre Sache, ich wollte nur hören, ob es das rechte sei?

O doch, mein Herr, ich bin gewissermaßen für diesen Gegenstand verantwortlich, sagte Frau Löscher mit großer Unruhe.

Inwiefern?

Nun mir — mir —

Ihnen ward ein gewisser Schlüssel anvertraut, ergänzte der Fremde lächelnd.

Woher wissen Sie — das, mein Herr?

Ich weiß es, da aber jener Ihnen vertraute Schlüssel noch in Ihrem Besitze ist, so dürfen Sie wegen dieses Gegenstandes unbesorgt sein — es könnte ja wohl noch ein zweites existiren.

Frau Löscher athmete leichter auf, die Erklärung des fremden Herrn war ihr einleuchtend, nichtsdestoweniger vermochte sie eine gewisse Unruhe zu unterdrücken, welche sich ihrer immer mehr bemächtigt hatte.

Wer sind Sie denn, mein Herr? fragte sie mit gewissermaßen ängstlich musternden Blicken.

Wozu diese Frage?

Man pflegt gewöhnlich den Namen seines Gastes zu erfahren.

Ist in diesem Falle unnöthig, Sie sollen meinen Namen indessen erfahren, falls Sie sich dafür interessiren; vorläufig möchte ich noch einige Fragen an Sie richten.

Mein Herr, ich glaube Sie schon einmal gesehen zu haben, je mehr ich Sie betrachte, desto bekannter erscheint mir Ihr Antlitz.

Sie haben mich niemals gesehen, gute Frau, ich stehe zum ersten Mal vor Ihnen.

Und doch glaube ich meiner Sache gewiß zu sein, ja, mein Herr, Sie sind mir schon einmal im Leben begegnet.

Der Fremde erschien verlegen und wandte um dies zu verbergen sein Antlitz der Thür zu.

Bleiben wir bei der Sache, sagte er nach kurzem Schweigen; Sie haben den Herrn, dessen Portrait ich besitze, zwei Jahre später noch einmal gesehen.

Auch das verhält sich so —

Damals übergab Ihnen die Baronin ein Schreiben, welches Sie nach Baden befördern mußten — Sie wissen an wen.

An Se. Excellenz den Minister.

Und dieser antwortete Ihnen, er werde es besorgen —

Das verhält sich Alles wie Sie sagen, rief Frau Löscher fast erschrocken, aber woher sind Ihnen diese geheimnißvollen Umstände bekannt geworden — und warum fragen Sie nach Dingen, die Sie schon kennen?

Ich weiß nicht Alles und wollte eben noch von Ihnen manche Urkunde hören; vor Allem möchte ich wissen, ob Seine Excellenz der ehemalige Minister die gnädige Frau bald nach Empfang jenes Schreibens besucht hat —

Soviel ich mich erinnere, habe ich ihn gesehen.

Ich danke Ihnen, liebe Frau, sagte der Fremde, nachdem ich dies erfahren, weiß ich auch, welcher Zweck Se. Excellenz zur gnädigen Frau führte, und nun leben Sie wohl, aber bevor ich von Ihnen gehe, möchte ich wissen, ob ich Ihnen in irgend einer Weise nützen kann — ich möchte Ihre Dienste belohnen.

Meine Dienste? o mein Herr, die sind zu unbedeutend.

Nicht so als Sie glauben möchten — hier — nehmen Sie einstweilen damit vorlieb.

Und er überreichte ihr ein Goldstück, welches sie jedoch auf das Entschiedenste zurückwies.

Ich danke in der That, mein Herr, sagte sie, ich brauche, dem Himmel sei Dank, kein Geld, außerdem bereue ich, Ihnen Auskunft ertheilt zu haben, welche vielleicht dem Rufe einer Dame schaden könnte, und ich dachte mir anfangs nicht dabei, erst jetzt beunruhigt mich meine Offenheit, und zwar einem mir ganz fremden Herren gegenüber.

Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, versetzte Jener mit spöttischem Lächeln — dem Rufe der gnädigen Frau werden Sie nicht zu nahe treten, übrigens ist mir diese mehr bekannt, als Sie glauben — kümmern Sie sich darum nicht weiter, gutes Frauchen — die Baronin wird übrigens morgen hier eintreffen, Sie können ihr dann einen Beileidsbesuch machen.

Mit hähnischem Lächeln verschwand der Mann aus dem Zimmer.

Das war ein sonderbarer Mensch, sagte Frau Löscher, aber noch sonderbarer erscheint mir der plötzliche Besuch der gnädigen Frau — das bedeutet ein Unglück.

Zu Grunde gerichtet.

Um die Mittagsstunde des andern Tages hielt eine Equipage vor dem herrschaftlichen Hause, eine tief verschleierte Dame stieg aus und verschwand in der Thür des Schlosses.

Niemand hatte sie gesehen, und doch wollte alle Welt im Dorfe wissen, daß die gnädige Frau eingetroffen sei.

Frau Löscher war die Erste, welche ihren Besuch abstatten wollte, wurde indessen von einem Diener mit dem Bemerken abgewiesen, daß die Baronin gar nicht angekommen sei.

Derselbe Bescheid wurde Vater Hoffmann als auch er sich aus wirklicher Theilnahme nach dem Schlosse begab, um die Baronin zu begrüßen.

Begeben wir uns nun selbst in das Innere des Hauses, um zu erfahren, was an der Sache Wahres sei.

Wir treten in das Gemach, in welchem wir die gnädige Frau beim Beginne unserer Erzählung fanden, als ihr kurz vor Mitternacht der Besuch des kleinen Mannes ward, den wir von jenem Augenblicke an mit dem Namen „Frech" bezeichnet sehen.

In diesem Zimmer sehen wir am 10. März, Nachmittags sechs Uhr — eine Dame, das Gerücht, welches sich im Dorfe verbreitet hat, bestätigte sich, denn in der Anwesenden erkannten wir — die Baronin von Rautenberg.

Betrachten wir diese Frau jetzt im Vergleiche zur Zeit, als wir sie vor zwölf Jahren zum ersten Male sahen, dann natürlich merken wir die gewaltige Veränderung, welche währenddessen mit ihr vorgegangen und welche uns in den letzten sechs Jahren, wo wir sie nicht gesehen, am hervorstechendsten erscheint.

Der bis dahin glatte Teint ihres Antlitzes ist von zahlreichen Furchen unterbrochen, aus ihrem dunkeln Auge aber glüht immer noch jenes unheilvolle Feuer — der Ausdruck ihrer Züge erscheint weniger vergrämt, als trotziger, ihre Gestalt blieb ungebeugt, in ihrem ganzen Wesen spricht sich noch jetzt jener unüberwindliche Stolz, jener beleidigende Hochmuth und die eisig kalte Ruhe wie zuvor aus, nur sind diese Eigenschaften noch hervorspringender geworden.

Die Baronin hat lange noch Schriftstücken und Gegenständen gesucht, welche sie nicht gefunden hat —

Sie scheint hierüber auf das Aeußerste gebracht, denn sie macht drohende Bewegungen und läßt finstere Blicke durch das Zimmer gleiten, als suchte sie selbst an den Mauern das Verschwundene —

Endlich ruft sie nach dem einzigen Diener, welcher sie hierher begleitet hat, und der auch sogleich erscheint.

Ich habe Befehl gegeben, daß Niemand, wer es auch sei, vorgelassen werde.

Dieser Befehl ist auch vollzogen, gnädige Frau.

Es hat natürlich auch Niemand nach mir gefragt?

O ja, gnädige Frau — es waren Leute hier.

Ich hätte allerdings, um das Incognito zu bewahren, zur Nachtzeit eintreffen sollen, Du leugnetest indessen meine Anwesenheit?

Allerdings, denn so lautet Ihr Befehl.

Wie nannten sich die Leute, welche Nachfragen thaten?

Ein Mann hieß Hoffmann, eine Frau — Löscher.

Als die Baronin den letzten Namen hörte, erheiterten sich ihre Züge auffallend — eine Erinnerung freudiger Art schien sie anzuwandeln, rasch schrieb sie einige Zeilen und übergab diese dem Diener.

Siehst Du jenes Häuschen drüben, Anton? fragte sie.

O gewiß, gnädige Frau.

Ich will sehen, ob ich es vermag.

Erinnern Sie sich des Geburtstages des Baron Guido?

Der junge Herr ist am 3. April 1882 geboren, also jetzt zwei und dreißig Jahre alt.

Sie standen damals im Dienste der gnädigen Frau?

Ja, mein Herr —

Am dritten Tage nach der Geburt dieses Sohnes erschien ein Herr bei der Baronin, der mit ihr ein langes Gespräch führte, erinnern Sie sich dieses Mannes?

Sehr genau.

Und Sie kennen seinen Namen?

Der ist mir entfallen, aber ich würde den Herrn noch heute erkennen, wenn ich ihn sehen könnte.

Die Augen des kleinen Mannes leuchteten freudig.

Gut, ich will sehen, ob Sie die Wahrheit sagen, nahm er nach längerem Schweigen das Wort, indem er einen Gegenstand hervorholte — betrachten Sie dies, setzte er dann kurz hinzu.

Das ist er — sagte Frau Löscher — dieses kleine Portrait sieht ihm auf ein Haar ähnlich.

Sehen Sie auch recht? fragte der Fremde die alte Frau mit durchdringendem Blicken betrachtend.

Ich täusche mich nicht, dieses Gesicht müßte Jeder wieder erkennen, der es auch nur einmal sah, aber —

Nun, warum stammen Sie?

Weil ich dieses Bild in ihrem Besitz sehe — es lag unter so sicherem Schloß und Riegel, daß es mir räthselhaft erscheint, es bei Ihnen zu entdecken.

Kümmern Sie sich darum nicht, gute Frau, das ist nicht Ihre Sache, ich wollte nur hören, ob es das rechte sei?

O doch, mein Herr, ich bin gewissermaßen für diesen Gegenstand verantwortlich, sagte Frau Löscher mit großer Unruhe.

Inwiefern?

Nun mir — mir —

Ihnen ward ein gewisser Schlüssel anvertraut, ergänzte der Fremde lächelnd.

Woher wissen Sie — das, mein Herr?

Ich weiß es, da aber jener Ihnen vertraute Schlüssel noch in Ihrem Besitze ist, so dürfen Sie wegen dieses Gegenstandes unbesorgt sein — es könnte ja wohl noch ein zweites existiren.

Frau Löscher athmete leichter auf, die Erklärung des fremden Herrn war ihr einleuchtend, nichtsdestoweniger vermochte sie eine gewisse Unruhe zu unterdrücken, welche sich ihrer immer mehr bemächtigt hatte.

Wer sind Sie denn, mein Herr? fragte sie mit gewissermaßen ängstlich umherirrenden Blicken.

Wozu diese Frage?

Man pflegt gewöhnlich den Namen seines Gastes zu erfahren.

Ist in diesem Falle unnöthig, Sie sollen meinen Namen indessen erfahren, falls Sie sich dafür interessiren; vorläufig möchte ich noch einige Fragen an Sie richten.

Mein Herr, ich glaube Sie schon einmal gesehen zu haben, je mehr ich Sie betrachte, desto bekannter erscheint mir Ihr Antlitz.

Sie haben mich niemals gesehen, gute Frau, ich stehe zum ersten Mal vor Ihnen.

Und doch glaube ich meiner Sache gewiß zu sein, ja, mein Herr, Sie sind mir schon einmal im Leben begegnet.

Der Fremde erschien verlegen und wandte um dies zu verbergen sein Antlitz der Thür zu.

Bleiben wir bei der Sache, sagte er nach kurzem Schweigen; Sie haben den Herrn, dessen Portrait ich besitze, zwei Jahre später noch einmal gesehen.

Auch das verhält sich so —

Damals übergab Ihnen die Baronin ein Schreiben, welches Sie auch Jedem bestätigen mußten — Sie wissen es nun.

An Se. Excellenz den Minister.

Und dieser antwortete Ihnen, er werde es besorgen —

Das verhält sich Alles wie Sie sagen, rief Frau Löscher fast erschrocken, aber woher sind Ihnen diese geheimnißvollen Umstände bekannt geworden — und warum fragen Sie nach Dingen, die Sie schon kennen?

Ich weiß nicht Alles und wollte eben noch von Ihnen manche Umstände hören; vor Allem möchte ich wissen, ob Seine Excellenz der ehemalige Minister die gnädige Frau bald nach Empfang jenes Schreibens besucht hat —

Soviel ich mich erinnere, habe ich ihn gesehen.

Ich danke Ihnen, liebe Frau, sagte der Fremde, nachdem ich dies erfahren, muß ich auch, welchen Dienst Sie Excellenz zur gnädigen Frau führte, und nun leben Sie wohl, aber bevor ich von Ihnen gehe, möchte ich wissen, ob ich Ihnen in irgend einer Weise nützen kann — ich möchte Ihnen Dienste belohnen.

Meine Dienste? mein Herr, die sind zu unbedeutend.

will bezahlen, gnädige Frau, wenn Sie mir einen Werth angeben und mein Geld ausreicht.

Der Werth des Verlorenen ist unschätzbar — kein Mensch auf der Welt vermag ihn zu ersetzen, o dieser nichtswürdige Dieb — hier ist etwas Außerordentliches vorgegangen.

Frau Löscher dachte an den Besuch von gestern und wollte eben davon sprechen, allein die Baronin gab ihr mit verstörter Miene einen Wink, sich zu entfernen, und Frau Löscher wankte halb ohnmächtig zur Thür hinaus.

Die Nacht ist stürmisch, eine entsetzliche Windsbraut kreist um das Dach des Herrenhauses, und unheimlich mischt sich der schrille Ton der Wetterfahne in das Geheul des Sturmes, welches der herabströmende Regen, der an den Scheiben prasselt, mit einer grauenvollen Begleitung versieht.

Bleich und verstört starrt die Baronin in die wilde stürmische Nacht hinaus, ob auch die Bäume gespenstisch rauschen, ob auch der Wind die gewaltigen Regentropfen an die Scheiben schleudert, die aufgescheuchte Eule, vom Scheine des Lichtes herbeigelockt, ihr Gekrächze ertönen läßt — sie hört nichts — dieser Frau scheinen die tobenden Stimmen der Natur gänzlich zu entgehen.

Weit her kam sie, um sich eines für sie so wichtigen Documents und noch eines anderen Gegenstandes zu bemächtigen — alles war — fort — fort.

Wer aber konnte der geheimnißvolle Dieb sein? — ja, einer wohl, aber der weilte stets in der Ferne und hier lag alles unter sicherem Verschlusse, so leicht konnte das Schloß von keiner Diebesbande erbrochen werden.

Ein leises Knistern an den Ofenplatten entgeht ihrem Ohre, ihrem Auge aber nicht die Gestalt, die plötzlich vor ihr steht —

Ein greller Schrei entfährt ihrem Munde.

Gott — er auch hier —

Ruhe, gnädige Frau — der Augenblick ist wichtig.

Fürwahr, nur aus der Erde kann der Teufel emporsteigen, sagte die Baronin, als sie die geöffnete Platte am Tafelwerke des Bodens bemerkt, aber wie kommen Sie hierher?

Ich reiste mit der Eisenbahn, wie Sie, gnädigste Frau, und es darf Sie nicht Wunder nehmen, daß ich Ihren Entschluß, sich hierher zu begeben, erfuhr, da Sie wissen, daß ich jeden ihrer Schritte bewachte — ich machte mir das Vergnügen, Ihnen vorauszueilen und so begrüße ich Sie denn in demselben Zimmer, in welchem ich vor zwölf Jahren die Ehre hatte, zum — erstenmale vor Ihnen zu stehen.

Was führt Sie aber her?

Nur die Nothwendigkeit, stets in Ihrer Nähe zu sein.

Ihr Besuch muß doch einen Zweck haben?

Ich bin gekommen, Ihnen endlich die Fortsetzung, ja sogar den Schluß jener Geschichte mitzutheilen, denn wir stehen vor demselben.

O Himmel —

Sie müssen darauf vorbereitet sein.

Aber auch in diesem Augenblicke ist's mir unmöglich, wüßten Sie — doch ja, Sie wissen, — Sie sind wohl selbst derjenige, denn Sie haben Helfershelfer —

Mit diesen Worten, die fürchterliche Blicke begleiteten, schaute die Baronin auf den Gast, den auch wir wohl bereits kennen.

Ich verstehe Sie, Frau Baronin, meinte dieser.

Ich bin bestohlen —

Nun, was hat das mit mir zu thun?

Ich halte Sie für den Dieb — ja, so ist's kein anderer als Sie hat jenes Schubfach erbrechen lassen, um es seines Inhaltes zu berauben.

Wohl möglich lächelte der kleine Mann, daß dieser Inhalt von Interesse für mich war — Sie wissen, ich scheue kein Mittel, darf keines scheuen, um zum Ziele zu gelangen.

So sind Sie der Dieb?

Ich habe Mittel gefunden, um mir Gegenstände anzueignen, deren ich bedurfte, um — nun Sie wissen —

O welcher Böswicht, welcher Dämon! ich muß gestehen es gebricht mir an Worten, Sie zu bezeichnen.

Wie sollte man wohl jene schöne Adele nennen, nachdem man ihre Memoiren kennen gelernt hat? rief der kleine Mann lächelnd, ich meine die in meiner Erzählung, aber streiten wir nicht mit einander, ich will beginnen.

Jetzt unmöglich.

Die Zeit drängt — schon hat der fünfte Akt begonnen.

Morgen, übermorgen, ich bleibe vorläufig hier —

In diesem Schlosse? fragte der kleine Mann aufmerksam.

Was befremdet Sie dabei?

Nun — ein gewisser Umstand — sollte dieser Ihnen unbekannt geblieben sein, doch

wohl, ich erinnere mich, noch wissen Sie nichts —

Jetzt aber machen Sie mich neugierig.

Sie sollten baldverfahren, was Ihnen noch unbekannt geblieben, ich werde es Ihnen in besserer Weise mittheilen, was Ihnen entwendet ist, will ich Ihnen zurückgeben, sobald es seinen Werth für mich verloren hat.

O Teufel, zu welchem Zwecke könnten Sie —

Ich gebrauche jene Gegenstände, um einen gewissen Herrn damit vertraut zu machen.

Meinen Sohn? rief die Baronin erregter als zuvor.

Dem Schicksal muß freier Lauf gelassen werden — was nun Ihren Aufenthalt in diesen Mauern betrifft —

O schweifen Sie nicht ab, wir sind bei einem zu wichtigen Thema — in welchen Händen befindet sich das Bild?

Noch in den meinen —

Geben Sie mir die Beweise.

Hier ist es.

Mein soll es sein, rief die Baronin, indem sie sich einer Furie gleich auf das winzige Portrait stürzte, welches der kleine Mann in der Hand hatte.

Es ist jetzt mein Eigenthum und soll Ihnen werden, sobald ich den nothwendigen Gebrauch davon gemacht habe.

Und jenes Schriftstück — Sie besitzen es gleichfalls?

Natürlich, sollte ich nicht geahnt haben, daß sie früher oder später sich einmal hierher begeben würden, um sich jener Gegenstände zu bemächtigen? Sie werden es also natürlich finden, daß ich Ihnen zuvorkam.

So haben Sie wohl erst gestern den Raub begangen?

Sie täuschen sich, es sind zwölf Jahre her, schon im Juli des Jahres 1848 ließ ich mir diese Gegenstände nach Paris schaffen, meine Anwesenheit jetzt hat damit nichts mehr gemein, sie gilt nur Ihnen ich bin gekommen, nur von Ihnen Abschied zu nehmen, denn Sie werden mich nicht mehr wiedersehen.

O wie erfüllt mich diese Himmelskunde mit Entzücken, Sie nicht mehr wiedersehen, heißt neugeboren zu sein.

O grausamer Irrthum.

Nein, nein, mein Herr, kein Irrthum, es ist so, ich bin glücklich in der Ueberzeugung, Sie nicht mehr wiederzusehen, allein noch zweifle ich an der Wahrheit, denn Sie folgen mir gleich einem düstern Schatten, Sie sind unzertrennbar von meinen Wegen —

Das hat ein Ende, Madame!

O welchem glücklichen Umstande hätte ich diese günstige Wendung meines Schicksals zu danken?

Ihrem Verhängniß, Madame, versetzte der kleine Mann mit fürchterlicher Bestimmtheit.

O ich will jedes Verhängniß gern ertragen um den Preis, von Ihren ferneren Besuchen befreit zu sein.

Sie vergessen, Madame, daß mit dem Augenblicke, der Sie von mir erlöst, ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie vernichtet sind und somit Genugthuung erlangt habe — doch jetzt zur Vollendung der Geschichte —

Sind Sie von Sinnen, Sie wollen diesen Augenblick zur Vollendung Ihrer Teufelsgeschichte benutzen!

Er ist für mich der geeignetste.

Aber nicht für mich.

Glaube es sehr gern, bedaure indessen, mich nicht danach richten zu können — hören Sie nur ruhig zu —

O Gott, welche Qual, aber es ist die letzte, ich bin ja von ferneren Erzählungen verschont.

Vollkommen, lächelte der kleine Mann, wo also blieben wir stehen?

Ich weiß es nicht.

Ich erinnere mich, wir hielten bei dem Sohne Adelens, der ganz wie seine Mutter, sorglos und mit Verachtung für alles Edle und Erhabene heranwuchs, um der Welt ein Beispiel von der Entartung eines hochfahrenden, rohen Landjunkers zu geben — hören Sie nur ruhig zu, die Geschichte ist nur noch sehr kurz.

„Hugo, so hieß der Sohn, wurde ein Wüstling, wie nur selten einer, er vergeudete den Tag, und opferte die Nacht, dem Spiele, der Venus und dem Bachus.

Als sich seine Mutter, wie ich schon erwähnte, nach Paris begab, folgte er ihr, und was ihm in Deutschland etwa noch fremd geblieben, lernte er in der französischen Residenz kennen.

Er entehrte Frauen, bethörte Jungfrauen, machte Schulden, ermordete seine Nebenbuhler und hatte, trotz der Vielen und verschiedenartigsten Amours doch nie die Lust gezeigt, in Hymens heiliges Land zu wallen.

Einst schien es, als ob sein vereistes Herz in Flammen gegen ein allerdings reizendes Wesen erglühte.

Eines Tages hatte er diesem Mädchen seine heiße Liebe gestanden, und wissen Sie wohl welche schöne Neuigkeit ihm bei dieser Gelegenheit wurde?"

Ich weiß es nicht, mag auch nichts hören. Aber warum beben Sie so gewaltig.

Mir ist nicht recht wohl, ein wenig Frösteln.

O Sie denken ohne Zweifel in diesem Augenblick an die Reise Adelens nach dem Elsaß —

Was kümmert mich dies? rief die Baronin schaudernd.

Ich habe Ihnen freilich nicht mitgetheilt, was Adele dort begonnen, weil ich voraussetzen mußte, daß Sie es errathen hätten und dies ist auch der Fall; Sie wissen sehr genau, welcher Umstand Adele nach der Schweiz geführt und was sie später im Elsaß gethan und deshalb überhoben Sie mich der näheren Auseinandersetzung, nicht wahr?

O peinigen Sie mich nicht, ich weiß nichts.

Sie wissen — ich will daher nur hinzufügen, daß es sich in dem Augenblick, als Hugo jenem schönen Mädchen das Geständniß seiner Liebe machte, herausstellte, daß er vom Fluche ereilt war, welcher der finstern That folgte die seine Mutter im Elsaß beging — doch weiter:

„Hugo hatte endlich sein, ihm vom Vater zugefallenes Erbe gänzlich vergeudet, theils im Spiele, theils im Weine und in der Liebe.

Die Mutter mochte oder konnte ihm nichts mehr geben, und so tastete er endlich das Letzte an, was ihm geblieben."

Was glauben Sie nun wohl, gnädige Frau, was geschah?

Ich weiß es nicht, gab die Baronin mit dumpfer Stimme zur Antwort, schien aber von der starren Unempfindlichkeit befreit, in welcher sie sich zuvor befand, ja eine unerkennbare Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt.

So denken Sie nur nach.

Ich habe mich um Hugo niemals gekümmert, versetzte die Baronin kurz.

Sehr richtig, bemerkte der kleine Mann lächelnd; Sie hätten meiner Erzählung mehr Aufmerksamkeit schenken müssen.

Kommen Sie zum Ziel.

Sie scheinen doch ein wenig ungeduldig, gnädige Frau — sagte der kleine Mann, der sie mit durchdringenden Blicken fixirte.

Zur Sache — zur Sache! rief die Baronin mit überreizter Stimme.

„Hugo hatte in Deutschland noch ein vortrefflich situirtes Gut, nebst einem prächtigen Schlosse, nachdem er Geld darauf aufgenommen und die Schulden sich immer mehrten, faßte er nun endlich den Entschluß, dieses Gut zu verkaufen.

Die Baronin zeigte jetzt eine fast ängstliche Aufmerksamkeit, wagte indessen keine Frage zu richten.

Nun, gnädige Frau, was vermuthen Sie? fragte der kleine Mann, ich sehe eben, daß Sie sich in großer Spannung befinden.

Je nun, mich interessirt dieser Punkt, versetzte sie mit gepreßter Stimme.

Also endlich — nun ich will Ihre Spannung heben — Hugo hat sein väterliches Erbe verkauft —

Verkauft sagen Sie

Ja, aber was geht Sie das an, gnädige Frau, sagte der kleine Mann, mit einem Staunen, in welchem eben so viel Bosheit als Triumph lag; Hugo ist Ihnen ganz fremd, interessirt Sie gar nicht, oder stehen Sie vielleicht in irgend einer Beziehung zu ihm, befinden Sie sich vielleicht in gleicher Lage?

Die Baronin stand regungslos.

Mein Gott — ich bin seltsam alterirt, sagte die Baronin mit gepreßter Stimme.

Ich erkläre mir Ihre erregte Stimmung nur aus dem Umstande, daß Sie in ähnlicher Lage sind, als in derjenigen, in welcher sich Hugo's Mutter befindet —

Wie denn? fragte die Baronin mit bebender Stimme.

Nun Ihr Sohn Guido hat —

Dieses Gut —

Und dieses Grundstück dazu verkauft, fiel der kleine Mann der Baronin ins Wort, und schon nach vier Wochen wird der neue Besitzer, Herr von Gersfeld sein Eigenthumsrecht antreten.

Die Baronin stieß einen schrecklichen Schrei aus und blieb dann einige Minuten sprachlos.

Wann ist das Unerhörte geschehen?

Schon seit zwei Monaten —

Und ich wußte nichts davon?

Wie sollte dies der Fall sein können, da Sie mit dem Herrn Sohn in gar keine Berührung kommen?

Ich habe ihn allerdings seit vier Jahren nicht mehr gesehen.

Er besuchte Sie als er aus dem Krimkriege heimkehrte, dann fand eine Erörterung zwischen Ihnen statt, in Folge welcher Ihr Herr Sohn fortblieb, nun haben Sie doch mindestens die Genugthuung, daß man ihm als Major den Abschied gab — dieser Abschied erfolgte auf ausdrückliches Verlangen des Offizierkorps, welches sich weigerte mit ihm ferner zu dienen, weil man bemerkt hatte, daß der Herr Baron im Felde die Leichen einiger russischer ja sogar auch fran-

zösischer Officiere geplündert hat, natürlich wollte man einen Leichenräuber nicht unter den Fahnen haben —

Sie lügen, rief die Baronin, mein Sohn ist unerhört leichtsinnig, aber nicht verbrecherisch.

Und doch gab man ihm aus dem genannten Grunde den Abschied, und die geringste Pension von zweitausend fünfhundert Franks ist nicht ausreichend, ein luxuriöses Leben, wie es der Baron zu führen gewohnt ist, möglich zu machen — so sah er sich dem gezwungen, seine letzte Habe preis zu geben.

Barmherziger Himmel, welch ein Ende!

Vorläufig nur das des vierten Aktes, Madame, die Katastrophe bringt erst der fünfte —

Ach und dieser wird schrecklich sein —

Wohl ohne Zweifel, aber es mußte so kommen — Fluch folgt der bösen That, Fluch kann nur Fluch gebären, die Rache des Schicksals bleibt nicht aus, Madame —

Die Baronin stand wie versteinert.

Gott und dieses Haus —

Ist verkauft, Madame, Sie haben nicht mehr das Recht, hier zu weilen und werden gut thun, sich sobald als möglich von hier zu entfernen.

ist noch viel zu gering, was bis jetzt geschehen, habe ich nur herbeigeführt, noch hat der Himmel nichts gethan, schon hat sich seine Hand auch rächend über Sie ausgebreitet, aber Sie noch nicht erreicht, um Sie zu zermalmen, zittern Sie vor diesem Augenblick, er ist nicht fern — doch welche Bitte haben Sie an mich, ich will sehen, in wie weit ich diese zu gewähren vermag.

O Gott — warum hat er mir das gethan!

Nicht er — das Schicksal that es — o Madame, Sie haben kaum eine Ahnung von der Genugthuung, mit welcher mich diese Stunde erfüllt, die ich kommen sah, ja auf unheilvollen Schwingen sah ich die Nemesis immer näher heranschweben, immer drohender zogen sich die Wetterwolken am Himmel Ihres Schicksals über Ihrem Haupte zusammen — sie haben sich endlich entladen und ich — bin gerächt — Adieu Madame!

Er wollte sich entfernen, allein die Baronin vertrat ihm den Weg.

Bleiben Sie, sagte sie mit dumpfer Stimme, ich will noch —

Zum ersten Mal wird mir die Ehre, daß Sie mich zum Bleiben einladen, was könnten Sie von mir noch wünschen, wer ich bin, wissen Sie, meinen Namen aber werde ich zur Zeit der Katastrophe Ihrem Sohne nennen und ihm zugleich sagen, in welchen Beziehungen ich — nun das Alles ist augenblicklich Nebensache — was wünschen Sie also —

Ich habe eine Bitte.

Die stolze Frau läßt sich herab, zu bitten, wo sie verachtet und verabscheut?

Mißbrauchen Sie mein Unglück nicht.

O Madame, die Strafe die Sie ereilt,

Sie werden meinem Sohne Entdeckungen machen wollen.

Könnten Sie das auch nur einen Augenblick bezweifeln?

Und Sie wollen wirklich —

Ihm Alles, Alles sagen in — Ihrem Beisein.

Und wenn Ihnen dieser Triumph durch meinen Tod entzogen würde?

Sie werden leben.

Sie kennen kein Mitleid?

Eben so wenig, wie Sie dies je gekannt, noch in diesem Augenblick ist ihr Herz versteint, Sie wissen, daß Sie ruinirt, bald der gräßlichsten Schmach preisgegeben sind, Sie wissen, daß Ihr Sohn nicht mehr fern vom Bettelstabe ist und noch, noch habe ich keine Thräne in Ihrem Auge bemerkt.

Dieser Triumph soll Ihnen auch niemals werden, o ich bereue mich zu einer Bitte herabgelassen zu haben, mein Herr thun Sie, was Ihnen beliebt.

Gestatten Sie Alles, Madame? fragte der kleine Mann mit fürchterlichen Blicken.

Alles —

Bedenken Sie, was ich vermag.

Ich habe Ihnen freien Spielraum gewährt.

Gut denn, so werde ich von diesem Recht in des Wortes strengster Bedeutung Gebrauch machen und Madame, wir sehen uns noch einmal wieder —

Die Baronin blieb wie versteinert — allmälig erst gewann sie wieder Fassung.

So stehe ich denn am Ziele meiner Tage, begann sie nach längerem Schweigen — Alles dahin, verloren, zu Grunde gerichtet — der Sohn dem Bettelstabe nahe — im eigenen Hause eine Fremde. — Nicht überleben kann ich solche Schmach — ich muß ein Ziel dem Dasein setzen — doch, fuhr sie, wie sich besinnend fort, soll er triumphiren? — nein — er darf es nimmer!

Ein neuer Gedanke schien sie erfüllt zu haben, und wie die dem Erlöschen nahe Flamme noch einmal umherflackert, so hatte auch sie sich noch einmal ermannt, um nach jenem Strohhalm des Ertrinkenden zu fassen, in der wilden ankerlosen Fluth mit angeschwollem Herzen nach Rettung zu suchen.

Frankreich und Mexico.

Wir haben in unserm historischen Bericht über die Glanzperiode des zweiten französischen Kaiserreichs bereits erzählt, wie Louis Napoleon in alle europäischen Streitfragen sich einzumischen Gelegenheit fand, und welche Erfolge er erzielte; wir müssen nun noch erwähnen, wie er seine Aufmerksamkeit auch auf die Ereignisse, die sich jenseits des Oceans in so grotesker Weise abspielen, richtete.

Was Frankreichs Verhalten zu dem großen Bürgerkrieg in Amerika betrifft, so erklärte es am 10. Juni 1861 neutral zu bleiben und blieb auch seinem Versprechen treu, bis die Einnahme von Richmond dem Kriege ein Ende machte.

Louis Napoleon aber hatte nie eine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wenn es galt, irgend eine Sache zu seinem Vortheil auszubeuten, und so dachte er, während sich der Norden und der Süden bekriegte, auch einmal in Amerika sein Glück zu versuchen, und hoffte wohl auch dort festen Fuß zu fassen.

Schon seit undenklicher Zeit herrschte in der Republik Mexico eine Anarchie, wie sie wohl kaum auf einem der Welttheile bisher zu finden gewesen und worüber wir zur Zeit Näheres erfahren werden.

In Folge eines Beschlusses in den Cortes (Kammern) wurden vom Präsidenten Juarez im Juli des Jahres 1861 wiederholt alle vertragsmäßigen Zahlungen an Ausländer durch ein Ausnahmegesetz suspendirt und dadurch namentlich auch die wohlerworbenen Rechte und die Interessen französischer Unterthanen auf das Gröblichste verletzt.

Natürlich gab dieser Umstand Louis Napoleon sofort einen prächtigen Vorwand, sein Gelüste auszuführen, und zugleich erlangte er die Mitwirkung Spaniens und Englands, welche sich durch jenes Ausnahmegesetz gleichfalls geschädigt sahen.

In Folge eines am 31. October 1861 zu London vollzogenen Vertrages vereinigten sich die drei Mächte, um die Küsten von Mexico so lange militairisch zu besetzen, bis dies seinen Verpflichtungen wieder nachkommen werde, verzichteten jedoch auf jede Gebieterserwerbung und jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes.

Man hat es auch nicht unterlassen, die Vereinigt. Staaten zum Beitritt einzuladen, was diese jedoch sogar mit energischem Unwillen verweigerten, denn es erschien diesen, wie auch wohl aller Welt, außer Zweifel, daß sowohl Frankreich als auch Spanien in Betracht Mexico's eigennützige Hintergedanken hegten, und schon fing man an, einen österreichischen Erzherzog und einen französischen Prinzen als Candidaten für den Thron Mexiko's zu bezeichnen, welches wieder einmal zum Kaiserthum avanciren sollte.

Am 17. December 1861 ließ sich zuerst ein spanisches Geschwader unter dem Oberbefehl des bekannten General Prim vor Veracruz blicken, occupirte diese Stadt und ihre Höhenforts, ohne auch nur einen Schuß zu thun.

Anfangs Januar 1862 erschienen auch die französischen und englischen Contingente auf mexicanischem Boden und mit ihnen der französische Bevollmächtigte Vice-Admiral Jurien de la Gravière, während England durch Sir Charles Wyke vertreten wurde.

Schon am zehnten Januar erließen die Verbündeten eine Proclamation an das Land, in welcher sie mit vielem Wortgepränge Genugthuung für alles erlittene Unrecht verlangten, zugleich ihre gänzliche Uneigennützigkeit versicherten und vor Allem Vertrauen forderten, welches ihnen jedoch nicht wurde.

Obgleich der spanische und englische Bevollmächtigte die Hintergedanken Louis Napoleons sehr bald merkten und es deshalb zu zwistigkeiten kam, so verständigten sie sich doch bald untereinander und entwarfen eine Note, welche die Reclamationen der drei Mächte auseinandersetzend, als ein Ultimatum betrachtet, dem Präsidenten Juarez übermittelt wurde.

Juarez lud hierauf die Bevollmächtigten nach Orizaba ein, um über die streitigen Punkte zu verhandeln — nur eine Ehrenwache von zweitausend Mann durfte sie begleiten, alle übrigen Truppen aber sollten nach Europa zurückkehren.

Natürlich war dieser Schachzug des Präsidenten nicht nach dem Sinne der Verbündeten, und sie bestanden darauf, schon aus Gesundheitsrücksichten nach dem Plateau von Jalapa und Orizaba vorzugehen.

Die mexicanische Regierung protestirte gegen diese Maßnahme. Nichtsdestoweniger fand am 19. Februar in Soledad eine Zusammenkunft zwischen dem General Prim und dem mexicanischen Minister Doblado statt, in welcher eine Convention geschlossen wurde, welcher die Betheiligten ihre Zustimmung gaben.

Diese Convention, welche man die „Präliminarien von Soledad" nannte, enthielt sechs Artikel, welche über die ferneren in Orizaba einzuleitenden Verhandlungen, so-

wie über die Besetzung der Städte Cordova, Orizaba und Tehuacan durch die Verbündeten sprachen.

Auch kam man überein, daß, falls die Unterhandlungen in Orizaba unterbrochen werden sollten, die Truppen der Verbündeten ihre früheren Stellungen wieder einnehmen mußten, während die Spitäler der Verbündeten dem Schutze der mexicanischen Nation überantwortet sein sollten.

Am 16. Februar brach der französische Admiral Jurien de la Gravière mit seinen Truppen auf, um Tehuacan zu besetzen, während die Spanier in Orizaba und die Engländer in Cordova ihre Quartiere aufschlugen.

In den ersten Tagen des März 1862 langten zugleich aus Frankreich Verstärkungen unter dem Befehl des Generals de Lorencez an, welche die französische Macht in Mexico auf 7000 Mann brachte.

General Lorencez kam übrigens in Begleitung des verbannten ehemaligen mexicanischen Generals Almonte an, welcher die Mission hatte, für die Candidatur des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zu agitiren, den Napoleon III., wie es schien, gern als Kaiser von Mexico erwählt sehen wollte.

Präsident Juarez, welcher Almonte als Landesverräther betrachtete, begehrte dessen Auslieferung, welche Forderung auch von den spanischen und englischen Bevollmächtigten gebilligt, von den Franzosen aber in ganz entschiedener Weise verweigert wurde.

Diese erklärten bei dieser Gelegenheit zugleich, daß es ihnen überhaupt unbequem erscheine, mit Juarez zu unterhandeln und würden sie sich darauf ferner nicht mehr einlassen.

In einer am 9. April zu Orizaba stattgehabten Berathung kam es zwischen den alliirten Befehlshabern zu mißlichen Erörterungen und in Folge dessen zu Zwistigkeiten, welche eine völlige Entzweiung herbeiführten und den Rückmarsch der Engländer und Spanier nach den Küsten veranlaßte, worauf dann bald auch deren Einschiffung nach Europa erfolgte.

Währenddessen war General Lorencez nach der Hauptstadt Mexico vorgerungen, stieß aber am 5. Mai auf dem Wege dahin bei der befestigten Stadt Puebla auf eine bedeutend überlegene Macht von Mexicanern und wurde nach einem zweimal vergeblich versuchten Sturm auf Guadaloupe gezwungen, den Rückzug auf Orizaba anzutreten, wo er eine stark verschanzte Position einnahm und so die Verbindung mit Veracruz sicher stellte.

Als die Nachricht von diesen Vorgängen in Frankreich eintraf, herrschte daselbst eine ungemeine Aufregung.

Die öffentliche Meinung Frankreichs war von vornherein der Expedition nach Mexico nicht sehr günstig gestimmt, jetzt aber galt es die beleidigte Waffenehre wieder herzustellen, die Scharte mußte ausgewetzt werden, und es herrschte nur eine Stimme: Krieg mit Mexico.

Man bewilligte die nothwendigen Fonds, und nun brach ein Heer von 27,000 Mann und 5000 Pferden nach Mexico auf — General Forey ward zum Oberbefehlshaber ernannt.

In einem Schreiben vom 3. Juli machte übrigens Napoleon den genannten Commandeur mit dem eigentlichen Expeditionsprogramm bekannt und trat dann ganz offen hervor, „daß Frankreich durchaus kein Interesse daran haben könnte, daß die Vereinigten Staaten sowohl ihr gebiet nach Süden hin erweiterten, als auch ihren Einfluß daselbst vergrößerten, es sei vielmehr die Aufgabe, die Unabhängigkeit Mexicos zu bewahren, der lateinischen Race in Amerika wieder aufzuhelfen und den wohlthätigen Einfluß Frankreichs daselbst fest zu begründen.

Am 25. September 1862 landete General Forey in Veracruz und erließ sogleich eine Proclamation an die Mexicaner, welche etwa Folgendes enthielt:

Frankreich beabsichtige keinen Krieg gegen das Volk von Mexico zu führen, es wollte nur die Beseitigung einer Regierung erstreben, welche alles Völkerrecht mit Füßen trete, wie die Befreiung des Volkes von der Herrschaft gewissenloser Menschen. Er verlange nicht nach Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes; überall, wo Frankreichs Fahnen wehen, vertrete es die Sache der Freiheit und der Civilisation — und noch viele andere, sehr abgebrauchte Redensarten sollten den Mexicanern die französische Beglückung klar machen.

Jedenfalls war es eine kluge Handlungsweise von Forey, daß er den Parteigänger Almonte beseitigte und denselben empfahl, sein Cabinet aufzulösen und sich dem Kaiser der Franzosen zu unterwerfen.

Außerdem verkündete eine Bekanntmachung, daß Kaiser Napoleon die militairische und diplomatische Vollmacht dem Oberbefehlshaber übertragen zu sehen wünschte und

diesen deshalb zum bevollmächtigten Minister in Mexico ernannt habe.

Der mexicanische General Zaragoza war schon vor der Ankunft des französischen Oberbefehlshabers in einem Alter von 32 Jahren dem Typhus erlegen, ein Umstand, welcher den Mexicanern nicht erwünscht sein konnte.

Um die Mitte des October rückte Forey mit 25,000 Mann weiter vorwärts und hatte nur die Hauptstadt Mexico als Ziel im Auge.

Die marschirenden Truppen waren indessen auf dem Wege dahin den ununterbrochenen Belästigungen des kleinen Krieges ausgesetzt.

Wollte man Mexico haben, so mußte natürlich Puebla zuvor genommen sein, jener Ort, an welchem den Franzosen ein Jahr früher eine eben so gewaltige Niederlage beigebracht worden war.

Man schritt somit zur Belagerung des befestigten Ortes.

Der mexicanische Heerführer Ortega ließ sich ohne Widerstand in Puebla einschließen.

Endlich nachdem die Stadt eine Belagerung von fünf und fünfzig Tagen erduldet hatte, ergab sich die Besatzung den Franzosen, welche bei dieser Gelegenheit nahe an zweitausend Mann eingebüßt hatten.

Die Besatzung zählte etwa 12,000 Mann die meisten von ihnen waren ohne Waffen und Uniform, unter ihnen befanden sich nicht weniger als 26 Generale, 225 höhere, 800 niedere Officiere.

Der Sieger, General Forey, schlug somit am 14. Mai 1863 sein Hauptquartier in Puebla auf.

Von diesem Augenblicke an war den Franzosen jedes Hinderniß auf dem Wege nach der Hauptstadt Mexico weggeräumt, und schon am 10. Juni hielt Forey an der Spitze seines Stabes seinen Einzug.

Französischen Berichten zufolge hätte beim Einzuge ihrer Landsleute in die Hauptstadt ein ungemeiner Jubel geherrscht — doch muß man gegen diese Nachricht Zweifel erheben, sobald man das Urtheil des Commodore Dunlop, hört, welches dieser nach seinem Aufenthalt in Mexico abgegeben hat.

Es lautet:

„Ich fühle mich zu der Annahme berechtigt, daß von allen Parteien bloß die Pfaffenpartei der Monarchie hold ist, und zwar lediglich deshalb, weil diese ihr als das einzige Mittel erscheint, wieder Einfluß im Lande zu gewinnen. Die klerikale Partei umfaßt Alles, was im Lande bigott und fanatisch ist; sie ist reactionair in der Politik, stemmt sich gegen den Geist der Zeit und ist bei der Mehrheit des Volkes verhaßt, da diese sich einer freisinnigen Partei zuwendet."

Juarez hatte sich mit seinen Anhängern in das von ihm zur Hauptstadt gemachte San Luis de Potosi zurückgezogen und dem Gotte seiner Väter (er ist indianischer Abkunft) geschworen, daß er stets der unversöhnlichste Feind aller fremden Eindringlinge sein und bleiben werde.

Ortega und viele andere Generale, welche der französischen Gefangenschaft entgangen waren, hatten sich ihm gleichfalls angeschlossen.

Nachdem Forey von der Hauptstadt aus eine Proclamation erlassen hatte, welche dem Lande die schönsten Verheißungen machte, begann er zunächst an die Einsetzung einer provisorischen Regierung zu denken.

Zu diesem Zwecke berief er am 18. Juni eine Notabelversammlung von 25 Mitgliedern, welche drei Landesbürger mit der Regierungsgewalt bekleiden sollte.

Diese Versammlung mußte dann für einen Zuschuß von 215 Mitgliedern sorgen, die den Charakter eines Verfassung gebenden Reichstages hatten, welchem die Aufgabe ward, die anzunehmende Regierungsform zu bestimmen.

Am 7. Juli ward diese Versammlung eröffnet, und schon am 10. erklärte sie sich mit einer Majorität von 203 Stimmen für die monarchische Form, und der künftige Regent sollte den Titel eines Kaisers führen.

Der Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich war so glücklich, genannt zu werden, welchem der neue Thron zufallen sollte.

Wenn indessen der Erzherzog auf die Annahme verzichtete, „so sollte der Kaiser Napoleon ersucht werden, einen andern Candidaten für den Thron in Vorschlag zu bringen."

Es ließ sich indessen wohl kaum vermuthen, daß der letzte Fall eintreten könnte, schon am 10. December 1862 hatte General Prim, Befehlshaber der spanischen Expedition nach Mexico, im Senate zu Madrid vertrauliche Briefe verlesen, welche der Commandeur der ersten französischen Expedition Jurien de la Gravière an ihn geschrieben und aus welchem es klar ersichtlich war, daß er sowohl vom Kaiser Napoleon, als auch vom Erzherzog Maximilian ermächtigt worden sei, dem Letzteren zur Er-

langung des mexicanischen Thrones behülflich zu sein, und die französischen Truppen sollten für die Sicherheit der Krone einstehen.

„Es war Alles schon längst eine ausgemachte Sache!“

Schon von Anbeginn der mexicanischen Verwickelungen hatte der Gedanke, Mexico als Monarchie zu sehen, den Kaiser Napoleon beherrscht, und schon damals hatte er den österreichischen Erzherzog als Candidaten dieses neuen Thrones im Auge.

Freilich durfte Louis Napoleon den Mexicanern nicht das Selbstbestimmungsrecht nehmen, auf Grund dessen er ja, wenigstens der Form nach, seine eigene Wahl erlangt hatte.

Bei einem Volke wie das mexicanische, durch Zwietracht und Anarchie zerrissen und verkommen, lassen sich freilich tausend Mittel und Wege angeben, um unter dem Scheine einer rechtmäßigen Form die Wünsche eines Machthabers zu realisiren und die Widerstrebenden auch gegen ihren Willen zu beglücken.

Am 12. Juli 1863 hatte die Versammlung der Notabeln ihre Arbeiten vollendet.

General Almonte, ein alter, streng reactionairer Officier, und außer diesem General Salas und der Erzbischof von Mexico, Labastida, machten die provisorische Regierung des Reiches, während General Miramon, welcher die obwaltenden Zustände als von Rechts wegen bestehende anerkannt hatte, mit dem Oberbefehl über die mexicanischen Streitmächte betraut wurde.

Bald darauf erhielt General Forey zum Dank für seine Verdienste den Marschallsstab, welcher durch den Tod des alten Castelnau erledigt war, und kehrte nach Frankreich zurück.

Sein Nachfolger im Obercommando war Bazaine, ein bei den Soldaten sehr beliebter General.

Wie die Truppen Veranlassung hatten, diese Wahl gut zu heißen, so war mit derselben auch die gänzliche Lossagung von der kirchlichen Partei und die Achtung einer freisinnigen Politik in Mexico eingetreten.

Die Käufer von ehemaligen Kirchengütern erhielten von Bazaine die beruhigendsten Versicherungen, und man gab sogar den evangelischen Soldaten die Erlaubniß, öffentlich in der Hauptstadt ihren Gottesdienst abzuhalten.

Der Erzbischof fand in dieser Erlaubniß einen so gewaltigen Frevel, daß er es für nothwendig hielt, aus der provisorischen Regierung zu scheiden.

Am 16. August schiffte sich eine Gesandtschaft aus neun Personen in Veracruz ein, mit dem Auftrage, dem Erzherzog Maximilian die Kaiserkrone von Mexico anzubieten.

Wir werden diese Gesellschaft in dem reizenden Miramare wiedersehen, beschäftigen wir uns noch einige Augenblicke mit den Franzosen in Mexico.

General Bazaine unternahm im December eine Expedition in das Innere des Landes, und ohne besonderen Verlust gelang es ihm, einen großen Theil mexicanischen Gebietes nördlich und westlich zu durchstreifen, die Mexicaner überall zu verjagen und die wichtigsten Punkte zu besetzen.

Am 27. Februar 1864 erschien der Abenteurer Santa Anna in Veracruz und bot der Regierung seine Dienste an.

Als er indessen im Gegensatz zu seinem Versprechen, als Privatmann aufzutreten, eine von bombastischen Reden strotzende Proclamation erlassen hatte, schickte man ihn wieder nach Havanna zurück, von welchem Orte er hergekommen war.

Als sich die Franzosen dem von Juarez zur Hauptstadt erhobenen San Luis de Potosi nahten, hatte sich der Präsident in nordöstlicher Richtung nach Monterey im Staate Nuevo Leon zurückgezogen.

Die Kaiserdeputation hatte sich währenddessen über Paris nach Wien, von dort nach Triest und endlich nach Schloß Miramare begeben, welches an dem reizenden Meerbusen von Triest sich stattlich erhebt.

Der Erzherzog Maximilian hat dieses Schloß nach seiner eigenen Angabe erbauen lassen und hier am dritten October zum ersten Mal die mexicanische Gesandtschaft der neun Männer empfangen.

Als der Sprecher derselben Gutierrez de Estrada den Erzherzog mit den Wünschen der mexicanischen Notabelnversammlung bekannt gemacht hatte, antwortete dieser, er könne zuvörderst die ehrenvolle, aber auch schwierige Aufgabe, die ihm gestellt worden nur unter der Bedingung auf sich nehmen, daß die Begründung der Monarchie in Mexico der bestimmte Wunsch der Bevölkerung dieses ganzen Landes sei, welcher in einer freien Abstimmung des Volkes seinen rechten Ausdruck zu finden habe; er hob ferner hervor, daß es ihm Pflicht sei, Bürgschaften zu verlangen, welche unumgänglich nothwendig seien, um Mexico gegen Gefahren zu sichern, die seiner Ruhe und Unab-

hängigkeit drohen. Nur wenn diese Bedingungen erfüllt würden, sei er bereit, mit Zustimmung seines Bruders, des Kaisers von Oesterreich, die Krone von Mexico anzunehmen, in der festen Absicht, den Pfad des Fortschrittes durch eine Verfassung zu eröffnen und nach der vollständigen Beruhigung des Landes das Staatsgrundgesetz mit einem Eide zu besiegeln.

Währenddessen hatten die Franzosen in Mexico Alles, was sie vermochten, gethan, um die Volksstimme zu Gunsten der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen, und so waren denn wenigstens die hierauf bezüglichen Bedenken des Erzherzogs Maximilian dem Anscheine nach beseitigt, so daß derselbe im März 1864 bereits seine Abschiedsbesuche an den Höfen von Paris, Brüssel und Windsor abstatten konnte.

Auch in Bezug auf die geforderten Bürgschaften war durch Napoleon das als nothwendig Bezeichnete geschehen, indem er dem zukünftigen Kaiser eine Anleihe von 200 Millionen Francs beschaffte und 25,000 Mann französischer Truppen — unter diesen eine Fremdenlegion von 9000 Mann, welche, nachdem die andern Truppen zurückberufen waren, noch die Verpflichtung hatte, sechs Jahre in Mexico zu bleiben.

Außerdem ward dem zukünftigen Kaiser die Bildung eines österreichischen Freiwilligencorps von 6000 Mann und von 300 Seeleuten zur Verfügung gestellt.

Die Folgen einer Soirée.

Die Abschiedsvisite des Erzherzogs von Oesterreich am Hofe der Tuilerien hatte ein glänzendes Fest veranlaßt.

Alle Notabilitäten von Paris, Civil und Militair, waren heute vertreten, auch General Forey, welcher so eben erst aus Mexico zurückgekehrt, war anwesend.

Die imposante Gestalt des Erzherzogs hatte ungemein reussirt, und aller Blicke waren voll Bewunderung auf den schönen Mann gerichtet, namentlich fesselte er die der Damenwelt in nicht geringem Maße.

In der Nähe der Kaiserin Eugenie hatten sich die Hofdamen placirt, unter diesen gewahren wir eine imposante Erscheinung, die uns nicht zum ersten Male begegnet.

Wir sehen in dieser Dame die Gräfin Beauregard wieder, welche ihre Besitzung am Strande des Arno verkauft und es vorgezogen hatte, in Paris zu leben.

Wir finden, daß die zehn Jahre die Gräfin nur in der Gestalt verändert haben, denn diese hat eine stattliche Fülle angenommen, welche wir ehedem nicht an ihr gewahrten, ihr Antlitz hatte an Bestimmtheit gewonnen, ihr Auge schoß bisweilen einen düstern Blitz auf den Kaiser und nicht minder betrachtete sie oft die kaiserliche Nebenbuhlerin mit einem Ausdruck von Haß.

Louis Napoleon hätte gewiß die ehemalige Gönnerin gern von seinem Hofe fern gehalten, und er erbebte, als er von ihrer Rückkehr hörte, allein er durfte sie nicht beleidigen, ohne daß er befürchten mußte, von ihr compromittirt zu werden, und diesem Umstande allein verdankte die Engländerin ihre Ernennung zur Hofdame der Kaiserin.

Es wird ganz natürlich erscheinen, wenn wir dem Leser mittheilen, daß die Kaiserin währenddessen von ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin gehört hatte, und eben weil sie diese mit der ganzen Gluth der Spanierin haßte, hatte sie in jene Ernennung gewilligt, war doch so der Gehaßten Gelegenheit gegeben, den Glanz, die Glorie, in welcher sie, die Herrscherin der Franzosen, strahlte, von Angesicht zu Angesicht zu bewundern, während Letztere die Engländerin demüthigen konnte, indem sie diese die ganze Macht ihrer Hoheit empfinden ließ.

In der That, sagte eine Nachbarin der Gräfin Beauregard, der österreichische Erzherzog ist so schön, wie es der Glanz seiner zukünftigen Stellung erfordert.

Und nennen Sie die Stellung eines Kaisers von Mexico eine so glänzende? fragte die Gräfin mit eigenthümlichem Lächeln.

Gewiß, denn es läßt sich nicht leugnen, daß der neue mexicanische Hof ein bedeutendes Blatt in der Geschichte füllen wird.

Ich beklage den unglücklichen Erzherzog.

Sie beklagen ihn, einen zukünftigen Kaiser?

O, ich kannte zukünftige Kaiser, deren Loos gleichfalls eben nicht beneidenswerth gewesen.

Diese Worte waren so nachdrücklich gesprochen, daß sie von der Kaiserin gehört werden mußten und mit Wonne bemerkte die Gräfin, daß ihre Todfeindin davon Notiz genommen, und dieser Umstand machte in ihr die Lust rege, ihren Hohn noch weiter fortzusetzen.

Die Nachbarin der Gräfin gerieth in Verlegenheit und brach sogleich das Gespräch ab; die Gräfin nahm es hingegen wieder auf.

Es befremdet mich ein Umstand, sagte sie.

Und welcher?

Daß dieser zukünftige Kaiser sich so weit

langung des mexicanischen Thrones behülflich zu sein, und die französischen Truppen sollten für die Sicherheit der Krone einstehen.

„Es war Alles schon längst eine ausgemachte Sache!"

Schon von Anbeginn der mexicanischen Verwickelungen hatte der Gedanke, Mexico als Monarchie zu sehen, den Kaiser Napoleon beherrscht, und schon damals hatte er den österreichischen Erzherzog als Candidaten dieses neuen Thrones im Auge.

Freilich durfte Louis Napoleon den Mexicanern nicht das Selbstbestimmungsrecht nehmen, auf Grund dessen er ja, wenigstens der Form nach, seine eigene Wahl erlangt hatte.

Bei einem Volke wie das mexicanische, durch Zwietracht und Anarchie zerrissen und verkommen, lassen sich freilich tausend Mittel und Wege angeben, um unter dem Scheine einer rechtmäßigen Form die Wünsche eines Machthabers zu realisiren und die Widerstrebenden auch gegen ihren Willen zu beglücken.

Am 12. Juli 1863 hatte die Versammlung der Notabeln ihre Arbeiten vollendet.

General Almonte, ein alter, streng reactionairer Officier, und außer diesem General Salas und der Erzbischof von Mexico, Labastida, machten die provisorische Regierung des Reiches, während General Miramon, welcher die obwaltenden Zustände als von Rechts wegen bestehende anerkannt hatte, mit dem Oberbefehl über die mexicanischen Streitmächte betraut wurde.

Bald darauf erhielt General Forey zum Dank für seine Verdienste den Marschallsstab, welcher durch den Tod des alten Castelnau erledigt war, und kehrte nach Frankreich zurück.

Sein Nachfolger im Obercommando war Bazaine, ein bei den Soldaten sehr beliebter General.

Wie die Truppen Veranlassung hatten, diese Wahl gut zu heißen, so war mit derselben auch die gänzliche Lossagung von der kirchlichen Partei und die Achtung einer freisinnigen Politik in Mexico eingetreten.

Die Käufer von ehemaligen Kirchengütern erhielten von Bazaine die beruhigendsten Versicherungen, und man gab sogar den evangelischen Soldaten die Erlaubniß, öffentlich in der Hauptstadt ihren Gottesdienst abzuhalten.

Der Erzbischof fand in dieser Erlaubniß einen so gewaltigen Frevel, daß er es für nothwendig hielt, aus der provisorischen Regierung zu scheiden.

Am 16. August schiffte sich eine Gesandtschaft aus neun Personen in Veracruz ein, mit dem Auftrage, dem Erzherzog Maximilian die Kaiserkrone von Mexico anzubieten.

Wir werden diese Gesellschaft in dem reizenden Miramare wiedersehen, beschäftigen wir uns noch einige Augenblicke mit den Franzosen in Mexico.

General Bazaine unternahm im December eine Expedition in das Innere des Landes, und ohne besonderen Verlust gelang es ihm, einen großen Theil mexicanischen Gebietes nördlich und westlich zu durchstreifen, die Mexicaner überall zu verjagen und die wichtigsten Punkte zu besetzen.

Am 27. Februar 1864 erschien der Abenteurer Santa Anna in Veracruz und bot der Regierung seine Dienste an.

Als er indessen im Gegensatz zu seinem Versprechen, als Privatmann aufzutreten, eine von bombastischen Reden strotzende Proclamation erlassen hatte, schickte man ihn wieder nach Havanna zurück, von welchem Orte er hergekommen war.

Als sich die Franzosen dem von Juarez zur Hauptstadt erhobenen San Luis de Potosi nahten, hatte sich der Präsident in nordöstlicher Richtung nach Monterey im Staate Nuevo Leon zurückgezogen.

Die Kaiserdeputation hatte sich währenddessen über Paris nach Wien, von dort nach Triest und endlich nach Schloß Miramare begeben, welches an dem reizenden Meerbusen von Triest sich stattlich erhebt.

Der Erzherzog Maximilian hat dieses Schloß nach seiner eigenen Angabe erbauen lassen und hier am dritten October zum ersten Mal die mexicanische Gesandtschaft der neun Männer empfangen.

Als der Sprecher derselben Gutierrez de Estrada den Erzherzog mit den Wünschen der mexicanischen Notabelnversammlung bekannt gemacht hatte, antwortete dieser, er könne zuvörderst die ehrenvolle, aber auch schwierige Aufgabe, die ihm gestellt worden nur unter der Bedingung auf sich nehmen, daß die Begründung der Monarchie in Mexico der bestimmte Wunsch der Bevölkerung dieses ganzen Landes sei, welcher in einer freien Abstimmung des Volkes seinen rechten Ausdruck zu finden habe; er hob ferner hervor, daß es ihm Pflicht sei, Bürgschaften zu verlangen, welche unumgänglich nothwendig seien, um Mexico gegen Gefahren zu sichern, die seiner Ruhe und Unab-

hängigkeit drohen. Nur wenn diese Bedingungen erfüllt würden, sei er bereit, mit Zustimmung seines Bruders, des Kaisers von Oesterreich, die Krone von Mexico anzunehmen, in der festen Absicht, den Pfad des Fortschrittes durch eine Verfassung zu eröffnen und nach der vollständigen Beruhigung des Landes das Staatsgrundgesetz mit einem Eide zu besiegeln.

Währenddessen hatten die Franzosen in Mexico Alles, was sie vermochten, gethan, um die Volksstimme zu Gunsten der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen, und so waren denn wenigstens die hierauf bezüglichen Bedenken des Erzherzogs Maximilian dem Anscheine nach beseitigt, so daß derselbe im März 1864 bereits seine Abschiedsbesuche an den Höfen von Paris, Brüssel und Windsor abstatten konnte.

Auch in Bezug auf die geforderten Bürgschaften war durch Napoleon das als nothwendig Bezeichnete geschehen, indem er dem zukünftigen Kaiser eine Anleihe von 200 Millionen Francs beschaffte und 25,000 Mann französischer Truppen — unter diesen eine Fremdenlegion von 9000 Mann, welche, nachdem die andern Truppen zurückberufen waren, noch die Verpflichtung hatte, sechs Jahre in Mexico zu bleiben.

Außerdem ward dem zukünftigen Kaiser die Bildung eines österreichischen Freiwilligencorps von 6000 Mann und von 300 Seeleuten zur Verfügung gestellt.

Die Folgen einer Soirée.

Die Abschiedsvisite des Erzherzogs von Oesterreich am Hofe der Tuilerien hatte ein glänzendes Fest veranlaßt.

Alle Notabilitäten von Paris, Civil und Militair, waren heute vertreten, auch General Forey, welcher so eben erst aus Mexico zurückgekehrt, war anwesend.

Die imposante Gestalt des Erzherzogs hatte ungemein reussirt, und aller Blicke waren voll Bewunderung auf den schönen Mann gerichtet, namentlich fesselte er die der Damenwelt in nicht geringem Maße.

In der Nähe der Kaiserin Eugenie hatten sich die Hofdamen placirt, unter diesen gewahren wir eine imposante Erscheinung, die uns nicht zum ersten Male begegnet.

Wir sehen in dieser Dame die Gräfin Beauregard wieder, welche ihre Besitzung am Strande des Arno verkauft und es vorgezogen hatte, in Paris zu leben.

Wir finden, daß die zehn Jahre die Gräfin nur in der Gestalt verändert haben, denn diese hat eine stattliche Fülle angenommen, welche wir ehedem nicht an ihr gewahrten, ihr Antlitz hatte an Bestimmtheit gewonnen, ihr Auge schoß bisweilen einen düstern Blitz auf den Kaiser und nicht minder betrachtete sie oft die kaiserliche Nebenbuhlerin mit einem Ausdruck von Haß.

Louis Napoleon hätte gewiß die ehemalige Gönnerin gern von seinem Hofe fern gehalten, und er erbebte, als er von ihrer Rückkehr hörte, allein er durfte sie nicht beleidigen, ohne daß er befürchten mußte, von ihr compromittirt zu werden, und diesem Umstande allein verdankte die Engländerin ihre Ernennung zur Hofdame der Kaiserin.

Es wird ganz natürlich erscheinen, wenn wir dem Leser mittheilen, daß die Kaiserin währenddessen von ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin gehört hatte, und eben weil sie diese mit der ganzen Gluth der Spanierin haßte, hatte sie in jene Ernennung gewilligt, war doch so der Gehaßten Gelegenheit gegeben, den Glanz, die Glorie, in welcher sie, die Herrscherin der Franzosen, strahlte, von Angesicht zu Angesicht zu bewundern, während Letztere die Engländerin demüthigen konnte, indem sie diese die ganze Macht ihrer Hoheit empfinden ließ.

In der That, sagte eine Nachbarin der Gräfin Beauregard, der österreichische Erzherzog ist so schön, wie es der Glanz seiner zukünftigen Stellung erfordert.

Und nennen Sie die Stellung eines Kaisers von Mexico eine so glänzende? fragte die Gräfin mit eigenthümlichem Lächeln.

Gewiß, denn es läßt sich nicht leugnen, daß der neue mexicanische Hof ein bedeutendes Blatt in der Geschichte füllen wird.

Ich beklage den unglücklichen Erzherzog.

Sie beklagen ihn, einen zukünftigen Kaiser?

O, ich kannte zukünftige Kaiser, deren Loos gleichfalls eben nicht beneidenswerth gewesen.

Diese Worte waren so nachdrücklich gesprochen, daß sie von der Kaiserin gehört werden mußten und mit Wonne bemerkte die Gräfin, daß ihre Todfeindin davon Notiz genommen, und dieser Umstand machte in ihr die Lust rege, ihren Hohn noch weiter fortzusetzen.

Die Nachbarin der Gräfin gerieth in Verlegenheit und brach sogleich das Gespräch ab; die Gräfin nahm es hingegen wieder auf.

Es befremdet mich ein Umstand, sagte sie.

Und welcher?

Daß dieser zukünftige Kaiser sich so weit

herabgelassen hat, nur in Folge einer allgemeinen Volkswahl die Krone anzunehmen.

Das finde ich ganz natürlich, Gräfin.

Doch ja, Sie haben Recht, in diesem Falle wenigstens, denn das Resultat der Wahl ist doch immerhin nicht aus erkaufter Majorität hervorgegangen, sonst wäre es ja ein leichtes, der Erwählte von sieben Millionen zu sein —

Sie wähnten gestern nicht der Gala-Oper bei, Gräfin, sagte die Dame, welche diesem Gespräche eine andere Wendung geben oder sich entfernen mußte, welches letztere aber Aufsehen hervorgerufen hätte und deshalb unterblieben war.

Ich fühlte mich nicht recht wohl.

O Sie versäumten Vieles.

Ist Erzherzog Maximilian ein reicher Fürst? fragte Gräfin Beauregard.

Darüber vermag ich Ihnen keinen Aufschluß zu geben.

Ach ich würde ihn im Gegenfalle beklagen, es ist immerhin mißlich wenn ein zukünftiger sich in Geldverlegenheit befindet —

O lassen wir das —

Sie haben recht, von Geld zu sprechen verursacht lange Weile und verstößt gegen den guten Ton, ich zöge eine Unterhaltung von der Liebe vor.

Brav, brav!

Sie sind mit mir einverstanden?

Vollkommen, denn nur die Liebe verschönt das Leben.

Wenn sie ohne Eigennutz ist.

Ist solcher vorhanden, dann ist es aber keine Liebe.

Welche Macht der Erde wollte das erforschen — ein Liebhaber schwört zu Ihren Füßen, daß nur Sie die Seine werden, während er zwanzig Andern dasselbe Geständniß macht.

Und das befremdet Sie, Gräfin?

Freilich sollte es dies nicht, die Welt besteht nur aus Heuchelei, es giebt aber Fälle, wo solche Scene jämmerlich erscheint.

Ich will nicht hoffen, daß ein so verhängnißvolles Spiel —

Mit mir getrieben — meinen Sie? fiel die Angeredete ein; nun ja, es war der Fall —

Wie — Sie wären —

Grausam betrogen, ich schäme mich nicht, dies zu bekennen, um so mehr da meine Nebenbuhlerin gleichfalls betrogen ward.

Sie haben mithin Genugthuung —

O eine glänzende Dame die mir vorgezogen, wähnte sich geliebt abgöttisch verehrt und meinte der Geliebte würde von den fürchterlichsten Qualen der Eifersucht verzehrt, sobald der Himmel ihrer Augen einem Andern leuchtete, während der treue Freund zu gleicher Zeit in dieser Herren Länder reiste, und erst, als er überall den Korb erhielt, ließ er sich herab, zu wählen, was ihm sicher blieb.

Die Kaiserin Eugenie, welche sich seit der ersten beleidigenden Aeußerung für die ferneren der Gräfin sehr interessirte, hatte auch diese letzte gehört, ihr Antlitz überdeckte sich mit Leichenblässe — sie fühlte sich auffallend verstimmt und zog sich, ohne die Etikette zu beobachten, früh auf ihre Gemächer zurück.

Am nächsten Tage erhielt die Gräfin Beauregard ein Schreiben vom Kaiser, welches sie ihrer Würde als Hofdame im Gefolge der Kaiserin — ohne weitere Motivirung entsetzte.

Das waren die Folgen einer Soirée —

Genugthuung.

Einige Tage nach dem im vorigen Kapitel geschilderten Ereigniß erschien bei der Gräfin ein Mensch, welcher sich als herrschaftlicher Diener Vorstellte und um die Ehre bat, in die Dienste der Madame treten zu dürfen, da er augenblicklich herrenlos sei und gehört hätte, daß hier ein Diener verlangt werde.

Die Gräfin war sehr erstaunt, denn sie war mit Dienern hinlänglich versehen und wußte nicht, woher dem Manne jene falsche Angabe gemacht werden konnte.

Sie warf einen forschenden Blick auf ihn — sein Antlitz hatte nichts Empfehlendes, es erschien der Gräfin sogar widerwärtig, aber er klagte, daß er in Noth sei, weinte sogar, und so erbarmte sich die Gräfin seiner und nahm ihn auf.

Der Diener trat sofort seinen Beruf an —

Am Abend desselben Tages erblicken wir die Gräfin mit ihrer Gesellschafterin Nancy in ihrem Zimmer.

Gräfin Beauregard war sehr wortkarg, und Nancy, welche übrigens im Laufe der Jahre einen gewissen Ernst angenommen hatte, war nicht mehr fähig, die Dame durch den Humor zu zerstreuen, welcher ihr in der Jugendzeit so oft zur Verfügung stand.

Sie gab sich nun alle erdenkliche Mühe, die Gräfin durch Tagesneuigkeiten und sonstige Berichte von ihrem Ernst abzulenken.

Ich habe heute Jemand gesehen, nahm sie unter Andern das Wort, den ich kaum wieder erkannte, man verändert sich freilich in sechzehn Jahren.

Man verändert sich — wiederholte die Gräfin mit dumpfer Stimme; die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen — und wen sahst Du?

Den Baron von Rautenberg.

Von ihm habe ich lange nicht gehört.

Ich halte dies für gut, gnädige Gräfin, denn sein Aeußeres erschien so verändert, daß man wohl kaum auf eine gute, angenehme Neuigkeit von ihm hoffen kann.

Er war stets sehr liederlich, herzlos, ja sogar grausam; ich habe Ursache, ihn dafür zu halten, aber welchen Eindruck macht er?

Zunächst den eines alten Mannes.

Eines alten Mannes — sagst Du? er kann kaum die Mitte der dreißiger erreicht haben.

Und doch ist es so — das Gesicht voller Furchen, bleich, eingefallen, sein graues Haar und Bart erinnern nicht mehr an den schönen jungen Mann — der kalte Ausdruck seiner Züge, auch damals vorhanden, ist jetzt noch eisiger geworden, sein Blick, gänzlich erloschen, hat doch etwas Unheimliches und traf mich mit einem Ausdruck, der mir Grauen einflößte, ich zitterte vor ihm mehr als je, und fürchte, er hat mich erkannt und es dürfte leicht der Fall sein, daß er uns nächstens seine Aufwartung macht —

Was sollte er hier suchen?

O wenn er klug — Gutes brächte er sicher nicht, aber mich dünkt, ich habe ihn im Jahre 1852 als Hauptmann gesehen.

So viel weiß ich, daß er seinen Abschied erhalten, gleich nachdem er aus der Krim heimgekehrt war — dieser Umstand ist auffallend genug — gewöhnlich pflegen Officiere nach solchen Affairen zu avanciren und ihn hat man entlassen.

Er muß sich also eines schweren Vergehens schuldig gemacht haben.

Läßt sich annehmen, mir aber sind die Gründe unbekannt — seinen Besuch dürften wir wohl nicht mehr erwarten, denn wir reisen morgen ab.

Wir verlassen Paris?

Morgen, denn meine Mission ist hier vollbracht, sagte die Gräfin mit düsterm Lächeln.

Sind Sie vom Hofe beurlaubt, Madame?

Man hat mich von meinen Functionen dispensirt, denn — — ich habe Rache genommen an meiner Todfeindin — sie hörte Worte von mir, die ihr bis in das Herz hinein donnerten und dieses zermalmten, aber ich habe Genugthuung — was ich erreichen wollte — ist geschehen, und wir reisen ab.

Ihre Nachricht erschreckt mich, gnädige Frau.

Sie müßte Dich erfreuen, versetzte die Gräfin mit düsterem Triumph, hat man mir nicht geheuchelt, mich nicht belogen, betrogen? — man verachtete mich, warf mich wie einen abgenutzten Gegenstand in eine Rumpelkammer, aber man versuchte diesen Gegenstand noch einmal zu reparires, um ihm noch ein gewisses Ansehen zu verleihen — man beschenkte mich mit einem Gute und dem Titel einer Gräfin — wohl — wohl, aber konnte man dadurch den Schimpf, die herbe Schmach, mit der man mich überhäuft, gut machen? nimmermehr!

Und Thränen glänzten in den Augen der Dame, Thränen tief verletzten Ehrgefühls und mit Füßen getretenen Rechtsbewußtseins.

Trösten Sie sich, gnädige Frau, sagte Nanch theilnehmend.

O, ich bin getröstet, denn ich habe mich gerächt, freilich durch Aeußerungen, die ich fast unter meiner Würde halten müßte und nie ausgesprochen haben würde, wenn meine Feindin, als ihr die neue mexicanische Majestät die huldvoll dargereichte Hand küßte mich nicht mit dem triumphirenden Blicke so tief verwundet hätte — da fühlte ich etwas wie einen Stich im Herzen, ein glühendes Weh wühlte darin und weckte die schlummernden Rachegedanken — kalte Schauer durchzitterten mich, während zugleich ein heißer Strom durch meine Adern nach dem Kopfe brauste, mich ganz verwirrte, ganz sinnlos machte und jene Aeußerungen der Bitterkeit meinem Munde erpreßte — erst als ich sie erbleichen sah, rief mich der Gedanke, daß der Strahl meiner Rache gezündet hätte, wieder zur Besinnung —

O gnädige Frau, Sie sind im Rechte, ich beklage Sie tief und kann Ihre Handlungsweise nur billigen, gestehe aber, daß mich eine unnennbare Furcht anwandelt.

Welche Thorheit!

Und doch kann ich sie nicht verbannen.

Was fürchtest Du?

Die Folgen Ihrer Rache.

Sie haben sich bereits schnell gezeigt, denn schon heute früh traf mich in einem höchst eigenhändig an mich gerichteten Schreiben Sr. Majestät des Kaisers die Nachricht meiner Dispensation, also meiner Verbannung vom Hofe.

Gnädige Frau, ich fürchte mehr.

Was könnte noch geschehen?

Die Kaiserin gehört einer Nation an, welche niemals eine angethane Beleidigung so geringfügig straft.

Ach — Du meinst, die Spanierin könnte sich blutig rächen wollen.

Sie hat die Macht in Händen.

Nein, nein, fürchte dergleichen nicht, hier sind wir in Paris und nicht im Lande, wo die Mandeln und die Kastanien blühen.

Dieses Gespräch wurde durch das Eintreten des neuen Zimmerdieners unterbrochen, welcher bereits die Livrée der Gräfin und deren Wappen trug und den Namen George führte.

Er überreichte mit eigenthümlichem Lächeln eine Karte, auf welcher die Gräfin den Namen „Baron Guido von Rautenberg, kaiserlicher Major a. D.“ las.

Also doch! rief sie überrascht, Nancy, wendete sie sich dann an diese, jenes alte Sprichwort von dem Wolf bleibt doch immer wahr, und Deine Besorgniß von vorhin in Bezug auf den Mann, den Du heute gesehen, hat sich erfüllt.

Wie — wäre er gekommen?

Der kaiserliche Major außer Diensten Baron Guido von Rautenberg meldet mir so eben seinen Besuch.

Und was werden Sie ihm?

Ihn verlassen —

Gnädige Frau, diesen Menschen wollten Sie —

Ich muß gestehen, eine gewisse Neugier treibt mich, ihn zu sehen, es ist noch früh, also Zeit genug übrig, seine Schicksale zu erfahren, aber ich will den Besuch so sehr als möglich kürzen, verlasse mich währenddessen.

Der Invalide.

Einige Minuten später sehen wir Guido von Rautenberg eintreten. Was Nancy vorhin in Betreff seines Aeußeren gesagt, war wahrlich eher unterschätzt als übertrieben — Guido ist ein alter Mann.

Seine Gestalt scheint gebückt, sein Gesicht trägt die Spuren geistiger und physischer Verkommenheit, wie das Gepräge des Lasters — seine Kleidung ist fadenscheinig und reducirt, nur die rothe Decoration im Knopfloche verleiht ihr, wenn man hier überhaupt so sagen kann, die einzige Eleganz.

Er bleibt an der Thür stehen, man vermißt an ihm die frühere Tournüre, er hat etwas Steifes, Abgestumpftes und Deprimirtes, erscheint zaghaft und wagt es nicht, da näher zu treten, wo er einst den Salon beherrschte.

Sie verzeihen, gnädige Gräfin, stotterte er.

Treten Sie näher, Herr Baron, nehmen Sie Platz, sagte die Angeredete in sanftem Tone, welche bei seinem Anblick ein Gemisch von Mitleid und Abscheu empfand — ich habe lange nicht die Ehre gehabt —, es geht Ihnen wohl nicht gut.

Nicht gut — wiederholte Guido mit dumpfer Stimme, indem er den Stock den er trug, an die Thür stellte und dann der Aufforderung der Gräfin folgte.

Sie sind nicht mehr beim Militair?

Schon seit sieben Jahren verabschiedet — Zogen Sie es vor, nicht weiter zu dienen?

O die Geschichte dieses Abschiedes bildet eine traurige Episode meines Lebens — eine Erkältung im Felde brachte mir eine lange Krankheit, deren Folgen mich dienstunfähig machten, man pensionirte mich und machte mich zum Invaliden.

Aber verzeihen Sie mir eine Frage, die ich nur in Folge unserer einstigen Freundschaft an Sie richte.

O ich bitte.

Sie machen den Eindruck, als lebten Sie in dürftigen Verhältnissen?

Ich bin leider in sehr traurige Verhältnisse gerathen.

Aber Sie waren sehr reich.

Meine Vermögensverhältnisse sind total zerrüttet, theils erforderte die Heilung meiner Krankheit enorme Summen, theils hatte ich bedeutende Verluste in Folge eines Prozesses, kurz ich war gezwungen, mein Landgut in Deutschland zu veräußern und bin bis jetzt auf meine geringe Pension angewiesen.

Beziehen Sie nicht die Pension eines Majors?

O die ist sehr gering, der Staat hat sie sehr kurz zugemessen und belohnt geleistete Dienste durchaus schlecht — Sie wissen, gnädige Frau, was ich im Jahre ein und fünfzig für das Wohl des Staates gethan, wie rastlos ich —

Was Sie gethan, galt weniger dem Staate als dem künftigen Kaiser, versetzte die Gräfin bedeutungsvoll.

Sehr wahr, entgegnete Guido mit Bitterkeit, ich habe geholfen, den Präsidenten zum Kaiser zu machen — und jetzt —

Erhalten Sie denn nichts aus der Privatchatulle des Kaisers?

Vor zwei Jahren wendete ich mich an ihn und erhielt hundert Francs — seit jener Zeit aber keinen Sou.

Ich weiß nicht, ob und wie weit jenes Sprüchwort auf Sie Anwendung findet, allein Undank ist der Welt Lohn, sagte die Gräfin in der Erinnerung an ihr eigenes Loos, mit trauriger Bedeutung — aber lebt Ihre Mutter noch?

Sie lebt.

Und wie?

O natürlich in sehr eingeschränkten Verhältnissen, sie bewohnt ein Zimmer im fünften Stock.

Gott — wie konnte so grenzenloses Unheil über eine einst so glänzende und reiche Familie hereinbrechen?

Wir haben einen großen Theil dieses Unglückes einem Feinde unserer Familie zuzuschreiben, ach meine arme Mutter ist gleichfalls beklagenswerth, sie leidet unendlich, kämpft aber noch nicht direct mit Noth wie ich —

Und er versuchte eine Thräne aus dem Auge zu pressen, welche auch nach längerem Aneinanderdrücken der Lider endlich zum Vorschein kam.

Sie ist natürlich außer Stande, Sie zu unterstützen?

Sie kann es unmöglich, im Gegentheil lasse ich ihr noch zufließen, so viel dies meine kärgliche Pension gestattet.

Sind Sie immer noch so leidend — haben Sie keine Hoffnung auf Wiederherstellung, denn in der That nur ein sehr gewaltiges Leiden kann einen Mann in Ihren Jahren auf diese Weise wenigstens körperlich elend machen — Ihr Aeußeres, mich dauert es Ihnen sagen zu müssen, erinnert mich an einen Mann der fünziger Jahre.

O nicht nur Krankheit, auch Noth vermag solch Unheil zu bewirken, sie ist die Mutter aller Uebel, würde sie mich nicht drücken, dann fühlte ich mich gesund, aber ich will meine Lage ändern, denn ich ertrage sie nicht länger.

Darf ich erfahren, wie Sie dies bewerkstelligen wollen?

Ich will in den Heeren der vereinigten Staaten von Nordamerika Dienste nehmen, verstehe mein Fach als Soldat und dürfte dort gleichfalls als Major eintreffen; der Krieg mit dem Süden ist immer noch in voller Blüthe, man wird einen französischen Militair gern aufnehmen, ich will mich durch Tapferkeit auszeichnen, könnte dann leicht die Generalswürde erlangen und so noch einmal mein Glück in der neuen Welt machen, welches ich hier vergebens suchen dürfte — leider aber ist ein sehr wesentliches Hinderniß —

Ihnen fehlen die Mittel zur Reise, standesgemäßer Auftreten und zur Equipirung.

Sie haben es errathen, gnädige Frau.

Und wie hoch belaufen sich wohl die Kosten?

Auf etwa fünftausend Francs, versetzte Guido mit leuchtenden Blicken.

Herr Baron, darf ich Ihnen das Anerbieten machen, Ihnen diese Summe zu leihen?

O gnädige Gräfin, wie könnte ich ein solches Anerbieten annehmen!

Seien Sie offen, sind Sie nicht in der Absicht zu mir gekommen, mir eine solche oder ähnliche Bitte vorzutragen?

Ich bin gekommen, Ihnen mein Leid zu klagen, Sie zu sehen — o Gott, schon der Anblick einer theilnahmvollen Freundin thut wohl —

Ich habe Theilnahme für Sie, ich kannte Sie und, elegant und reich, Noth und Unglück haben das Gegentheil bei Ihnen bewirkt, ich bin mit Glücksgütern reich gesegnet, sollte ich Anstand nehmen, Ihnen zu helfen?

O ich wußte es, ich würde nicht ohne Trost von Ihnen scheiden.

Nehmen Sie diese Bankbillets, Herr Baron, es ist die gewünschte Summe, gehen Sie mit Gott über den Ocean und kämpfen Sie gegen die Anmaßung dieser verächtlichen Niggerbarone, welche sich einbilden, die Herren der Welt zu sein, und doch nichts weiter sind, als die Nachkommen der Sträflinge, die England einst über das Meer dorthin geschickt, die Colonie zu bebauen, diese Menschen verdienen gedemüthigt zu werden, die armen Neger müssen losgespannt sein von dem Joche der Sclaverei, dem edeln Lincoln wird dieses Werk gelingen, und der Segen dieser That wird für ihn nicht ausbleiben.

Dank, tausend Dank, stotterte Guido, dessen erloschene Blicke sich bei dem Anblick des Geldes neu belebten.

Es bedarf keines Dankes, Herr Baron — Sie sollen dieses Darlehn so bald als möglich zurück erhalten, Gräfin! rief Guido mit scheinbarer Bewegung — o, Sie sind der Engel Gottes, der mir diesen unverhofften Beistand zu Theil werden ließ.

Ich bedarf des Rückempfanges dieser Summe so bald nicht, ich freue mich, Ihnen geholfen zu haben, nehmen Sie meine besten Wünsche mit sich.

Guido suchte noch einmal tiefe Bewegung zu erheucheln und verließ dann die gnädige Spenderin mit frohem Herzen.

Ist das ein Schicksal, flüsterte die Gräfin — aber er hat es ohne Zweifel sich selbst bereitet.

Der zwölfte Februar.

Madame Beauregard wollte nicht allein sein und bald befand sich Nancy wieder in ihrer Nähe.

Welch ein Anblick war das — sagte Erstere, in der That die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Ich habe nicht zu viel gesagt, als —

O Deine Beschreibung war viel zu matt, sie konnte die Wirklichkeit nicht erreichen, der Mann ist völlig reducirt, moralisch und physisch verkommen.

Was konnte diesen Menschen aber zu Ihnen geführt haben?

Er suchte Hülfe, Nancy, denn er ist bettelarm, freilich hat er sich mit keiner Bitte um eine Unterstützung an mich gewendet, aber er gab dies auf indirecte Weise so sehr zu erkennen, daß ich ihm gern entgegen kam —

Hat er nichts von seinen Schicksalen mitgetheilt?

Nur sehr allgemein, so will er Krankheits halber den Abschied erhalten und in Folge eines Processes sein Vermögen eingebüßt haben —

Und Sie glauben an diese Mährchen?

Eben so wenig wie Du, Spiel, Verschwendungssucht, Ausschweifung und Leidenschaften ähnlicher Art haben diesen Menschen in diese Lage gebracht, ich bin froh, ihn nicht mehr bei mir zu sehen, laß uns nicht ferner von ihm sprechen, sondern von der Abreise, die morgen bestimmt stattfinden soll.

Sie sind wirklich entschlossen, zu reisen?

Schon morgen verlasse ich Paris — unwiderruflich.

Ich zolle nach längerer Ueberlegung Ihrem Entschlusse vollen Beifall, rief Nancy lebhaft; ja, ja — es ist besser, setzte sie mit einer gewissen Hast hinzu?

Warum diese Erregung? fragte die Gräfin aufmerksam.

Weil mich eben eine gewisse Furcht auf's Neue anwandelt, eine Furcht, daß Sie hier verfolgt werden könnten.

O sei nicht thöricht, laß uns heiter sein, fort mit dem Grillen, erzähle mir eine lustige Geschichte.

Ich bin unfähig, in diesem Augenblicke heiter zu sein, eine schreckliche Ahnung wandelt mich an.

Wie seltsam — seit wann beschäftigst Du Dich mit Ahnungen.

Seit jenem Abend, als Sie sich das Datum des heutigen Tages notirten — versetzte Nancy mit Nachdruck.

Welches Datum schreiben wir denn heute? fragte die Gräfin, wie sich besinnend.

Heute ist der zwölfte Februar —

Daran dachte ich allerdings nicht, entgegnete die Gräfin mit plötzlich auffallendem Ernst, warum erinnertest Du mich auch daran? setzte sie in halb ärgerlichem Tone hinzu.

Weil ich — ich weiß es selbst nicht, stotterte die Gefragte verwirrt, allein ich muß wohl annehmen, daß dieser Tag für Sie etwas Bedeutungsvolles habe.

Und wäre es selbst der Fall — inwiefern konnte dieser Umstand zu Deiner Erinnerung daran beitragen?

Ich sagte bereits, daß ich dies selbst nicht weiß, eine unbestimmte Ahnung, etwas wie nahende Gefahr schwebt mir vor — aber Sie haben mich noch nicht die Ehre gewürdigt, mir zu vertrauen, welche Bewandniß es mit diesem Datum habe — auch wagte ich niemals, danach zu forschen, heute aber treibt es mich Näheres zu hören —

Dieser Tag bietet meiner Familie eine verhängnißvolle Erinnerung.

Das muß es wohl sein, aber —

Nun, ich will Deine Neugier befriedigen am 12. Februar 1542, also heute vor 322 Jahren ließ König Heinrich der Achte von England Katharina Howard angeblich wegen Untreue, eigentlich aber wohl Ueberdrusses halber hinrichten, und es ist seltsam, daß auch ich, seit achtzehn Jahren, dem Tage, wo mir der Kaiser der Franzosen in London zum ersten Male als Constable erschien, fürchtete, dieses Datum könnte auch mir einst Unheil bringen.

So bestärken Sie mich also in meiner Furcht.

Keineswegs aber ist gerade heute Ursache zur Furcht vorhanden.

Gnädige Gräfin — wir wollen Gott vertrauen, sagte Nancy mit feierlicher Stimme.

In Ewigkeit — antwortete die Gräfin ernst.

Ich werde nun die Reisegeräthschaften herbeischaffen lassen und Alles zur Reise ordnen.

Thu das, Nancy.

Diese wollte sich entfernen, wurde indessen von der Gräfin noch zurückgehalten, welche in sehr ernste Stimmung gerathen war.

Nancy, Du warst mir stets treu und ergeben.

Wie es nicht nur meine Pflicht, sondern auch meine Liebe und Ergebenheit zu Ihnen gebot.

Du besitzest kein Andenken von mir.

Ich trage Ihr Bild im Herzen, ein schöneres, höheres Andenken giebt es nicht.

Und ich möchte Dir doch ein solches zukommen lassen — Nancy, Du verriethst einmal Dein Wohlgefallen an einem Schmucke, welchen mir der Kaiser einst geschenkt, ich besitze diesen nicht mehr, denn das Geschenk verliert seinen Werth, sobald der Spender in unserer Achtung gesunken ist, und so sandte ich auch diese Spende dem Geber zurück, aber ich habe einen ganz ähnlichen, und diesen sollst Du haben, Nancy.

Und sie überreichte der Angeredeten einen kostbaren Brillantschmuck, welchen sie aus einem Kästchen herbeiholte.

O gnädige Gräfin, wozu mir dieser Schmuck? fragte Nancy verwirrt.

Nimm ihn, ich habe ihn Dir längst zugedacht, mich beraubst Du dadurch nicht, ich besitze dergleichen mehr.

So werde ich ein anderes Mal diese herrliche Gabe mit Dank aus Ihren Händen empfangen.

Nimm sie heute.

Ich möchte eben heute nicht, eine seltsame Wehmuth wandelt mich an, wenn ich gerade am 12. Februar ein Andenken von Ihnen empfangen soll —

Kind, es ist gleich — heute oder morgen, sagte die Gräfin mit leiser Stimme, doch sieh, wie die Brillanten leuchten, welch ein Feuer, fuhr sie lebhafter fort, den Schmuck gegen die hellstrahlende Lampe hebend, diese Steinchen erscheinen leuchtend wie Gluth und glänzend wie Thränen — oft wenn ich ihn trug, strömte mein Herz über in Gluth und Thränen, ich wünsche nicht, daß dieser Schmuck mit Deinem Herzen in dieser Weise harmonire, wie er es oft mit dem meinen gethan —

Sie warf einen langen, thränenvollen Blick auf Nancy und ließ ihr Haupt auf die Brust sinken.

O Sie sind betrübt, ich beklage das unglückselige Wort, das meinem Munde unvorsichtig entflohen, Sie an den heutigen Tag mahnte, denn nur diesem Umstand kann ich Ihre augenblickliche Stimmung zuschreiben.

Du täuschst Dich, Kind, nicht allein Deine Erinnerung, mehr noch dieser Schmuck, er allein rief schmerzliche Empfindungen wach, deren Ursachen ich Dir nicht nennen kann — doch nimm ihn, nimm ihn hin.

Und Sie könnten glauben, daß ein Gegenstand, der solches in Ihnen wach rief, mir je ein befriedigendes Andenken sein könnte? müßte sein Anblick mir nicht in der Erinnerung der heutigen Stunde Thränen erpressen?

Ich war unzart, Nancy, indem ich einem Geschenke solche Eigenschaften beilegte, aber willst Du diesen Schmuck nicht annehmen, so wähle einen andern, ich besitze deren mehr —

Nur heute nicht.

Aber ich will es so.

Wenn Sie befehlen, so will ich um eine Gabe bitten, welche mir allein nur Freude bereiten kann.

Und diese wäre?

Ihr Bild —

So nimm dieses hin, sagte sie, indem sie ihr ein auf Elfenbein gemaltes und mit reicher goldner Fassung versehenes ovales Portrait überreichte.

Meinen innigsten Dank, theure Gräfin und nun gute Nacht.

Schlafe wohl, Nancy, sagte Madame Beauregard mit leiser Stimme, während sich die Angeredete entfernte.

Als sich die Gräfin allein befand, ging sie zu ihrem Schreibtisch, ordnete dort einige Schriftstücke, sortirte sie und machte verschiedene Päckchen daraus, welche sie sorgfältig verband, damit sie auf der Reise nicht verloren gingen.

Sie empfand kälte und bemerkte jetzt erst, daß sie gegen ihre Gewohnheit, heute noch nicht, wie allabendlich, den Kamin mit neuer Gluth versehen ließ.

Diese Verzögerung schob sie dem Umstande zu, daß der neue Zimmerdiener mit dieser Anordnung noch nicht bekannt war —

Die Gräfin täuschte sich indessen, Veit, er war der neue Diener, war längst mit allen Gewohnheiten, allen häuslichen Einrichtungen der Gräfin vertraut — dafür hatten bereits Andere — gesorgt, die nicht minder damit vertraut waren — als sie selbst.

Veit hatte schnell den Befehl der Gräfin vollzogen, und eine helle Flamme loderte heiter auf dem Kamin.

Noch geraume Zeit hatte sich Madame Beauregard beschäftigt, und schon war die Flamme niedergebrannt, als sie niederkniete — ein stilles Gebet verrichtete und sich dann in Gottes Namen zur Ruhe begab.

Eine Stunde ist verronnen — tiefes Schweigen herrscht im Schlafgemach der

Gräfin — sie schlummert sanft, ahnungslos liegt sie da.

Sie hat ihre Seele Gott empfohlen, ihn gebeten, daß die Engel des Himmels ihr Lager umschweben mögen.

Nun wohl, die beschwingten, lieblichen Gottesboten halten Wache vor ihrer Ruhestätte, aber es konnten keine Cherubim mit Flammenschwertern gewesen sein, sie hätten sonst den bösen Geist verbannen müssen, der sich jetzt noch nahen konnte — sie thaten es jedoch nicht —

Leise hat sich nämlich die Thür geöffnet — eine Gestalt mit einem Kohlenkasten tritt so leise ein, daß man sie nicht bemerken kann.

Wir aber erkennen deutlich Veit, welcher ohne Stiefel eingetreten ist und sich dem Kamin naht.

Bald lodert eine neue Flamme empor — ein leises Geräusch wird hörbar, aber es weckt nicht die Schlummernde —

Veit hat das Zimmer verlassen — und die Gräfin schlummert fort und fort.

Der Morgen bricht an, die Schlummernde ist noch nicht erwacht — die neunte Stunde ist vorüber, sie ruht noch.

Schon längst harrte Nancy in ihrem Gemache auf den ihr bekannten Ton der Glocke der sie zur Gebieterin rufen mußte.

Die Glocke schweigt — die Gräfin hatte die Absicht, abzureisen und konnte um diese Stunde, wo sie sonst längst das Lager verlassen — heute noch ruhen?

Sie begiebt sich hinaus, forscht bei einer Kammerzofe, ob diese noch nicht von der Gräfin gerufen ward.

Die Gefragte schüttelte verneinend das Haupt. Von ahnungsvollem Grauen erfüllt, begiebt sich Nancy zunächst in das Gemach, welches an das Schlafzimmer ihrer Herrin grenzt und lauscht an der Thür — Alles still —

Leise öffnet sie — die Gräfin schlummert, sie tritt behutsam ein, schwebt mehr als sie geht, dem Lager zu.

Jetzt beugt sie sich über die Schlummernde — Gott, was ist das — kein Athemzug ist vernehmbar.

Ein schrecklicher Gedanke erfaßt sie, aber sie will ihn nicht aufkommen lassen, bald aber fühlte sie sich selbst von einem heftigen Unwohlsein erfüllt, sie wankt aus dem Zimmer und erholt sich nicht eher, als sie frische Luft geschöpft hat.

Jetzt ruft sie alle Leute des Hauses zusammen, auch Veit erscheint, man stürzt nach dem Schlafgemach der Gräfin, und Alle fühlen sich von einem überwältigenden Schwindel ergriffen und müssen wieder hinaus — nur Veit hat noch Kraft genug beisammen, die Fenster zu öffnen.

Eine halbe Stunde später ist ein Arzt erschienen — er tritt an das Lager der Schlummernden, mit angstvoller Spannung hängt der Blick der treuen Nancy an seinen Lippen — was wird er sagen?

Sie sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn sehr bald erklärte der Arzt, daß „die Dame den Tod durch Erstickung an Kohlendampf gefunden" —

Am nächsten Tage brachten alle Pariser Blätter die Nachricht, daß eine Dame aus der höheren Gesellschaft in ihrem Bette am Kohlendampf erstickt worden sei — sie ließen es jedoch zweifelhaft, ob ein Selbstmord oder ein von fremder Hand herbeigeführter stattgefunden habe — keine Zeitung aber nannte den Namen der — Miß Howard oder Gräfin Beauregard.

Der alte Major.

Etwa zwei Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Ereignissen erblicken wir Guido um 12 Uhr Vormittags auf dem Boulevard.

Er hat die reducirte Kleidung, in welcher wir ihn bei Miß Howard gesehen mit einer eleganten vertauscht, und dies gab ihm wieder einen gewissen Anstand, er bewegte sich nun auch im Besitze von fast noch vier tausend Francs, denn eintausend waren bereits verspielt, freier, und sein deprimirtes Wesen war wieder jenem verletzenden Stolze, jener empörenden Anmaßung und Verachtung alles Bestehenden gewichen, was wir sonst stets an ihm wahrgenommen hatten.

Nichtsdestoweniger vermochten aber die neue Kleidung, noch der Besitz des Geldes, sowie die stolze Aussicht auf den künftigen General in der Armee der Union dem verlebten, verwitterten Menschen, die Kraft und die Blüthe des Mannes wieder zu geben — beides war dahin — unwiederbringlich verloren, das bewies der langsame Gang, der unsichere Tritt, wobei ihm der Stock in seiner Hand behülflich sein mußte.

Jedenfalls aber imponirte der decorirte Militair, den Jedermann für einen wackern Soldaten hielt, der im Krimkriege, welcher doch so viele Krüppel und Dienstunfähige gemacht, gleichfalls verunglückt sei, aber sich wohl ausgezeichnet haben mochte.

Ah, mein lieber Baron, redete ihn plötzlich ein kleiner Herr an, ich freue mich, Ih-

nen nach langer Zeit einmal wieder zu begegnen, wie geht's Ihnen denn, nichtwahr besser als vor einiger Zeit?

Mit diesen Worten musterte er den Angeredeten vom Kopfe bis zu den Füßen, dieser lächelte ihn höhnisch an.

Sie wissen, daß ich viel Unglück gehabt —

Das ist mir wohl bekannt, aber es scheint eben jetzt besser zu gehen, was ich zu meiner großen Freude bemerke, und ich möchte wohl erfahren — nun Sie verstehen mich wohl — ich interessire mich sehr für Sie —

Weil dies eben der Fall ist und Sie sich so oft rühmten, von jedem meiner Schritte Kenntniß zu haben, sollten Sie diese Frage gar nicht an mich richten, oder sich jetzt diese selbst beantworten.

Man darf nicht Alles sagen, was man weiß.

Sie haben niemals Umstände gemacht, übrigens, wenn Sie doch nicht wissen, was zu meiner gänzlichen Rehabilitirung beigetragen hat, so dürfte Ihre Neugier vergebens sein — ich befriedige diese nicht und kann mit verächtlichem Hohnlächeln ausrufen, daß Sie nichts von meinen Angelegenheiten wissen und nur ein erbärmlicher Renommist sind —

Ich habe Ihnen nur zu oft das Gegentheil bewiesen, lächelte der kleine Mann, der nicht so leicht beleidigt werden konnte, und — könnte das auch jetzt —

So thun Sie es doch.

Sie haben der schönen Gräfin Beauregard einen Besuch abgestattet, sagte der kleine Mann mit spöttischem Lächeln — nun, Herr Baron, was sagen Sie jetzt?

Daß Sie damit noch gar nichts bewiesen haben.

Und diese edle, leider aber jetzt verstorbene Dame hat Ihnen die ziemlich artige Summe von fünftausend Francs geschenkt.

O das ist eine nichtswürdige Lüge — rief Guido empört, aber erstaunt, daß diesem Menschen nicht der geringste Umstand aus seinem Leben verborgen blieb.

O geben Sie sich keine Mühe, zu leugnen, ich bin zu gut unterrichtet und will noch hinzufügen, daß Ihnen Miß Howard das Geld ausdrücklich zu dem von Ihnen angegebenen Zwecke, in Amerika General zu werden, geschenkt hat.

Er betonte das letzte Wort besonders und begleitete es mit äußerst malitiösem Lächeln.

Und ich sage Ihnen, Ihre Spione, welche sich in den Mauern aufzuhalten scheinen, haben Sie dennoch belogen, denn ich erhielt das Geld nicht geschenkt, wie Sie so sehr hervorheben, sondern geborgt.

Die gute Gräfin schenkte Ihnen das Geld unter diesem anständigen Vorwand, dachte aber nicht daran, es jemals von Ihnen zurückzufordern, denn der erste Blick hat sie überzeugt, daß Sie niemals wieder in die Lage kommen, dies thun zu können —

Wer dürfte diese Behauptung aufstellen?

Jedes Kind, das Sie nur ansieht.

Herr — welche Beleidigung, bin ich nicht jung?

Sie sind alt, vor der Zeit alt geworden — heute freilich haben Sie sich mit dem Gelde der Miß Howard wieder verjüngt, die Tour verdeckt das graue Haar, Loissons Tinktur gab dem Barte neue Schwärze, einige Tropfen Wasser darauf und die prangende Schwärze ist dahin, das abgestorbene Haar blüht wieder in seiner grauen Naturfarbe — entfernen wir nun auch die Tour, dann ist der mühsam zusammengebrachte Flitter, der schwache Versuch, männliche Blüthe zu erheucheln, dahin und vergebens gewesen — Ihre wahre Gestalt, die sich auch trotzdem nicht verleugnen läßt, ist auf's Neue erstanden, im Gegensatz freilich zu jener, die aus der Asche des Phönix emporgestiegen ist —

O Sie irren sehr, versetzte Guido mit unterdrückter Wuth, ich fühle mich kräftig und rüstig.

So weit es die beginnende Lähmung Ihres Rückenmarks zuläßt —

O welche lächerliche Ansicht —

So betrachten Sie doch nur Ihren Gang, und Sie wollten es noch einmal versuchen, Soldat zu werden?

General sogar, lächelte Guido höhnisch, in diesem Falle wird mir das Gehen erspart, ein herrliches Schlachtroß steht mir zur Verfügung —

Es ist mir lieb, daß Sie sich in so stolze Hoffnungen wiegen, aber ich mache Sie doch auf einen Umstand aufmerksam.

Darf ich fragen — —

Daß die Union namentlich auf Ehrenhaftigkeit und strenge Moral ihrer Officiere sieht, daß es ferner unter den Officieren des Südens, freilich auch sehr reiche Leute, ja noch reichere als im russischen Heere giebt — der Norden aber denjenigen Militair, der etwa das Mein und Dein bei einem Gefallenen verwechselt, sofort kriegsrechtlich als Leichenräuber erschießen lassen und nicht bloß verabschieden würde, wie dies die französische Regierung in ähnlichen Fällen gethan

hat — — — es ist schade um das schöne Geld der Miß Howard, Ihnen wird es nicht mehr viel nützen, ein Paar Nächte amüsirt, und es ist damit zu Ende, indessen dürfen Sie sich diesen Umstand nicht zu sehr zu Herzen nehmen, die Gläubigerin ist todt — sie fordert nichts mehr zurück — nicht wahr, Herr Baron, es ist Ihnen lieb, daß die gute Gräfin bereits in himmlischen Regionen schwebt?

Ich habe nichts dagegen, mag sie todt sein aber —

Es wäre doch besser, wenn ich noch einmal fünftausend Francs hätte von ihr borgen können, fiel ihm der kleine Mann ins Wort; das sollte doch wohl Ihr „Aber" bedeuten?

O nein, ich meinte nur, die Gräfin möge todt sein und selig ruhen, was kümmert sie mich, Geld hätte sie mir doch nicht mehr gegeben, aber Ihre frechen, so lebhaften Anspielungen von Leichenraub sind mir unklar geblieben, und hierüber verlange ich von Ihnen Aufschluß.

Diesen dürfte Ihnen besser das Officiercorps geben, dem Sie angehörten, als Sie den Feldzug nach der Krim mitgemacht —

Ich verstehe Sie nicht, sagte Guido bleich vor Wuth; und verbitte mir Ihre Gesellschaft.

Ich bedaure sehr, diese Bitte noch nicht erfüllen zu können, ich habe Ihnen noch einige Mittheilungen zu machen.

Etwa von Ihrer Tragödie?

Ganz recht, mein Herr — so viel Scharfblick besitzen Sie denn doch —

Nun dann kramen Sie Ihre Weisheit aus — im Uebrigen bin ich recht neugierig, in welchem Acte wir uns befinden —

Im fünften, Herr Baron —

Dann wäre die Katastrophe —

Nicht fern und sie wird drastisch sein wie die ganze Tragödie es war.

Ich sehe durchaus nichts Drastisches, aber sehr viel Albernes in dem ganzen Phantasiegebilde.

Ein Phantasiegebilde also nennen Sie das?

Nichts Anderes —

Wir wollen sehen — vor allen Dingen wissen Sie, daß Sie der Held des Dramas sind —

Wenigstens haben Sie mir das oft gesagt.

Der erste Akt begann im Jahre 48, als Sie stolz, anmaßend, Alles neben sich verachtend die Spielhöllen aufsuchend Ihre Rolle antraten, wo Sie aber noch jung, schön und reich waren —

Das ist Alles richtig.

Gut, hören Sie weiter: Schon der zweite Act brachte vielfältige Verlegenheiten — Sie wurden indessen Officier, gelangten an den Hof, machten Bekanntschaft eines guten Freundes —

Ha, ha, lachte Guido, bezeichnen Sie etwa mit diesem guten Freunde sich selber?

Nicht mich, da Sie mich schon durch die im ersten Akte sowohl aus Briefen als bald darauf auch in Person kennen lernten —

Wer konnte denn sonst dieser Freund sein?

Ich meine Samuel Nathan, der Ihnen Geld borgte und die Erbschaft kaufte.

Gut, gehen Sie nur schnell zum dritten Acte über — ich bin gespannt darauf.

O der brachte das ausgelassendste Leben, Sie schwelgten, spielten, liebten, mordeten in der Form von Duellen, aber schon zeigte sich das Verhängniß des Schicksalsdrama's, in dem Sie am Schlusse desselben — die Schicksalsbraut kennen lernten und erfuhren, welche Bewandniß es mit derselben hat — der Vorhang fiel unter trüben Aussichten —

Dessen erinnere ich mich nicht —

O ich sehr wohl, denken Sie vor allen Dingen an die letzte Scene dieses dritten Actes bei Moritz Martin und dann die grenzenlose Geldverlegenheit, in welcher Sie sich befanden.

Nun und der Vierte?

Brachte bunte Bilder, Kriegsscenen und mehr dergleichen, als General wollten Sie zurückkehren, es wäre vielleicht möglich gewesen, aber da kommt das Schicksal und flüstert Ihnen zu: Du bist arm, vermagst nicht über einen Francs zu verfügen, dort drüben auf dem nächtlichen Leichenfelde liegen die Todten, bei ihnen findest Du, was für sie überflüssig und Dir nützt — Sie gaben dieser Stimme Gehör — in Grabesschweigen lag das Schlachtgefilde und aufstoben die Raubvögel vor dem menschlichen Genossen — der Krieg war zu Ende — Sie erhielten den Abschied — verkauften Ihr Gut in der Heimath, verspielten wieder den größten Theil des Erlöses, waren sehr reducirt und unter noch düsterern Aussichten fiel der Vorhang des vierten Actes.

Dem Himmel sei Dank, daß der vierte zu Ende ist.

Und wir bereits am Anfange des fünften stehen, unterbrach der kleine Mann Guido schnell.

Und was wird er bringen?

Das wissen Sie — die Katastrophe. — Wir sehen jetzt statt des im ersten Acte ju-

gendlich, kühnen und imposanten Helden, einen geblickten, vor der Zeit ergrauten, von Krankheit, Noth und Verkommenheit erschlafften Mann. — Noch einmal flackert der sinkende Muth wie eine erstickende Flamme auf — aber vergebens — es gebricht dem Helden an physischer und moralischer Kraft — Alle Hilfsquellen sind versiegt — ja — er greift zu dem Bettelstab — vielleicht gar Verbrechen und die —

Katastrophe ist da—unterbrach ihn Guido höhnend.

Ja, sie ist da — schrecklich da —

Und was dann?

Nun dann erscheint der Mann, der die Tragödie aufgeführt, nennt Ihnen die Gründe, die ihn dazu veranlaßt haben, giebt dann das Zeichen zum Actus, und die Zuschauer verlassen tief erschüttert das Theater.

Danke Ihnen für die gütige Auskunft, aber ich hoffe nicht auf das Vergnügen, Sie im Augenblicke der Katastrophe vor mir zu haben.

Sie werden dies eben so wenig verhindern, wie Ihre Frau Mama meine Besuche vereiteln konnte.

So hat man also die Ehre Sie danach wiederzusehen?

Ich bleibe bei der Familie Rautenberg, bis die Katastrophe der Tragödie naht.

Ich finde das aber unverschämt, ganz niederträchtig gemein, da sein zu wollen, wo man nicht gern gesehen ist —

Nichts auf der Welt ist mehr verhaßt als der Tod — und doch ist er überall.

So begleiten Sie sich also zum Tode? — versetzte Guido mit einem Gefühl von Unheimlichkeit.

Ich kann fast sagen, daß ich der Tod bin, an welchem die Familie Rautenberg sterben muß, versetzte der kleine Mann mit schadenfrohem Selbstbewußtsein, und ich bin stolz darauf, es so weit gebracht zu haben, denn es gehörte dazu Talent.

Guido schauderte, ein Grauen wandelte ihn an, und unwillkürlich erinnerte er sich der Worte, die er einst selbst in Bezug auf diesen Mann geäußert hatte — der Worte: „er ist Dein Schicksal!"

Nichtsdestoweniger mochte der Baron dem kleinen Manne gegenüber irgend eine Schwäche zeigen, und ein Lächeln schwebte um seinen Mund.

Oft, sagte er, ist der Tod der beste Freund, ich bedaure daher nicht einmal Ihren Namen zu kennen!

Sie werden ihn erfahren —

Sie würden doch wenigstens die Güte haben, sagte Guido spöttisch, einige Zeilen in mein Album zu schreiben.

Ich habe mich bereits in das Album Ihres Lebens eingetragen; Sie dürfen durchaus nicht mehr verlangen, als Sie schon erreicht haben, Bescheidenheit ziert den Jüngling, setzte der kleine Mann mit unheimlichem Spott hinzu.

Aus diesem Grunde habe ich diese wohl auch an Ihnen niemals wahrgenommen, denn Sie sind — alt —

Und dennoch jünger als Sie — aber bitte noch einen Augenblick, ich stehe gleich wieder zu Diensten, dort drüben wünscht mir Jemand etwas mitzutheilen — warten Sie, ich muß noch mit Ihnen sprechen.

Durchaus nicht nöthig, versetzte Guido und wollte sich entfernen, blickte jedoch dem kleinen Mann nach, der in kurzer Entfernung mit einem herrschaftlichen Diener im Gespräch begriffen war.

Ein eigenthümliches Lächeln erhellte das düstere Antlitz Guido's, und der kleine Mann kehrte jetzt zurück.

Wer ist jener Mensch? fragte der Baron.

Ein Mensch der früher in meinen Diensten stand, mit welchem ich jetzt aber nichts mehr zu schaffen habe weil er ein Schurke ist.

Ich kenne ihn —

Ja so — er hat die Ehre, Ihr Landsmann zu sein und ist daher von Ihnen gekannt —

Er ist ein ausgemachter Hallunke und steht daher mit Ihnen in Verbindung —

Einer mußte es sein, lächelte der kleine Mann ruhig, da Sie es nicht sein konnten, knüpfte er mit mir Verbindung an.

Ich habe diesen Menschen als Diener bei der Gräfin gesehen, sagte Guido, und jetzt begreife ich, woher Ihnen mein Gespräch mit derselben bekannt geworden —

Genug, daß ich es kenne, ob durch ihn oder einen Andern, ist gleichgiltig.

O, ich hege noch einen ganz andern Verdacht —

Welchen denn? fragte der kleine Mann aufmerksam.

Die Gräfin starb in derselben Nacht, welche dem Diensteintritt dieses Menschen folgte, dies ist mir zufällig bekannt geworden.

Was hat dieser Diensteintritt mit dem Tode der Gräfin zu schaffen? fragte der kleine Mann entrüstet: wähnen Sie etwa, daß ich mit dem schändlichen Verbrechen in Beziehung stehe? Hüten Sie sich, meine Ehre anzutasten, denn in diesem Falle hat auch meine Geduld ihre Grenzen, und nun noch etwas über Ihre Frau Mama —

Ja, ich wollte von Ihnen eben hören, ob auch dieſer noch das Vergnügen vorbehalten bleibt, Sie zu ſehen.

Ich hoffe —

Beſtimmen alſo können Sie es nicht?

Ihre Frau Mama iſt alt, ſie könnte ſterben —

Sie ſind ohne Zweifel noch älter und könnten früher zum Teufel gehen —

Was kann nicht Alles ſein, vorläufig ſagen Sie mir, wie Sie jetzt Ihrer Frau Mama gegenüber ſtehen —

Wie meinen Sie dies?

Nun, ob Sie in gutem Einverſtändniſſe leben, denn Unglück kettet aneinander —

Ich beſuche meine Mama ſelten —

Alſo noch das ehemalige Verhältniß.

Nur mit dem Unterſchiede, daß ich mit ihr in einem und demſelben Hauſe wohne, aber ich wollte hören, ob für meine Mama, die doch auch zu den darſtellenden Mitgliedern des Drama's gehört, die Kataſtrophe bereits gekommen iſt.

Noch nicht, wenngleich auch ſie ſchon von den herbſten Schickſalsſchlägen getroffen iſt, denn ſie hat eine gewiſſe Novelle hören, die Begegnung ihres Sohnes mit der Schickſalsbraut erfahren, außerdem noch erleben müſſen, daß ihr ſchönes Gut für ein Spottgeld verſchleudert worden; aber die eigentliche Kataſtrophe kommt mit der Ihren — die Familie Rautenberg wird zu gleicher Zeit zu Grunde gehen.

Ein abermaliger Schauder ergriff Guido er ſchob die Aermel in einander und fühlte das Bedürfniß, ſich zu erwärmen.

Wenn mir die Ehre Ihrer Gegenwart noch länger beſchieden ſein ſoll, ſagte er, ſo muß ich ſchon bitten, mir in dieſes Kaffeehaus zu folgen, wo wir am Dominotiſche ein Glas Glühwein zu uns nehmen könnten.

Ein Deutſcher.

Der Vorſchlag wurde angenommen, und die beiden Herren begaben ſich in eine nahe gelegene Conditorei, welche von vielen Gäſten angefüllt war.

Hier bildete der plötzliche Tod der Gräfin Beauregard das Tagesgeſpräch und gab zu den ſeltſamſten Vermuthungen Veranlaſſung.

Ebenſo beſchäftigte die Abſchiedsviſite des Kaiſers Maximilian die Anweſenden, man wußte bereits viele Anekdoten von ihm zu erzählen.

Die beiden Herren hatten an einem Tiſche Platz genommen, an welchem man eben von dem neuen Kaiſerthume ſprach.

So ſind doch dieſe Burſche einmal gebändigt, ſagte einer der Herren, es war hohe Zeit, daß Frankreich die Scharte auswetzte, welche ihm in Mexico zu Theil ward —

Und wahrlich Forey hat ſeinen Lohn dahin, miſchte ſich Guido mit halb ſpöttiſchem Lächeln in das Geſpräch.

Das iſt der alte Major, flüſterte Jemand, der ſich bei der Erſtürmung von Sebaſtopol ſo ausgezeichnet hat und doch penſionirt wurde, ich laſſe mich nicht gern mit ihm ein, er iſt ein boshafter alter Knabe.

Der Mann iſt weniger alt, als verwittert, meinte der Angeredete; doch hören wir, was er meint.

Was aber wird Frankreich davon haben, fuhr Guido fort, nachdem die erſte Bemerkung unbeantwortet blieb.

Frankreich wird nicht leer dabei ausgehen, Herr Major, verſetzte einer der Angeredeten.

Vorläufig iſt ein öſterreichiſcher Erzherzog zum Kaiſer gemacht —

Laſſen Sie das gut ſein, Victor Emanuel ward auch zum Könige von Italien gemacht und Frankreich erhielt Nizza und Savoyen, man hat nirgends umſonſt gearbeitet — Seine Majeſtät der Kaiſer wird überall für das Intereſſe Frankreichs bedacht ſein —

Seine Majeſtät hätte auch den Rhein genommen, meinte ein Anderer, hätte —

Deutſchland nicht mobil gemacht, fiel ein Zweiter lächelnd ein.

O, dieſes Deutſchland werden wir ſchon noch klein kriegen —

Klein, das heißt zerſtückelt genug iſt es, rief ein Dritter, aber jetzt ſcheint ſich bald eine Gelegenheit zu bieten, welche dem Kaiſer, Frankreich überhaupt, die Nothwendigkeit aufbürdet, dieſen Deutſchen ein wenig auf den Leib zu rücken —

Von welcher Gelegenheit ſprechen Sie, meine Herren, wenn ich fragen darf, nahm jetzt ein Herr das Wort, deſſen ſtattliche Geſtalt ſich dem Tiſche näherte, an welchem dieſes Geſpräch geführt wurde.

Der Fremde hatte ein ſo männlich ſchönes Geſicht mit großen blauen Augen, langem dunkelblondem Haar, Backen- und Knebelbart von gleicher Farbe, ſein ganzes Weſen machte den Eindruck der ſtrotzenden Kraft, er mochte ſich etwa in den Blüthejahren der erſten Dreißiger befinden.

Als Guido den neu Angekommenen ſchärfer ins Auge faßte, verfinſterte ſich ſein Antlitz, und eine unangenehme Empfindung

mochte sich seiner bemächtigt haben, während der kleine Mann, der neben ihm saß und dies bemerkt hatte, ein verschmitztes Lächeln zeigte.

Kennen Sie diesen Herrn? flüsterte er seinem Nachbar zu.

Der Teufel — er ist mir bekannt, ich muß ihn schon einmal gesehen haben, erinnere mich aber in diesem Augenblicke nicht, wo und wann —

So geht's mir auch, lächelte der Kleine.

Jedenfalls ist er trotz seines guten französischen Accents ein Deutscher.

Den Deutschen verleugnet er nicht, außerdem scheint er auch vornehm und reich zu sein, die schwere goldene Kette, seine elegante Kleidung, das Alles läßt schließen, daß man ihn in der Belegenheit um ein Darlehn bitten könnte, nicht wahr, Herr Major?

Wenn man mit ihm befreundet, ist, warum nicht?

O, wir werden seine Bekanntschaft machen, Herr Major, ohne Zweifel, meinte der Kleine mit Zuversicht, und sein verschmitztes Lächeln zeigte sich auf's Neue.

Der Fremde, der die Frage vorhin aufwarf, erhielt die Antwort, daß die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit nicht ohne Frankreichs Vermittelung werde gelöst werden —

O, glauben Sie das nicht, meine Herren, Deutschland wird diese Angelegenheit ganz allein ausfechten.

Sie meinen?

Es unterliegt keinem Zweifel — Preußen und Oesterreich haben es bereits durch den Winterfeldzug bewiesen, die Dänen haben das Danewerk geräumt, die Schlei ist längst überschritten, die Oesterreicher haben am 5. Februar ein siegreiches Gefecht bei Oeversee geliefert —

Sie scheinen mit dieser Aeußerung sagen zu wollen, daß für Frankreich nichts zu thun übrig bleibt —

Frankreich hat schon gethan —

Bis jetzt nichts —

Hat es doch zwischen Dänemark und Deutschland zu vermitteln versucht, dies ist ihm nicht gelungen, mithin ist seine Aufgabe erfüllt —

O, Sie sind von gewaltigem Irrthum befangen, mein Herr, Frankreichs Mission ist durchaus noch nicht zu Ende —

Ja, in so fern Sie annehmen daß Frankreich die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit zu seinen Gunsten ausbeuten will, und dies möchte es; natürlich strebt Frankreich danach noch einen Kleinstaat in Deutschland zu errichten, indem es den Herzog Friedrich von Augustenburg auf den Thron Schleswig-Holsteins setzen möchte — je mehr Deutschlands Körper zerstückelt, seine Glieder zerstreut, desto mehr heben sich Frankreichs Hoffnungen auf den Besitz des Rheines und möglichst auf den ganz Süddeutschlands. — Es liegt einmal in der Politik, wir wollen nicht sagen im Interesse der Franzosen, die Feinde Deutschlands zu sein — denn je mehr dieses erstarkt, desto geringer müssen sich ihre Ansprüche zeigen, aber geben Sie Acht, meine Herren, ich prophezeihe Ihnen, daß diese Schleswig-Holsteinische Verwickelung, so wenig dies auch im Augenblicke den Anschein hat, die Veranlassung zur Einigkeit und Einheit Deutschlands wird —

O ho, mein Herr, riefen insgesammt die Feinde des Vaterlandes, das darf nimmermehr geschehen, niemals wird es Frankreich dulden —

So lange Uneinigkeit in Deutschland herrscht, der deutsche Bund seine Interessen in Händen hat und die Zerrissenheit des Reiches fortwährt, nur so lange dürfte auch Frankreichs Macht sich geltend machen können, sobald aber die deutsche Nation aus ihrem Schlafe sich aufrüttelt, sich mit dem Schwerte in der Hand die Einigkeit erkämpft dasteht wie ein Mann, dann wird es zu einer Macht erstarken, vor welcher eine Welt erzittert, vergebens dürfte ein äußerer Feind vor die Marken des deutschen Landes ziehen, meine Herren, schon einmal hat es seine Nation vor fünfzig Jahren bewiesen, und es scheint, daß auch solche Epoche eintritt, da die Autorität des deutschen Bundes durch das Vorgehen Oesterreichs und Preußens verletzt — es scheint dies namentlich von der letztgenannten Macht auffallend und läßt durchaus annehmen, daß diese den Bund aus Deutschland verdrängen und sich selbst an seine Spitze stellen will — um so die zerstückelten Glieder zu einem gewaltigen Körper zu einen, tritt dieser Zeitpunkt ein, meine Herren, dann ist's um jeden Versuch, deutsche Interessen aus Egoismus zu beschädigen, geschehen, denn wenn Deutschland eins ist — ist es frei und stark.

Die Herren schwiegen eine geraume Zeit hindurch und blickten sich etwas verdutzt untereinander an.

Sie sind wohl ein Deutscher? nahm endlich einer von ihnen das Wort.

Ich bin ein Deutscher, meine Herren, aber was thut das — meine Behauptung halte ich für so sehr begründet, daß sie kein Fran-

zose, kein Feind meines Vaterlandes widerlegen kann —

O dem ist nicht so, mein Herr, rief Guido in polterndem Tone.

Bitte um Ihre Gegenmeinung, ich nehme den Kampf auf —

Wodurch wollen Sie zunächst feststellen, daß Preußen, dieses nur reactionaire Preußen den deutschen Bund verdrängen will, der ihm doch nur erwünscht sein kann — dieses Vorgehen mit Oesterreich allein will gar nichts sagen.

Durch dieses Vorgehen hat es zunächst die Ohnmacht des deutschen Bundes bewiesen, der die beiden Mächte in ihrem Vorhaben nicht beschränken konnte, Schleswig-Holstein wird sehr occupirt sein und die ungerechten Ansprüche des Prinzen von Augustenburg werden zurückgewiesen, wenngleich Frankreich diese sichtlich zu begünstigen scheint — Preußen aber duldet keinen neuen Kleinstaat —

O mein Herr, die Sache liegt ähnlich, aber doch noch ein wenig modificirt, rief Guido, ich will es Ihnen besser sagen, Preußen und Oesterreich werden Schleswig-Holstein erobern, das scheint mir auch außer Zweifel, erstere Macht aber bald die letztere herausdrängen und die Länder an sich reißen, natürlich verspürt Preußen Hegemoniegelüste, auch das ist nicht zu verkennen, aber nimmer wird Frankreich ein einiges Deutschland mit dieser Oberherrschaft dulden —

Wir sind beide keine Propheten, mein Herr, versetzte der Deutsche, der den Major jetzt fester in's Auge faßte, als wäre etwas ihm an demselben aufgefallen, können also nicht wissen, ob Preußen Oesterreich verdrängen wird, thut es dies aber, das heißt, gelingt es ihm, dann sprengt es zugleich den deutschen Bund, in welchem ja Oesterreich stets eine Hauptrolle gespielt hat, dann ist Deutschland sofort einig und Preußens Oberherrschaft gesichert —

Wenn es Frankreich duldet, fielen Alle zu gleicher Zeit ein.

Was wollte denn Frankreich hindern, Preußens Erhebung oder Oesterreichs Sturz? entgegnete der Deutsche, sicher aber wird es nicht zu Gunsten des Letzteren aufstehen, das schien wenigstens gegen die Politik des Kaisers Napoleon zu sprechen, der Oesterreich nicht sonderlich hold sein dürfte, das hat das Jahr 1859 bewiesen, eben so wenig vermag es Preußens Erhebung zu hindern, wenn es dies auch gern wollte, denn mit Preußen ist Deutschland, es muß mit ihm sein, wenn es nicht die Beute seiner Feinde werden will, nur an ihm hat es eine Stütze, nicht an Oesterreich mit seinem Sclaventhume und dem Concordat — geben Sie Acht, ich wiederhole Ihnen, noch wenige Jahre vergehen und Deutschland steht da wie ein Mann, einig, mächtig und stark, unter Preußens Oberherrschaft — der gegenwärtige Schleswig-Holsteinische Krieg ist der erste kräftige Riß in dem Deutschen Bunde — bald wird er gesprengt sein und vergebens werden es gewisse Mächte zu hindern suchen, wenn sie auch immer die Feinde des Vaterlandes bleiben.

Wie mögen Sie behaupten, daß Napoleon Oesterreich nicht hold ist, Sie sehen, daß er einen Prinzen dieses Landes zum Kaiser von Mexico macht?

Ein halbspöttisches Lächeln schwebte um den Mund des Deutschen.

Ich bedaure diesen Prinzen aufrichtig, sagte er.

Warum bedauern Sie ihn?

Weil er sich gewissermaßen zum Vasallen Frankreichs macht und in ein Land geht, das aller Cultur entbehrt, dessen Einwohner indianischer Abkunft, grausam, rachsüchtig, roh und sorglos, sich nicht so leicht in die monarchische Form einzwängen werden — Juarez hat noch Macht und Anhang, seine Guerillenbanden sind nur zerstreut, nicht besiegt, und hat die Union wieder die Oberhand über den rebellischen Süden, wie es den Anschein hat, gewonnen, dann, dann werden Juarez Schaaren an ihr eine kräftige Stütze haben, und wehe dem armen Kaiser Maximilian, wenn er der grausamen Rachsucht jener Barbaren anheimfällt — wenn er von französischen Truppen nicht geschützt ist — nein, meine Herren, dieser Thron Montezuma's ist morsch, ich beneide keinen Fürsten, der ihn besteigt —

Dieses Gespräch wurde durch die Ankunft eines anderen Herrn unterbrochen.

Soeben ist der zukünftige Kaiser von Mexico abgereist, sagte er, Kaiser Napoleon und die Kaiserin Eugenie haben ihr nach dem Bahnhof begleitet.

Also die Sache ist in Ordnung.

Vollkommen, denn die Bedingungen, die er an die Annahme seiner Krone geknüpft, sind in Mexico angenommen, und die Deputation befindet sich bereits unterwegs, ihn davon in Kenntniß zu setzen.

Sie wird natürlich vor April in Triest nicht eintreffen —

Gewiß nicht früher, die Reise ist weit — übrigens hat der Erzherzog Maximilian heute viele Fabriken und Maschinenbauan-

ſtalten in Augenſchein genommen, namentlich die des Herrn Decoque, bei welcher Gelegenheit er einem deutſchen Arbeiter, welcher ſo vortreffliche Locomotiven baut, die Ausſicht eröffnet hat, nach Mexico zu kommen.

Alſo gedenkt er dort Eiſenbahnen einzurichten?

Wiſſen Sie wohl, wer der deutſche Arbeiter geweſen, welchem der Erzherzog dieſe Ausſicht eröffnete? nahm jetzt der Begleiter Guido's das Wort.

Was kümmert dies uns? gab Einer zur Antwort.

O doch, meine Herren, dieſer Arbeiter hat hier ſoeben für Deutſchlands Erhebung und gegen die Feinde ſeines Vaterlandes geeifert.

Wie — der war ein Arbeiter? riefen viele Stimmen zugleich.

Mit Namen Franz Löſcher.

Alſo er war es, nahm Guido das Wort, während er ſich verfärbte, ha ich will ihm ſogleich nach, er hat ſoeben das Local verlaſſen.

Zu welchem Zweck? fragte der Kleine kurz.

Ich will — ich will — verſetzte Guido zähneknirſchend — und erhob ſich.

Geben Sie ſich keine Mühe, ehe Sie aus dem Local gelangen, iſt der junge Mann längſt aus Ihrem Bereiche, er geht ſchnell, Sie können kaum ein Bein bewegen —

Das iſt gleich, ich muß ihm folgen, giebt es ja doch Fiaker.

Wenn Sie durchaus ein Rencontre mit ihm wünſchen, ſo will ich Ihnen den Ort nennen, an welchem Sie ihn finden, aber was wollen Sie denn eigentlich von dem jungen Manne?

O ich will Rache nehmen —

Wofür denn?

Ich muß ſelber mit ihm ſprechen — vor allen Dingen wollte ich Auskunft über einen gewiſſen Punkt —

Und der wäre —

Er ſoll mir ſagen, was aus der Schickſalsbraut geworden?

Das kann auch ich, aber was geht Sie das an?

Wiſſen Sie nicht, wie ſehr ich dieſe liebe?

Sind Sie von Sinnen — Sie lieben das Mädchen, von dem Sie wiſſen, daß —

Iſt mir ganz gleichgiltig, unterbrach ihn Guido, ſo oder ſo, ich liebe ſie und will ſie beſitzen, mir ſind dergleichen Scheidewände lächerlich ich bebte niemals vor irgend einer Schranke zurück, ich durchbreche auch dieſe —

Ein ſchauervolles Lächeln ſchwebte um den Mund des Wüſtlings, welcher ſelbſt den kleinen Mann, der wohl nicht ſo leicht von irgend etwas Schrecklichem zurückbebte, mit Abſcheu erfüllte.

Ich muß geſtehen, ſagte er, Sie imponiren ſelbſt mir, Ihre Anſchauungsweiſe grenzt an das Unerhörte —

Mögen Sie davon halten, was Ihnen beliebt, über die Anſichten der Menſchen bin ich erhaben.

Alſo Sie ſtreben trotz Allem immer noch nach dem Beſitz der Schickſalsbraut, die doch? —

Warum ſollte ich nicht —

Bedenken Sie, ganz abgeſehen von Allem, denn nicht, daß Sie alt und verzeihen Sie, wohl auch ein wenig häßlich geworden?

Aelter iſt auch Jeannette geworden —

Aber man kann ſagen auch ſchöner.

Wo weilt ſie denn? fragte der Wüſtling, deſſen Blicke bei der letzten Mittheilung leuchteten.

Sie ſollen ſie ſehen, verſetzte der kleine Mann mit boshaftem Lächeln, aber vergeſſen Sie nicht, daß ihr Anblick Sie nur mit Qual erfüllen würde, mit ganz entſetzlicher Qual.

Wie wäre das möglich?

Ein Wüſtling, ein Mann wie Sie, einem verdorrten Baume gleich, empfindet Höllenſchmerzen beim Anblick blühender Schönheit, die er doch nicht die Seine nennen kann —

O nein, nein, rief Guido leidenſchaftlicher, ich kann, ich will, ich muß, zehn Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich ſie nicht ſah, oft dachte ich ihrer, jetzt aber iſt die Liebe zu ihr mit fürchterlichem Ungeſtüm erwacht, ſeit dem Augenblicke, wo dieſer Arbeiter, dieſer Franz vor mir ſtand, fühle ich, daß ſie die meine ſein muß — ich habe, gerade weil ich ihr aus den von ihnen genannten Gründen, Ihrer Anſicht nach, fern bleiben muß, mehr Anrechte auf ihren Beſitz, als der Proletarier —

Sie ſollen ſie ſehen, ſagte Frech, und ich will mich an ſeinen Qualen weiden, flüſterte er, wenn Sie aber von Beſitz ſprechen, dann dürften Sie von einem Irrthum befallen ſein —

Ich will mich nun einmal verheirathen —

Sie ſind ein Thor.

Jetzt ſtehe ich erſt in den Jahren männlicher Blüthe.

Wenn Sie von der Beſchaffenheit des Franz Löſcher wären, dann wohl — er, nur zwei Jahre jünger als Sie, ſteht Ihnen gegenüber, dem verdorrten Stamme, deſſen

Mark dahin, deſſen Aeſte der leiſeſte Wind zu brechen droht, wie ein ſtolzer, kraftvoller Baum mit üppigem Grün bekleidet, der Blüthen und Früchte treibt, aber —

Er iſt doch immer nur ein Arbeiter, ein erbärmlicher Proletarier, wollten Sie wohl noch hinzufügen?

Er hat ſein Leben und ſeine Zeit zu benutzen verſtanden, hätte ich geſagt, wenn Sie mich nicht unterbrochen — mit ihm war der Segen des Fleißes und der Tugend, Sie trifft der Fluch des Laſters und des Müßigganges —

Ich beſitze viertauſend Francs, die —

Sie wiſſen, auf welche Weiſe Ihnen dieſe elende Summe geworden, und wie tief müſſen Sie aus Ihren Himmeln geſtürzt ſein, Herr Baron, wenn Sie mit erbärmlichen viertauſend Francs, die Sie ſonſt, man möchte ſagen, ſo mancher Schönen als Handſchuhgeld hinwarfen, renommiren, welches nur für einen Monat ſeinen Zweck erfüllte.

Schwatzen Sie nicht, rief Guido mit verbiſſenem Grimm, viertauſend Francs ſind für mich nach wie vor ein Lumpengeld, ich nenne dieſe Summe nur im Vergleiche zu dem, was jener Proletarier beſitzen kann, ein Capital —

Dieſer Proletarier iſt ein ſehr wohlhabender Mann ſchon jetzt —

Trotz Cayenne? rief Guido höhniſch.

Zum Glück hat ihn Ihre Fürſprache bald genug von dort befreit.

O das eben verurſacht mir den meiſten Aerger, daß ich meinen Todfeind befreien mußte und — großer Gott — umſonſt!

Dieſer Löſcher beſitzt mindeſtens ein Capital von zwanzigtauſend Francs.

Unmöglich, dann hätte er ſtehlen müſſen.

Er dankt es einzig und allein dem Segen der Arbeit.

Zwanzigtauſend Francs erarbeitet? Das ſcheint mir eine Unmöglichkeit —

Wir Müſſiggänger begreifen das freilich nicht, lieber Major, verſetzte Frech lächelnd, und doch läßt ſich die Wahrheit nicht hinwegleugnen —

O Sie ſcheinen ſehr vertraut mit den Verhältniſſen jenes Proletariers zu ſein.

Ich muß es ſein — aus Gründen.

Nun, ich bin nicht neugierig und freue mich nur, daß mich dieſer Menſch nicht erkannt hat.

Dieſer Umſtand kann Ihnen durchaus nicht ſchmeichelhaft ſein, wenn Sie bedenken, daß Sie unkenntlich geworden, entſtellt von den Spuren Ihres Lebens, verkommen und in Folge von Ausſchweifung ſo gealtert haben, daß den ſechsunddreißigjährigen Mann Niemand in der Welt erkannt haben würde.

O Sie übertreiben, Sie entwerfen ein entſetzliches, verletzendes Gemälde von mir und nur Sie dürften der einzige ſein, dem ich ſolche Sprache geſtatte —

Weil Sie dies müſſen, lieber Baron, und ja auch wiſſen, daß keine meiner Bemerkungen, wie ſchroff dieſe auch klingen, im Grunde genommen böſe gemeint ſind, aber warum freuen Sie ſich, von Franz Löſcher nicht erkannt zu ſein?

Weil ich ihm bei der nächſten Begegnung fremd erſcheine, woran mir ſehr viel gelegen iſt, aber der Augenblick, in welchem ich mich ihm zu erkennen gebe, ſoll um ſo wirkſamer ſein —

Glauben Sie etwa, daß er ſo ſehr von Ihnen imponirt ſein wird?

Noch bin und bleibe ich der Major, Baron von Rautenberg, ſagte Guido mit Stolz.

Der blieben Sie freilich dann noch, wenn Sie den Bettelſtab führen würden, was Franz Löſcher indeſſen durchaus ſehr gleichgiltig berühren würde, er iſt ein unabhängiger Mann, der Ihnen in jeder Beziehung gewachſen iſt und den Baron, Major von Rautenberg durchaus nicht fürchtet.

Er bleibt aber ein Lump.

Sie erfuhren ſoeben, wie dieſer Lump ſich mit Ihnen in ein und derſelben Geſellſchaft bewegt, gleich Ihnen fein gekleidet iſt und in Betreff der Politik Deutſchlands und Preußens ein Urtheil abgegeben hat, deſſen er ſich mindeſtens nicht zu ſchämen hat, außerdem beſitzt er an Vermögen jetzt ſchon viel mehr als Sie, iſt jung, ein ſchöner Mann mit feinen Manieren, der die beſtimmte Ausſicht hat, ſogar reich zu werden —

Reich? fragte Guido mit verächtlichem Lächeln.

Warum zweifeln Sie?

Weil ein Proletarier niemals zum Reichthum gelangen kann —

Iſt es doch möglich, daß ein Edelmann zum Bettler wird, warum ſollte ein ehrlicher Arbeiter nicht reich werden können?

Sie ſcheinen dieſen erbärmlichen Menſchen in hohem Grade der Ehre Ihrer geneigten Protection zu würdigen.

Ich protegire Niemanden, aber ich bin gerecht — und ein reicher Mann wird dieſer Löſcher dennoch.

Woher dieſe unumſtößliche Gewißheit?

Weil Herr Decoque, ſein Fabrikherr, un-

vermählt ist, keine Kinder, ja keinen Verwandten hat und es demnächst nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, daß er den Mann, den Disponenten seiner Fabrik, der sein größtes Vertrauen besitzt, nicht nur achtet, sondern auch liebt, zum Universalerben einsetzt.

Ha, ha, lachte Guido höhnisch, dann wäre dieser Decoque nicht werth, daß ihn der Boden trägt.

Dieser trägt sogar Hyänen, die oft friedlich über ihn dahin wandeln, aber es wird Zeit, daß wir zu Tische gehen, wo speisen Sie?

Bei Corbien in der Rue Rivoli und Sie?

Sonst bei Chaffbruit im Elysée, heute werde ich mir die Ehre geben, mit Ihnen zu speisen.

Wird mir außerordentliches Vergnügen bereiten, also zu Tische, aber Sie geben mir zuvor Ihr Ehrenwort, mich mit Franz Löscher und der Schicksalsbraut zusammenzuführen?

Noch heute Abend —

Singt Jeannette oder Adele noch?

Schon seit sechs Jahren nicht mehr, sie hat sich genug erworben und lebt nun als Rentiere.

Also sie hat Vermögen? fragte Guido, während die beiden Herren das Local verließen.

Ein nicht unbedeutendes Vermögen.

Um so besser.

Sie scheinen trotz Allem ernste Absichten auf die Dame zu haben, die —

Trotz allem.

Wenn Sie sich selbst über gewisse unüberwindliche Schranken hinwegsetzen, sogar Ihr Frau Mama sich herabläßt, Ihren Schritt zu billigen, so dürfen Sie nicht vergessen, daß Ihnen von anderer Seite her Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Ich habe während meines ganzen Lebens nichts im Wege geduldet — Sie wissen das.

Wo es sich nur durch ein Duell bewerkstelligen ließ, war dies auch nicht schwer; in diesem Falle aber ist die Sache anders — wollen Sie sich durchaus vermählen, so könnte ich Ihnen einen viel praktischeren Rath geben.

Da wäre ich neugierig.

Haben Sie denn ganz die deutsche Bäuerin vergessen?

Ah — Sie denken an das einfältige Ding, an jene Marie Hoffmann?

Natürlich — das liegt ja so nahe, sagten sie doch einst, daß Sie es sich in den Kopf gesetzt hätten, diese Marie zu heirathen. — Es war am Abend des 4. December 1851, als wir zum letzten Mal über dieses Thema gesprochen — Sie haben freilich an jenem Tage wacker im Weinberge des Präsidenten gewirkt, scharf in Blut gearbeitet und ein wenig, oder sogar viel dazu getrunken, wußten aber doch Ihren Worten vollständigen Ausdruck und Zusammenhang zu geben — erinnern Sie sich vielleicht, was Sie gesprochen?

Das ist unmöglich, denn es sind nun, im Februar 1864 dreizehn Jahre und zwei Monate darüber vergangen.

Sie meinten damals, wenn Sie vierzig Jahre zählten, also das Alter erreicht hätten in welchem die Männer eigentlich erst heirathen müßten, wären Sie immer noch jung genug für Marie Hoffmann.

Ist das nicht so in der Ordnung?

Ganz natürlich, versetzte Frech mit spöttischem Lächeln, Sie meinten ferner, daß Sie sich herablassen wollten, diese durch eine Vermählung mit Ihnen, zur Baronesse zu erheben und nachdem Sie ihr Geld angebracht hätten, sie wieder ihrem Vater mit besten Dank zurückschicken zu wollen.

Ich hoffe, daß Sie auch diese Handlungsweise nur billigen können.

Vollkommen.

Ich will Ihnen bekennen, daß, als ich etwa vor drei Jahren, mein Gut verkauft und den Erlös bald darauf wieder verspielt hatte, bei dem alten Hoffmann brieflich um die Hand seiner Tochter angehalten habe — dieses Schreiben schmückte ich übrigens mit den heiligsten Betheuerungen innigster Liebe.

Glaube dies wohl, aber wie lautet die Antwort?

Nun wie denken Sie wohl?

Versteht sich von selbst müßte sich der alte Bauer sehr geschmeichelt gefühlt und Ihnen einen zusagenden Bescheid gegeben haben? spöttelte Frech.

Die Antwort lautete — abschlägig.

Das wagte der Tölpel?

Auf Ehre.

Nun versuchen Sie Ihr Heil noch einmal — Sie besitzen jetzt gerade etwas Geld, um standesgemäß aufzutreten.

Nein das verbietet mein Stolz — übrigens weiß ich nicht, ob die Kleine noch frei ist.

Ueberzeugen Sie sich davon.

Und dann?

Soll Ihnen die Hand des Mädchens werden, ich bürge dafür.

Wie wollten Sie sich dafür verbürgen?

Das ist mein Geheimniß, entgegnete der kleine Mann mit düsterm Lächeln. Sie wissen, ich gebe so leicht kein Versprechen, welches ich nicht erfüllen kann, setzte er mit düsterem Nachdruck hinzu.

Davon bin ich nur zu sehr überzeugt.

Sie werden sich also erkundigen?

Ich schreibe noch heute an meinen ehemaligen Verwalter, er wird darüber Auskunft geben können.

Sobald diese eingegangen und zusagend lautet, geben Sie mir Nachricht — das Uebrige ist dann meine Sache —

Und die Schicksalsbraut?

Müssen Sie aufgeben —

Sie zu lieben wird mir hoffentlich nicht verwehrt sein.

Die beiden Herren hatten die Restauration von Corbien in der Rue Rivoli erreicht, lassen wir sie dann speisen, um uns andern Ereignissen zuzuwenden.

Zittere Proletarier.

In einem der zahlreichen Kaffe-Salons auf den Boulevards erblicken wir am Abend desselben Tages, den jungen Deutschen, in welchem unser alter Freund, Franz Löscher bereits bezeichnet wurde und mit dem wir uns endlich einmal wieder persönlich beschäftigen wollen.

Den größten Theil seiner Erlebnisse haben wir bereits durch andere Personen unserer Erzählung kennen gelernt.

Wir haben gehört, daß er wirklich in Folge jenes von Jeannette erbetenen Schreibens von Guido an den Kriegs-Minister, nach zweijähriger Verbannung wieder Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren, wo er die in der Gefangenschaft entworfenen Zeichnungen sogleich verwerthen konnte.

Natürlich bemühte sich der rastlos thätige Franz sogleich um Arbeit und begab sich zunächst zu Herrn Decoque, wo er, wie wir wissen, schon früher beschäftigt gewesen war.

Der Fabrikherr aber war auf einer Reise nach Deutschland begriffen, und Franz's Bemühung war vergebens, aber so auch viele andere Gesuche um Beschäftigung.

Franz war aber niemals der Mann der Zögerung, er verließ Paris, um in London in einer der bedeutendsten Maschinenbau-Anstalten jene Stellung zu erhalten, von welcher wir schon bei Vater Hoffmann gehört hatten.

Zu Ende des Jahres Sechzig kehrte er wieder nach Paris zurück und trat mit größerer Sachkenntniß aufs Neue bei Herrn Decoque ein, welcher ihn mit Freuden aufnahm und ihn, wie wir gleichfalls schon erfuhren, zu seinem Disponenten ernannte.

In allen Affairen, bei jedem freudigen Ereigniß oder jeder Widerwärtigkeit, mit denen namentlich der fleißige und begabte Mann oft mehr zu kämpfen hat, als der elendeste Stümper, wenn dieser das sogenannte Glück lächelt, hatte Franz niemals seine arme alte Mutter vergessen, der er ja stets, wie wir wissen, die Früchte seines Fleißes, jene Liebesgaben gesandt, aber nicht nur diese allein, es waren auch die Betheuerungen in seinen Briefen enthalten, daß er seine Mutter als das höchste irdischer Güter betrachtete, welches er besitze und daß er immer noch seinem alten Wahlspruche treu geblieben jenem ernsten Worte: „Brod oder Tod!“

Am heutigen Abend also finden wir ihn in einem Café chantant neben einer Dame, in welcher wir einmal das ehemalige Barrikadenmädchen, die spätere Concertsängerin und wie wir von Frech gehört haben, die gegenwärtige Rentiere, Mademoiselle Jeannette Martin vor uns sehen.

Wir finden die Dame trotzdem sie bedeutend älter geworden, noch immer schön, ja schöner durch den geistvolleren Ausdruck, der ihre Züge belebt, wie durch die Eleganz, die ihre Manieren auszeichnet.

Moritz Martin, ihr Vater, war ein alter Mann geworden, Marcenr nach Amerika gegangen, und Jeannette führte ein stilles eingezogenes Leben in Gemeinschaft mit dem Vater.

Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung begegnete Franz eines Tages Jeannette auf der Straße, — das Wiedersehen war ein herzliches, und als er erfahren, daß er nur ihr seine Rettung verdanke, da gelobte er sich, ewig ihr Freund zu sein.

Was Franz gelobt, hatte er treulich gehalten, und kaum war er aus London zurückgekehrt, als er auch Jeannette wieder aufgesucht hatte.

Von diesem Tage ab hatte Franz Jeannette das Versprechen geben müssen, am Abend eines jeden Mittwoch in dem von ihr näher bezeichneten und an diesem Tage besuchten Café zu erscheinen, wo wir sie auch heute beisammen finden.

Keineswegs aber sollte dieses Verhältniß bisher das Maß des Freundschaftlichen übersteigen, trotzdem ihre Beziehungen zu einander eine ungemeine Vertraulichkeit angenommen.

Es versteht sich von selbst, daß Jeannette ihm mit allen wichtigen Ereignissen ihres Lebens, wie er sie mit den seinen auch bekannt gemacht hatte, nur einen Vorgang hatte sie ihm verschwiegen — einen Moment, es war die Scene, welche Frech an jenem Tage herbeigeführt hatte, als Guido während ihres apathischen Zustandes vor ihr gestanden.

Der Zufall führte das Gespräch auf den Baron.

Ich sah heute einen Mann sagte Franz, welcher dem Baron Rautenberg sehr ähnlich war, allein ich war meiner Sache zu ungewiß, denn der Genannte erschien mir unter Umständen die gegen meine Vermuthung sprachen.

Und hätte sich Ihre Vermuthung bestätigt, würden Sie sich ihm zu erkennen gegeben, ihm vielleicht gar Vorwürfe gemacht haben, daß er Sie nach Cayenne geschafft?

Das hätte ich nicht gethan, denn er hat seine Schuld gesühnt, indem er wieder meine Befreiung herbeigeführt.

Franz hatte an Jeannette eine plötzliche Umstimmung bemerkt und konnte die Ursache derselben sich nicht erklären.

Verzeihen Sie, sagte er, daß ich ein Thema berührte, welches Ihnen nur unerwünscht sein kann, die Erinnerung an die Veranlassung meiner Begnadigung.—

O glauben Sie nicht, daß diese Erinnerung mich traurig stimmt, ein Umstand ganz anderer Art macht mich traurig — aber sagen Sie, fuhr Jeannette mit lebhaftem Interesse fort, fanden Sie den erwähnten Herrn in seinem Aussehen sehr zurückgekommen?

Der Mann machte, auf mich, trotz der angewandten Toilettenkünste den Eindruck eines vor der Zeit gealterten Wüstlings, dessen Gesicht sehr deutlich an Guido von Rautenberg erinnerte, auch nannte man ihn „Herr Major."

Dann werden sie wohl auch den Baron wirklich gesehen haben, versetzte Jeannette mit einem leisen Seufzer.

Sahen Sie ihn denn seit jener Zeit nicht wieder?

Ich habe ihn nicht gesehen, desto mehr aber von ihm gehört.

Und — was spricht man?

Nur so viel sei Ihnen gesagt, daß wenn Ihnen ein Mensch verlebt und verwüstet mit einer Aehnlichkeit von dem Baron erschienen, es auch nur dieser gewesen sei, nur vergaß ich zu fragen, wie dieser gekleidet war?

Durchaus elegant.

Dann muß ich wieder zweifeln?

Sollte der Baron auch in seinem Vermögen reducirt sein? fragte Franz erstaunt, und zwar so weit, daß er nicht mehr vermöchte sich standesgemäß zu kleiden?

Mir wurde erzählt, daß man ihn in höchst dürftigem Anzuge gesehen habe, er sollte in seiner äußeren Erscheinung an einen Bettler erinnert haben.

In diesem Augenblick traten zwei Herren in den Salon, welche, von Franz und Jeannette, da diese sich sehr fern vom Eingange placirt hatten, und der Salon ziemlich stark gefüllt war, nicht bemerkt werden konnten.

Die Angekommenen nahmen an einem Tische, welcher der Thür zunächst stand, Platz.

Sieh dort hin, flüsterte in diesem Augenblicke ein Herr in der Nähe, einem neben ihm Sitzenden zu, indem er auf einen der Angekommenen deutete.

Nun ich sehe nur zwei Herren, meinte der Angeredete.

Betrachte Dir den Größeren von beiden genauer — erkennst Du ihn nicht?

Er hat allerdings eine Aehnlichkeit mit einer mir bekannten Person, mit welcher wir oft bei Corbien an einem Tische gespielt haben.

Er hat nicht nur eine Aehnlichkeit — er ist derselbe.

Wie der alte Major, der stets so viel von Sebastopol erzählte und dabei gewaltig renomirte?

Ganz recht, der Kerl hat sich nun wieder einmal in Stand gesetzt, indem er sich durch eine Tour von Henry und durch dessen Barttinktur verjüngte.

Er muß irgendwie wieder einen glücklichen Coup gemacht haben, vielleicht einen reichen Provinzialen am Spieltische geplündert, oder es ging in Folge eines an eine hochgestellte Persönlichkeit gerichteten Schreibens eine artige Summe ein.

Es muß so etwas wohl vorgekommen sein, denn sieh nur er bezahlt dem Kellner mit Gold.

Uebrigens schuldet er mir noch immer jenes Fünffrankenstück, welches ich ihm einmal bei Corbien geborgt habe, damit er die Zeche zahlen konnte — seit jener Zeit sah man ihn dort nicht wieder.

Er wird während dessen bei Fonrobert gespeist haben, wo das Diner nur zehn Sous kostet, versetzte lächelnd der Andere, morgen werden wir ihn vielleicht wieder bei Corbien sehen.

Dies wäre wohl schon heute der Fall ge-

weſen, wenn wir nicht zufällig anderswo geſpeiſt hätten.

Wie alt ſchätzeſt Du dieſen Menſchen?

Etwa fünfzig Jahre, heute erſcheint er ein wenig jünger.

Er iſt nicht älter als Du —

Wie — alſo ein Sechsunddreißiger? unmöglich!

Und doch iſt es, wenigſtens ſagt er ſo, aber der Kerl hat in einer Weiſe gelebt, die dieſes vorzeitige Alter vollſtändig rechtfertigt, er ſoll ein ungeheures Vermögen, meiſtens verſpielt und durch koſtbare Geſchenke an die ſchöne Welt vergeudet haben, er war übrigens äußerſt gewandt, ein vortrefflicher Schütze und eben ſo ausgezeichneter Schläger, er ſoll unter Andern auch den General im Duell erſchoſſen — nun ſein Name iſt mir augenblicklich entfallen, was thut das aber?

Wir haben aus dieſem Geſpräch erfahren wer die beiden Angekommenen waren und wie man den Einen derſelben, Guido von Rautenberg beurtheilte, begeben wir uns nun zu ihm.

Sie hofften ganz gewiß den Proletarier in Geſellſchaft der Schickſalsbraut hier zu treffen, ſagte der Baron und nun ſind wir vergebens in dieſem langweiligen Salon, dergleichen Lokale habe ich früher kaum mit einem Blicke beachtet —

Man muß im Leben Alles kennen lernen, Herr Baron und Gott weiß, was Ihnen noch übrig bleibt — aber haben Sie ſich denn ſchon nach den Betreffenden umgeſchaut.

Ueberall —

Und Sie haben Sie nicht entdeckt?

An keinem Punkte.

O, dann haben Ihre Augen ſehr gelitten — ſehen Sie nur dorthin, ganz im Hintergrunde, rechts, unweit des Orcheſters.

Jeannette Martin — nicht wahr, Herr Baron, die Zeit hat ſie verſchönert.

O, ſie iſt bezaubernd geworden.

Entdecken Sie denn keine Aehnlichkeit an ihr?

Ich wüßte nicht —

O, Sie wollen nur nicht ſehen, die Aehnlichkeit iſt ſo auffallend, daß ſie nicht einen Augenblick verkannt werden kann —

Und dieſem Proletarier ſollte dieſes ſchöne Mädchen beſchieden ſein?

Ich weiß es nicht, kann Ihnen aber gleichgiltig ſein.

Nun, es iſt Ehrenſache, dieſe Verbindung zu hindern, rief Guido lebhaft, iſt es ſo, wie Sie behaupten, ja mir ſogar bewieſen haben wollen, dann iſt es hier meine Pflicht es zu hintertreiben — ich will ſogleich damit den Anfang machen.

Als er ſich mit Haſtigkeit von ſeinem Platze erhob, zog ihn Frech in ziemlich unſanfter Weiſe zurück.

Um Gottes Willen, was wollen Sie thun? rief er mit unterdrückter Stimme.

Den Proletarier aus dem Saale entfernen und Jeannette nach Hauſe führen.

O, machen Sie kein Aufſehen, was nur Ihre Entfernung aus dem Saale zur Folge haben würde; warten Sie das Ende ab, Sie mögen dann thun, was Ihnen beliebt, ich werde mich übrigens von Ihnen trennen, denn ich habe das Meine gethan.

Sie wollen gehen?

Ich muß.

Bleiben Sie, bis das Concert zu Ende.

Ich muß einen wichtigen Beſuch machen, der keinen längeren Aufſchub erduldet —

Etwa zu meiner Frau Mama?

Nein, dieſe werde ich erſt beſuchen, wenn ich die Zeit gekommen glaube, wo ich ihr die Geſchichte meines Lebens erzählen kann.

Und hoffen Sie, daß ſie dieſe ſo intreſſiren möchte? fragte Guido mit einem Anfluge von Ironie.

Ich hoffe nicht mehr, wo ich ſchon Ueberzeugung gewonnen habe, — ich gehe und dürfte auch Ihnen rathen, ſich ſo bald als möglich nach Hauſe zu begeben.

Aus welchem Grunde wird mir dieſer Rath?

Aus Beſorgniß für Ihren leidenden Körper —

O, laſſen Sie das ganz allein meine eigene Sorge ſein, ſagte Guido, während Frech ſich entfernte.

Während deſſen hatten auch Franz und Jeannette ſich lebhaft unterhalten und dieſer ihr auch endlich mitgetheilt, daß er im Auftrage ſeines Herren eine Reiſe nach Amerika übernehmen müſſe, welche er ſchon in den nächſten Tagen antreten werde.

Sie werden dann wohl Paris ſo bald nicht wiederſehen, ſagte Jeannette.

O mein Aufenthalt in Amerika dürfte nur von kurzer Dauer ſein.

Würde eine Freundin, die an Allem, was Sie betrifft, unendliches Intereſſe nimmt, den Zweck dieſer Reiſe wohl erfahren dürfen?

Es handelt ſich darum, die Feldeiſenbahnen in Augenſchein zu nehmen, welche die Generale der Union errichten laſſen, um ihre Truppen leichter und ſchneller zu befördern.

Franz hatte kaum dieſe Erklärung gege-

ben, als ſich Jeannettens Antlitz mit Leichenbläſſe bedeckte.

O Gott — was iſt das! preßte ſie hervor.

Fühlen Sie ſich nicht wohl?

Sehen Sie dort den Herrn —

Wo denn?

O dem Himmel ſei Dank, er hat ſich entfernt.

Wer hat Sie denn nun ſo erſchreckt?

Ach laſſen Sie ihn. Er iſt fort und ich bin ruhiger.

Sie bedürfen der Ruhe, Mademoiſelle, Sie ſind ſehr aufgeregt und ich kann Ihnen nur rathen, ſich nach Hauſe zu begeben.

Noch einige Augenblicke, dann bin ich bereit —

Bald darauf verließen Franz und Jeannette den Saal; Letztere beſtieg einen Fiaker und fuhr davon.

Franz ging gedankenvoll und langſamen Schrittes weiter, ohne beachtet zu haben, daß ihm Jemand in kurzer Entfernung folge.

Kaum hatte Franz ſeine Wohnung erreicht, als es leiſe an die Thür pochte, — er öffnete und zu ſeinem Staunen ſah er den Herrn eintreten, welchen er am heutigen Vormittag in der Conditorei getroffen hatte.

Der Fremde trat in ziemlich frecher Weiſe ein und nahm auf einem Stuhl Platz, noch ehe ihm dieſer angeboten war.

Franz betrachtete den Angekommenen und ſeine Ungenirtheit mit großen Augen und ärgerlichem Befremden.

Man pflegt in der Regel, wenn man in ein fremdes Zimmer tritt, die Aufforderung, ſich zu ſetzen, abzuwarten, ſagte er ſehr energiſch.

Aber nicht bei Leuten Ihres Standes, verſetzte der Angekommene in ſehr geringſchätzender Weiſe.

Sind Sie von Sinnen, mein Herr? nur dieſe Frage kann ich an Sie richten; denn Ihr Benehmen iſt ſo frech, ſo unverſchämt und doch ſo unſinnig zugleich, daß ſie völlig gerechtfertigt iſt, aber wer ſind Sie denn?

Erkennen Sie mich nicht?

Ich muß geſtehen, daß ich nicht die Ehre habe, ich ſah Sie heute Vormittag, Ihre Züge erinnern mich allerdings an einen gewiſſen Herrn —

Ohne Zweifel an den Baron Guido von Rautenberg.

Ja, nur ſcheint es mir klar, daß dieſer noch nicht dasjenige Alter erreicht haben kann, in welchem Sie bereits ſtehen.

Ich bin der Baron von Rautenberg, kaiſerlicher Major, haben Sie mich nun verſtanden? verſetzte dieſer in anmaßendem Tone; was Ihre abgeſchmackte Bemerkung betrifft, daß ich Ihnen älter erſcheine, ſo zeugt dieſe nur hier einen hohen Grad von Gedächtnißſchwäche, ich habe den Proletarier Löſcher auf den erſten Blick wieder erkannt.

Franz fuhr zuſammen, als hätte ihn eine Viper geſtochen, heftige Wuth ſtieg in ihm auf, bald aber bekämpfte er ſeine Aufwallung eine edle Verachtung trat an die Stelle des Zornes.

Sie alſo, ſagte er mit Ironie, ſind jener Baron Rautenberg —

Der Sie im Dezember 51 Sie von der Ihnen bereits zugedachten Kugel verſchonte —

Um mich nach Cayenne zu befördern —

Von wo Sie durch die Protection deſſelben Barons entlaſſen wurden —

Sind Sie vielleicht gekommen, um ſich für dieſe ſogenannte Protection, deren Veranlaſſung mir übrigens bekannt iſt, eine Belohnung zu erbitten um dadurch zugleich einen Vorwand für ein etwaiges Unterſtützungsgeſuch zu haben?

Ha, welche ruchloſe Frechheit!

Sie ſteht mit Ihrem Betragen in vollendetem Einklange, Sie hätten ſogar verdient, ſofort aus dem Zimmer gewieſen zu werden.

Von Ihnen?

Gewiß, denn ich bin in dieſen Räumen Herr, der das Recht hat, jeden frechen Gaſt daraus zu entfernen.

O, Sie hätten es nur wagen ſollen, es würde Ihnen dieſer Schritt das Leben gekoſtet haben.

Ich habe es aber nicht gethan, eben in der Hoffnung mich auf edlere Weiſe, durch die Gewährung einer etwa von Ihnen verlangten Unterſtützung, rächen zu können, denn offen geſtanden, erſcheinen Sie einer ſolchen dringend bedürftig.

Menſch—was läßt Sie darauf ſchließen? rief Guido zähneknirſchend.

Alles, was ich von Ihnen gehört habe, außerdem würde mich dies durchaus nicht befremden, mein lieber Herr Baron, denn wir ſtehen uns nicht zum erſten Mal gegenüber; Sie werden ſich erinnern, was ich Ihnen einſt ſagte.

Ich erinnere mich nur, daß Sie immer der anmaßende Arbeiter geweſen, der Sie noch heute ſind.

Und ich finde, daß Sie Ihre Verkommenheit durchaus nicht gedemüthigt hat, ich ſehe

gleichfalls noch den ehemaligen unverschämten Landjunker vor mir, freilich vor der Zeit gealtert und körperlich zerrüttet; aber Sie wissen, mir war die Zeit stets edel, die Jahrehaben darin nichts geändert,und darum werden Sie es begreiflich finden, wenn ich diese für zu kostbar halte, um sie unnütz in einem Gespräch mit Ihnen zu vergeuden — wenn sie also nicht gekommen sind, eine Unterstützung zu erbitten, was könnten Sie denn sonst verlangen?

O Sie sind ein ganz erbärmlicher Proletarier, den ein Edelmann ob solcher Bedingungen auf der Stelle niederschießen müßte, da ich aber keine Lust verspüre mich mit Ihnen überhaupt einzulassen, so will ich Ihnen kurz sagen, daß ich gekommen bin, Ihnen den ferneren Umgang mit Mademoiselle Jeannette Martin zu untersagen —

Mein Herr, Sie sind ein Narr!

Hüte Dich, Proletarier, daß mein Zorn Dich nicht zum zweitenmal schrecklicher als das erstemal ereile.

Ich habe keine Ursache, mich zu hüten, höchstens vor dem Umgange mit Ihnen — ich fordere Sie übrigens auf, sogleich dieses Zimmer zu verlassen.

Arbeiter, Sträfling aus Cayenne, das Alles sollst Du mir nicht umsonst gesagt haben, rief Guido empört, bitte mindestens um Verzeihung!

Entfernen Sie sich, oder ich brauche Gewalt!

Ich werde gehen, zuvor aber das Versprechen, Jeannette Martin zu meiden.

Dieses werde ich nicht geben, am allerwenigsten Ihnen, und mit welchem Rechte fordern Sie ein solches?

Mit dem Rechte des Stärkeren —

Diese Antwort erzwingt mir nur ein verächtliches Lächeln.

Ich könnte noch ein andres Recht geltend machen, aber ich trotze auf das Ihnen angegebene; dies muß und soll dem Proletarier genügen, glauben Sie etwa, daß ich nicht mehr Macht genug besitze, Sie in Ihre Schranken zu weisen?

Ich halte Sie für das, was Sie gewesen, für einen Tagedieb nach wie vor, nur hat sich diesem noch der herabgekommene Junker beigesellt, der in den Augen der Welt eine erbärmliche Null ist und nur höchstens dann ihre Theilnahme verdiente, wenn er in den Grenzen der Bescheidenheit bleibt, überschreitet er aber diese, dann wird er nicht nur bemitleidet, sondern auch verachtet — Sie hören meine Ansicht, und wir haben jetzt nichts mit einander zu schaffen.

Hoho, rief Guido mit vor Wuth überreizter Stimme: wir werden uns sprechen, Bursche, diese Beleidigung eines französischen Majors wird fürchterliche Rache nach sich ziehen.

Das mag Alles sein, Herr französischer Major, vielleicht drohen Sie damit noch ein andermal, für heute habe ich in der That keine Lust mehr, davon zu hören, und nun Adieu!

Mit einer leichten Verbeugung begab sich Franz in ein Nebengemach — und der Major sah sich mit seiner Wuth allein.

Einige Minuten stand der ob dieser geringschätzigen Abfertigung von einem Proletarier beleidigte Baron verblüfft und unschlüssig, endlich verließ er mit einem „Zittere Proletarier das Gemach.

Der Entsagungsakt.

Es war am 9. April des Jahres 1864, als auf dem sonst so stillen Schlosse Miramare ein lebhaftes Treiben herrschte.

Am nächsten Tage, dem 10. April wurde die Deputation erwartet, welche dem Erzherzog Maximilian die Anzeige machen sollte daß das Volk von Mexico ihn zu seinem Kaiser erwählt habe.

Diese officielle Anzeige war nur noch eine Form, in Wahrheit war alles, wie wir bereits wissen, eine ausgemachte Sache, denn Erzherzog Maximilian hatte schon den Tag der Abreise in das neue Kaiserreich bestimmt —

Am 14. April wollte man die geliebte Heimath verlassen, und schon am neunten war Kaiser Franz Joseph, in Begleitung der Minister Rechberg und Schmerling und der drei Vicehofkanzler, da der Kanzler selbst theils durch Krankheit verhindert theils von Wien abwesend war, in Miramar eingetroffen, um noch einen ernsten Staatsakt zu vollziehen, welcher mit diesem Abschied verbunden war —

Es handelte sich um die Entsagung aller Ansprüche auf die Krone Oesterreichs von Seiten des Erzherzogs Maximilian.

In der Umgebung des Kaisers befanden sich außer den Erwähnten noch die Erzherzöge Karl Ludwig und Ludwig Victor, sowie der Oberhofmarschall, Graf Kunstein.

Um halb neun Uhr Morgens wurde der Monarch von einer zahlreichen Menschenmenge empfangen, welche sich zu diesem Zwecke in Miramare eingefunden hatten.

Erzherzog Maximilian, in der Uniform eines Obercommandanten der österreichischen

Marine mit allen seinen Orden decorirt, war in Begleitung des Oberhofmeisters Grafen Franz Zichy, welcher eine prachtvolle Magnatenuniform trug, und des übrigen Gefolges erschienen, um den kaiserlichen Bruder zu begrüßen.

Sämmtliche Hausofficiere des Erzherzogs Diener und Lakaien waren gleichfalls in voller Paradeuniform.

Die Fregatte „Novara," das französische Kriegsschiff "Themis" und die Yacht „Fantasie" hatten sich im Hafen gleichfalls im festlichen Flaggenschmucke prangend, im Halbkreise aufgestellt.

Die Matrosen hingen in den Raen, während die Schiffsmannschaft auf dem Deck und die Kanoniere bei den Geschützen standen.

Die Kanonen ließen ihre donnernden Salutschüsse, im Gemisch mit den jubelnden Lebehochs der Menge ertönen, als der Kaiser ausstieg und von seinem Bruder Maximilian, entblößten Hauptes auf dem Perron mit inniger Umarmung und herzlichem Kuß empfangen wurde — dann begab sich der festliche Zug in das Schloß.

Es ist zehn Uhr Vormittags — in einem Gemache befinden sich Kaiser Franz Joseph, die Prinzen und die Vicekanzler des Reiches.

Tiefer Ernst drückte sich in Aller Zügen aus, denn der Augenblick war ein höch bedeutungsvoller.

Der Erzherzog hatte so eben, wenn auch nicht ohne Sträuben den Erbrechten auf die Kaiserkrone Oesterreichs feierlich entsagt.

Jetzt legte einer der Kanzler dem Erzherzog ein Blatt vor — seine Blicke gleiten kaum über dasselbe — er kennt ja den Inhalt — hastig aber greift er nach der dargereichten Feder — die Entsagungsakte waren unterzeichnet, ein tiefer Seufzer folgte — dann trat Schweigen ein.

Die Kanzler verließen das Gemach, die Familienmitglieder blieben allein —

So ist es denn geschehen, nahm Maximilian nach längerer Pause mit dumpfer Stimme das Wort.

Es muß so sein, mein Bruder, sagte der Kaiser.

Und es ist ein Act vollzogen, über dessen Ausführung ich unschlüssig war, und nur die Gewißheit des Besitzes einer neuen Kaiserkrone haben mich endlich zur Entsagung der angestammten bestimmt — handelt es sich doch nicht um mich allein, wäre dies der Fall, ohne Zögern, ohne Schwanken hätte ich, freilich zu Gunsten eines andern Gliedes unseres Geschlechts entsagt, aber die Folgen treffen meine Nachkommen, und sie eben sind, so hoffe ich mindestens, berufen, die Krone Mexico's mit derselben Gewissenhaftigkeit, derselben Liebe für das Volk zu tragen, als wäre diese die, welche von Gottes Gnaden dem Hause Habsburg überkommen.

O diese Krone von Mexico! rief Kaiser Franz Joseph in wehmüthigem Tone.

Nun, mein Bruder, welche Ursache zur Wehmuth?

Ich wünschte, sie hätte nie Dein Haupt geschmückt, denn ein Land zu regieren, welchem jede Cultur fern geblieben —

Ich halte es für meine schönste Mission, unterbrach Maximilian seinen Bruder, die Cultur hinüberzutragen.

Dein edles, schönes Streben wird vergebens sein.

Vergebens?

Wo hunderte von Parteien Zwietracht säen, wo die wildeste Anarchie ihr Wesen treibt, wo Indianerblut die Adern füllt, da, mein Bruder, wird es schwer sein, den Segen Deiner Herrschaft Früchte tragen zu sehen — doch Du hast gewählt gegen den Wunsch der Deinen — der Würfel ist gefallen, was geschehen, ist nicht rückgängig zu machen — und somit möchte ich Dein Herz, so voll Begeisterung für Deine neue Mission nicht durch Besorgniß erregende Betrachtungen trüben, will der Himmel Deine Bestrebungen nicht segnen, so bleibt Dir die Entsagung — immer.

Niemals werde ich entsagen, rief Maximilian lebhaft.

Mein Bruder, es könnten Stunden kommen, in denen die Verzweiflung —

Dann würde ich sterben — untergehen — entsagen aber — niemals.

Mein Bruder — Du bist in Mexico, bedenke das, dort schlägt das Herz der Menschen wilder, leichter erzeugt das rascher strömende Blut grausame Rachegedanken im Hirne Deiner Feinde.

Sie sind Christen.

O ein großer Theil jener Einwohner verehren das Kreuz nur dem Scheine nach, im Innern hängen sie noch den Satzungen ihrer Heidenväter an — o glaub es mir, sie kennen kein Gefühl — kein Mitleid.

Des Mitleids, mein Bruder, werde ich nicht bedürfen, sagte er hochherzig, indem er sich stolz emporrichtete.

Verzeihe, mein Bruder, aber Niemand auf Erden, und wenn er noch so hoch gestellt kann hoffen, nie des Mitleids edler Menschen zu bedürfen —

Mich hat das Volk gewählt, rief Maximilian mit tiefem Ernst, wer will es wagen, gegen mich zu sein, mir Stunden zu bereiten die mir Noth und Kummer schaffen?

O denke an den wilden Juarez,
Ist er nicht besiegt?
Ich fürchte — nicht.

Sie, wird mein Schwert den Widersacher zwingen, nein, mein Bruder, ich bin mit Dir demselben Stamm entsprossen, und Söhne dieses Stammes zittern und fürchten nicht — es ist Gottes Wille, der mich über den Ocean sendet, ihm will ich mich in Demuth fügen und bevor ich hinüberschiffe nach dem mexicanischen Gestade, soll mir der heilige Vater in Rom seinen Segen geben, mir und meiner geliebten Charlotte, die hoffnungsvoll und freudig gleich mir das neue Asyl grüßt.

So sei es denn, sagte Kaiser Franz Joseph, ziehet hin, im Namen Gottes in die neue Heimath, die Ihr Euch selbst erwählt, unsere Segnungen werden Euch folgen.

Bald darauf wurde ein Dejeuner eingenommen, und nach einem herzlichen, ja thränenvollen Abschied, trennte sich der Kaiser von seinem Bruder und dessen Gemahlin.

Es war 1 Uhr, als er mit seinem Gefolge die Rückfahrt antrat.

Die Kanonen donnerten und mit ihnen jubelte die Menge in derselben Weise, wie sie ihren Kaiser begrüßt hatte.

Am Tage darauf, am 10. April, wurde im Schlosse Miramare die mexicanische Deputation empfangen.

Bei dieser Gelegenheit war Erzherzog Maximilian in die Uniform eines österreichischen Vice-Admirals gekleidet mit dem großen Bande und Stern des Mexicanischen St. Maria de Guadelupe-Ordens.

Der Wortführer der Deputation, Don Gubierez de Estrada, hielt eine lange Anrede in französischer Sprache.

Aus der Antwort des Erzherzogs, die in spanischer Sprache erfolgte, wollen wir nur die Schlußsätze hervorheben, welche lauten, wie folgt:

„Wir werden, ich hoffe es zuversichtlich, beweisen, daß eine wohl verstandene Freiheit trefflich vereinbar ist mit der Herrschaft der Ordnung. Ich werde die Eine zu achten und der Andern Achtung zu verschaffen wissen.

Mit nicht minderer Kraft werde ich die Fahne der Unabhängigkeit hochhalten, dieses Symbol der künftigen Größe. Ich nehme die Hilfe jedes Mexicaners, der sein Vaterland liebt, in Anspruch, um mir bei der Erfüllung meiner schönen aber schwierigen Aufgabe beizustehen. Die Einigkeit wird uns stark machen, uns Gedeihen und Frieden geben.

Meine Regierung, Ich wiederhole es, wird die Dankbarkeit nie vergessen, die sie dem erlauchten Fürsten duldet, dessen freundschaftliche Unterstützung die Wiedergeburt unseres schönen Landes ermöglicht hat.

Ich schicke mich an, nach meiner neuen Heimath über Rom zu reisen, um dort aus den Händen des heiligen Vaters seinen Segen zu empfangen, der so werthvoll ist für jeden Regenten, der doppelt wichtig für mich der ich berufen bin, ein neues Reich zu gründen."

Nachdem Don Gubierez hierauf noch einige Worte erwidert hatte, leistete der neue Kaiser einen feierlichen Eid auf das Evangelium, nach seinem besten Wissen und Gewissen dazu beizutragen, sein Volk zu beglücken, um die Freiheit und Selbstständigkeit des Landes zu schützen.

Jetzt legte auch Don Gubierez im Namen Mexicos den Schwur der Unterthanentreue ab, nach welchem Akte der Kaiser sich ihm langsam nahte und ihn zweimal küßte.

Hierauf entfernte er das Großkreuz seines Ordens von der eigenen Brust und heftete es an die des Abgesandten.

Hier ruht es an einer würdigen Stelle, sagte er in feierlichem Tone, denn ich bin überzeugt, daß in dieser Brust die Liebe zum Vaterlande wohnt, welche sich auch auf den übertragen wird, der es fortan beherrschen soll.

Jetzt ging die Vereidigung einiger neu ernannter Würdeträger, Gubierez, Aranguez, Hilldago, Velasquez und General Woll u. s. w. von statten.

Diese feierlichen Akte fanden ihren Beschluß in einem Hochamte.—

Noch an demselben Tage erhielt Doctor Perenta, der Bürgermeister von Triest von dem neuen Kaiser das Commandeurkreuz des Guadelupe-Ordens nebst einem herzlichen Abschiedsschreiben.

Auch die Stadt Triest sollte nicht vergessen bleiben, denn ihr machte Maximilian ein Geschenk von 20,000 Gulden, mit dem Bemerken, daß die jährlichen Zinsen dieses Capitals an jedem Weihnachtsfeste den Armen der Stadt verabreicht werden sollen.

In den Nachmittagsstunden des 10. April traf ein Telegramm vom Kaiser Napoleon auf Miramare ein, welches folgenden Abschiedsgruß enthielt:

Das Beil.

Tiefes Schweigen herrſchte — der Weſtwind hatte ſich gelegt — und nur das Geſumme jener kleinen zahlloſen Geſchöpfe, welche unaufhaltſam, raſtlos die Beſchäftigung vollbringen, welche die Natur ihnen angewieſen hat, unterbricht das Schweigen der Nacht.

Kein Wölkchen zeigt ſich, rein in tiefer Azurbläue ſtrahlt der Himmel, welchen die Schaar jener Millionen glänzender Punkte, wie einen ſilberbeſtickten Teppich erſcheinen laſſen, der ſich über die Erde breitet.

Die Sterne verbreiten ein ſanftes, klares Licht, während die Strahlen des Mondes über die Landſchaft zittern, welche bald himmelhohe Berge, bald wieder tiefe Schluchten zeigt.

Die Atmoſphäre, welche ſo rein war, daß man die Hornißen zu erkennen vermochte, welche ſummend, in ſchwerem Fluge um die Zweige der Bäume ſich bewegten, empfing die bläulichen Reflexe, die zu ihr zu dringen ſchienen.

Dem 6. Juli 1864 folgte einer jener mexicaniſchen Sommernächte, von welcher wir unter unſerem nordiſchen Himmelsſtrich keine Ahnung haben, welche die Seele in ſo ſüße, melancholiſche Träumerei verſetzen.

In jener Nacht ſehen wir zwei Männer aus einem Bambusgehölz zum Vorſchein kommen; ſie ſteigen einen ſchmalen Gebirgspfad hinan und befinden ſich bald wieder auf einem Wege, der in unterbrochener Abſtufung zu einem Thale in der Nähe von San Luis de Potoſie führt.

Hier iſt es, durch die zu beiden Seiten ſich hoch emporhebenden bewaldeten Felſenketten ſo dunkel, daß man unmöglich die Züge der beiden nächtlichen Wanderer, welche ſchweigend längs des reißenden, brauſenden Gebirgsbaches hingehen, erkennen kann — Endlich machen ſie Halt.

Iſt hier der Ort? fragt der Eine in ſpaniſcher Sprache.

So meine ich, verſetzte der Andere.

Und er wollte beſtimmte Nachricht bringen?

So hatte er wenigſtens verſichert.

So laß uns Licht machen, daß er uns ſehe.

Bald loderte eine Fackel, und wir können die beiden Geſtalten betrachten. Der Eine hoch gewachſen, von kupferbrauner Farbe mit dunkeln, glänzenden Augen, ſchwarzem langen Haar und eigenthümlich phantaſtiſcher Kleidung verrieth den Indianer, während der andere, ein Weißer mit ſchwarzem, wilden Barte, von mittlerer Größe unzweifelhaft den Europäer erkennen ließ.

Die beiden Männer ſetzten ſich auf einen Steinbeck und verſanken, während ſie auf die lodernde Flamme der in den Boden geſteckten Fackel ſtierten, eine geraume Zeit in Schweigen.

Wir haben noch hinzuzufügen daß die Kleidung des Europäers in einer alten fadenſcheinigen Uniform beſtand.

Ich glaube, nahm dieſer endlich das Wort der den Du erwarteſt, kommt nicht.

Vive dios — (Leben Gottes) er muß kommen.

Und wenn er nicht kommt, ſo ſchadet dies nichts, verſetzte der Europäer halb ſpaniſch, halb franzöſiſch.

Wie meinſt Du das, Franzoſe? fragte der Indianer mit finſtern Blicken.

Je nun, daß nichts verſäumt wird, ob wir heute oder morgen, oder übermorgen Kunde erhalten —

Welcher Wahn — jede Minute iſt koſtbar.

Wir wiſſen, daß der neue Kaiſer eintreffen muß, ob wir ſeine Ankunft alſo einen Tag früher oder ſpäter erfahren, iſt wohl gleichgiltig.

Gleichgiltig? Vive dios! Franzoſe, Du biſt ein Verräther, wenn Du ſo ſprichſt —

Haſt Du nicht Beweiſe meiner Treue?

Wenn dies auch der Fall iſt, man traut Euch nie, der Sohn der Azteken liebt ſein Vaterland, der Europäer iſt ſein Gegner — bei den Sternen die über uns leuchten, ſage ich Dir, daß es ſehr wichtig iſt, wenn die Ankunft des neuen Kaiſers, den Dein Kaiſer in dieſes Land geſchickt hat, Seiner Excellenz ſogleich angezeigt wird nachdem ſie erfolgt iſt —

So wollteſt Du, wenn der Bote Dir ſagt, der Kaiſer ſei gelandet, noch in dieſer Nacht —

Nach San Luis gehen.

Und was kann Se. Excellenz noch thun?

Alles —

Ich verſtehe das nicht.

O Du wirſt davon hören.

Wenn Du geheimnißvoll biſt, bleibe ich es auch.

Was könnteſt Du mir ſagen — verſetzte der Indianer mit ſpöttiſchem Lächeln.

Ich wüßte einen guten Rath.

Laß mich hören.

Zuvor ſage mir, was Du von Sr. Excellenz erwarteſt.

Das iſt kurz zu nennen — er wird ſchweigſam, ſtille ſcheinen wie das Grab, aber doch

diese Stunde endlich soll die Gefühle meines Inneren offenbaren, setzen Sie sich zu mir, Freundin, wir wollen mit einander sprechen.

Ich bin beglückt, meine Brust Ihrem Vertrauen öffnen zu dürfen, meine kaiserliche hohe Gönnerin.

Sie sahen eine Thräne an meinem Auge, ja, ich weinte, ich mußte weinen, im Bewußtsein des Schrittes aus diesem stillen Asyle der Glückseligkeit, wo ich geliebt, verehrt von Alt und Jung zufrieden nur meinem Gatten und mir selber lebte.

Und wähnen Sie, daß die neue Heimath dort drüben Ihnen nicht ein gleiches Asyl bieten werde, Ihnen und Ihrem erlauchten Gemahl?

Das weiß nur Gott!

Sie hoffen doch?

Ich hoffe und fürchte, das ist es eben, was mich in stetem Bangen erhält, kaum fühle ich mich emporgehoben von den Schwingen der Hoffnung in Regionen goldner Träume und Verheißungen, so erschrecke ich wieder von dem stolzen, kühnen Fluge, den ich wagte und bange Zweifel drücken mich auf's Neue nieder.

Aber —

Nun, Sie wollen sagen, aber das hätten Sie vorher wissen, prüfen und erwägen sollen, jetzt ist's zu spät.

Wie dürfte ich wagen, solchen Vorwurf über meine Lippen kommen zu lassen, da ich weit entfernt bin, die neue Heimath meiner kaiserlichen Gönnerin —

O auch ich denke mir das unbekannte Land, das noch wie ein räthselhaftes Geheimniß mir verborgen ist, so schön —

Sie dachten — und jetzt?

Ich kann die Ahnung eines Unglücks nicht verbannen, und ach, mein Gemahl, wenn ich ihn so still sinnend den Blick in die Ferne richten sehe, dann könnte ich weinen.

O meine Fürstin, warum weinen?

Er ist so begeistert für seine Mission, so voll Vertrauen, und ach wie anders kann es kommen!

Man hat Seiner Majestät freie Wahl gelassen, die ihm gebotene Krone anzunehmen —

Sehr wahr, es zwang ihn Niemand, nur die schöne Mission, ein Land zu erlösen von dem Joche der Barbarei und der Anarchie und es der Cultur zugänglich zu machen, trieb ihn die Krone, welche Montezuma schuf, sich aufzusetzen und — lassen Sie mich's gestehen — ein wenig Ehrgeiz.

Und Sie, meine kaiserliche Freundin —

Ich rieth dagegen, doch als mein Gemahl mir sagte, er wolle es so, sein Entschluß sei würdig eines Sohnes des Habsburgischen Hauses, eines Nachkommen Carls des fünften, dessen Herrschaft sich wie seine Himmelszone begrenzen ließ und sich auch über den Ocean hinaus, auf dieses jetzt so zerrissene und verwüstete Land erstrecke — da schwieg ich und rieth mehr. Ließ ich ein Wort der Mißbilligung fallen, ja nicht einmal eine Miene verrieth meinem Gemahl die wahre Stimme meines Innern, im Gegentheil fand er mich stets zuversichtlich und froh, wenn des neuen Reiches Erwähnung geschah — gefaßt auch soll er mich morgen finden, wenn wir die Reise, der unbekannten Zukunft entgegen, antreten.

Und wie rieth Ihr königlicher Vater in Belgien?

Als ich um seinen Rath fragte, stimmte er dagegen, er, den die Fürsten von Europa's Thronen, in jeder Angelegenheit zum Schiedsrichter anrufen, er der Schlichter jedes Streites, er der Nestor aller Rathgeber war — dagegen — auch dies verschwieg ich ich meinem Gatten.

O meine Kaiserin, hoffen Sie, ich denke, die Zukunft bringt ein glückliches Dasein, geachtet von allen Höfen Europas, geliebt von Ihren Landeskindern, werden Sie einst bereuen, sich auch nur einen Augenblick dem Zweifel hingegeben zu haben.

O wie schön, wie erhaben dünkt auch mich das Bewußtsein, sich als Landesmutter von treuen Unterthanen geliebt und in ihrer Mitte beglückt zu sehen, wie erfüllt mich der Gedanke mit Entzücken, den Jubelruf der Menge zu vernehmen, wenn ich mich Ihnen zeige, aber doch, doch sagt mir eine Stimme — es wird anders sein.

Fürchten Sie Untreue der Nation?

Ach Gott schütze uns vor Verrath! rief die Kaiserin mit ungewöhnlichem Nachdruck, daß es der Gräfin auffallen mußte.

Sie konnten Verrath fürchten? rief sie überrascht.

Werden jenes rohen Indianers Guerillabanden, wenn auch jetzt zerstreut, nicht wieder zum Vorschein kommen und die Saat des Verrathes und der Zwietracht über das Land streuen, wenn Frankreich seine Scharen abberufen sollte?

Kaiser Napoleon wird bei nahender Gefahr niemals seine Truppen abberufen —

O, ich fürchte, er wird es doch —

Der Kaiser ist ein Freund und Gönner Ihres kaiserlichen Gemahls.

Ich möchte, ich will es glauben und doch

ist's mir ängstlich, Mexico's Byron gerade durch seine Vermittelung meinem Gemahl übergeben zu sehen — mich peinigt das Bewußtsein, daß dieser Fürst niemals aus freiem edlen Willen handelt, immer, wenn dies selbst der Fall sein hatte, tauchten plötzlich Thaten auf, die Niemand geahnt und die nur zu sehr bewiesen, daß sie das Resultat von Hintergedanken waren, die Frankreichs Fürst schon zur Zeit hegte, als er der Welt den regsten edelsten Willen zeigte, etwas hohes zu vollführen — o ich fürchte, ich ahne daß mich einst noch ein verhängnißvoller Augenblick nach den Tuilerien führen könnte.

O, welche düstere Ahnung —

Ich kann mich Ihrer nicht entwehren.

Gewiß, solche Ahnung taugt nicht für Ihr liebendes Gemüth, meine kaiserliche Freundin, und wenn ich sagen darf, so erscheint sie unbegründet.

Diese Ahnung steigt aus tiefern Quellen, versetzte Kaiserin Charlotte bedeutungsvoll.

Und welche Quellen könnten meiner Fürstin solche Schreckensbilder enthüllen.

Ein böser Traum.

O, Träume sind Schäume.

Oft kommen Träume von Gott, und würden Sie hören, was mir der Traum gezeigt, Sie müßten meiner Ansicht beistimmen.

Ich bitte um die Huld, mich diesen Traum vernehmen zu lassen, gnädige Fürstin — versetzte die Gräfin aufmerksam.

Es war am Abend des 8. October, dem Tage, als die erste mexicanische Deputation von meinem Gemahl empfangen ward. Ich fühlte mich nicht wohl und zog mich früh auf meine Gemächer zurück. Ein heftiger Sturm heulte, wild brauste das Meer und ein gewaltiger Regen strömte herab, wild brachen sich die Wogen am Felsen, als drohten sie diesen sammt Miramare mit sich fortzureißen.

Ein unwillkürliches Grauen hatte mich ergriffen, ich empfahl Gott meine Seele und begab mich zur Ruhe. — Ich schlief, aber unruhig und aufgeregt, oft schreckte ich auf, der Sturm der Nacht tobte fort, noch drang das Brausen des Meeres mit derselben Heftigkeit als zuvor an mein Ohr — ich barg mich tiefer in die Kissen, zog die Decke enger und schlief auf's Neue. Da träumte ich, daß ich mich in dem Lande befinde, welches meinem Gemahl zur Herrschaft angetragen worden. — Wilde Vegetation, tiefe Schluchten und hohe Berge umgaben mich, dann sah ich mich wieder in belebten Städten, in welchen mich jedoch nur finstere Gesichter mit argwöhnischen, tückischen Augen anblickten — während der kurzen Spanne Zeit meines Traumes schienen lange Kämpfe zu wüthen — ich sah wilde Guerillahorden aus dunkeln Schluchten hervorstürzen, welche sich mit lautem schrecklichen Kriegsgeschrei auf die Unsern stürzten und diese niedermachten.

Unter unsern Kriegern tauchte ein Reiter mit hochgeschwungenem Schwert und wehendem Helmbusch auf, welcher, allen Anderen voran, gegen die feindlichen Reihen stürmte, meine Aufmerksamkeit fesselte und mich mit Bewunderung erfüllte — ich erkannte in diesem Reiter bald — meinen Gemahl. — Immer neue Schaaren stürmten gegeneinander — fürchterlich war das Getümmel, schrecklich das Kampfgetöse, endlich sah ich die Unsern unterliegen, Einer nach dem Andern sank zu Boden, nur mein Gemahl stand noch hoch zu Roß unverfehrt und schaute herausfordernd und drohend, das blitzende Schwert noch zum Kampfe erhoben, auf einen hochgewachsenen braunen Mann, der, von einer Guerillabande umgeben, mit dieser Rath zu halten schien — dieser Mann war Juarez — er schleuderte Rache sprühende Blicke auf den einsamen Reiter, ihm gegenüber, während bisweilen ein grausames Lächeln um seinen Mund schwebte, welches nur zu deutlich bekundete, daß er über das Unglück, die Verlassenheit des Kaisers höhnend triumphirte. — Mich ergriffen Schreck und Höllenqualen — ich wollte meinem Gemahl zurufen, sich zurückzuziehen, allein die Sprache versagte mir den Dienst, ich vermochte nicht zu athmen, ich wollte meine Arme erheben, ihm ein Zeichen geben diese aber ließen sich nicht bewegen, ich versuchte zu gehen, zu ihm zu kriechen, allein meine Glieder waren gelähmt, ich war gezwungen, an der Stelle zu bleiben, um das Schreckliche mit anzusehen, was sich ereignen sollte. — Jetzt entstand eine Bewegung im feindlichen Haufen. — Grauen wandelte mich an, eisige Schauer durchrieselten mich, während der aus jeder Pore hervorbrechende Angstschweiß meinen Körper bedeckte — es war mir unfaßbar, daß mein Gemahl, der fliehen konnte, stehen blieb, daß er ferner mich nicht sah, die ich nur wenige Schritte von ihm entfernt lag — eine kurze Spanne Raumes schien uns eine lange Strecke der Trennung werden zu sollen. Da plötzlich sah ich meinen Gatten eingeschlossen von der feindlichen Schaar, man führte ihn davon. — Ich stieß einen schrecklichen, markdurchdringenden Schrei aus, mein Gemahl blickte sich um, streckte jetzt sehnsuchtsvoll seine

Arme nach mir aus, als wollte er mir ewig Lebewohl sagen, lächelte mich wehmüthig an — bald war er meinen Blicken entschwunden. Jetzt fühlte ich wieder Kraft, mich zu erheben, ich eilte vorwärts, ohne zu wissen, wohin mich meine Schritte führten. Da plötzlich, ich weiß nicht wie, befand ich mich in einem eleganten Gemache und vor mir stand — Kaiser Napoleon. — Ich flehte zu ihm um Hilfe — er aber lächelte düster und schwieg. — Wie sinnlos stürmte ich hinaus, ich fühlte etwas wie rasende Wuth in mir — Wahnsinn schien in meinem Hirn zu toben — plötzlich drang ein fernes Brausen an mein Ohr und bald darauf stand ich allein am öden, wüsten Strande — allein — verlassen von aller Welt, fern, getrennt vom geliebten Gemahl — da erfaßte mich Verzweiflung — ich stürzte hinab in die wild wogende, schäumende Fluth und — erwachte. Es war noch dunkle Nacht, in der That brauste das Meer unten zu meinen Füßen. Grauen hatte mich beschlichen.

Die Kaiserin schien erschöpft und machte eine kurze Pause, während die Gräfin schweigend dasaß und eine sichtliche Unruhe verrieth.

Was sagen Sie nun, Gräfin? nahm Kaiserin Charlotte das Wort.

Der Traum ist seltsam.

Nun setzen Sie sich in meine Lage, und Sie werden meine Besorgniß gerechtfertigt finden.

Gnädigste Kaiserin wir stehen in Gottes Hand, sagte die Gräfin mit einer gewissen Feierlichkeit.

Und ich glaube, auch dieser Traum kam von Gott, ich bin von diesem Gedanken durchdrungen, er sollte mir und meinem Gemahl eine Warnung sein — ich habe den Gemahl gewarnt, aber, — der Kaiser achtete nicht darauf.

Haben Sie Sr. Majestät diesen Traum mitgetheilt?

Das that ich nicht.

Vielleicht hätte Se. Majestät in diesem Falle der warnenden Stimme seiner Gemahlin Gehör gegeben.

Er hätte es nicht gethan, Gräfin, mein Gatte ist felsenfest, hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so vermag nichts auf der Welt diesen zu erschüttern, — doch dieser Traum ist bedeutungsvoll, Gräfin — nicht so?

Bleibt aber immer nur eben — Traum.

O wenn es dahin kommen könnte, rief die Kaiserin in seufzendem Tone; Gott ich vermag den Gedanken nicht zu fassen.

Gott wird wachen über Sie und Ihre Krone.

Wenn ich in einsamen Stunden oft an das Beginnen meines Gatten dachte, nahm die Kaiserin nach kurzem Schweigen das Wort, so wollte mir das Streben nach der Kaiserkrone sündlich erscheinen. Hochgestellt auf Erden von Geburt, bedürfte es nicht des Herrschens noch — nur zu hoch steigen will, fällt oft — hoch genug stand mein Gemahl im eignen Lande, er bedurfte keiner höheren Stellung — und jene Krone von Mexico — ihr Glanz erscheint mir trügerisch, so verlockend er auch winken mag — doch ein Trost ist mir noch geblieben.

Trost in Gott, Vertrauen zum Gemahl, Hoffnung auf bessere Zukunft und Kraft in sich selbst — das ist's, was Ihnen ewig bleiben wird.

Sie haben das Rechte nicht getroffen.

Dann wäre ich neugierig —

Wir werden, wie Sie wissen, unsere Reise über Rom nehmen.

Und dort?

Soll der heilige Vater seinen Einfluß auf meinen Gemahl noch geltend machen, vielleicht gelingt es ihm, den Kaiser zu bestimmen, daß er, wenn auch nicht gleich, doch bald der Kaiserkrone entsage, aber nein, nein unmöglich — zu spät — er ist zu weit gegangen, um noch zurückzukehren. — Noch eine Bitte, Gräfin —

O, wie vermöchte ich es wohl, nicht eine Bitte zu erfüllen, die von Ihnen kommt — die Kaiserin hat zu befehlen, nicht zu bitten.

Sollte, was der Himmel verhüten möge und ich auch bezweifeln will, es so weit kommen, daß ich den Schutz des Kaisers der Franzosen anrufen müßte —

O nein, sprechen wir nicht davon —

Hier, dieses Kästchen sei Ihnen anvertraut, sollte ich nach Frankreich gehen müssen, dann werde ich es von Ihnen fordern.

Die Gräfin empfing den erwähnten Gegenstand, und die Kaiserin gab ihr einen Wink, sich zu entfernen.

In demselben Augenblick, in welchem sich die Kaiserin mit ihrer vertrauten Hofdame unterhalten, hatte sich ihr Gemahl sehr ernsten Betrachtungen überlassen.

Wohl hatte der junge Monarch Ursache, sich ganz dem Ernst hinzugeben, mit dem ihn die Situation erfüllen mußte, denn es konnte ihm nicht unbekannt geblieben sein, welche Gefahren er bei seinem kühnen Unternehmen noch zu überwinden hatte, und

wie ungewiß die Aussichten eines selbst günstigen Erfolges wären.

Wir wollen den Leser zunächst mit der Biographie des Mannes bekannt machen, dessen tragisches Schicksal zu berichten wir berufen sind.

Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Oesterreich ward am 6. Juli 1832 geboren. Er war der zweite Sohn der Erzherzogs Franz Carl, mit der Prinzeß Sophie von Bayern, somit also der älteste Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich.

Schon in seiner Jugend verrieth der Prinz eine ungewöhnliche Wißbegierde, und bald zeigte sich sein für alles Schöne und Erhabene empfänglicher Geist.

Noch sehr jung trat er in die Oesterreichische Marine und machte in seinem noch nicht vollendeten achtzehnten Lebensjahre eine Reise nach Griechenland und Kleinasien.

Im Jahre 1851 hatte er sich nach Italien und Spanien begeben, während er 1852 Sicilien, Portugal, Madeira und die Nordwestküste von Afrika kennen lernte. Auf dem Adriatischen sowie dem Mittelländischen Meere hatte er später Ausflüge gemacht.

Im Jahre 1855 ging er mit einer Escadre von 17 Schiffen nach dem Orient ab und besuchte Palästina und Aegypten — während im nächsten Jahre Deutschland, Frankreich und die Niederlande seine Reiseziele waren.

Am 27. Juli 1857 hatte er sich in Brüssel mit der damals siebzehnjährigen Prinzeß Marie Charlotte, der Tochter des Königs von Belgien vermählt.

In derselben Zeit ungefähr hatte er auch England bereist, während er in den Jahren 1859 und 60 Brasilien besuchte.

Sein edles Herz, sein hoher Sinn hatte den Erzherzog bewogen, auf seinen Reisen, sich die Weisheit anzueignen, Völker zu regieren und zu beglücken.

Nachdem er sich auf diese Weise mit den vorzüglichsten Verwaltungsformen und den bewährtesten Neuerungen vertraut gemacht hatte, lebte er in der Absicht, von diesen dasjenige in seiner Heimath in Anwendung zu bringen, was ihm am beachtenswerthesten und nachahmungswürdigsten erschien, dahin zurück.

Für die Städte Triest und Pola hat der Erzherzog außerordentlich viel gethan; ebenso war er es, der hauptsächlich die Weltumsegelung der „Novara" veranlaßte, auch gab sein rastlos thätiger Kunstsinn den Antrieb zum Bau der kunstvollen Salvatorkirche in Wien.

Einen der eifrigsten Beförderer fanden an dem Prinzen wissenschaftliche Bestrebungen, und jedem Talente half er empor, zugleich aber hatte er sich selbst mit größter Hingebung der literarischen Thätigkeit gewidmet, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß er unter dem Titel „Reiseskizzen" zwei Bände in poetischer Form geschrieben, welche im Druck erschienen sind.

Was die Erscheinung Maximilians betrifft, so war diese durchaus imposant. Er hatte eine hohe Stirn, welche von Kühnheit und Geist zeugten, große blaue Augen, die eben so viel Energie als Sanftmuth verriethen — seine Gestalt war groß und schlank.

Thätig von früh bis spät, edel, wohlwollend und großherzig, war er der Stolz seines Vaterlandes und selten war ein Prinz bei Arm und Reich, bei Hoch und Niedrig geliebt und gefeiert gleich ihm.

Als Großadmiral des Reiches, als Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreiches und Bruder des regierenden Kaisers, zog der Prinz der geräuschvollen Residenz die stille Zurückgezogenheit auf dem einsamen Schlosse vor, welches er sich erbauen ließ und welchem Umstand er den Beinamen dankt „der Einsiedler von Miramare."

Hier traf ihn die Kaiserwahl; der fernere Verlauf seines Lebens wird uns aus den Ereignissen bekannt werden, die wir darzustellen haben.

Wenn gleich schon längst auf die Trennung vom Vaterlande vorbereitet, so erfaßte ihn doch der nun bevorstehende unwiderrufliche Abschied von denselben mit tiefer Wehmuth.

Er ahnte indessen nichts von den Besorgnissen, welche die Brust der geliebten Gattin erfüllten, erschien diese doch stets heiter und gefaßt, ihm dem ritterlichen, geliebten Maximilian, sollten ihre Befürchtungen, wie wir schon wissen, verborgen bleiben, ihn sollten ihre düstern Ahnungen nicht betrüben, er bedurfte des ganzen Muthes seiner Seele.

Wir finden den Kaiser aber, wie wir bereits erwähnt, in ernster, nachdenkender Stellung, als eben ein Adjutant eintritt.

Das zweite Schreiben an Se. Majestät aus Paris nahm der Eingetretene das Wort.

Vom Kaiser? sagte Maximilian kurz.

Nein, Majestät, von einem französischen Meister außer Dienst.

Nur von einem einzelnen Major, und was wünscht dieser von mir?

Ew. Majestät zu dienen.

Und wer ist dieser Mann?

Dem Namen nach ein Deutscher, ein gewisser Baron Guido von Rautenberg, der sechs Jahre in der französischen Armee gedient, den Krimkrieg mitgemacht und als Major den Abschied genommen hat.

Theilen Sie mir kurz den Inhalt seines Schreibens mit, ich mag nicht selbst lesen, sagte der Kaiser, indem er das dargereichte Schreiben zurückweist.

Er bemerkte nur, freilich in so bombastischer Weise, daß man nicht umhin kann, darüber zu lächeln, wie sehr er sich glücklich und geehrt fühlen würde, unter der Fahne Ew. Majestät zu dienen und Gelegenheit wünscht, für Sie sein Herzblut vergießen zu können, gleich nach Ihrer Ankunft in Mexico, will er sich die Ehre geben, sich seinem Kaiser vorzustellen.

Es ist doch gut gemeint, lächelte Maximilian, wenn auch seltsam, da wir noch keine Legionen haben, und noch seltsamer, daß er sich so darauf hin schon nach meinem neuen Kaiserreich begeben will; doch ich möchte jetzt einmal selbst lesen, geben Sie her.

Maximilian durchflog den Inhalt des dargereichten Schreibens, und auch er vermochte sich des Lächelns nicht zu erwähren.

Freilich sehr bombastisch — sehr eigenthümlich — aber ich wünsche jetzt allein zu sein. Der Adjutant verließ das Gemach — Der Kaiser blieb noch lange allein, bis ihn endlich die frühe beginnende Beschäftigung des nächsten Tages die Ruhe aufzusuchen nöthigte.

Scheiden.

Hell strahlte die Morgensonne des 14. April, kein Wölkchen trübte den Himmel, es schien, als hätte dieser sein glänzendstes Gewand angethan, um dem Kaiserpaar bei seinem Abschiede gleichsam als gute Vorbedeutung mit aller ihm zu Gebote stehenden Pracht zu leuchten.

Feierlich prangte das Felsenschloß, welches auch heute noch gebieterisch auf das Meer schaute, auf dessen leicht wogenden Fluthen sich die Kriegsschiffe leise wiegten, welche das Kaiserpaar hinüber nach der fernen neuen Heimath tragen sollten.

Diese Schiffe waren die Novara, deren Weltumsegelung auf Beförderung Maximilians, wie bereits erwähnt, ihr eine große Berühmtheit zugezogen hatte, ferner die französische Fregatte „Themis," die bestimmt war, dem erlauchten Paare das Ehrengeleite zu geben.

In Triest herrschte eine halb traurige halb freudige Bewegung, Viele hatten hier das Scheiden des so sehr geliebten Gönners als ein für seine künftige Größe unabweisbares wenn auch für sie nicht gerade erwünschtes Ereigniß begrüßt, während Andere sich freuten, die Wünsche ihres Prinzen gekrönt zu sehen. Einige aber und davon war ein großer Theil, sahen düster drein, denn sie mochten sich keineswegs so viel Gutes von diesem neuen Kaiserthume versprechen, und fühlten ein unbezwingbares Bangen, eine tiefe Besorgniß um die Zukunft des jungen Kaiserpaares.

Alles aber strömte nach dem Bahnhofe, um nach Miramar zu fahren, wohin die Eisenbahngesellschaft Extrazüge veranstaltet hatte, damit Alt und Jung schnell befördert werde, dem Scheiden des geliebten Erzherzogs und seiner Gemahlin beizuwohnen.

Aber diese Züge waren kaum ausreichend, denn nicht nur Tausende, sondern ganz Triest wollte das Geleite geben, und so sah man dem Wagen, Reiter und Fußgänger massenhaft nach Miramar wanken, man schätzte diejenigen, welche der Abschiedsscene beiwohnten, auf 30,000 Personen, unter ihnen waren alle Stände und Klassen der Bevölkerung vertreten.

Nicht minder bereitwillig als die Eisenbahn hatte sich die Lloydgesellschaft bewiesen, welche dem Publicum zu diesem Zwecke sechs Dampfer zur Verfügung gestellt.

Wenngleich ein scharfer Nordwind tobte, so konnte dies doch die Ueberfüllung der Schiffe nicht verhüten, denn wie gesagt, wollte Niemand zurückbleiben, und die Passagiere auf den Schiffen den Scheidenden eine Stunde das Geleite geben.

Außer diesen fanden sich zahllose kleinere, festlich geschmückte und bunt bewimpelte Fahrzeuge bereit, um sich an dem Abschiedsgeleite aus der Bucht bis in's offene Meer zu betheiligen.

Auf Aller Gesichter konnte man Theilnahme und stille Wehmuth erkennen und trotz der zahlreich herbeigeströmten Massen war tiefes Schweigen vorherrschend.

Nicht so auf dem Felsenschlosse Miramar, hier ging es noch lebhaft her, da Viele erschienen waren, um sich von dem Herrscherpaar persönlich zu verabschieden, ebenso war etwa um zwölf Uhr Mittags eine Deputation der Stadt Triest eingetroffen, welche

dem Kaiser Maximilian eine Adresse mit elftausend Unterschriften überreichte.

Um ein Uhr waren verschiedene Corporationen erschienen, welche ihr lebhaftes Bedauern äußerten, einen so verehrten Prinzen scheiden zu sehen.

Die Deputationen wurden in die zu ihrem Empfange bestimmten Zimmer geführt, wo bald darauf der Kaiser und seine Gemahlin, welcher, diese am Arme führend, an den Versammelten vorüberschritt und an einzelne derselben leutselige, huldvolle Worte richtete.

Der Bürgermeister von Triest, Doctor Porenta, überreichte dem Kaiser das Album, welches ihm die Stadt zur Erinnerung gewidmet hatte.

Nehmen Sie es huldvoll hin, Majestät, sagte er bei dieser Gelegenheit, Triest verdankt Ihnen viel, und nur mit Schmerz und großer Besorgniß sieht man den geliebten Gönner einer hoffentlich schönen und des höchsten Strebens würdigen Zukunft entgegengehen. Tausendmal grüßt Sie die Stadt bei Ihrem Abschiede, tausend Glückwünsche von Reichen folgen, zahllose Thränen von Armen fließen Ihnen nach, und Gebete aus Aller Munde strömen heute für Sie zum Himmel empor, eine glanz- und ruhmreiche Zukunft zu erflehen, die sicher nicht ausbleiben wird. Wenn Sie dann in jenen Stunden vielleicht einmal an die Heimath zurückdenken, so möchte die Stadt um die Gunst bitten, dieses Album zur Erinnerung an sie zu durchblättern —

Diese Worte hatten das leicht bewegliche Gemüth des Kaisers mächtig ergriffen, und er vermochte nicht die Thränen zu verbergen, die seinen Augen entströmten — die Kaiserin preßte ihres Gemahls Hand in die ihre, aber — sie weinte nicht —

Dieser erschütternde Augenblick hatte alle Anwesenden mächtig berührt — kein Auge blieb thränenleer.

Um zwei Uhr endlich hatten die Abschiedsaudienzen ihr Ende erreicht, und das Kaiserpaar schritt dem Landungsplatze zu.

Sowohl im Hofe des Schlosses, sowie an allen Punkten, an welchen der erste Zug vorüberwallen mußte, hatten sich zahlreiche Menschenmassen aufgestellt, um von dem Erzherzog auch einen letzten Blick zu erhaschen, ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen.

Viele der Anwesenden drängten sich in den Weg, warfen sich zu seinen Füßen, küßten seine Hände und schluchzten, während Andere vorangeschritten, den Pfad bis zum Landungsplatze mit Blumen zu bestreuen.

Der Kaiser ging mit entblößtem Haupte durch das Spalier, welche das Publicum gebildet hatte und grüßte nach allen Seiten.

Endlich hatte er den Landungsplatz erreicht, wo eine mit einem prachtvollen, goldgestickten Sammetbaldachin versehene Barke harrte, die Scheidenden aufzunehmen.

Jetzt begannen die Kanonen ihre Abschiedsgrüße zu donnern, und donnernder fast noch ertönten die Hurrah's und Hochs der Bevölkerung.

Der Kaiser verbarg seinen Schmerz nicht, das Gefühl, von Allem ihm hier so lieb und theuer Gewordenen scheiden zu müssen, brach sich durch Thränen Bahn, während die Kaiserin gefaßter erschien, wenigstens besaß sie die Kraft, den in ihrem Inneren nicht minder vorherrschenden Schmerz zu bemeistern.

Ach, ich werde dieses Land niemals wiedersehen! rief der Kaiser mit wehmüthigem Ausdruck.

War es eine Ahnung der kommenden Ereignisse, die ihm diese Worte erpreßte? nein — es ist nicht anzunehmen, daß er daran dachte, welche Prophezeihung, die sich später so schrecklich erfüllen sollte, in diesem Ausdruck lag.

Als der Kaiser die Barke erreicht hatte, war er seiner Gemahlin behilflich, dieselbe zu besteigen, drückte so Manchem der Anwesenden schweigend die Hand, dann verließ auch er das geliebte Gestade, das er niemals wieder betreten sollte.

Leise setzte sich das Boot in Bewegung, und während es sich sanft auf den Wogen schaukelte, folgte ihm ein Hagel von Blumen nach, während aus tausenden von Kehlen Lebehochs erschallten, aber auch aus tausenden von Augen Thränen flossen.

Die Barke wurde von kräftigen Ruderschlägen vorwärts getrieben und bewegte sich schnell in die Ferne, den beiden ihrer harrenden Kriegsschiffen entgegen, von welcher die salutirenden Kanonenschüsse herübertönten.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen als sich der Kaiser und seine Gemahlin an Bord der Novara befand.

Diese hatte die mexicanische Flagge aufgehißt, welche lustig im Winde flatterte, als wäre sie stolz darauf, den neuen Kaiser der fernen vaterländischen Küste zuzuführen.

Die Anker wurden gelichtet, der Zug setzte sich in Bewegung, und es war in der That von imposanter Wirkung, wie er am Hafen von Triest entlang fuhr, wo gleichfalls sich die Lebewohls der dort zahlreichen Menschenmassen mit dem Donner der Salutschüsse vereinigt hatten.

So lange sich der Zug Rings dieser Stätte bewegte, so lange ein Tuch von liebender Hand wehte, ein Ton des Abschiedsgrußes vernommen werden konnte, verweilte das Kaiserpaar auf dem Verdecke, unausgesetzt und unermüdlich die ihnen nachgesandten Liebeszeichen zu erwidern.

Vier Uhr war vorüber, als endlich die Schiffe in der Ferne verschwunden waren — und dann erst kehrten die zahlreichen Menschengruppen, die versammelt blieben, so lange sie auch nur einen Punkt von den Fahrzeugen gewahren konnten, mit stiller Wehmuth in ihre Wohnungen zurück.

Unter allen diesen Tausenden aber war wohl nicht Einer, welcher sich die Möglichkeit des tragischen Endes des unglücklichen Kaisers hätte denken können.

Am 18. hatte die Novara Civita-Vecchia erreicht, war aber außer Stande den engen Hafen zu passiren und sah sich gezwungen, außerhalb desselben, auf offener See zu ankern.

Der französische Marschall, Herzog von Montebello, der Minister Sartiges, der österreichische und belgische Gesandte, sowie die Kardinäle, welche der Papst zum Empfange gesendet hatte, begrüßten hier das Kaiserpaar.

Von Civita-Vecchia begaben sich Maximilian und seine Gattin am nächsten Tage mittels eines Extrazuges nach Rom, wo sie nach einem herzlichen Empfange den Segen des heiligen Vaters empfingen.

In der heiligen Stadt St. Petri fand man während der Anwesenheit des Kaisers an einer der frequentirtesten Anschlagssäulen eine Warnung vor der mexikanischen Kaiserkrone — Niemand hatte erfahren, wer ihr Urheber gewesen.

Noch an demselben Tage verließ das Kaiserpaar Rom und erreichte nach einer fünftägigen Fahrt Gibraltar, und schon am 29. langte die Novara vor Madeira an, wo seine Gattin einst drei Monate Aufenthalt genommen hatte.

Als man dieses herrliche Inselland wieder verlassen, gelangte man nach Martinique, von hier nach Jamaica, und endlich lief die Novara am 25. Mai in den mexicanischen Meerbusen ein, und am 28. um 2 Uhr Nachmittags vor der Hafenstadt Vera-Cruz zu Anker.

So hatte denn der unglückliche Maximilian das Land erreicht, das er lebend nicht wieder verlassen sollte.

Mexico und seine Einwohner.

Bevor wir die ferneren Ereignisse mittheilen, wird es nöthig sein, dem Leser ein Gemälde von Mexico und dessen Einwohnern, wie eine kurze historische Skizze darüber zu entwerfen.

In den seltsamsten und den mit den wunderbarsten Eigenthümlichkeiten begabten Ländern der Erde gehört jenes Staatengebiet im Süden und Südwesten der vereinigten Staaten von Nordamerika, welches seit Jahren die zerrissenste Heimath der wüthendsten Parteikämpfe ist.

Das Gebiet von Mexico grenzt im Norden an die nordamerikanische Union, im Osten an diese und den mexikanischen Meerbusen, im Süden an die mittelamerikanischen Staaten und den stillen Ocean, welcher auch die ganze Westgrenze des Landes bespült.

Trotzdem mehrere Gebietsabtretungen an die vereinigten Staaten stattgefunden haben welche fortdauernd das von Parteien durchwühlte Land scharf im Auge haben, beträgt das Gebiet des Letzteren immer noch einen Flächeninhalt von circa 36,000 Quadratmeilen, mithin viermal so groß als ganz Deutschland, natürlich ohne Oesterreich, während es indessen nur wenig über acht Millionen Einwohner hat, also etwa den fünften Theil der Bevölkerung der Deutschen Lande zählt.

Die Natur hat dem Lande in wunderbarer und wahrhaft romantischer Weise Schutz gegen Küstenangriffe zu Theil werden lassen.

Seine Lage, sein Klima, die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse seines Bodens scheinen zur Sicherung seiner Unabhängigkeit vom Auslande wie geschaffen.

Die Bewohner aber haben die Geschenke der Natur nicht auszubeuten verstanden. Der Meerbusen von Mexico ist wegen der häufig herrschenden Winde für Segelschiffe nicht so leicht zugänglich.

Die Küsten, insbesondere die östliche oder atlantische, leiden großen Mangel an Seehäfen, und an der atlantischen Seite ist nicht nur die Schutzlosigkeit gegen Stürme, sondern auch das gelbe Fieber, oder der sogenannte schwarze Tod (Schwarzbrechen) ein Schreckmittel, um jedes fremde Einbringen gründlich zu verleiden.

Der östliche, ein bis 7 Meilen breiter Küstenstrich hat sumpfigen, ungesunden Boden und tropisches Klima.

Landeinwärts folgt dem sandigen und ungesunden Boden ein Strich fruchtbaren Landes, welches die schönsten tropischen Ge-

wächse im Ueberfluß erzeugt, und zuweilen mit hohem Grase bedeckte Savannen.

Die westliche Seite ist noch furchtbarer. Der schmale Küstenstrich wird das heiße Land (terra caliente) genannt.

Von diesen erhebt sich das Land in Hochebenen oder Plateaus von 2500 bis 5000 Fuß Höhe zu dem gemäßigten Lande, der terra templada empor.

Den größten Theil von Mexico nimmt eine gewaltige Hochebene ein, welche am Isthmus von Tehuantepek beginnt, wo sich die Gebirgskette der Anden sehr erweitert und beide Oceane sich einander nähern.

Von diesem Punkte erstreckt sie sich nordwestlich in einer Entfernung von 350 Meilen. Der Abfall von diesem Plateau nach den tiefliegenden Ländern ist auf allen Seiten und besonders im Osten so steil, daß er von der Ferne wie eine Kette hoher Berge erscheint, und so hat schon die Natur den Einmarsch zu dem Haupttheil des Landes von außen her sehr erschwert.

Nur zwei Straßen führen vom mexicanischen Meerbusen auf das hohe Tafelland hinauf, über Pässe, welche 1 bis 10 Meilen weit auseinander liegen, der eine zu Zobuyo, in himmlischer Gegend, in der Nähe von Vera-Cruz, der andere zu Satille, westlich von Monterey, der Hauptstadt der Provinz Nuevo Leon.

Auf der Oberfläche der gewaltigen Hochebene erheben sich noch Gebirge, welche in dem Vulkan Popocatepetl ihren höchsten Punkt von nahe an 17,000 Fuß erreichen.

Die Hauptstadt selbst liegt 7200 Fuß über dem Meere. Während einer langen Zeit herrschen Stürme und Schneegestöber, welche an einen nordischen Winter erinnern, wo man vielleicht beschneite Kornfelder, Tannen- und Eichenwälder durchwandert, bald darauf aber wieder Bananen pflückt, sich an den duftenden Blüthen des Kaffeebaumes erfreut, aber auch die mühsamen Anbauten auf den Baumwollenplantagen gewahrt.

Die immerwährenden innern Unruhen haben der Cultur des Bodens, der ergiebigsten Nahrungsquelle, zu allen Zeiten Arbeitskräfte und Capitalien entzogen und die Dörfer verwüstet.

Die Gesammtheit der Bevölkerung zerfällt ihrer Abstammung und Sprache nach in vier Haupttheile.

Erstens Creolen, oder im Lande geborene Weiße, welche etwa eine Million ausmachen und die spanische Sprache sprechen.

Den zweiten Theil bilden die Indianer oder Ureinwohner, etwa 4½ Million; diesen folgen Neger, welche ungefähr 70,000 Köpfe zählen, dann endlich die aus der Vermischung der obengenannten Racen hervorgegangenen Bastard-Bevölkerung der Mestizen, Mulatten, Zambo's, Chino's in ihren verschiedenen Abstufungen (Terceronas, Quarderonas) und Uebergängen, welche etwa eine Anzahl von 2½ Million betragen mögen.

Die Creolen bilden in den Städten den intelligenten und gebildeten Theil der Bevölkerung und zeichnen sich durch ihre schönen Gestalten aus. Die großen Grund- und Bergwerksbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten, Advocaten, die höheren Geistlichen, Aerzte Advocaten und Handwerker sind fast durchschnittlich Creolen.

Die Indianer zerfallen in mindestens vierzig Stämme, alle mit verschiedenen Sprachen. Diese sind, wie die Neger, zu schweren körperlichen Arbeiten verwendbar und leisten als Lastträger und Fußgänger mehr als Weiße und Neger.

Sie sind ernst, ja schwermüthig, mehr verschlossen als still zu nennen, sie lieben den Müssiggang, und neigen im Zustande der Trunkenheit zu den excentrischen Abenteuerlichkeiten und den wildesten Ausschweifungen.

Der Geistlichkeit gegenüber sind sie gehorsam, gehören dem Christenthum jedoch nur äußerlich an, im Innern hängen sie ihrer alten heidnischen Religion an und sind außerordentlich abergläubisch.

Die Beschäftigung dieser Leute ist der Ackerbau, die Viehzucht, auch arbeiten sie als Tagelöhner in Berg- und Hüttenwerken, als Handwerker und dienen als Soldat.

Die Mestizen, welche von einem weißen Vater und einer indianischen Mutter stammen, gleichen den Creolen in körperlicher und geistiger Beziehung, ihr Charakter aber ist männlicher, eben so sind sie fleißiger, jedoch entartet, ehrgeizig und zur Ausschweifung geneigt.

Die männlichen und weiblichen Dienstboten, die Maultiertreiber, die kleinen Gutsbesitzer und Pächter, die zerstreut wohnenden Bauern und Hirten gehören fast alle den Mestizen an, doch findet man einzelne Abkömmlinge dieses Stammes auch unter der Geistlichkeit und den höchsten Würdenträgern des Staates.

Die Zambo's, welche von Negern und Indianern abstammen, leben, wie auch Neger und Mulatten nur in Küstengebieten, sie vollbringen die schwersten Arbeiten in den

Städten, oder mit Mulatten und Negern in den Plantagen.

Außer den 200,000 wilden Indianern, welche in den nördlichen Provinzen umherstreifen, bekennt sich die ganze Bevölkerung zu der römisch-katholischen Kirche, welche durch einen Erzbischof und zwölf Bischöfe verwaltet, stets von verhängnißvoller Wirkung auf die gesammte Bevölkerung war und den größeren Theil derselben in einem dem Stumpfsinne ähnlichen Zustande erhielt.

Hauptsächlich war die Geistlichkeit bemüht, die Bevölkerung in Sklaverei zu erhalten und Schätze zu sammeln.

Was nun die Geschichte Mexico's betrifft, so ist uns das alte Reich der Azteken geheimnißvoll, und erst seit der Eroberung der Hauptstadt durch Ferdinand Cortez im August 1521 beginnt Mexico's Geschichte für uns.

Von diesem Zeitpunkt an regierte Spanien das reiche Land, welches es dreihundert Jahre hindurch von Vicekönigen verwalten ließ.

Während dieser Zeit flossen riesige Schätze aus dem bedrückten Lande in die leeren Kassen der Unterdrücker, ohne daß diese irgend eine Entschädigung dafür geboten hätten.

Trotzdem die Regierung ein grausames und hartes System eingeführt hatte, hielt Mexico treu zu Spanien, bis endlich die Vertreibung der bourbonischen Herrscherfamilie vom spanischen Thron durch Napoleon I. auch hier die Dinge anders gestaltete, und die Losreißung Mexico's von dem Mutterlande herbeiführte.

Die Republik Mexico besteht seit dem 24. December 1824.

Mit der Befreiung von der spanischen Oberherrschaft war indessen noch nicht viel erreicht, und die Geschichte der Republik zeigt während der ersten zwanzig Jahre ihres Bestehens eine endlose Zerrissenheit, hervorgerufen durch Parteikämpfe und Umwälzungen, aus denen hauptsächlich zwei Richtungen und Bestrebungen deutlich genug hervortraten.

Es waren dies zunächst der Drang, die Priesterpartei unschädlich zu machen und das Bemühen der Weißen, diejenige Bevölkerung vom Staatsleben fern zu halten, welche der Mischlingsrace angehörte.

So huldigte das durch fortwährende Bürgerkriege immer mehr zerrüttete Land jeder Dictatur, die der Zufall herbeigeführt hatte.

Der Stärkere besiegte den Schwächeren, und plünderte die öffentlichen Kassen, wenn dem früheren Inhaber nicht Zeit übrig geblieben war, dieselben in Sicherheit zu bringen.

Aufstände und Revolutionen folgten unmittelbar aufeinander und in vier Jahrzehnten gab es nur eine Präsidentschaft, welche die Dauer aufweisen konnte, die ihr das Gesetz vorgeschrieben hatte; es war die des Präsidenten Herrera, welcher nachdem der Friede mit den Vereinigten Staaten unterzeichnet war, am 8. Juli 1848 zur Regierung gelangte und die Zügel derselben bis zum 1. Januar 1851 in Händen behielt.

Nach Herrera bestieg General Aristo den Präsidentenstuhl, aber schon nach zwei Jahren mußte er in Folge eines Aufstandes wieder abtreten, und ihm folgte Santa Anna, bald aber ward auch dieser durch den wilden Indianerhäuptling Alvarez gestürzt, welcher sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt hatte.

Commonfort verdrängte jedoch den kaum Regierenden, und nun folgten aufs neue Bürgerkriege, die das unglückliche Land dem Rande des Abgrunds nahe brachten.

Miramon und Marquez nahmen nacheinander die Präsidentenwürde an.

Am 1. Juli 1861 war es den Liberalen gelungen Benito Juarez auf den Präsidentenstuhl zu bringen, und zwar ward diesem unumschränkte Gewalt beigelegt.

Bald darauf warf sich Miramon wider ihn auf, wurde aber von ihm besiegt

Kaum war Juarez als Präsident in die Hauptstadt eingezogen, so wies er den spanischen Gesandten, wie den päpstlichen Nuntius in höchst verletzender Weise aus und ließ sich auch Beleidigungen gegen die übrigen Gesandtschaften zu Schulden kommen.

Er nahm willkürliche Verhaftungen vor, zwang Europäer zum Kriegsdienst und beging zahllose Rechtsverletzungen.

Das Aergste war jenes Decret, welches die Zahlungen an das Ausland auf zwei Jahre suspendirte.

Wir haben bereits an einer anderen Stelle gehört, welche Folge dies nach sich zog, Europa begann sich jetzt endlich ins Mittel zu schlagen, besonders Louis Napoleon.

Wir sehen die Franzosen einziehen, haben erfahren, auf welche Weise Erzherzog Maximilian, den wir an der mexikanischen Küste landen sahen, zum Kaiser erwählt wurde und können nun den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Das Beil.

Tiefes Schweigen herrſchte — der Weſtwind hatte ſich gelegt — und nur das Geſumme jener kleinen zahlloſen Geſchöpfe, welche unaufhaltſam, raſtlos die Beſchäftigung vollbringen, welche die Natur ihnen angewieſen hat, unterbricht das Schweigen der Nacht.

Kein Wölkchen zeigt ſich, rein in tiefer Azurbläue ſtrahlt der Himmel, welchen die Schaar jener Millionen glänzender Punkte, wie einen ſilberbeſtickten Teppich erſcheinen laſſen, der ſich über die Erde breitet.

Die Sterne verbreiten ein ſanftes, klares Licht, während die Strahlen des Mondes über die Landſchaft zittern, welche bald himmelhohe Berge, bald wieder tiefe Schluchten zeigt.

Die Atmoſphäre, welche ſo rein war, daß man die Hornißen zu erkennen vermochte, welche ſummend, in ſchwerem Fluge um die Zweige der Bäume ſich bewegten, empfing die bläulichen Reflexe, die zu ihr zu dringen ſchienen.

Dem 6. Juli 1864 folgte einer jener mexicaniſchen Sommernächte, von welcher wir unter unſerem nordiſchen Himmelsſtrich keine Ahnung haben, welche die Seele in ſo ſüße, melancholiſche Träumerei verſetzen.

In jener Nacht ſehen wir zwei Männer aus einem Bambusgehölz zum Vorſchein kommen; ſie ſteigen einen ſchmalen Gebirgspfad hinan und befinden ſich bald wieder auf einem Wege, der in unterbrochener Abſtufung zu einem Thale in der Nähe von San Luis de Potoſi führt.

Hier iſt es, durch die zu beiden Seiten ſich hoch emporhebenden bewaldeten Felſenketten ſo dunkel, daß man unmöglich die Züge der beiden nächtlichen Wanderer, welche ſchweigend längs des reißenden, brauſenden Gebirgsbaches hingehen, erkennen kann — Endlich machen ſie Halt.

Iſt hier der Ort? fragt der Eine in ſpaniſcher Sprache.

So meine ich, verſetzte der Andere.

Und er wollte beſtimmte Nachricht bringen?

So hatte er wenigſtens verſichert.

So laß uns Licht machen, daß er uns ſehe.

Bald loderte eine Fackel, und wir können die beiden Geſtalten betrachten. Der Eine hoch gewachſen, von kupferbrauner Farbe mit dunkeln, glänzenden Augen, ſchwarzem langen Haar und eigenthümlich phantaſtiſcher Kleidung verrieth den Indianer, während der andere, ein Weißer mit ſchwarzem, wilden Barte, von mittlerer Größe unzweifelhaft den Europäer erkennen ließ.

Die beiden Männer ſetzten ſich auf einen Steindeck und verſanken, während ſie auf die lodernde Flamme der in den Boden geſteckten Fackel ſtierten, eine geraume Zeit in Schweigen.

Wir haben noch hinzuzufügen daß die Kleidung des Europäers in einer alten ſadenſcheinigen Uniform beſtand.

Ich glaube, nahm dieſer endlich das Wort der den Du erwarteſt, kommt nicht.

Vive dios — (Leben Gottes) er muß kommen.

Und wenn er nicht kommt, ſo ſchadet dies nichts, verſetzte der Europäer halb ſpaniſch, halb franzöſiſch.

Wie meinſt Du das, Franzoſe? fragte der Indianer mit finſtern Blicken.

Je nun, daß nichts verſäumt wird, ob wir heute oder morgen, oder übermorgen Kunde erhalten —

Welcher Wahn — jede Minute iſt koſtbar.

Wir wiſſen, daß der neue Kaiſer eintreffen muß, ob wir ſeine Ankunft alſo einen Tag früher oder ſpäter erfahren, iſt wohl gleichgiltig.

Gleichgiltig? Vive dios! Franzoſe, Du biſt ein Verräther, wenn Du ſo ſprichſt —

Haſt Du nicht Beweiſe meiner Treue?

Wenn dies auch der Fall iſt, man traut Euch nie, der Sohn der Azteken liebt ſein Vaterland, der Europäer iſt ſein Gegner — bei den Sternen die über uns leuchten, ſage ich Dir, daß es ſehr wichtig iſt, wenn die Ankunft des neuen Kaiſers, den Dein Kaiſer in dieſes Land geſchickt hat, Seiner Excellenz ſogleich angezeigt wird nachdem ſie erfolgt iſt —

So wollteſt Du, wenn der Bote Dir ſagt, der Kaiſer ſei gelandet, noch in dieſer Nacht —

Nach San Luis gehen.

Und was kann Se. Excellenz noch thun?

Alles —

Ich verſtehe das nicht.

O Du wirſt davon hören.

Wenn Du geheimnißvoll biſt, bleibe ich es auch.

Was könnteſt Du mir ſagen — verſetzte der Indianer mit ſpöttiſchem Lächeln.

Ich wüßte einen guten Rath.

Laß mich hören.

Zuvor ſage mir, was Du von Sr. Excellenz erwarteſt.

Das iſt kurz zu nennen — er wird ſchweigſam, ſtille ſcheinen wie das Grab, aber doch

thätig sein, bis die Stunde gekommen, die zur offenen That sich eignet.

Und Du erwartest jetzt noch diese Stunde, wo der neue Kaiser schon mit einem Fuße im Lande steht?

Wann nicht gleich, doch kommt sie, noch sind wackere Generale ihm zur Seite, Ortega, Commonfort, trotzdem sie geschlagen sind, bleiben sie doch gute Führer, die zur Zeit wieder zeigen werden, daß sie die Eindringlinge niederschlagen können, aber Du wußtest einen guten Rath, laß mich hören.

Du weißt, daß ich immer für Eure Sache regen Eifer zeigte —

Seitdem Dich Dein Marschall fortgejagt, versetzte der Indianer lächelnd.

Man hat mich nicht fortgejagt, das thut man überhaupt nicht, man sperrt einen Soldaten, der seine Pflicht verletzt, entweder ein oder man schießt ihn todt, im Kriege, wo ich den Fehltritt begangen habe, wird das strengste Strafmaß angewendet, man verurtheilte auch mich zum Tode, und darum desertirte ich und habe Euch seitdem manchen guten Dienst geleistet.

Du hast mir noch nicht mitgetheilt, was Du verbrochen.

Nichts weiter als einen Corporal erschossen.

Für diese That möge Dir der Segen des Himmels lohnen — es ist wahr, Du hast uns als Spion manchen guten Dienst geleistet, nichtsdestoweniger aber ist ein gewisses Mißtrauen gegen Dich vorhanden, aber das liegt in unserm Blute — und nun sage endlich, welchen Rath vermöchtest Du zu geben?

Diesen möchte ich Sr. Excellenz selber ertheilen —.

Ha, Du beabsichtigst wohl gar zu einem seiner Räthe ernannt zu werden, versetzte der Indianer mit finsterm Lächeln.

Ich würde ihm treu dienen, als dies gewisse andere Herren gethan.

Die Untreue solcher Herren wurde von Sr. Excellenz mit Blei belohnt.

Höre also, ich schlage Sr. Excellenz vor, daß er sich des Verrathes bediene.

Ich zweifle, daß er zu solchen Waffen greifen würde, und wenn schon, was nützen sie, wenn sie nicht unmittelbar in der Nähe des neuen Kaisers sich befinden?

Von solchen spreche ich eben.

Unmöglich, die Verräther Miramon, Mejia, Almonte und viele Andere, die in jenes Lager übergegangen sind und sich noch dahin begeben werden, dürften aus eigener Herrschsucht und Ehrgeiz der Sache nicht mehr nützen.

Diese meinte ich nicht.

Wen denn sonst?

Ich kenne Jemand, der Dienst bei der Fremdenlegion des neuen Kaisers genommen er kann und wird uns von wesentlichen Nutzen sein.

Wer ist der Mann?

Ein Europäer, in Deutschland geboren, der Dienst in Frankreich genommen und es bis zum Major gebracht, nachdem er den Krimkrieg mitgemacht, den Abschied erhalten.

Warum erhielt der Mann den Abschied?

Wegen Leichenraub.

Du hast mir den Namen dieses Mannes bisher verschwiegen.

Der ist ja Nebensache, es handelt sich nur um die Person und für diese stehe ich ein, das heißt, wenn sie erlangt wird.

Das dürfte möglich sein, allein vor allen Dingen, welche Stelle nimmt er im Heere ein.

Er ist als Major eingetreten und wird sicher Zugang bei Hofe haben, wie gesagt, an ihm könnten wir eine bedeutende Stütze haben, für Geld thut der Mann Alles, was man von ihm verlangt.

Ist er denn so arm?

Einst war er sehr reich, allein sein leidenschaftliches Spiel, hat ihn so heruntergebracht, daß er bettelarm geworden so schrieb mir nämlich ein Freund aus Paris, mit welchem ich in der Compagnie diente, deren Chef der jetzige Major als Hauptmann war.

Du kennst ihn also näher?

Sehr genau, ich habe ihm im Felde oft genug die Flasche geboten und von meinem Brode betheilt.

Sein Name aber?

Den würde ich nur dem Präsidenten nennen.

Du weißt, ich bin des Präsidenten Freund Franzose, nun sorge dafür, daß Dir von Sr. Excellenz eine ansehnliche Belohnung zu Theil werde, also wie heißt der Mann?

Guido von Rautenberg, ein Edelmann.

Es ist gut, Franzose, Deine Aufgabe wird es also sein, den Mann im Lande aufzusuchen, gelingt es ihm, den neuen Kaiser uns in die Hände zu liefern, dann soll ihm Gold werden, so viel Gold, daß er mit Schätzen beladen nach Europa zurückkehren und dort wieder Alles auf das Spiel wagen kann.

Ich werde den Mann treffen, ich bin dessen gewiß, aber welche Legitimation habe ich

ihm gegenüber, für die Wahrheit meines Anerbietens?

Diese soll Dir werden —

Dann ist es um den neuen Kaiser geschehen.

Du versprichst sehr bestimmt.

Weil ich die Ueberzeugung habe, daß der, den ich nannte, Jedem dient, der ihm Geld giebt, damit er wieder spielen kann.

Ich sagte bereits, es soll ihm werden, aber auch ohne ihn, darf der Fürst niemals wieder Europa — doch ich höre Pferdegetrappel —

In der That ließ sich das Geräusch von Pferdehufen vernehmen, welche aber noch sehr fern waren und endlich wieder ganz verstummten.

Anfangs stutzte der Indianer, dann aber warf er sich nieder und legte das Ohr lauschend auf den Boden.

Des Indianers Gehör ist scharf wie das der Katze, mein Bote naht, sagte er dann mit unheimlicher Freude, er läßt das Pferd, das den Pfad nicht passiren kann, zurück und naht zu Fuße, ich kenne seinen Tritt.

Damit erhob er sich und ging unruhig auf und nieder, bis sich in kurzer Entfernung eine männliche Gestalt blicken ließ, welche in raschem Schritte näher kam.

Der Indianer wartete indessen die Ankunft des Fremden nicht ab, sondern eilte ihm entgegen.

Friede sei mit Dir, Bargaha, so redete er den Mann an, der Indianer war gleich ihm, welche Kunde bringst Du?

Der neue Kaiser ist eingetroffen.

Ist es wahr, Bargaha? fragte Jener mit athemloser Hast.

Bargaha sagt die Wahrheit.

Es ist gut, versetzte Jener mit düsterm Lächeln; dieser fremde Kaiser wird nie wieder die Gestade seines Vaterlandes beschreiten, er ist hierher gekommen, um sein Grab zu finden, — gieb Acht, Bargaha — wir werden triumphiren — Alles, alles Neue wird in Trümmer sinken, auferstehen aber das längst Begrabene.

Was meint der Sohn meines Stammes, der in unserer Sprache „das Beil" genannt wird?

Ja, ein Beil will ich sein allen Europäern, allen Feinden meines Stammes, und weil Juarez unser Bruder ist, darum müssen wir ihm dienen mit Leib und Seele mit Feuer und Schwert.

Die Blicke des Indianers leuchteten beim Scheine der Fackel unheimlich wie die der Klapperschlange.

Der Fremde hörte diese Worte, verstand sie aber nicht, denn sie waren in der Landessprache der beiden Männer gesprochen.

Hast Du gehört, Bargaha? nahm der erste Indianer nach längerem Schweigen wieder das Wort; wir müssen unserm Bruder dienen mit Leib und Seele, mit Feuer und Schwert — wiederholte der Andere mit fanatischem Eifer.

Du weißt, was unser Bruder Juarez beabsichtigt, wenn er wieder zur Herrschaft gelangt.

Das indianischen Stammes Rechte zu erweitern.

Das wäre nur gering, Juarez will mehr für seine Brüder thun, — er hat mit dem Werke begonnen.

Und was meint das Beil?

Juarez will das Reich der alten Azteken, unserer Väter, wieder herstellen, die einst vom Norden kamen, dieses Land erobert und die Stadt Tenochtitlan gegründet, welcher erst die Fremden den Namen Mexico gegeben haben — die alten heiligen Tempel sollen wieder hergestellt und der Feind der Göttin geopfert werden wie ehemals und dieser neue weiße Herrscher, der über das große Wasser herüber gekommen ist, soll der Erste sein, dessen Opfer dem Altar unserer Götter, die wir ja im Geheimen noch verehren wie ehmals, einweiht.

Fanatische Gluth leuchtete aus seinen Blicken, während Bargaha zu Boden sank und wunderliche Zeichen gegen den Himmel machte, seine fromm verdrehten Blicke bekundeten, daß dies eine Aeußerung der Andacht war.

Nachdem er einige Worte gemurmelt hatte, erhob er sich und blickte lange auf den ersten Indianer.

Und glaubt „das Beil" in Wahrheit an die Wiederauferstehung des Aztekenreiches? fragte er.

Hat Juarez nicht schon begonnen, indem er die Christenpriester in ihrer Gewalt beschränkte.

Wahr — wahr und der indianische Mann darf hoffen —

Daß Alles wiederkommt, wie ehemals, darum, mein Bruder, gehe zu unsern Brüdern, verkünde ihnen die Worte „Beils" und sage ihnen, daß er ihrer harre, daß auch sie bereit sein mögen zur Stunde, wenn er ruft, — aber schon jetzt können sie das Ihre zu dem großen Werke der Vertreibung der Eindringlinge beitragen —

Was könnten sie thun?

Aufruhr stiften an allen Orten des Lan-

des, wo noch keine weißen Männer sind. — Der weiße Kaiser darf nicht Ruhe haben, weder Tag noch Nacht; sitzt er beim Mahle, so muß ihn die Kunde einer Gewaltthat erreichen, und hat ihn der Schleier der Finsterniß gemahnt, daß es Zeit sei, zu rasten wie des Tages Licht, so muß ihn die Nachricht einer in einer andern Provinz ausgebrochenen Empörung aus dem Schlafe schrecken, bis er müde wird, zu herrschen über uns, bis er in das Grab steigt, zu dem die Erde auserkoren ist.

Es soll sein, wie das Beil es wünscht.

Ich weiß es, Bargaha ist klug und listig wie die Schlange, er wird mein Wort unter den Söhnen unseres Stammes verbreiten.

Und wann schlägt die Stunde, wo Dein Wort sich erfüllt?

Ich hoffe, es werden nicht drei Sommer verstreichen, — bis der weiße Kaiser seine Herrschaft da unten fortsetzt.

Mit diesen Worten deutete er unheimlich lächelnd auf den Boden.

Gut, ich gehe, und Du sollst von mir hören, Bargaha wird zeigen, daß er würdig sei, ein Abgesandter zu heißen.

Nun sage mir, wann ich Dich wiedersehe.

Nicht eher, bis Du mich rufst ich gehe zunächst nach meinem Wigwam, die Kleinen zu lehren, daß sie den weißen Herrscher hassen müssen, doch ehe neunzig Tage noch verrinnen, soll die Welt von mir hören.

Endlich ist der Kaiser matt.

Es war zwei Uhr Mittags — kein Hauch bewegte die Luft — die Erde schien unter der Macht der senkrecht hernieder brennenden Sonnenstrahlen gleichsam in Betäubung kein Leben — kein Laut.

Die zerstreuten Kiesel einer breiten Straße die sich in unzähligen Krümmungen durch ein dürres Land hinzieht, erschienen wie leuchtende Diamanten, während von den weißlich grauen Felsmassen ein das Auge blendendes Licht widerstrahlte.

Die Atmosphäre, wie stets in trockenen Klimaten, war vollkommen durchsichtig und gestattete selbst den entferntesten Punkt am Horizonte zu erkennen.

An einem Punkte, wo diese Straße sich, nachdem sie sich häufig getheilt hat, eine Art Kreuzweg bildet, zeigt sich ein Häuschen mit einem Vorbau aus schlecht behauenen Baumstämmen.

Begeben wir uns in das Innere dieses Gebäudes.

In einem Gemache befindet sich ein Mann von hoher, imponirender Gestalt, von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, leuchtenden schwarzen Augen und äußerst intelligenten Zügen.

Die Farbe seines Gesichts erinnert an indianische Abstammung, läßt indessen die finstere Schwermuth, welche jener so eigenthümlich ist, vermissen.

Er hat ein Schreiben in seinen Händen, welches er mehrere Mal durchsieht, besonders bleiben seine Blicke auf den Schlußworten desselben haften; diese lauten:

„Wir befinden uns nicht im offenen Kriege mit Frankreich, aber rechnen Sie auf Geld, auf Kanonen und auf Freiwillige, deren Absendung wir begünstigen werden, wenn wir auch augenblicklich noch nicht in der Lage sind; ich hoffe indessen, die Zeit ist nicht fern, wo wir die Rebellen besiegt haben werden.

Washington, im Mai 1864.

Abraham Lincoln.

Als der Mann diese Worte zu wiederholten Malen gelesen hatte, erheiterten sich seine sorgenvolle Züge.

Schnell begab er sich in ein Nebengemach, in welchem an einem mit Schriften beladenen Tische ein noch junger Mann arbeitete.

Nehmen Sie dieses Schreiben zur Hand, es soll noch heute beantwortet werden, nahm der Eingetretene mit gebieterischer Stimme das Wort.

Zu Befehl, Excellenz, sagte der Schreiber, und der Angeredete trat in das Zimmer zurück, in welchem wir ihn zuerst gefunden haben.

Diese Excellenz war Juarez, der Präsident der Republik Mexico.

Benito Juarez, ein Indianer, in der Provinz Oaxaca geboren, hatte sich früh mit den Wissenschaften beschäftigt, und schon im dreiundzwanzigsten Jahre seines Lebens gelang es ihm, trotz seiner Abstammung, sich die Würde eines Doctors der Rechte zu erwerben.

Als Rechtsanwalt entfaltete er eine durch Energie wie durch unerschütterliche Rechtlichkeit ausgezeichnete Thätigkeit, welche ihm in kurzer Zeit das unbeschränkteste Vertrauen seiner Mitbürger zuzog.

Mit ihm schien eine neue Sonne der Hoffnung für das in der Nacht des Leidens schmachtende Land aufzusteigen.

Der neue Präsident warf sich im Gegensatz zu seinen Vorgängern, weder dem Clerus, noch dem Militair in die Arme, sondern bot, den freisinnigen Prinzipen unverholen

huldigend, Alles auf, um dem Lande Frieden und Wohlstand wieder zu schaffen.

Eine seiner ersten Staatsacte war die Aufhebung sämmtlicher Mönchsklöster und erklärte die Besitzungen der Kirche für das Eigenthum der Nation.

Als erster Richter des Landes fand er frühe Gelegenheit, seine hervorragenden Verwaltungstalente zu entwickeln, und diese kamen ihm in seiner schwierigen Stellung, welche bisher nur von Militairpersonen ausgefüllt war, außerordentlich zu statten.

Da er selbst dem verachteten Indianerstamme entsprossen war, hatte er in den verschiedenen Situationen seines öffentlichen Lebens wohl erkannt, was dem Lande noth thut, und nachdem er Miramon, der ihm Widerstand entgegengesetzt, glücklich besiegt hatte, ging er fest und unbeirrt an die Neugestaltung des zerrissenen Landes.

Unter seiner Regierung hatte sich die öffentliche Schuld des Landes nach wenigen Monaten um 19 Millionen verringert.

Bald jedoch wurden seine Bestrebungen durch seine eigene Partei gehemmt, die in ihrem Siegestaumel sich wiederholte Verletzung europäischer Interessen zu Schulden kommen ließ, und den Präsidenten zu jenen Maßregeln zwang, welche das Einschreiten der drei Mächte veranlaßten.

Juarez ging langsam mit überkreuzten Armen durch das Zimmer, seine Gedanken waren noch mit der Versicherung Abraham Lincolns beschäftigt.

Und er wird Wort halten, flüsterte er.

In diesem Augenblicke pochte es an die Thür — bald erschien jener Indianer, welchen wir in der Nacht zuvor in Gesellschaft des Franzosen kennen gelernt.

Der Indianer verneigte sich tief.

Ich habe Dich erwartet, Freund, sagte Juarez, welche Kunde bringst Du?

Der neue Kaiser ist auf mexicanischem Boden.

Seit wann? fragte Juarez, ohne die geringste Bewegung.

Seit dem 28. Mai Mittags zwei Uhr.

Nicht unerwartet trifft mich diese Kunde, es war mir wohl bekannt, daß Maximilian am 14. April seine Heimath verlassen, mir blieb nichts verborgen, denn ich wache für das Heil des Vaterlandes.

Der Indianer hatte dem Präsidenten noch mehrere Mittheilungen gemacht, in Folge deren ein längeres Gespräch stattgefunden hat, welches vorläufig für uns kein Interesse hat, dessen Hauptpunkte uns indessen durch die folgenden Ereignisse bekannt werden dürften.

Der Häuptling hatte jedenfalls wichtige Befehle empfangen und verließ dann mit einem Lächeln der Befriedigung das Gemach.

Der Präsident blieb indessen nicht lange allein, bald traten mehrere Herren in Uniform ein, es waren die Generale Commonfort, Porfirio Diaz, Ortega und Salazar welche beide Letztern in Folge jenes unglücklichen kaiserlichen Decrets vom 3. October 1865 ein Jahr später hingerichtet worden sind.

Die genannte Generale zählten sich zu den treuesten Anhängern des Präsidenten und theilten seine düstere Stimmung.

Wir wollen nicht verzagen, Excellenz, rief Salazar mit Begeisterung, die Stunde wird kommen, in welcher wir die Fremden wieder über das Meer zurücktreiben, nicht eher will ich die Waffen ruhen lassen, meine Ehre als Soldat fordert es so, meine Liebe zum Vaterlande gebietet, wenn es nicht anders sein kann, diese mit meinem Blute zu besiegeln.

Juarez blickte mit einer gewissen Bewegung auf den Sprecher dieser Worte und drückte ihm stumm die Hand.

Die Liebe zum Vaterlande erfordert noch mehr! rief Porfirio Diaz mit düster glühenden Augen.

Was könnte das Vaterland mehr fordern als das Leben? — versetzte Juarez.

Die Rache!

Rache? — an wem wollen Sie Rache nehmen?

An demjenigen, welcher sich die Krone auf das Haupt gesetzt.

Nicht so, Senuor, entgegnete Juarez, Maximilian hat sich diese Krone nicht aufgesetzt, Frankreich war es, welches eine Schaar von Verräthern gedungen, die es Notable-Versammlung nannte, und diese haben dem Erzherzoge unter der Angabe, es sei so die Stimme des Volkes, die Krone überreicht — wollen Sie also Rache, dann müßten Sie diese nur an den Verräthern nehmen, welche unter dem Schutze der französischen Fahne den Fremden in das Land gerufen.

Nichts von Rache, rief Salazar und Ortega zugleich, die Waffe soll entscheiden.

Und wir wollten den Kampf aufnehmen? entgegnete Commonfort — noch sind die Franzosen hier, und außer ihnen steht dem Kaiser eine sogenannte Fremdenlegion zu Befehl —

Meine Herren, nahm der finstere Diaz

nach längerem Schweigen das Wort; Sie alle kennen die Geſchichte unſeres Vaterlandes —

Wir Alle —

Sie kennen den Namen des Don Auguſtin de Iturbide?

Er wurde im Juli 1822 von den Soldaten als Auguſtin I. zum Kaiſer gemacht; entgegnete Juarez.

Mußte aber ſchon im März 1823 abdanken, fiel Commonfort ein.

Und wurde am 19. Juni 1824 trotz der Soldaten — erſchoſſen, verſetzte Diaz mit bedeutungsvollem Nachdruck. Sie ſehen hieraus, daß ein Kaiſer von Soldaten allein nicht geſchützt iſt und ſchon zwei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung — doch welches Datum haben wir heute, meine Herren?

Heute iſt der 10. Juni 1864, verſetzte Juarez bald lächelnd.

So prophezeihe ich Ihnen, daß im Juni 1867, ſicher aber kein Jahr ſpäter auch dieſer Maximilian das Schickſal Don Auguſtin de Iturbide, jenes Landmannsſohnes, getheilt haben wird, ſagte Diaz mit ſchrecklicher Beſtimmtheit.

Sie ſprechen ſchon wieder von Rache? fiel Juarez ein.

Sagen wir nicht Rache, Excellenz, nennen wir es Kriegsgericht, denn dieſer Maximilian fällt in unſere Gewalt, wir werden die Waffen nicht raſten laſſen, ob wir auch augenblicklich die Schwächeren ſind, der Kaiſer der Franzoſen wird endlich, um ſich auf bequeme Weiſe aus der Verlegenheit ziehen zu können, die ihm ohne Zweifel dieſe mexicaniſche Expedition ſchon bereitet hat und noch bereiten wird, ſeine Truppen zurückrufen, dann kommt Alles von ſelbſt —

Das weiß auch ich, meinte Juarez, ich weiß ſehr wohl, daß Napoleon III. von Herzen froh war, dieſem Erzherzog endlich die Krone dieſes Landes aufgebürdet zu haben, deren Laſt ihn wohl erdrücken könnte, allein vergeſſen Sie nicht, daß ein Hoflager Ruhm um ſich verbreitet und Freunde, wichtige Parteien ſchafft —

Ganz recht, allein mit dem entſchwundenen Glanz ſind auch die Parteien dahin — wir werden ſtark ſein — und das Schach bieten — bald iſt er remis, er kämpft nur noch allein, und endlich iſt der Kaiſer — matt.

Sie ſind zu ſchnell, mein lieber Diaz, ſagte Juarez leiſe.

Nicht ſchneller, als das Schickſal, lächelte der Angeredete düſter.

Das iſt oft ſehr langſam, rief Commonfort.

Aber ſicher — verſetzte Diaz.

Meine Herren, ſagte Salazar, das Schickſal wird die Waffe herbeiführen —

Und ohne zweifel uns zur Ehre, auch ich hoffe es ſo, rief Juarez keckhaft, ich vertraue auf Amerika, der gute Lincoln hat mir Hilfe zugeſagt, bald wird die Union die Rebellion beſiegt haben, und dann iſt unſere Stunde gekommen, was mich betrifft, ſo will auch ich nicht raſten, bis der Oeſterreicher — —

Nicht mehr Herrſcher iſt, fielen Alle zugleich ein.

Dann iſt der Kaiſer matt — ergänzte Diaz mit düſterem Lächeln.

Schon kurze Zeit nach dieſer Conferenz empfing Juarez eine Deputation von Maximilian, welche ihm ein kaiſerliches Schreiben überbrachte, das ihm Verſöhnung bot und ihn in der herzlichſten Weiſe nach der Reſidenz einlud, um ihm dort als kaiſerlicher Rath im Kabinet zur Seite zu ſtehen, welches Anerbieten Juarez indeſſen auf das Entſchiedenſte ablehnte.

So war alſo von Friede keine Rede, wir haben erfahren, daß das Feuer geſchürt wurde, deſſen Flamme den unglücklichen Kaiſer verzehren ſollte.

Die erſten Eindrücke.

Am 28. Mai ging die Novara, wie wir bereits erzählt haben, welche den neuen Kaiſer über den Ocean geführt hatte, vor der mexicaniſchen Hafenſtadt Veracruz vor Anker.

Doch welcher Abſtand zwiſchen dem Abſchied von Miramar und der Ankunft in der neuen Heimath!

Hier ſtanden keine jubelnden Volksmaſſen am Ufer, kein Lebehoch ertönte, um das Kaiſerpaar zu begrüßen; ſchweigende Menſchenmaſſen ſchauten finſter den Ankommenden entgegen.

Der franzöſiſche Admiral Boſſe begrüßte den Kaiſer in faſt brutaler Weiſe und ſagte in ſeiner Empfangsrede dem Kaiſer ſogleich daß das Uebernachten in Veracruz gefährlich ſei, eben ſo wenig aber könne er für die Sicherheit einer Reiſe direct nach der Hauptſtadt einſtehen.

Erſt am Abend nach einem traurig verfloſſenen Tage erſchienen Almonte in Begleitung einiger andern Notablen, um den Herrſcher zu begrüßen.

Am nächſten Tage fand ſogar eine Art von Empfang ſtatt; aber bei dieſer Gelegenheit zeigten die verſchiedenen Gäſte eine ſolche Gemeſſenheit ſolche Kälte, daß das euro-

mische Gefolge in unangenehmes Staunen versetzt wurde.

Hierauf setzten das Kaiserpaar auf seinem Wege nach Soledad, — hier aber ist der größere Theil des Gefolges gezwungen gewesen zurückzubleiben, da es Niemanden in den Sinn gekommen war, für die Weiterbeförderung einer größeren Reisegesellschaft Sorge zu tragen.

Puebla war der Ort, wo den Reisenden der glänzendste Empfang bereitet ward, hier wurden ihnen sogar Blumen gestreut und eine jubelnde Menschenmenge brach bei dem Anblicke der hohen Reisenden in stürmische Lebehochs aus.

War das Balsam für das bisher verletzte Gemüth des Herrscherpaares, so deprimirte sie doch der Anblick, den die Stadt selbst darbot.

Diese lag zum Theil in Trümmern und trug noch alle Spuren der noch vor Kurzem stattgehabten Belagerung, welche dem General Forey keine all zu theuren Lorbeerkränze errungen hatte.

Am 12. Juni war endlich die Hauptstadt Mexico erreicht.

Trotzdem schon viele Vorbereitungen getroffen waren, so hatte dieser ganze Empfang doch etwas Kümmerliches, gezwungenes und erinnerte mehr an einen verfehlten Theatereffect, als an die von Herzen kommende Feierlichkeit einer Bevölkerung.

Am Abend desselben Tages war eine Gallavorstellung im Theater bestellt.

Das Kaiserpaar begiebt sich in das Schauspielhaus, aber wer malt ihr Staunen, als die Herrschaften außer ihrem Gefolge noch Niemand anwesend fanden, erst nach acht Uhr füllten sich die Räume des Theaters, allein nur sehr spärlich und so blieb es bis zum Ende der Vorstellung.

Es war nun wohl nicht zu verwundern, daß Maximilian und seine Gattin nicht lange an einem Orte verweilen konnten, wo man ihnen so wenig Liebe bewies, und sehr bald zogen sie sich nach dem einsamen Lustschlosse Chapultepek zurück, welches einst den spanischen Vicekönigen zur Sommerresidenz gedient hatte.

Dieses Schloß, lange verödet, hatte zuletzt etwas unsäglich Trauriges, denn es war so vollständig verfallen, daß das kaiserliche Ehepaar nur ein einziges Zimmer bewohnbar fand.

Man denke sich die Unbehaglichkeit der beiden fürstlichen Personen, die von Jugend auf an Ueberfluß und Glanz gewöhnt, jetzt dafür Sorge zu tragen hatten, daß die Betten am Tage auf die Terrasse geschafft und mit Insektenpulver eingestreut wurden, um sie so vor Ungeziefer zu schützen.

Wenn die Kaiserin so auf die allerdings heimsuchende Gegend unter dem tropischen Himmelsstrich blickte, so wandelte sie die Sehnsucht an, Ausflüge zu machen, allein sie war gezwungen, diesen Lieblingswunsch zu unterdrücken, denn Räuber machten die Landschaft rings umher unsicher.

Das mexicanische Hofgesinde machte gleichfalls einen traurigen Eindruck, jedes Mitglied desselben ohne Ausnahme war heimtückisch, hinterlistig und unwahr, man konnte sich in keiner Beziehung auf diese Leute verlassen.

Wenn die Kaiserin unter solchen Umständen auch eine geheime Thräne vergoß, so erschien sie ihrem Gatten gegenüber doch immer heiter, sie wollte ihm die Zuversicht, die der Monarch noch immer besaß, nicht rauben.

Doch nicht nur die Kaiserin fühlte sich in ihrem Innern verzagt, sondern auch die Oesterreicher und Belgier, welche sich im Gefolge des Kaisers befanden, wurden von Verzweiflung ergriffen und ahnten schon damals, daß es hier früher oder später mit ihrem Regiment zu Ende gehen müsse.

Das waren die ersten Eindrücke, die das Kaiserpaar in sich aufnahm.

Kaiser Maximilian hatte trotz der erwähnten Unannehmlichkeiten nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren und sein Vertrauen wirkte auch auf die Gattin günstig ein, sie faßte Muth und gewann Zuversicht, zumal ihnen vielfache goldene Aussichten auf die künstige Loyalität der Bevölkerung geheuchelt wurde.

Der Kaiser, bemüht, Verbesserungen im Lande vorzunehmen, wollte sich durch persönliche Anschauung von den Uebelständen desselben in Kenntniß setzen.

Er trat eine Reise an und in der That gab sie ihm Veranlassung zu wichtigen Reformen, welche wohl nicht immer wegen der zerrütteten Finanzen zur Ausführung gelangen konnten.

Es wurden Befehle gegeben, Landstraßen und Brücken, ebenso eine Eisenbahn zwischen Queratano und Guanojuato zu bauen.

Bei dieser letzten Gelegenheit wurde dem Kaiser unter Freund Franz Löscher in Vorschlag gebracht und dieser als ein vortrefflicher Locomotivenbauer nach Mexico berufen.

Freilich stieß der gute Wille des Kaisers, seine wohlwollendsten Bestrebungen bei der Trägheit und Abgestumpftheit der Bevölkerung auf unüberwindliche Hindernisse.

Während dessen war der französische General Bazaine gegen den Norden aufgebrochen — das war ein schwerer und mühevoller Feldzug.

Hier hatten sich die Republikaner wieder erhoben, wurden indessen von den Franzosen, welche ihnen drei der nächsten Provinzen abgenommen hatten, zurückgedrängt.

General Mejia wurde zu dem Militairbefehlshaber dieser Staaten ernannt und ihm dabei selbstverständlich die Bewachung der Grenze gegen die vereinigten Staaten anvertraut.

Aber auch im Westen des Reiches erhoben die Republikaner ihre Waffen, und hier errangen die Kaiserlichen nur theilweise Vortheile.

Diese Kämpfe welche bis zum Anfang des Jahres 1865 dauerten, fügten den Franzosen, wie den Kaiserlichen herbe Verluste zu.

Die Franzosen erhielten aus Algerien Ersatzmannschaften, Kaiser Maximilian aber ließ in Europa Truppen werben, und schon am Ende des Jahres 1864 langte eine österreichische Fremdenlegion, aus 7000 Mann bestehend, unter dem Befehle des Grafen Franz Thun-Hohenstein, so wie ein belgisches Freiwilligen-Regiment in Mexico an.

Indessen entstand dem Kaiser ein neuer Feind in der Geistlichkeit.

Diese, an ihrer Spitze der Erzbischof Labastida, grollten den freisinnigen Einrichtungen des Kaisers, insbesondere waren sie gegen die Religionsfreiheit, eben so wenig zollte man dieser in Rom Beifall.

Papst Pius sandte seinen Nuntius nach Mexico und forderte vom Kaiser, daß dieser nur die katholische Religion im Lande dulden sollte, was Maximilian aber entschieden ablehnte.

Die glücklichste Zeit des Kaiserreichs war die erste Hälfte des Jahres 1865.

In diesem Zeitraum wurden auch die meisten Pläne zu Reformen aller Art entworfen.

Währenddessen aber hatte sich mit dem Fall Richmonds und der Besiegung der nordamerikanischen Rebellion die Lage der Dinge im Kaiserreiche wesentlich verschlimmert.

Die republikanische Partei, kaum besiegt, erhielt durch diese neue Gestaltung der Sachlage thatsächlich Unterstützung, und umherstreifende Guerillabanden begannen aufs Neue das Land in Unruhe zu versetzen.

Jetzt erschien jenes von uns bereits erwähnte unglückselige Decret des Kaisers Maximilian vom 3. October 1865, welches alle Anhänger des Präsidenten Juarez in Haft und Bann erklärte und zugleich gebot, daß dieselben als Verbrecher und Straßenräuber angesehen und jeder, der mit dem Schwerte in der Hand, für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu kämpfen, ergriffen wurde, sollte kriegsrechtlich vernehmt und binnen 24 Stunden erschossen werden.

Der Erlaß dieses vom Kaiser nur mit Zögern unterzeichneten Decrets war ein gewaltiger Fehlgriff, denn er zwang die Republicaner zu gleichen grausamen Maßregeln, und so folgte Blutvergießen auf Blutvergießen.

Es läßt sich vielleicht annehmen, daß Kaiser Maximilian kein so tragisches Ende gehabt, hätte er dieses verhängnißvolle Decret nicht erlassen, welches nur allzubald in Ausführung gebracht werden sollte.

Schon am 13. October 1865 überfiel der kaiserliche General Mandez die Juaristen bei Santa Anna; Aquatla zerstreute sie und nahm die Generale Ortega und Salazar gefangen, welche vor ein Kriegsgericht gestellt und am 21. October standrechtlich erschossen wurden.

Der Bote.

Am 22. October erblickten wir einen Indianer, welcher heftigen Schrittes aus der Straße Tacuba in Mexico zum Vorschein kam, dann rasch über die Plaza Major schritt wo er vor einem Hause stehen blieb.

Er betrachtete dies genau, ging dann hinein und wir sehen ihn bald darauf in einem Gemache, in welchem ihn jener Franzose empfängt, den wir zur Zeit, als Maximilian die mexikanische Küste betrat kennen gelernt hatten.

Nun, Bargaha, rief er dem Indianer entgegen, was hast Dir zu berichten?

Ich komme von dem Sohne meines Stammes, den Du kennst, wie mich.

Und was verlangt das Beil von mir?

Ich soll den weißen Mann fragen, ob der Mann bei der Fremdenlegion eingetroffen, von welchem Du zu ihm gesprochen.

Er ist hier, allein nicht bei der Legion, weil er blutsturzfähig ist.

Aber er ist ein vornehmer Europäer?

Ein Edelmann.

Du sollst ihm sagen, daß es jetzt um den

Zeit sei, mit den Maßregeln zu beginnen; er soll Geld erhalten so viel er begehrt — das Weil wird nach zwei Wochen bei Dir sein und hören ob sein Auftrag erfüllt ist."

So sage dem, der Dich gesendet, er wird mit meinem Bescheide zufrieden sein.

Vargaha entfernte sich, und bald darauf sehen wir den Franzosen in vollständig veränderter Gestalt.

Der Bart, den er damals trug, war längst entfernt, und in diesem Augenblicke sehen wir ihn mit einer eisgrauen Perrücke und einem eben solchen Barte das Zimmer verlassen.

Es war schon spät Abends, als wir diesen Greis in einer Venta (Schenke) wiedersehen, welche sich in einem Theile der Hauptstadt befindet — eilen wir ihm indessen voran.

Es sind nur wenige Gäste vorhanden, und die Anwesenden gehören meist der niederen Volksklasse an, also größtentheils Indianer und Neger mit zerlumpten Kleidern.

Etwas entfernt von ihnen kauert eine männliche Gestalt in einer Ecke, mit hagerem, verfallenen Gesicht.

Der Mann wirft forschende Blicke nach der Thür, vielleicht erwartet er Jemand, der die Zeche für ihn zahlen soll, denn seine reducirte Kleidung läßt vermuthen, daß seine Kasse nicht ausreicht, die Olla prodida die er eben mit Heißhunger verzehrt hat, zu zahlen.

Wir betrachten den Mann näher und erkennen — Guido von Rautenberg.

Er hatte das von Miß Howard empfangene Geld im Spiel vergeudet, und ließ sich dann für die Fremdenlegion in Mexico anwerben.

Da er indessen für dienstunbrauchbar erklärt wurde, so erhielt er auf außerordentliche Protection eines hochgestellten, französischen Beamten den Posten eines Rechnungsführers und ging als solcher nach Mexico.

Wie wir uns erinnern werden, hatte er sich an den Kaiser Maximilian, schon als dieser noch auf Miramar weilte, mit der Bitte gewendet, in die österreichische Fremdenlegion, von deren Errichtung damals schon die Rede gewesen, eintreten zu dürfen, allein dieses Gesuch fand keine Berücksichtigung, und er meldete sich somit später bei der belgischen Legion, woselbst er nur sehr ungern aufgenommen wurde.

Kaum befand er sich drei Monate auf seinem Posten in Mexico, als schon Veruntreuungen vorgekommen waren; ob ihm hier sein Stand als Edelmann zu statten gekommen, ob aus Rücksichten gegen seinen Protector, vermögen wir nicht zu verbürgen — genug man entließ ihn ohne Strafe.

Es muß dem Leser auffallen, daß Guido als Major, der eine Pension bezog, sich zum Rechnungsführer bei einer Fremdenlegion hergab — wir wollen dieses Räthsel lösen.

Bald nach jenem Abend, an welchem wir ihn zum letzten Mal in Begleitung des Kleinen gesehen, hatte er dreitausend Francs die er noch besaß, im Spiel verloren — er war der Verzweiflung nahe.

Die geringe Pension war nicht ausreichend, seine Ansprüche zu befriedigen, Geld mußte er haben, und nach längerem Nachdenken hatte er eine neue Quelle des Erwerbes ersonnen.

Diese neue Quelle war Betrug — Spiel mit gezeichneten Karten. Der Betrug führte ihn dem Richter zu, aber — schon die Voruntersuchung wurde unterdrückt — und zwar auf höhere Verwendung — man mochte einen ehemaligen Major der französischen Armee nicht bestraft sehen, entzog ihm aber die kaiserliche Pension.

Es war also die Anstellung bei der Fremdenlegion für den verkommenen Wüstling, den entlarvten Betrüger, den Edelmann mit dem Bettelstabe, ein Glück zu nennen, allein in diesem Augenblick sehen wir ihn wieder dem größten Elend preisgegeben — er hatte zuletzt bereits von juaristischem Gelde gelebt, das heißt, von dem, was ihm die Anhänger des Expräsidenten gaben, deren es im Geheimen in Mexico Viele gab und deren Anzahl sich nach dem Decret vom 3. October bedeutend vermehrt hatte.

Während er also traurig in der Venta dasaß und vielleicht über seine Lage nachgedacht hatte, öffnete sich die Thür und — der Greis trat ein.

Langsam schleicht der Angekommene zu dem Dasitzenden, dessen Züge sich plötzlich erheitern.

Sie blieben lange, mein lieber Bailard — redete ihn Guido an; vor allen Dingen haben Sie Geld?

Sind Sie wieder in Verlegenheit? fragte der Angeredete lächelnd.

O in unbeschreiblicher, mein lieber Bailard. Es sind bereits zwei Monate verflossen, seitdem Sie mir das letzte Darlehn von hundert Dollars gegeben haben, und Sie wissen, wie unbedeutend eine solche Summe ist, sie reichte kaum hin, meinen Unterhalt auf vier Wochen zu bestreiten.

Mein lieber Herr Baron, ich bin Ihr

Freilich stieß der gute Wille des Kaisers, seine wohlwollendsten Bestrebungen bei der Trägheit und Abgestumpftheit der Bevölkerung auf unüberwindliche Hindernisse.

Während dessen war der französische General Bazaine gegen den Norden aufgebrochen — das war ein schwerer und mühevoller Feldzug.

Hier hatten sich die Republikaner wieder erhoben, wurden indessen von den Franzosen, welche ihnen drei der nächsten Provinzen abgenommen hatten, zurückgedrängt.

General Mejia wurde zu dem Militairbefehlshaber dieser Staaten ernannt und ihm dabei selbstverständlich die Bewachung der Grenze gegen die vereinigten Staaten anvertraut.

Aber auch im Westen des Reiches erhoben die Republikaner ihre Waffen, und hier errangen die Kaiserlichen nur theilweise Vortheile.

Diese Kämpfe welche bis zum Anfang des Jahres 1865 dauerten, fügten den Franzosen, wie den Kaiserlichen herbe Verluste zu.

Die Franzosen erhielten aus Algerien Ersatzmannschaften, Kaiser Maximilian aber ließ in Europa Truppen werben, und schon gegen Ende des Jahres 1864 langte eine österreichische Fremdenlegion, aus 7000 Mann bestehend, unter dem Befehle des Grafen Franz Thun-Hohenstein, so wie ein belgisches Freiwilligen-Regiment in Mexico an.

Indessen entstand dem Kaiser ein neuer Feind in der Geistlichkeit.

[illegible] an ihrer Spitze der Erzbischof La[illegible] rollten den freisinnigen Einrichtun[illegible]kaisers, insbesondere waren sie ge[illegible] Religionsfreiheit, eben so wenig [illegible] dieser in Rom Beifall.

[illegible] Pius sandte seinen Nuntius nach [illegible] und forderte vom Kaiser, daß dieser [illegible] katholische Religion im Lande dul[illegible]lte, was Maxim[illegible] aber entschieden [illegible]onte.

Die glückli[illegible] kaiserreichs war [illegible] erste Hä[illegible] 1865.

In dies[illegible] den auch die mei[illegible]sten Pl[illegible] aller Art entwor[illegible]fen.

[illegible]er hatte sich mit dem [illegible]nd der Besiegung der [illegible] Rebellion die Lage der [illegible]reiche wesentlich verschlim[illegible]

[illegible]kanische Partei, kaum besiegt, [illegible]h diese neue Gestaltung der [illegible] thatsächlich Unterstützung, und [illegible]fende Guerillabanden begannen aufs Neue das Land in Unruhe zu versetzen.

Jetzt erschien jenes von uns bereits erwähnte unglückselige Decret des Kaisers Maximilian vom 3. October 1865, welches alle Anhänger des Präsidenten Juarez in Haft und Bann erklärte und zugleich gebot, daß dieselben als Verbrecher und Straßenräuber angesehen und jeder, der mit dem Schwerte in der Hand, für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu kämpfen, ergriffen wurde, sollte kriegsrechtlich vernehmt und binnen 24 Stunden erschossen werden.

Der Erlaß dieses vom Kaiser nur mit Zögern unterzeichneten Decrets war ein gewaltiger Fehlgriff, denn er zwang die Republikaner zu gleichen grausamen Maßregeln, und so folgte Blutvergießen auf Blutvergießen.

Es läßt sich vielleicht annehmen, daß Kaiser Maximilian kein so tragisches Ende gehabt, hätte er dieses verhängnißvolle Decret nicht erlassen, welches nur allzubald in Ausführung gebracht werden sollte.

Schon am 13. October 1865 überfiel der kaiserliche General Mandez die Juaristen bei Santa Anna; Aquila zerstreute sie und nahm die Generale Ortega und Salazar gefangen, welche vor ein Kriegsgericht gestellt und am 21. October standrechtlich erschossen wurden.

Der Bote.

Am 22. October erblickten wir einen Indianer, welcher heftigen Schrittes aus der Straße Tacuba in Mexico zum Vorschein kam, dann rasch über die Plaza Major schritt wo er vor einem Hause stehen blieb.

Er betrachtete dies genau, ging dann hinein und wir sehen ihn bald darauf in einem Gemache, in welchem ihn jener Franzose empfängt, den wir zur Zeit, als Maximilian die mexikanische Küste betrat kennen gelernt hatten.

Nun, Bargaha, rief er dem Indianer entgegen, was hast Du zu berichten?

Ich komme von dem Sohne meines Stammes, den Du kennst, wie mich.

Und was verlangt das Weib von mir?

Ich soll den weißen Mann fragen, ob der Mann bei der Fremdenlegion eingetroffen, von welchem Du zu ihm gesprochen.

Er ist hier, allein nicht bei der Legion, weil er dienstuntauglich ist.

Aber er ist ein vornehmer Europäer?

Ein Edelmann.

Du sollst ihm sagen, daß es jetzt an der

Aber ich beſitze keinen Sou —

Thut mir leid, die Republik zahlt keine Vorſchüſſe, aber ſie belohnt reichlich die vollbrachte Arbeit.

Dann bedaure ich, für die Sache der Republik nichts thun zu können — ein zerlumpter Bettler ſchadet mehr, als er nützt, ihn würden die Schildwachen mit Hohn von der Thür eines Generals weiſen.

Es iſt wahr, Sie haben Recht, und ich werde Ihnen eine Summe ſchaffen, welche ausreicht, ſich neu equipiren und den Lebensunterhalt beſtreiten zu können — in den erſten Tagen iſt dies unmöglich —

Dann bin ich gezwungen, den erſten Beſten, der mir begegnet, um ein Almoſen anzubetteln —

Auch das iſt keine Schande, wenn ein Fremder Ihnen eine Gabe reicht; Sie werden ſich ſelbſtverſtändlich an Keinen wenden, der Sie kannte oder kennt —

Ein Schauder durchrieſelte Guido, das Gefühl, betteln zu müſſen, zermalmte ihn im erſten Augenblick des Nachdenkens.

Der Franzoſe hatte ſich von ihm getrennt er ſchlich hinaus in die Nacht, und eine gewaltige Aufregung hatte ſich ſeiner bemächtigt.

Langſam wandelte er vorwärts, dann blieb er wieder ſtehen — wohin ſollte er ſich begeben? — Aus ſeiner Wohnung wegen rückſtändiger Miethe verwieſen, blieb ihm nichts übrig, als ſich ein Aſyl in irgend einem Winkel oder auf freiem Felde zu ſuchen, denn welches Hotel würde ihn, den reducirt ausſehenden Menſchen aufnehmen?

Bald wandte er ſich vorwärts, bald wieder rückwärts, war es doch gleich, wohin er ging. Obgleich die Nacht warm war, hatte ihn doch ein heftiger Froſt gerüttelt — nicht ſein Leib, die Seele hatte ihm dieſen Froſt in die Glieder getrieben.

Zum erſten Mal in ſeinem Leben vielleicht überdachte Guido ſeine Lage — wer war er geweſen — wer iſt er jetzt?

Wie zum Hohn beſchäftigten ihn die Gedanken nur mit Scenen früheren Glanzes, er ſah ſich von Luxus und Pracht umgeben, genoß Wein und ſchwelgte im entzückendſten Taumel der Liebe, ſtürzt wannetrunken hinaus in die belebten Straßen von Paris — ein bleicher, zerlumpter Bettler ſteht ihn an — er will ihm eine Gabe vor die Füße werfen — greift inſtinctmäßig in die Taſche — und ſtößt einen dumpfen Schrei aus.

Dieſe letzte Bewegung hatte ihn aus ſeinen Träumereien aufgerüttelt — ſeine Taſchen waren leer — Niemand war zu ſehen — mit Entſetzen gewahrt er, daß der bleiche, zerlumpte Bettler — er ſelber ſei.

Wie vom Wahnſinn erfaßt, will er fort ſtürzen, allein ſein Körper iſt gebrechlich, die Glieder gehorchen nur ſchwer und er ſchleppt ſich weiter.

Immer führt ihm die Erinnerung wieder Scenen längſt vergangener Zeiten vor die Seele, ſchöne leuchtende Frauengeſtalten tauchten auf — bald aber ſcheinen ihn Leichen, die ihm im Wege liegen, anzugrinſen — und mit Entſetzen erkennt er die von ihm ermordeten Nebenbuhler.

Zum erſten Male wird ſeine Seele von einem ſchrecklichen Gedanken zermalmt — es iſt der — der Vergeltung — der Nemeſis, und furchtbar ſcheinen ihm tauſende von Stimmen zuzudonnern: — „es lebt ein Gott!“

Zermalmt von furchtbaren Foltern des Schuldbewußtſeins und des grenzenloſen Elendes, ſteht er ſchaudernd da, ohne Hilfe — ohne Rath —

Und doch war dieſer Menſch nicht nur vor wenigen Augenblicken, ſondern auch jetzt noch fähig geweſen, für Geld — das gräßlichſte Verbrechen zu vollbringen.

Schon dachte er an den Tod — war er doch krank, mangelte ihm doch die Kraft, die geringſte Arbeit, geiſtiger oder phyſiſcher Art zu vollbringen — und war er trotzdem nicht des Lebens überdrüſſig, ſo beſaß er doch Nichts, um dieſes friſten zu können, alſo nur einen Ausweg gab es, der ihm die ſchreckliche Wahl ſtellte, — betteln oder ſterben.

Bald aber erinnerte er ſich der letzten Unterredung — und der Mond, der jetzt am Himmel emporſtieg, zeigte auf ſeinem Antlitz ein verzerrtes Lächeln.

Ja, es kann beſſer kommen — nur noch einige Tage, dann beſitzt er wieder Geld — die Noth hat ein Ende — und die Dienſte, die er der Republik widmet, machen ihn zum reichen Manne — es kommt beſſer, alſo — leben und — betteln.

Hier aber, in dieſer troſtloſen Einöde, wo ſich kaum einer der Leperos (Pöbel der Hauptſtadt) blicken läßt — hier kann ihm Niemand begegnen, der ihm ein Almoſen reicht — fort alſo nach belebteren Stadttheilen.

Allmälig machte er ſich mit dem Gedanken, vorläufig betteln zu müſſen, vertraut, war es doch die Hauptſache, daß er keinen, den er kannte, anſprechen durfte, und das konnte er verhüten.

Schon nahte er ſich den vornehmen Stadttheilen, — doch je näher er kam, deſto mehr

zögerte er — betteln müſſen — war doch ein zermalmender Gedanke — und auf's Neue durchrieſelten ihn eiſige Schauer.

Wankenden Schrittes ging er weiter — blieb ſtehen — ſann, ſchwankte, bebte — betteln, betteln, betteln? doch ohne einen Sou — ohne Obdach — Hilfe erſt nach acht Tagen, bis dahin mußte das Leben gefriſtet werden — jede Ausſicht auf irgend ein Darlehn war dahin, denn alle Quellen ſind verſiegt —

Noch wenige Jahre zuvor hätte Guido den Tod dieſer entſetzlichen Situation vorgezogen — jetzt hatten ihn Noth und körperliche Leiden feig und zaghaft gemacht, er war erniedrigt, erbärmlich geſchwächt — das Ehrgefühl und mit ihm der Muth dahin, dieſem elenden Daſein ein ſchnelles Ende zu machen.

Dennoch aber wollte er nicht kenntlich ſein, er band ein Tuch ſo um ſein Geſicht, daß der untere Theil deſſelben verhüllt blieb und nur Naſe und Augen zum Vorſchein kamen, da die Stirn von dem weit herabgerückten Hute verdeckt war.

Da ſtand denn der bleiche Bettler in der Ecke des Plaça mayor — über deſſen Mitte der Mond ſein ſtrahlendes Licht gegoſſen hatte, während der Standpunkt Guido's in Dunkelheit gehüllt war.

Schweigend an einen Gas-Candelaber gelehnt, harrte er derjenigen, welche aus dem feinen, von den reichſten Creolen beſuchten Kaffeehauſe kommen ſollten, um zu ihren Wohnungen zurückzukehren, denn — Mitternacht war nahe.

Sobald einer aus dem Hauſe trat, ſtreckte er ſchweigend die Hand vor — bisweilen empfing er eine Münze, mußte ſich jedoch auch oft mit Schimpfreden begnügen —

Zermalmend traf ihn in dieſem Augenblicke die Erinnerung, wie er ſelbſt einſt in Paris, übermüthig aus einem Kaffeehauſe tretend einen Bettler mit den Worten: „Aus dem Wege Lumpenhund“ zur Seite ſtieß.

Es waren ſchon zwanzig Herren herausgekommen, faſt von Jedem hatte er eine Gabe erhalten, nur wenige beleidigten ihn, die Meiſten aber warfen die dargereichte Gabe zu Boden, dies berührte ihn jedoch weniger bitter, und gern hob er ſie empor.

Was ihm noch außerordentlich tröſtete, war der Umſtand, daß ſich Niemand bemühte, nach ſeinem Antlitz zu forſchen —

Als er nach einer halben Stunde ſeine Baarſchaft überzählte, fehlte ihm nur noch ein Geringes, um in einer Venta übernachten zu können, wo man den Lepero's für ein Weniges geſtattet, in holder Eintracht, auf bloßem Boden zu ſchlafen, ein Sack, den ſie oft mit ſich bringen, vertritt dann die Stelle eines Unterbettes oder Kopfkiſſens.

Auch der Lebensunterhalt für den nächſten Tag konnte faſt beſtritten werden, wenn er ſich in einer Venta der eben angeführten Gattung beköſtigen wollte — und eine andere Wahl blieb ihm nicht übrig.

Nur ein Weniges war noch erforderlich, und er beſaß die Mittel, um mit den Leperos und Pinto's (Gefleckten) zu ſchlafen und zu ſpeiſen.

Ein Spender alſo müßte ſich noch finden, und dann wollte er dieſen Standpunkt verlaſſen, ſein Ziel aufſuchen und ſich morgen Abend hier wieder einfinden.

In dieſem Augenblicke erſchien eine hochgewachſene, imponirende Mannesgeſtalt — der Bettler ſtreckte ſeine Hand aus, ohne den Kommenden anzuſehen.

Dieſer warf nicht mit der vornehmen Nachläſſigkeit oder Verachtung der Vorgänger eine Gabe hin, ſondern machte Miene, ſich für den Bettler näher zu intereſſiren.

Er trat mehr in das Licht, zog ſeine Börſe und ſuchte mehrere Münzen in derſelben zuſammen.

Kommen Sie her, ſagte er mit mitleidsvollem Tone — hier.

Bei dem Tone dieſer Stimme wurde der Bettler etwas betroffen — ein heftiger Schrecken hatte ihn ergriffen — er zögerte —

Kommen Sie ſchnell — wiederholte der Caballero.

Der Gerufene zog den Hut tiefer und das Halstuch höher — ein Umſtand, der dem Fremden auffallen mußte, und trat dann zögernd näher.

Jetzt fiel das Licht des Mondes auf ſein Antlitz, und was von demſelben ſichtbar war erſchien geiſterbleich.

Sie ſind wohl ſehr krank, lieber Mann? fragte der Fremde theilnehmend, während er ihm die Gabe einhändigte.

Der Bettler fuhr zuſammen wie Eſpenlaub und gab keine Antwort.

So ſprechen Sie doch, mahnte der Fremde, Ihr Aeußeres trägt die Spuren des unſäglichſten Elends, ich will Ihnen helfen, ſoweit es in meinen Kräften ſteht.

Je mehr der Fremde ſprach, deſto heftigeres Schauder durchrieſelten Guido, er hätte ſich in dieſem Augenblicke eher in die Hölle gewünſcht, als dem Manne gegenüber, den —

Jener aber betrachtete jetzt den Bettler aufmerksamer als zuvor, und auch in ihm schien sich ein Gedanke zu regen.

Sie sind ein Europäer, sagte er mit leiser Stimme.

Der Bettler machte eine bejahende Kopfbewegung und wollte sich dann entfernen, der Fremde aber hielt ihn mit sanfter Gewalt zurück, und indem jener eine Bewegung machte, sich zu befreien, glitt das Tuch von seinem Halse, dessen Zipfel der Fremde zufällig berührte — der Bettler bückte sich bestürzt, es aufzuheben, bei der täppischen Wendung jedoch, fiel ihm der Hut vom Kopfe — und der Fremde stieß einen Ausruf schrecklichen Staunens aus —

Wie, sehe ich recht? rief er einige Schritte zurücktretend, während der Bettler ein lautes Stöhnen aus seiner Brust hervorpreßte.

So sprechen Sie doch nur — sind Sie — der Baron Guido von Rautenberg? fragte der Fremde stürmischer als zuvor.

Ich bin es versetzte Jener mit dumpfer Stimme.

Ein schreckliches Staunen hatte sich des Fremden bemächtigt, während Guido, dem die empfangenen Münzen entfallen waren, mit zu Boden gesenkten Blicken und schlaff herabhängenden Armen betäubt dastand.

Erkennen Sie mich? fragte der Herr in theilnahmsvollem Tone. —

Sie sind —

Franz Löscher, Ihr Landsmann, unterbrach ihn der Fremde; gerechter Gott, aber wie kommen Sie nach Mexico und — in so gräßliche Lage.

O, mein Herr, hier ist nicht der Ort, Ihnen Auskunft zu geben, ach ich bin niedergeschmettert — o die Nemesis ist schrecklich, aber sie ist weniger zermalmend, als diese Beschämung.

Sind Sie selbst in diesem Augenblick noch stolz?

Wie könnte ich stolz sein, aber —

Herr Baron, sagte Franz Löscher ernst, wohl mag dieses Wiedersehen für Sie schrecklich sein, wie es mir schmerzlich ist, ja beim Himmel, es ist mir sehr schmerzlich, ich wiederhole es, aber von Beschämung meinerseits sollen Sie nichts empfinden, sprechen Sie daher nicht davon. —

Aber Sie prophezeiten mir einst diese Lage. —

Der Mensch kann nichts prophezeihen, er kann nur warnen, das that ich allerdings, indem ich Ihnen einst einen Rath gab, den Sie verschmähten, doch der Zufall oder das Schicksal hat mich Ihnen sicher nicht entgegengeführt, um vorwurfsvolle Betrachtungen über die Vergangenheit anzustellen, sondern um Ihnen zu helfen —

Guido warf einen Blick der Ueberraschung auf den Sprecher dieser Worte, die ihm, der nie Großmuth kannte, allerdings, räthselhaft erscheinen mochten.

Sie wollten mir helfen? stotterte er.

So weit es in meinen Kräften steht. —

Aber ich habe Sie oft beleidigt, bitter gekränkt, mehr als ich es jemals verantworten kann —

Daran denke ich in diesem Augenblicke nicht, jetzt wo Sie in Ihrem grenzenlosen Elende der Verzweiflung nahe, kann ich nicht jener Kränkungen gedenken. —

O es waren mehr als Kränkungen, durch meine Schuld sind Sie nach Cayenne verbannt worden. —

Ich vergesse Alles — ich wiederhole Ihnen, dieser Augenblick ist nicht geeignet, über vergangenes Unbill, sondern nur darüber nachzudenken, wie man Ihnen helfen kann —

O Sie sind wahrhaft edel. —

Ich thue nur meine Pflicht, unterbrach ihn Franz, aber sprechen Sie, wie kann Ihnen zunächst geholfen werden?

Mein Herr, ich bin hülfsbedürftig, in bitterer Noth, aber doch nicht so charakterlos, um von Ihnen Hülfe anzunehmen — ich habe mich Ihnen gegenüber in so empörender, anmaßender Weise benommen, daß Sie mir weder verzeihen können, noch ich von Ihrer Hilfe Gebrauch machen kann — ich danke Ihnen —

Und er wollte sich entfernen, wurde indessen von Franz zurückgehalten.

Lassen Sie jetzt alle Bedenken fahren, ich bitte wiederholt darum, daß Sie mich nicht hindern mögen, meine Pflicht zu thun, — wie sehr Sie auch Ihr Unglück verschuldet haben mögen, — es ist einmal da und man muß danach trachten, es abzuwenden, — bleiben Sie, um mir die Summe zu nennen, deren Sie augenblicklich bedürfen, hier aber ist allerdings nicht der Ort, um uns auszusprechen, kommen Sie in's Hotel, dort können wir überlegen.

Und Sie wollen mit mir in dieses vornehme Kaffeehaus gehen? fragte Guido betroffen.

Gehören Sie denn der vornehmen Gesellschaft nicht an?

Das war einmal der Fall, sagte Guido traurig, jetzt aber ist's damit vorbei — wie könnte ich da hineingehen? — wie leicht wäre es möglich, daß einer der Herren zurückkehrte, die mir einen Almosen gereicht

haben, würden diese den Bettelmann, der es wagt, sich in Ihre Nähe zu drängen, nicht mit Schimpf und Spott ausweisen?

Franz wurde von wahrhafter Wehmuth erfüllt, als er diesen Menschen in so erniedrigender Weise von sich sprechen hörte, ohne daß er es hindern konnte — wenngleich er sich sagen mußte, daß die Vergeltung des Schicksals hier vollkommen gerechtfertigt sei, so empfand der edle Mann immer noch Mitgefühl für seinen erbittertsten Gegner, für den Feind, der ihm nicht mehr schaden konnte.

Wenn es Jemand wagen würde, Sie zu insultiren, sagte er nach kurzem Nachdenken, so würde ich Sie in Schutz nehmen.

Und was sollte man von Ihnen denken?

Was Jedem beliebt —

Die Freunde würden fragen, wie Sie zu der Bekanntschaft eines solchen Lumpen kommen?

Ich hätte niemals diejenigen Freunde genannt, die dem Unglück gegenüber solche Sprache führen könnten, meine Gesinnung ist unverändert geblieben, übrigens bin ich hier, trotz eines sechswöchentlichen Aufenthaltes, ganz ohne Bekanntschaft, — kommen Sie also. —

Aber Sie können unmöglich in diesem Aufzuge mit mir eintreten, der Abstand ist zu grell, — Sie in eleganter Kleidung und ich —

Franz hatte jetzt erst einen Blick auf die Garderobe Guido's geworfen, die Beinkleider, die er trug, waren fadenscheinig, aber dunkel und konnten bei künstlicher Beleuchtung nicht sehr in's Auge fallen, der hellgraue Sommerrock indessen war so besudelt und zerrissen, daß er allerdings nur von einem Bettler getragen werden konnte.

So nehmen Sie diesen, sagte Franz, indem er seinen Ueberrock abzog; Sie sehen, ich bin gut gekleidet.

Guido zögerte.

Mein Gott, wie soll ich —

So thun Sie, wie ich Ihnen sage, rief Franz ein wenig ungeduldig; jede Ziererei erscheint jetzt unzeitig.

Jetzt machte Guido von dem Anerbieten Gebrauch und erschien sogleich umgewandelt. —

Sie sind ein selten großherziger Mensch, sagte Guido, o dieser Augenblick zermalmt mich mehr, als wenn Sie mich mit Verachtung von sich gestoßen hätten —

Lassen Sie nun alle Betrachtungen, bevor wir aber hineingehen, haben wir noch eine kleine Aufgabe zu vollbringen.

Guido wußte nicht, was diese Aeußerung bedeutete und sah Franz fragend an.

Wir wollen zuvor dieses Geld, daß Ihnen vorhin entfallen war, aufheben; es ist einmal mein Grundsatz, Alles, selbst die geringste Summe zu achten, die man sich erworben hat auch dieses Geld ist erarbeitet, daran haftet Segen, und Sie bedürfen dessen um so mehr. —

Somit sammelte er die zerstreut am Boden umherliegenden Münzen zusammen, händigte diese Guido ein und zog ihn mit sich fort.

In den Salon gelangt, fanden sie nur noch sehr wenige Gäste anwesend, was ihnen um so willkommener war, da sie doch ungestört mit einander sprechen konnten.

Vor Allem also sagen Sie mir, nahm Franz das Wort, als sie in einem abgesonderten Zimmer Platz genommen hatten, was Sie nach Mexico geführt.

Ich hatte Dienste in der Legion genommen, aber hier angelangt, bin ich in Folge einer schon auf dem Schiffe zugezogenen Erkältung dienstunfähig geworden und erhalte vom Staate keine Entschädigung.

Das glaube ich schon, der Staat hat auch keine Verpflichtung, für Sie zu sorgen, aber verzeihen Sie diese Frage, erhalten Sie denn keine Pension von Frankreich — waren Sie doch kaiserlicher Major?

Ich habe mit meinem Eintritt in die Fremdenlegion meinen Ansprüchen an den französischen Staat entsagen müssen. —

Dann allerdings begreife ich, wie Sie in diese Lage kommen konnten, aber ich bin überzeugt, daß ein Gesuch an den Kaiser Maximilian Ihnen die Mittel zur Rückreise nach Europa zu gewähren, nicht ohne Erfolg bleiben würde — in Frankreich haben Sie Verbindungen und würde Ihnen Louis Napoleon auch die Pension wiedergeben; wenn Sie wünschen, will ich mich für Sie verwenden. —

Sie? fragte Guido überrascht.

Ich habe die nöthigen Verbindungen und will Ihr Gesuch bei dem Kabinetsrath Eloin befürworten.

Nein — nein — rief Guido in einer Weise alterirt, daß es Franz auffallen mußte.

Sie weigern sich, dieses Anerbieten anzunehmen? fragte er staunend.

Es sind bestimmte, sehr discrete Gründe, welche nicht gestatten, daß mein Name diesem Herrn genannt werde, und Sie werden dies auch unterlassen, wenn ich Sie dringend darum bitte.

So will ich schweigen, versetzte Franz, wenn auch nicht ohne Befremden und nur einige Fragen, die mir als Ihr Landsmann gestattet sein mögen — lebt Ihre Mutter noch?

Als ich Paris verließ, war sie noch am Leben —

Seit wann sind Sie fort?

Seit December vorigen Jahres.

Und Sie haben während dessen keine Nachricht erhalten? fragte Franz.

Nicht die geringste.

So wissen Sie nichts, gar nichts von Ihrer Mutter? fragte Franz, den ein solches Familienverhältniß mit mißbilligendem Staunen erfüllte.

Nicht das Geringste —

Und natürlich haben auch Sie nichts von sich hören lassen?

Sollte ich ihr etwa sagen, daß ihr Sohn ein Bettelmann geworden sei? versetzte Guido mit dumpfer Stimme.

Ihr Gut ist verkauft?

Schon seit sechs Jahren —

Das hat man mir aus der Heimath geschrieben.

O, wie erfüllt mich das Wort Heimath mit Wehmuth, seufzte Guido; ach ich werde sie niemals wiedersehen.

Es trat jetzt unwillkürlich Schweigen ein, welches Franz erst nach geraumer Zeit brach.

Wir wollen berathschlagen, wie Ihnen zu helfen ist — sagte er.

Es giebt keinen Weg, versetzte Guido traurig; O hätte ich Ihnen gefolgt, mich nicht dem Müßiggange, dem Laster des Spiels ergeben, ich wäre heute —

Schön ist die Reue, nutzlos aber diese Klage, sagen Sie mir zunächst, wo Sie wohnen?

Wo ich wohne? fragte Guido mit bitterm Lächeln, — o Gott!

Darf ich es nicht erfahren?

Ich bin obdachlos.

Das habe ich allerdings nicht erwartet, sagte Franz bestürzt; Sie werden einsehen, Herr Baron, daß es so nicht bleiben kann; hier gehen Sie zu Grunde, Sie müssen nach Frankreich zurück, wo noch Hülfe für Sie möglich ist — hier, nehmen Sie, diese fünfundzwanzig Dollars schützen Sie für den Augenblick, in den nächsten Tagen sollen Sie zweihundert Thaler von mir erhalten, damit Sie Ihre Rückreise denken können.

Guido griff mit krampfhafter Hast nach der dargereichten Banknote, und doch lächelte er arglistig, doch glühte ein unheimliches Feuer der Rache aus seinen Augen.

Ich danke Ihnen, Sie haben mich gelehrt, Gott und Menschen achten zu lernen, sagte er, während seine Pulse fieberhaft pochten.

Ich will das Alles nicht hören, Ihnen vielmehr nur helfen, wie ich kann.

O Sie edler, edler Mann, welche große Seele wohnt in Ihnen, ach und ich konnte oder wollte dies nicht begreifen. — Doch genug von mir, sprechen wir jetzt von Ihnen, lassen Sie mich hören, was Sie nach Mexico geführt hat? —

Der Wille des Kaisers Maximilian. —

Sind Sie hierher berufen? fragte Guido erstaunt.

Behufs der Erbauung von Locomotiven, und habe ich bereits eine Maschinenbau-Anstalt gegründet, ja mit dem Bau einer Locomotive begonnen, fürchte aber, daß mein erstes Kind niemals die Feuertaufe empfangen, das heißt, niemals geheizt werden wird, denn es sieht, wie es scheint, hier sehr traurig aus.

Nachdem wir nun die Ursache der Anwesenheit unseres Franz erfahren haben, wollen wir die fernere Unterhaltung der beiden Herren unberücksichtigt lassen.

Nur ein Umstand verdient noch Erwähnung.

Als Franz, der edle Helfer in der Noth sich von Guido getrennt hatte, blickte ihm dieser lange mit schrecklichem Lächeln nach.

Jetzt, sagte er, da Du mich in meiner Erniedrigung gesehen und mich durch Deinen Edelmuth noch mehr gedemüthigt hast, hasse ich Dich noch bitterer, aber ich brauchte jetzt Dein Geld und mußte schweigen — bald, bald bin ich wieder ein wohl situirter Mann, der sich an dem elenden Proletarier, von welchem er sich so demüthigen lassen mußte, rächen, schwer rächen wird.

Zwei Bilder.

Im fünften Stock eines alten düstern Gebäudes in Paris, finden wir in den ersten Tagen des Juni, in einem kleinen Gemache, eine Frau im Anfange der sechziger Jahre.

Sie ist groß, hager und etwas gebückt — ihre schwarzen, stechenden Augen, die sich oft finster auf einen Punkt heften, oft rastlos umherirrten, ihr grämlicher Zug um den Mund, ihre häufig drohend erhobenen Arme, sowie das dumpfe Gemurmel, das sie oft hören läßt, verleihen ihr etwas Sybillenhaftes —

Fluch, rief sie dann in grellem Tone; ich habe nichts als Fluch für die Welt — Fluch für mich — denn mit mir —

Ist die Hölle — erkannte die Baronin eines plötzlich vor ihr stehenden kleinen Mannes, in welchem wir — Frech wiedersehen, wie wir wohl in der oben näher bezeichneten Alten die Baronin erkannt haben werden.

Es wird den Leser in Staunen versetzen, wenn wir ihm die Versicherung geben, daß wir Frech noch von derselben Beschaffenheit, wie damals finden, als wir ihn vor dem Schlosse Eberstein zum ersten Male sahen — er allein vermochte den Spuren der Zeit zu trotzen — wir werden erfahren, wie ihm dies möglich ward —

Ha, wieder Sie? preßte die Baronin hervor —

Habe die Ehre, sagte Frech mit einer spöttischen Verbeugung.

Ich glaubte, von Ihnen mindestens — erlöst zu sein, denn als ich Sie zuletzt gesehen, machten Sie mir die Hoffnung, auf ein glückliches Nimmerwiedersehen —

Es war auf Ihrem ehemaligen Eigenthume, dem Schlosse Rautenberg — sagte Frech mit Nachdruck.

Ich weiß es, Ihrer Erklärung bedurfte es nicht, allein mit der Hölle auf den Lippen, führten Sie sich auf's Neue bei mir ein —

Ich komme aus guten Gründen —

Gute Gründe? — Sie? —

O warum sollte dies nicht auch bei mir der Fall sein können, ich hoffe sogar, daß heute unser Beisammensein ein recht herzliches, trauliches sein wird —

Ein häßliches Lachen verzerrte den Mund des Alten, sie erwiederte indessen kein Wort.

Wir haben uns also seit fünf Jahren nicht gesehen, sagte der kleine Mann.

Sie rechnen vortrefflich.

Sie haben sich ein wenig verändert Madame, sagte Frech lächelnd.

Sie aber sind sich wunderbar gleich geblieben, versetzte die Baronin spöttisch, Ihr Haar, Ihr Bart prangt noch in derselben Ebenholzschwärze wie ehedem, kaum bemerkt man die leichten Fältchen Ihrer Haut, selbst das diabolische Ihres Antlitzes scheint sich ganz besonders conservirt zu haben.

Hm, Hm, — also ich habe mich konservirt, o wie unendlich bedaure ich, an Ihrem Aeußeren keine ähnliche Entdeckung gemacht zu haben, nur was den letzten Punkt betrifft, darf ich Ihnen sagen, daß auch Ihre Blicke, die früher nur Gleichgiltigkeit und Verachtung verriethen, jetzt von einem hehren, dämonischen Glanze erfüllt sind, was bei dem früher lieblichen, jetzt freilich etwas gefährlichen Zug um den Mund, um so vortheilhafter hervortritt.

Sie sind allzufreundlich, Herr Frech, rief die Baronin mit den Blicken einer Viper —

Wie lange bewohnen Sie dieses Hotel garni? fragte Frech, indem er das Zimmer und die abgenutzten Möbeln musterte —

Seit vier Jahren — "

Ist dieses Ihr Empfangszimmer, gnädige Frau, wenn ich fragen darf?

Für Leute Ihres Schlages öffne ich die besseren Gemächer nicht.

Dann werden Sie mir gestatten, hier Platz zu nehmen? —

Jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir nicht lange die Ehre geben —

Ich kann die Länge meines Besuches nicht genau bestimmen, verspreche Ihnen heute aber außerordentlich viel Vergnügen zu bereiten, Freude conservirt —

Freude?

Ganz außergewöhnlicher Art —

Ich bin aber durchaus auf diese Freude nicht gespannt, will gern darauf verzichten.

Das können Sie nicht, sagte Frech mit Bestimmtheit, zuvor möchte ich fragen, ob diese Effecten die einzigen sind, die Ihnen aus besseren Zeiten geblieben sind?

Das kümmert Sie nicht, soll Sie nicht kümmern — und — was wünschen Sie also?

Seit wann sahen Sie Ihren Sohn nicht?

Seit zwei Jahren.

Sie wissen also nicht, ob derselbe in Paris weilt?

Ich weiß nichts von ihm.

Würde Sie nun eine Nachricht von ihm nicht besonders erfreuen?

Sobald diese von Ihnen kommt, nicht —

Vor Allem kann ich Ihnen, sollten Sie die Besorgniß hegen, daß er todt sei, diese nehmen.

Wo ist denn mein Sohn —

O der ist ziemlich weit von Ihnen entfernt, es ist zweifelhaft, daß Sie ihn noch jemals wiedersehen, daß heißt in Person —

Ich verstehe Sie nicht —

Ich meine nicht persönlich, sondern etwa im Bilde.

Sollten Sie etwa das Portrait meines Sohnes besitzen, so würde ich bitten, mich mit dem Anblicke desselben zu verschonen — ich kenne es.

Wenn Sie ihn seit zwei Jahren nicht gesehen haben, so ist Ihre Behauptung unrichtig, aber wollen Sie nicht vor allen Dingen wissen, wo sich Ihr Sohn gegenwärtig befindet?

So sagen Sie es meinethalben —

In Mexico.

Was sucht er dort? fragte die Baronin überrascht.

Sicher das nicht, was er gefunden hat, sagte der kleine Mann bedeutungsvoll.

Sind seine Erwartungen etwa übertroffen?

Sie sind sogleich über Alles, was Sie interessirt, belehrt, sobald Sie sein Portrait, eine einfache Photographie, gesehen haben, die auf meine Veranlassung dort ohne sein Wissen angefertigt und hierher gesandt wurde.

Ich will diese Photographie nicht sehen, sagte die Baronin, von verhängnissvollen Ahnungen angewandelt.

O sie dürfte für Sie von besonderem Interesse sein, sagte Frech, und in demselben Augenblicke hielt er das Bild des Sohnes vor die Augen der Mutter, welche mit einem grellen Schrei ihr Antlitz abwandte.—

Also ich hatte Recht, sagte Frech mit Ruhe; schon der erste Blick hat Sie darüber belehrt.

Das ist mein Sohn nicht, keuchte die Baronin.

O er ist es; dieser alte, gebückte Mann mit dem zerbeulten Hute, dem weißen, abgetragenen Rocke und dem Stabe in der Hand, wenn auch nicht mit dem des Herrschers, sondern mit dem des Bettlers, ist der Baron Guido von Rautenberg, der ehemalige elegante und reiche Offizier, der fast über Millionen verfügte.

Sie lügen, das ist Guido nicht, versetzte die Baronin in dumpfem Tone.

Sie staunen, und doch, doch bleibt dieser Mann Guido von Rautenberg, Sie können unmöglich die Aehnlichkeit dieses Bildes mit Ihrem Antlitz verkennen —

O Gott, wie wäre es aber möglich?

Geht Alles natürlich zu —

Er bezog eine Pension, diese mußte ihn doch vor dem Bettelstabe schützen?

So wissen Sie nichts von dem Unglück, das ihn im Mai 1864 ereilte?

Ich weiß nichts.

Er hatte das Unglück, mit gezeichneten Karten zu spielen, diese Geringfügigkeit brachte ihn mit dem Staatsanwalt in Conflikt, allein man begnügte sich, ihn nur mit dem Entziehen der kaiserlichen Pension zu bestrafen, nun haben Sie den Schlüssel zu dem Räthsel des Mannes mit dem Bettelstabe.

O Gott — es ist zermalmend, tödtlich.

Sind Sie wirklich so alterirt, Madame?

Ist es nicht mein Kind?

O, Madame, sprechen wir nicht mehr von den Verhältnissen zwischen Ihnen und Ihrem Kinde, dieses Thema ist bereits ein überwundener Standpunkt, zu viel haben wir schon darüber gesprochen, gern aber erkläre ich noch einmal, daß Ihre Alteration mir lächerlich erscheint, denn, Madame, Sie haben keine Nerven, mithin kein Gefühl —

O Sie täuschen sich, ein Gefühl lebt in mir fort, bis ich die Augen schließen werde, es ist das —

Des Hasses und der Rachsucht, Madame, ich unterbrach Sie absichtlich, damit Sie wissen, daß ich Sie in keiner Weise etwa unterschätze; im gewöhnlichen Sprachgebrauch aber bezeichnet man das nicht mit dem Worte Gefühl — und ich —

O lassen Sie nur jede Entschuldigung, ich zürne Ihnen durchaus nicht —

Nicht das Elend des Kindes, sondern die Entwürdigung des Barons ist es, die Sie schmerzt, aber es mag auch ein trostloser Gedanke sein — Edelmann und Bettelstab —

Ich möchte Sie bitten, mich nun zu verlassen.

Noch nicht. —

Ist Ihre Mission etwa noch nicht erledigt? doch fort mit diesem Bilde.

Dies bleibt für Ihr Album, sagte Frech lächelnd; eine Mutter darf das Bild des Sohnes nicht zurückweisen —

Ich werde dieses Bildniß vernichten, rief die Baronin, fort mit dem Gegenstand des Entsetzens.

Somit warf sie die Photographie zu Boden und stampfte sie dann wild mit den Füßen. —

Vernichten Sie auch damit den Eindruck Ihrer Seele, können Sie den elenden alten Bettelmann aus dem Gedächtniß verbannen? aber nicht nur dieser schreckt Sie, sondern auch der Gedanke, daß ein so alter Sohn wohl schon eine viel ältere Mutter besitzen muß, denn, obgleich verkümmert und belastet mit Jahren, sind Sie doch noch eitel, Madame —

O gehen Sie, erlösen Sie mich von Ihrem Anblick.

Noch müssen Sie mich über zwei Punkte hören, zunächst will ich Ihnen ein Pendant zu diesem Bilde zeigen.

O, ich verspüre keine Lust, noch ein Bild zu sehen.

Allein diese Einwendung war vergebens, denn schon hielt ihr Frech ein anderes Bild vor die Augen.

Kennen Sie dieses Bild, Madame?

Durchaus nicht.

Betrachten Sie es genau, Sie müssen sich dieses Gesichtes erinnern, Sie konnten diesen blühenden Mann in der eleganten Toilette allerdings nur als Jüngling, aber Sie haben einen scharfen Blick — ein vortreffliches Gedächtniß.

Ich erinnere mich durchaus nicht.

Ist Ihnen nicht eine Frau Löscher bekannt?

Früher einmal, sagte die Baronin mit verächtlichem Ausdruck; jetzt ist sie mir völlig entfremdet.

Ohne Zweifel weil die Rollen gewechselt haben; im ersten Akt meines Drama's war Frau Löscher arm und Sie reich, da jetzt beinahe das Gegentheil eingetreten ist, müssen sich die Verhältnisse natürlich geändert haben —

Frau Löscher — reich?

Mindestens sehr wohlhabend —

Für ihre geringen Ansprüche vielleicht, sagte die Baronin mit geringschätzigem Lächeln; solche Leute verlangen nicht viel vom Leben.

Es erscheint mehr als lächerlich, wenn sich die Frau Baronin im fünften Stock ihre ehemalige Größe nur noch in der Erinnerung kennend, ein mattes Spiegelbild der Vergangenheit, sich zu überheben wagt — vergessen Sie nicht, daß wir, Menschen gleiche Ansprüche auf Erden haben, Sie freilich sind Baronin geworden — auf welche Weise ist Ihnen bekannt; — wenn nun der Himmel das langmüthig angesehen, wird er sicher dulden müssen, daß Frau Löscher — wohlhabend und auch reich werden kann —

Ich bitte nun von dieser Frau zu schweigen, ich habe nichts mit ihr gemein —

Es handelt sich nur noch um dieses Seitenstück — es ist das Bild des ehrsamen Arbeiters Franz Löscher —

Was soll mir dieser Anblick? —

Damit Sie erkennen, wohin der Segen einer guten Erziehung, eines strebsamen Mannes führt, nachdem Sie gesehen, welche Folgen der Fluch der Verwahrlosung und des Müßigganges nach sich zieht. Brod oder Tod zu finden, zog dieser Franz Löscher, als armer Junge in die Welt hinaus, bald folgte ihm der Reiche nach — beide gingen ihren eigenen Weg, Letzterer verfolgte sogar den Armen, ja er verstand es, ihn in die Verbannung zu schicken, allein es gelang dem Dämon nicht, über den edleren zu triumphiren — wieder begegneten sie sich — in Mexico, aber wie sahen sie sich wieder? der Reiche ein Bettler, der Arme ein wohl situirter Mann geworden, der Jenem, nicht des an ihm begangenen Frevels gedenkend, großmüthig eine Unterstützung reichte — das ist mir bekannt geworden — Sie sehen, Madame, ich habe gute Agenten. —

Ich danke Ihnen für diese inhaltsschwere Rede sagte die Baronin hohnlachend; kommen wir nun zu dem zweiten Punkt.

Gern, Madame, die Verhandlung derselben wird nicht lange währen —

Um so besser, unterbrach ihn die Baronin.

Sie erinnern sich, daß ich Ihnen vor achtzehn Jahren von der Ausführung einer Schicksalstragödie sprach.

O nur zu sehr —

Diese naht sich der Katastrophe, denn der fünfte Akt hat begonnen.

O dem Himmel sei Dank, dann bin ich von dem Uebel erlöst, Sie noch ferner bei mir zu sehen.

Diese Katastrophe aber wird schrecklich sein —

Nichts kann schrecklicher sein, als Ihre Gegenwart; ich wundre mich indessen, daß diese sogenannte Katastrophe unter all den eingetretenen Ereignissen noch nicht enthalten ist.

Es fehlen noch gewisse Umstände.

Darf ich mich nach denselben erkundigen?

Gewiß, Madame — zunächst muß ich Sie noch mit einer Person zusammenführen —

Und dann?

Erlaube ich mir ganz gehorsamst, mich selber Ihnen vorzustellen und Ihnen bei dieser Gelegenheit meine Lebensgeschichte zum Besten zu geben.

Gerechter Himmel, nun wollen Sie sich mir erst vorstellen — haben Sie dies nicht schon längst gethan?

Nur unter dem Namen Graf — Madame — Sie wissen aber, daß ich nicht eigentlich so heiße.

Ich weiß nichts von Ihnen, als daß Sie ein boshafter Teufel sind —

Sie werden es also um so verzeihlicher finden, wenn ich Ihnen nun noch die engelhafte Seite meines Gemüthes zeige, und diese sollen Sie eben im Augenblicke der Katastrophe kennen lernen.

O wie sehr würden Sie mich verbinden, den guten Eindruck, den ich von Ihnen empfangen habe, nicht zu gefährden, sagte die Baronin spöttisch lächelnd.

Also Sie haben noch die Bekanntschaft einer Person zu machen, dann hören Sie

meine Lebensgeschichte, und wir haben mit einander abgerechnet, Madame — leben Sie wohl —

Dem Himmel sei Dank, Sie gehen —

Aber Sie sehen mich wieder; für heute habe ich mich nur darauf beschränkt, Ihnen zwei Bilder zu zeigen —

Noch eins — Herr Frech, ehe Sie gehen, möchte ich doch wissen, welche ehrenwerthe Bekanntschaft mir noch bevorsteht.

Sein Sie deshalb unbesorgt, es wird eine sein, die Ihnen keineswegs Schande machen dürfte.

Das sagte er mit einem Ausdruck, der die Baronin tief berührte, und dann verließ er in außerordentlich höflicher Weise das Gemach.

Ist nothwendig.

Eine Stunde später sehen wir den kleinen Herrn vor einem häßlichen, alten Manne, in welchem wir nach kurzem Nachsinnen Moritz Martin wieder erkennen.

Ich habe Sie lange nicht gesehen, Martin, endlich aber ist die Stunde gekommen, in welcher Ihre Gegenwart nothwendig ist.

Ich stehe in jeder Beziehung zu Diensten — was begehren Sie von mir?

Ich komme in der Angelegenheit der Baronin von Rankenberg.

Lebt diese Dame noch?

Glauben Sie, ich würde Sie sterben lassen, ohne ein gewisses Zusammentreffen herbeigeführt zu haben?

Läßt sich schon denken —

Also zur Sache; sind Sie noch im Besitz des —

Ich habe Alles, was wir gebrauchen —

Jetzt begann eine längere Unterhaltung, welche jedoch sehr geheimnißvoll gehalten wurde.

Also um die Mittagszeit? fragte Frech am Schlusse derselben.

Gegen ein Uhr —

Und der Tag?

Mittwoch —

Gut — das besondere Kennzeichen aber — ist mir entfallen —

Es war ein grüner Schleier —

Und wann kam jener Doktor?

Etwa zwei Jahre später.

Ein „etwa" nützt mir nichts, ich muß sehr genaue Angaben haben. —

Ich habe Alles notirt, es dürfte nicht schwer sein, diese sogleich zu machen.

Nach wenigen Augenblicken hatte Martin herbeigeholt, was er gebrauchte. —

Geben Sie her, ich durchfliege diese Notizen schneller, rief Frech hastig. —

Sie haben recht gesagt, fuhr er fort, zwei Jahre, am 4. Juni — wo ist die Person, die auch zugegen war?

Jetzt im Hause des Marquis de Mounier. —

Sind ferner die andern Gegenstände sorgfältig aufbewahrt?

Noch in demselben Bündel, in welchem ich sie empfangen habe. —

Vortrefflich, Martin, rief Frech erfreut; wir werden einen genußreichen Augenblick haben.

Und wann glauben Sie, daß dies der Fall sein dürfte?

Den Tag kann ich nicht genau bestimmen, vor Allem hängt es von der Rückkehr des Barons ab.

Von diesem habe ich nichts gehört.

Er ist in Mexico, kommt aber sicher wieder; wie ich aus genauer Quelle unterrichtet bin, war er vor Kurzem noch Bettler.

Bettler? — Gott, wie ist das möglich?

Er hat sich den Bettelstab erworben, aber es sind wieder bessere Aussichten vorhanden, er hat die Anwartschaft auf den Posten eines Spions der Juaristen, das wird ihm Geld bringen, dann ist er wieder der Herr Baron und kehrt nach Paris zurück, denn Mexico gefällt dem Herrn nicht sonderlich. —

Dann also tritt auch jener Augenblick ein?

Nicht früher.

Wenn nun aber die gnädige Frau während dessen stirbt?

Sie hat ein zähes Leben, stirbt sie aber, Martin, dann müssen wir freilich auf jenen Genuß verzichten, und nun ist es nothwendig, daß ich mit Jeannetten spreche, sie ist —

Natürlich hauptsächlich für jenen Augenblick wichtig, —

Selbstverständlich, aber ich muß sie endlich darauf vorbereiten, auch noch mit andern Dingen bekannt machen — wo ist sie?

Bitte sich dahinein zu begeben, sagte Martin, indem er auf ein Nebengemach deutete, wohin sich Frech auch sogleich begab.

Jeanette empfing Frech mit sichtlicher Unbehaglichkeit, was dem Menschenkenner auch durchaus nicht entgangen war.

Meine Gegenwart scheint Ihnen nicht sehr willkommen, Mademoiselle? — redete er sie lächelnd an.

O mein Herr, versetzte Jeanette verlegen, ich hoffe nicht Veranlassung zu solchem Glauben gegeben zu haben, aber —

Aber wollen Sie sagen, Ihre Gegenwart

bringt selten etwas Erfreuliches — heute, Mademoiselle, soll dies der Fall sein.

So sein Sie mir herzlich gegrüßt, sagte Jeanette mit einem halb zweifelnden, halb schüchternen Blick.

Es sind nun etwa dreizehn Jahr her, daß Baron Guido von Rautenberg Ihnen jenes Schreiben einhändigte, welches —

Franz Löschers Begnadigung erwirkte — ich weiß es, unterbrach ihn Jeanette nicht ohne Verlegenheit.

Sie wissen, welche Scene darauf folgte —

Mein Herr, diese Erinnerung hat nichts Erfreuliches.

Warten Sie, bald sollen Sie das Nähere erfahren — Sie hörten damals, was ich zu jenem Baron gesagt.

O Gott — ich weiß es.

Es muß Ihnen demnächst bekannt sein, wer —

Ich errathe, was Sie sagen wollen fiel ihm Jeanette in diesem Augenblick hastig in's Wort.

Um so besser — fühlen Sie also nicht das Bedürfniß diejenige zu sehen, — diejenige, welche — Sie wissen, was ich sagen will. —

Eine ungemeine Aufregung hatte sich Jeanettens bemächtigt. —

O Gott — was veranlaßt Sie zu dieser Frage? —

Eine unbedingte Nothwendigkeit. —

Ist etwa die Sehnsucht rege geworden —

Sei dem, wie ihm wolle, unterbrach sie Frech, genug, ich bereite Sie auf einen höchst bedeutungsvollen Augenblick vor, einen Augenblick, in welchem —

O, mein Herr, ich weiß nicht, wie es kommt, rief Jeanette hastig, aber ein seltenes Bangen beschleicht mich vor jenem Augenblick. —

Mademoiselle — das erscheint mir unnatürlich — doch Sie werden dieses Bangen überwinden müssen.

Es ist nicht nur Bangen, es ist die Ahnung, als ob diesem Augenblicke ein Unglück folgen müßte.

O das sind Betrachtungen, in dieser Situation sehr verzeihlich und eben nicht ohne Bedacht habe ich Sie auf eine Stunde vorbereitet, welcher vollkommene Fassung, große Ruhe vorangehen muß, um sich aber vollkommen zu sammeln, gebrauchen Sie Zeit —

Lange, lange, und es wäre mir erwünschter, niemals jenen Augenblick zu begrüßen, wiewohl es mir andrerseits Bedürfniß ist —

Es muß sein, ich habe es der Betreffenden feierlich gelobt, und ein Gelübde muß man unverbrüchlich halten, sagte Frech mit schrecklichem Lächeln — doch über diesen Punkt sind wir einig, erledigen wir nun die zweite Angelegenheit, Mademoiselle —

Was habe ich noch zu gewärtigen? fragte Jeanette zögernd.

Hatten Sie von Franz Löscher Nachricht? fragte Frech, wie zufällig, nachdem er ein kurzes Schweigen vorangehen ließ.

Er schrieb an mich aus Washington, von wo er mir mittheilte, daß er nach Mexico berufen sei; seit jener Zeit blieb ich ohne Nachricht.

Wollen Sie die Gewogenheit haben dieses Blatt mit Ihrer Namensunterschrift zu versehen? fragte Frech, indem er ihr ein solches überreichte.

Mein Herr? entgegnete Jeanette bestürzt, nachdem sie sich mit dem Inhalt bekannt gemacht; Alles das —

Ist nothwendig — fiel ihr Frech bestimmt ins Wort und — bald war das Blatt, wiewohl nicht ohne Sträuben — — unterzeichnet.

Mit boshaft triumphirendem Lächeln, verließ der kleine Mann das Gemach.

Eine dreifache Mission war Maximilian bei seiner Thronbesteigung zugefallen: die Herstellung des Friedens nach außen, wie im Innern selbst und die Beziehungen zum Auslande zu ordnen; nächstdem die Bildung einer enggeschlossenen Partei, mit deren Unterstützung man ein neues Staatswesen aufzubauen vermochte und endlich die äußerst zerrütteten finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnisse Mexicos und seiner Einwohner zu regeln.

Der wohlwollende Fürst hat es sich in drei Beziehungen an Mühen und Anstrengungen nicht mangeln lassen, aber die besten Versuche scheiterten, und als die Gelder, welche der Kaiser und seine Gemahlin von Europa mitgebracht, in der angestrebten Verbesserung verausgabt waren, da hatte bereits das Ende des Kaiserthums, wenn man so sagen kann, seinen Anfang genommen.

Zu der Geldcalamität gesellten sich die unausgesetzt herrschenden Streitigkeiten zwischen Belgiern, Mexicanern und Oesterreichern — Intriguen und Ueberlistungen gehörten zu den Tagesereignissen, und leider hatten dergleichen Uebelstände auch in der Armee Nahrung gefunden, welche immer zuchtloser wurde.

Bald sah sich Maximilian gezwungen,

um vor seinem gegen ihn erfundenen Argliſt ſich zu ſichern, die Garden fortzuſchicken, wenngleich die Republikaner immer wieder den Kampf erneuten.

Ebenſo wurde der arme Kaiſer veranlaßt, das Regiment der Kaiſerintreugauer aufzulöſen, und ſo blieb ihm nichts übrig, als den rückſichtsloſen, brutalen, franzöſiſchen Marſchall Bazaine zu bitten, die Wachen ſeines Palaſtes durch franzöſiſche Soldaten beſetzen zu laſſen.

Während ſo die innere Auflöſung einen reißend ſchnellen Fortgang nahm, wurde von außen her ein Streich geführt, welcher für das Kaiſerthum von fürchterlicher Entſcheidung war.

Napoleon war das offen geäußerte Mißbehagen ſeines Volkes gegen dieſe mexicaniſche Angelegenheit nicht entgangen, und ſo ſah er ſich in die Lage gebracht, von jeder fernern Unterſtützung Maximilians durch Geld- oder Truppenſendung aufs Entſchiedenſte abzuſtehen. Aber nicht allein die franzöſiſche Nation ſondern auch der Staatsſekretair der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Herr Seward ſprach ſein Veto, indem er am 6. September 1865 die franzöſiſche Regierung davon in Kenntniß ſetzte, daß es endlich an der Zeit ſei, ſich mit ihrer neueſten Schöpfung in Mexico zu beſchäftigen, da die Regierung der Union, ſo wie das Volk mit aller zu Gebote ſtehenden Energie für die mexicaniſche Republik Partei ergreifen werde. Nun erkannte Louis Napoleon, daß er mit ſeiner Betheiligung an den Ereigniſſen im Lande der Azteken zu Ende kommen müſſe — wenn er nicht zugleich mit der Union in kriegeriſche Verwickelungen gerathen, welches letztere ihm wohl bedenklich erſchienen ſein mochte — und nur ſeiner ſchleunigen Nachgiebigkeit gegen das Cabinet von Waſhington iſt es wohl zuzuſchreiben, daß dieſes ſich damals auf die Maßregel beſchränkte, Juarez und ſeine Anhänger zur moraliſche Unterſtützung zuzulaſſen zu laſſen.

Im April 1865 verpflichtete ſich der franzöſiſche Kaiſer, alle ſeine Truppen bis zum November 1867 in drei halbjährigen Friſten aus Mexico zurückzuberufen.

Natürlich war das ein fürchterliches Gewitter, welches ſich am Horizonte des mexicaniſchen Kaiſerreiches zuſammengezogen.

Um dieſe Zeit war es, als die aufopferungsvolle Kaiſerin Charlotte das Aeußerſte wagen wollte und noch einen letzten verzweiflungsvollen Verſuch durch eine Reiſe nach Europa machte, um dort für die verlorene Sache ihres Gemahls Beiſtand zu erwirken.

An einem Junitage des Jahres 1866 verließ die unglückliche Frau die neue Heimath, Ihr Antlitz trug das Gepräge düſteren Grames, während ihre Blicke von einer fieberhaften Gluth erfüllt waren.

Möge die arme, beklagenswerthe Frau glücklich reiſen, wir werden ſie vor Louis Napoleon wiederſehen.

Ein Spion.

Der Tag bricht an.

Nächtliche Reflexlichter ſtreifen die ſchneegekrönten Häupter des Popocatepetl — die letzten Sterne erbleichen am Firmament — ein weißlicher Schimmer gleitet über die Spitzen der Gebäude.

Mexico ruht noch im Schlummer.

In ſeinen ſtillen Straßen herrſcht noch Schweigen, nur der haſtige Schritt eines Indianers läßt ſich von Zeit zu Zeit vernehmen, welcher aus der Umgegend kommt, um Früchte und Gemüſe auf den Märkten feil zu bieten.

Allmälig öffnen ſich einige Branntweinläden, deren Beſitzer ſich gähnend bequemen, den erſten Beſuchern den ſtarken Liqueur einzugießen, ein Geſchäft, mit welchem ſie ſtets den neuen Tag beginnen.

Von dem Saprarir ſchlägt es vier Uhr.

In dieſem Augenblick erſcheint ein Reiter, welcher in raſchem Trabe über die Plaza-Mayor reitet und vor der Thür eines Hauſes hält, vor welchem zwei Schildwachen poſtirt ſind.

Wer da? ruft einer der Soldaten.

Gut Freund — erwidert der Reiter, deſſen Antlitz ſehr bleich und eingefallen iſt, und deſſen Schnurbart einen gräulichen Schimmer zeigt, welcher andeutet, daß er nicht natürlich, ſondern einer künſtlichen Färbung, die das Graue des Bartes in Schwarz verwandeln ſollte, ſeinen Urſprung verdankt.

Und was begehren Sie?

Ich muß in den Palaſt.

Es iſt noch zu früh — erſt noch zwei Stunden ſind Excellenz zu ſprechen.

Ich muß ſogleich hinein, meine Miſſion iſt wichtig.

Wir dürfen Niemand um dieſe Stunde einlaſſen —

Und ich muß; Se. Excellenz würde Euch in Arreſt ſchicken, wenn ſie von mir erführe, daß Ihr mich nicht einlaſſen wolltet.

Bah, lächelte einer der mexicaniſchen

Soldaten, was meinst Du zu dieser Drohung, Kamerad?

Ich meine, der Sennor hat dieses Haus verkannt.

Ich verstehe Dich nicht, rief der Reiter streng, erkläre Dich deutlicher.

Ich meine, der Sennor weiß nicht, daß dieser Palast von Sr. Excellenz, dem General Lopez bewohnt sei und hält es für ein Wirthshaus.

Ha — rief der Fremde in wüthendem Tone, wenn Ihr nicht augenblicklich dem Officier der Wache da drinnen meine Ankunft meldet, so stehe ich Euch dafür ein, daß Euch etwas heißes Blei in die Brust geschickt wird.

Den Angeredeten schien dieser Ton zu imponiren, und nachdem sie einige Augenblicke mit einander geflüstert hatten, machte sich einer derselben bereit, mit dem Gewehrkolben an die Thür zu schlagen.

Als dies der Reiter bemerkte, rief er dem Soldaten zu, einzuhalten und drängte das Pferd ganz dicht an jenen heran.

Ist der Offizier Franzose oder Mexicaner? —

Se. Excellenz hat nur Mexicaner in seiner Umgebung.

Nach einigen Augenblicken ward die Thür geöffnet — ein Officier kam zum Vorschein. Diesem theilte der Reiter die vorhin schon geäußerte Bitte mit.

Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können, erklärte der Officier, da wir vor sieben Uhr Niemand, wer es auch sei, in den Palast einlassen dürfen.

Noch ein Wort, Sennor! sagte der Reiter.

Sprechen Sie.

Das Wort dürfen nur Sie, nicht aber jene Gaffer von Schildwachen vernehmen; flüsterte der Reiter, den Officier noch näher winkend.

Wie es Ihnen beliebt, sagte der Officier, während sich der Reiter zur Seite neigte.

Ihr Name, Sennor?

Lieutenant Rovieda.

O dann hat mich der Zufall zu dem Rechten geführt; Sie sind der Adjutant und Freund Sr. Excellenz.

Ganz recht!

So interessiren Sie sich auch für die Angelegenheiten einer anderen Excellenz? flüsterte der Reiter noch leiser.

Sennor — was veranlaßt Sie zu dieser Frage? nahm Rovieda betroffen, fast mit Bestürzung das Wort.

Nun so nenne ich Ihnen den Namen Escobedo.

Jetzt drückte der Officier dem Reiter die Hand.

Sind Sie Baron von A . . . . g — genannt de Padilla? fragte er sehr leise.

Ganz recht — und Sie werden nun wissen, in welcher Mission ich gekommen bin, um Se. Excellenz, augenblicklich zu sprechen; sind die Straßen Mexico's erst belebt, dann darf ich hier nicht mehr gesehen werden.

Sie sollen sogleich gemeldet werden, Den Guido de Padilla. —

Der Reiter stieg vom Pferde, nahte sich mit etwas steifen Beinen der Thür und verschwand in dem Palast.

Eine Viertelstunde darauf befand sich der Gemeldete in einem Vorgemach der Bel-Etage.

Ohne Zweifel hat der Leser Guido von Rautenberg erkannt; und wir wollen ihn nur auf die Eleganz seiner Kleidung aufmerksam machen, die, trotzdem sie bestäubt war, doch nicht die Feinheit des Stoffes verläugnete.

Schon bald nach seiner Zusammenkunft mit Franz Löscher, war Guido in den Besitz der ersten Juaristischen Geldsendung gelangt.

Von diesem Augenblick an war die erheuchelte Demuth des Bettlers dahin und die Anmaßung des Edelmanns trat mehr denn je in den Vordergrund.

Im December hatte er plötzlich Mexico verlassen, nachdem es ihm gelungen war, die Bekanntschaft des Generals Lopez zu machen.

Wir dürfen, wenn auch nicht verbürgen, doch sehr wohl vermuthen, daß jetzt schon der Verrath von Queretaro seinen Anfang genommen hatte.

Ein heiteres Lächeln schwebte um seine Lippen — und mit einer gewissen Befriedigung blickte er um sich.

Der Verrath, in welchem der Spion mitspielte, wir dürfen es wohl nicht mehr versichern, lastete in keiner Weise auf seinem Gewissen, herzlos und gemein von Gemüth, kannte er dergleichen Regungen nicht.

Plötzlich öffnet sich eine Seitenthür des Gemachs und ein Mann tritt in das Zimmer. —

Seine Gestalt ist etwas über mittlerer Größe, seine Züge gebräunt und finster, werden freundlicher, als die Blicke sich auf den Fremden richten.

Dieser Mann ist General Lopez — der spätere Verräther von Queretaro.

Nun mein lieber Don Guido, nahm er das Wort, obgleich ein längeres Beisam-

menſein mit Marſchall Bazaine, mich eines großen Theils der Nachtruhe beraubt hat, habe ich mich war ſchon ſo früh erhoben, um Sie zu begrüßen. — Sie kommen?

Von General Escobedo.

Iſt man rührig?

Man raſtet nicht, denn man hofft — nur bedauert man, daß der Abzug der franzöſiſchen Truppen nicht zu gleicher Zeit geſchieht.

Ich habe die Anordnung dieſer Maßregel bei meinem Verwandten anzubahnen geſucht.

Bei Ihrem Verwandten, Excellenz?

Nun wohl — bei Marſchall Bazaine.

Er — Ihr Verwandter? fragte Guido ſtaunend.

Seit vierzehn Tagen hat er ſich mit meiner Nichte vermählt, welche ein bedeutendes Vermögen beſitzt. —

Und ſeit jener Zeit iſt ohne Zweifel ein intimeres Verhältniß zwiſchen den beiden Excellenzen eingetreten. —

Ich glaube wohl, verſetzte Lopez bedeutungsvoll. —

Aber die Einſchiffung?

Es wird ſchwerlich eine Anordnung darin getroffen werden können, noch dürfen wir überhaupt nicht — — aber kommt Zeit, kommt Rath. —

Vor allen Dingen ſoll ich bei Ew. Excellenz einige Erkundigungen einziehen.

Ich bin bereit, dieſe zur Zeit zu geben, ſagte Lopez mit ſchlauem Lächeln.

Glauben Sie, daß dieſe noch nicht gekommen ſei, Excellenz?

Nein, Don Guido, zuvor muß ich noch andere Beweiſe von Dankbarkeit einer gewiſſen Partei in Händen haben.

Excellenz!

Nun, Don Guido, ich hoffe, Sie verſtehen mich, ſagte Lopez mit Lächeln, wie zuvor.

Man wird jener Forderung Ew. Excellenz nachkommen.

Gut denn Don Guido de Padilla — ich will dieſe ſtellen; Sie werden die Güte haben, einige Zeilen von mir an Escobedo zu befördern.

Gern, Excellenz — ſagte Guido, während Lopez jene Zeilen ſchrieb, welche er dem Spion der Juariſten einhändigte.

Hier ſind meine Bedingungen; ſagte er.

Deren Erfüllung ich im Voraus verſprechen darf.

Wo Sie mich wiederfinden, kann ich in dieſem Augenblicke nicht beſtimmen, doch ſteht es feſt, daß, ſobald die angegebenen Bedingungen erfüllt ſind, ich an jedem Orte geneigtes Ohr für die Bitten derer habe, denen ich dienen ſoll.

Der Spion wußte nun, daß der General, den man ſchon gewonnen glaubte, ſich nicht eher auf fernere Unterhandlungen einlaſſen mochte, bis man ſeinen Wünſchen nachgekommen war, welche für uns noch geheim bleiben müſſen.

Guido verließ nun das Gemach etwas weniger erfreut, als er es betrat und bald befand er ſich wieder auf ſeinem Roſſe.

Es war fünf Uhr, noch herrſchte Schweigen in den Straßen, nur vereinzelt zeigten ſich Menſchen.

Unter dieſen einzelnen Morgenwanderern erblicken wir auch einen, welcher den Reiter gewahrte.

Anfangs ſah er nur gleichgiltig und wie zufällig auf Dieſen, bald aber faßte er ihn ſchärfer in's Auge, und ſtieß einen Laut der Verwunderung aus.

Eben wollte er ſich dem Reiter nahen, aber Dieſer ſpornte ſein Roß und flog in ſauſendem Galopp davon.

Kopfſchüttelnd blickte der einſame Wanderer dem Spion nach, ballte dann erbittert die Fauſt und ging davon.

Er kam von Lopez, flüſterte er, dieſer Menſch führt etwas Böſes im Schilde und Lopez nichts Gutes — ich will meine Maßregeln treffen —

Aber auch der Reiter hatte ſich ähnlichen Gedanken überlaſſen.

Dieſer Schurke, flüſterte er, hat mich aus dem Hauſe des Generals kommen ſehen und — muß ſterben — ich werde meinem Agenten den Auftrag geben, den wahrſcheinlichen Verräther unſchädlich zu machen.

Der Verrath beginnt.

An demſelben Tage, es war am 8. Auguſt 1866, finden wir Kaiſer Maximilian in einem Gemach ſeines Palaſtes.

Der Monarch war ſehr ernſt, ſeine Stirn umwölkt, bisweilen rang ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt empor.

Ihm gegenüber ſaß ſein Vertrauter, der Belgier Eloin, der ihm eben Vortrag gehalten hatte.

Unerhört, unerhört, nahm Maximilian das Wort; bin ich denn nicht ein Kaiſer — ein Nachkomme Karls des fünften? und wer iſt dieſer Bazaine, daß er es wagt, mir in ſo brutaler Weiſe Vorſchriften zu machen.

Mit dieſen Worten deutete er auf ein von dem genannten Marſchall empfangenes

Schreiben, welches der Kabinetsrath ihm vorgelesen hatte.

Majestät, sagte Eloin traurig, ich fühle mich tief verletzt in Ihrer Seele, ach wie schmerzlich berührt mich das Alles — o es ist empörend, ein Sprößling des glorreichen Hauses Habsburg — und diese Lage —

Ja, ich bin dieser französischen Herrschaft müde, rief Maximilian heftig, und bei Gott, ich will ihr ein Ende machen.

O Majestät — ich fürchte —

Nun, Eloin, warum schweigen Sie? sprechen Sie, welche Furcht könnten Sie hegen?

Daß Ew. Majestät es nicht gelingen wird, sich dieser Geißel zu entledigen, bis die letzten Mannschaften der Tuilerien eingeschifft sind und dann — o Gott — mag wissen, was dann eintritt —

Wohl blicke auch ich jetzt düster in die Zukunft, der Aar meiner Hoffnungen kreist nicht mehr hoch in den Lüften, er hat sich gesenkt, und doch darf ein Habsburger nicht verzweifeln, denn das wäre feig.

Majestät, wenn ich Ihnen rathen dürfte—

Nun?

Schiffen Sie sich nach Europa ein.

Ein Habsburger weicht von seinem Posten nicht.

O, Majestät, Sie dürfen zu lange ausharren, rief Eloin schmerzlich —

Was wollen Sie damit sagen?

Ach Sie dürften ausharren, bis es zu spät ist, Majestät, o dieses Volk ist rachsüchtig.

Ist meine Partei nicht noch zahlreich?

Sie war es einst, Majestät, aber der Tod der Rebellengenerale Salazar und Ortega hat die Gemüther Aller erbittert.

Gott weiß es, nur mit Widerstreben unterzeichnete ich jenes Decret, aber ich mußte diesen Rebellen einmal zeigen, daß ein Sohn des Hauses Habsburg im Lande den Frieden will und für seine Erhaltung oder Herstellung das Aeußerste wagt, gern hätte ich die beiden Hingerichteten begnadigt, ich war fest entschlossen, Gnade ergehen zu lassen, allein man rieth zur Strenge, ein Beispiel sollte statuirt werden und ich folgte meinen Räthen —

Es hat seit jenem verhängnißvollen 21. October, an welchem Salazar und Ortega standrechtlich erschossen wurden, sich manches böses Flüstern vernehmen lassen —

Das blieb mir nicht verborgen, doch will ich am 16. September zum Volke sprechen, und ich bin überzeugt, es wird der Stimme seines Kaisers Achtung schenken.

Am 16. September? —

Am Tage der Feier des mexicanischen Unabhängigkeitsfestes werde ich zum dritten Mal dem Volke sagen, daß es seinem Herrscher vertraue, und es wird vertrauen, bis dahin werden sich auch vom äußerher die Sachen günstiger gestalten, meine Gattin wird nicht ohne Erfolg aus Europa zurückkehren.

Das ist die Hoffnung, der auch ich Raum gebe, aber Majestät, diese Reise Ihrer Majestät, der Kaiserin —

Nun?

Wird im Lande mit Mißtrauen angesehen.

Das ist mir ebenfalls nicht unbekannt geblieben — der brutale Bazaine hat es sogar gewagt, meiner Gattin diese Reise zu widerrathen.

Majestät, sagte der Kabinetsrath plötzlich in flüsterndem Tone, ich fürchte dieser Bazaine hegt starke Sympathien für die Republik —

Eloin, rief der Kaiser alterirt —

Es sind etwa vierzehn Tage seit seiner Vermählung mit einer Mexicanerin verflossen, welche eine eifrige Patriotin ist —

Das mag sie sein, wer sein Vaterland liebt, kann nur edel denken —

Aber sie liebt die Republik, versetzte Eloin bedeutungsvoll und ist außerdem eine nahe Verwandte Ihres Generals Lopez, den Sie mit so außerordentlichem Wohlwollen und Vertrauen beehren.

Ja, ich vertraue Lopez — es ist wahr, sagte Maximilian, und was Sie mir mittheilen, ist nicht geeignet, das Gegentheil zu veranlassen —

Damit gab er dem Cabinetsrath einen Wink, sich zu entfernen, und dieser gehorchte, ohne jedoch seine Wehmuth zu verbergen.

Kaum war er in sein Gemach gelangt, welches in einem entlegenen Flügel des Palastes lag, als ihm ein Diener eine Karte überreichte, auf welcher er den Namen las: Franz Löscher.

Bald stand der Gemeldete vor ihm.

Was führt Sie zu mir, Herr Löscher? fragte der Cabinetsrath.

Ein eigenthümlicher Umstand, und ich erwarte Sie bereits zwei Stunden —

O ich bedaure herzlich, es war die Stunde in welcher ich Se. Majestät stets Vortrag halte, aber bitte, theilen Sie mir Ihr Anliegen mit, ich bin gern bereit zu hören.

Ich weiß nicht, ob meine Besorgnisse voreilig sind, aber ich habe triftige Gründe solche zu hegen.

Welcher Art sind diese? — was fürchten Sie?

Verrath! — versetzte Franz mit fester Stimme.

Mein Gott, das klingt ernst! Die Regierung Sr. Majestät ist in Mexico allerdings nicht auf Rosen gebettet — aber womit begründen Sie Ihren Argwohn.

Ich sah heute in den Frühstunden, als ich mich eben nach meiner Fabrik begeben wollte einen mir sehr verdächtigen Menschen aus dem Palast des Generals Lopez kommen und in schnellem Trabe davon eilen.

Und dieser Umstand allein sollte Ihren Verdacht veranlaßt haben? —

Er genügt wenigstens, denn jener Mensch war vor kaum einem halben Jahre ein Bettler und scheint, wie sein ganzes Auftreten schließen läßt, jetzt wieder in sehr vortheilhaften Verhältnissen zu leben. — Ich muß dabei bemerken, daß dieser Mann, dessen Vergangenheit mir ganz genau bekannt ist, für Geld Alles vollbringt, was man von ihm verlangt und zunächst nehme ich an, daß er von den Republikanern gewonnen und diesen gegen das Kaiserthum dient.

Herr Löscher, Sie sind ein Mann, der nicht nur mein, sondern das Vertrauen Sr. Majestät besitzt, ich weiß es; wenn Sie versichern, daß Sie einen Mann dergleichen für fähig halten, dann muß man Acht darauf haben — wer ist der Betreffende?

Ein gewisser Baron Guido von Rautenberg.

Und was schließen Sie aus seinem Besuche bei Lopez?

Daß er von den Juaristen mit Aufträgen an den General gesandt worden sei —

O sprechen Sie solchen Verdacht nicht aus, Lopez steht in des Kaisers Gunst — Lopez ist — Mexicaner — und Gott schütze den Kaiser vor Verrath, sagte Franz mit feierlicher Besorgniß — ich habe die Ueberzeugung es geht etwas vor, und bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen eine Bitte ans Herz zu legen —

Gott, so sprechen Sie doch! rief Eloin alterirt.

Den Kaiser vor Lopez zu warnen, denn dieser wird ihn früher oder später verrathen —

Sie sprechen so bestimmt, so zuversichtlich —

Ich habe die Ueberzeugung, daß ein kaiserlicher General, der sich mit Guido von Rautenberg einläßt, kein gewissenhafter Mann sein kann.

Sie gehen zu weit, denn ich will Ihnen nicht länger verschweigen, daß dieser Baron in früherer Zeit auch mich einmal besucht hat.

Dann hoffe ich, werden Sie den Mann genügend kennen und jede weitere Charakteristik meinerseits über ihn ist überflüssig.

Er ist ein leichtsinniger, gewöhnlicher Mensch, ich weiß es, denn er hat sich während seiner kurzen Dienstzeit als Rechnungsführer Unterschlagungen zu Schulden kommen lassen und war bei mir, um für meine Verwendung beim Kaiser zu bitten, ich that dies, und seine Strafe war mit seiner Entlassung gebüßt —

Als der Baron bei Ihnen gewesen ist, wird er ohne Zweifel nicht in bestaubten Kleidern erschienen sein, wie heute, wo er einen weiten Weg zu Pferde zurückgelegt haben mußte, wollen Sie gütigst diesen Umstand nicht außer Acht lassen, außerdem die frühe Stunde —

Behaupten Sie denn, daß er bei Lopez vorgekommen sei?

Das ist mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt.

Gut, Herr Löscher, ich danke Ihnen und werde meine Maßregeln treffen, doch zweifle ich, daß der Kaiser in dieser Angelegenheit etwas unternehmen wird — und nun wie gehts mit Ihren Arbeiten?

Ganz vortrefflich.

Wie viele Locomotiven haben Sie angefertigt?

Da ich nur mit geringen Kräften arbeite, so habe ich erst eine ganz vollendet, während die Andere noch im Bau begriffen ist.

Leider — leider drängt es nicht, o wir erwarteten mehr.

Auch ich hoffte ein Gleiches, allein die Aussichten sind so traurig, daß wohl schwerlich die projectirte Eisenbahn zu Stande kommen wird.

Wenigstens nicht so bald —

Und ich habe den Entschluß gefaßt, meine Fabrik hier aufzugeben.

Wie — Herr Löscher — Sie wollten von Ihrer Verbindlichkeit zurücktreten?

Mir bleibt kein anderer Ausweg, da die Regierung leider außer Stande ist, der ihrigen nachzukommen —

Aber das verarbeitete Material?

Ist nicht verloren.

Ich werde Sorge dafür tragen, daß Ihnen die gebührende Entschädigung werde, aber verlassen Sie Mexico noch nicht, die Sachen können sich günstiger gestalten.

Sobald hätte ich meinen Entschluß, trotz

der vorherrschenden Sehnsucht nach der Heimath, wo mir eine alte, liebe Mutter lebt, die ich nun seit achtzehn Jahren nicht gesehen, nicht ausgeführt, ich werde unverdrossen auch in diesem Lande fortwirken, der Segen der Arbeit wird auch hier nicht ausbleiben.

Sicher nicht, sagte Eloin, den braven Mann, der im Bewußtsein seiner ihn belohnenden Strebsamkeit eben so stolz war, wie so mancher Edelmann auf sein Wappen, mit besonderer Theilnahme anblickend.

Ob der Kabinetsrath den Kaiser vor Lopez gewarnt, können wir nicht behaupten, wohl aber verbürgen wir, daß Franz Löscher am Abend desselben Tages sich auf dem Wege nach seiner Wohnung von einem Menschen verfolgt sah — es war — ein Rachegeschöpf des Spions.

St. Cloud.

Der Jüngste in den Reihen der Helden und Eroberer war der kleine Mann, welcher in den einsamen Gängen des Parkes von St. Cloud lustwandelte und hier die Schicksale der Mächte und Länder schuf.

St. Cloud und Napoleon I. sind eben so unzertrennbare Begriffe wie der Olymp der alten Griechen und dessen Beherrscher Zeus.

Hier war es, wo er die Ruhe fand, den Betrachtungen des Philosophen, des Gesetzgebers und der tiefen Staatsweisheit nachzuhängen, welche allein genügt hätte, seinen Ruhm festzustellen.

St. Cloud gehörte zu seinen Lieblingsaufenthaltsorten, hier lebte und wirkte er vorzugsweise gern, hier begann er seine Laufbahn als Imperator, hier war es auch, wo ein Federzug das zwanzigjährige Riesengebäude in Trümmer warf.

Die Urkunde seiner zweiten Abdankung hat der große Kaiser in diesem Schlosse unterzeichnet.

Verrathen, gefangen, ein zweiter Prometheus, gefesselt am einsamen Felsen des weiten wüsten Oceans, verwandelte sich der Held in den Propheten, und was der Sterbende geweissagt, hat sich bis zur heutigen Stunde erfüllt.

Noch manches interessante Blatt könnte die Chronik von St. Cloud aufweisen.

Karl der Zehnte unterzeichnete hier im Juli 1830 jene Ordonanzen, welche die Gespenster der begrabenen Revolution wieder aus ihren Tiefen wach rief.

Heinrich V., der Thronerbe Frankreichs, der fahrende Ritter der Restauration floh von St. Cloud

Die Republik öffnete dem Volke das Schloß, den Park und die Gärten, das Volk lachte und spielte wie ein Kind, welches sich an neuen Gaben erfreut an dem Orte, wo Pläne geschmiedet wurden, welche die Welt mit Angstschweiß, Blut und Thränen düngte.

Der Palast von St. Cloud erhebt sich am Seine-Ufer, zwei Stunden von Paris stolz und malerisch auf einem Hügel.

Prächtige Parkanlagen, welche die Gebäude und Anhöhen über eine Stunde weit bedecken, umgeben das ereignißreiche Gebäude.

St. Cloud war in alter Zeit ein Kloster, welches der Enkel Clodowigs, Cloboald stiftete, und auch noch in demselben starb.

Später wurde aus diesem Kloster ein königliches Jagdhaus, und erst Ludwig der Vierzehnte erbaute das heutige Schloß.

Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons und imponirt weniger durch seine Größe, als durch die Harmonie der Verhältnisse und den Reichthum seines älteren Schmucks.

Die innere Ausstattung trägt den großen Charakter Napoleons, sie ist einfach und edel.

Der Kaiser verschmähte es, den armseligen Flitter der Macht als Aushängeschild zu zeigen.

Nichtsdestoweniger aber hat er St. Cloud durch die Trophäen seiner Eroberungen und Siege als eherne Macht zur Schau gestellt.

Wenn nun Manches daraus verschwunden, so ist doch genug für die Bewunderung übrig geblieben.

Die einstigen Wohnungen des Kaisers haben theilweise noch ihre ursprüngliche Einrichtung und Ausstattung.

Die Lilien, welche die Adler während der Restauration verdrängt hatten, sind abgefallen, die Embleme der Macht und des Ruhmes sind seit der Revolution überall an ihren Platz zurückgekehrt.

Die Gärten des Palastes sind von Le Notre angelegt. Sie wurden stets auf das Sorgfältigste gepflegt.

Bassins, Wasserkünste, Statuen von Marmor und Erz, hohe Taxuswände und Blumenbeete verleihen dem Ganzen ein eigenthümlich fesselndes Bild.

Die Prachtpartie ist die Cascade. Die Wassermasse steigt in Absätzen aus einer Höhe von 108 Fuß in das große Bassin

hinab, aus deſſen Tiefe mächtige Waſſerſtrahlen 100 Fuß hoch in die Lüfte ſtrömen.

An dieſer Stätte ſehen wir in den Tagen zwiſchen dem zehnten und dreizehnten Auguſt eine bleiche Dame weilen.

Kummer und Sorge prägen ſich in ihren edeln Zügen aus, ihre Kleidung iſt ſchwarz und unausgeſetzt verſenkt ſich ihr Blick auf die Cascade.

Eifrig lauſcht ihr Ohr dem Rauſchen des Waſſers, als ob ſie hier geheimnißvolle Kunde erhielte, Kunde von Ereigniſſen jenſeits des Oceans —

Eifrig betrachtet ſie die Löwen, Hyänen, Schlangen und Seeungeheuer, die ſich einander die Waſſer ins Geſicht ſpeien und ſie wird an die Träume eines Wahnſinnigen gemahnt.

Aus ihrem Blicke leuchtet oft eine fieberhafte Gluth, bisweilen fliegt eine ſchnelle Röthe über ihre bleichen Wangen, ſie fährt oft zuſammen, wie von einem, anderen Augen unſichtbaren, Phantom erſchreckt —

Hat es der Leſer noch nicht errathen, daß dieſe einſame Dame im Garten von St. Cloud die unglückliche Kaiſerin Charlotte iſt, welche nach einer ſchmerzensvollen Fahrt, endlich in Paris eingetroffen war, wohin ſie ihre letzten Hoffnungen getragen? —

Wir ſehen ſie endlich nach einem zweitägigen Aufenthalte in der Reſidenz Louis Napoleons im Parke von St. Cloud —

Hören wir, was ſich hier in den Tagen zwiſchen ihrer Ankunft und ihrem Empfange zugetragen.

Am zehnten Auguſt befindet ſich Louis Napoleon in einem Gemache des Schloſſes von Cloud.

Er iſt jedoch nicht allein, außer ihm erblicken wir einen Herrn in feiner Tracht und von vornehmen Aeußern an demſelben Tiſche, an welchem der Kaiſer Platz genommen hat.

Es herrſcht tiefes Schweigen, und beide Herren ſind in Arbeiten vertieft. Endlich legt Napoleon die Feder aus der Hand, greift nach einem vor ihm liegenden Schreiben, das aber bereits erbrochen iſt, und durchfliegt noch einmal ſeinen Inhalt.

Der Kaiſer legt das Blatt nieder und ſtirnt dann ſeinen noch ſchreibenden Gaſt.

Sind Sie fertig, mein lieber Droupin de Lhuys? fragt er mit leiſer Stimme.

Nur noch wenige Zeilen, Majeſtät.

Arbeiten Sie ruhig zu Ende, die Sache, über die ich mit Ihnen ſprechen will, drängt nicht, iſt aber mißlich, und ich möchte ſie nur deshalb erledigt ſehen.

Der angeredete Miniſter legt die Feder aus der Hand.

Zu Befehl — Majeſtät, ſagte er.

Wir haben einen Gaſt in Paris —

Ich hatte nicht Gelegenheit bei der geſtrigen Soirée von St. Cloud einen ſolchen zu bemerken —

Es iſt kein Gaſt von Bedeutung, aber doch wichtig und offen geſtanden, mir nicht ſehr willkommen —

So weiſen wir ihn aus, Majeſtät, bemerkte Drouyn de Lhuys mit ſcherzhaftem Lächeln.

In dieſem Falle nicht möglich, ſonſt gern, gab der Kaiſer ebenfalls lächelnd zur Antwort, aber errathen Sie denn nicht, woher dieſer Gaſt uns kommen könnte?

Ich bedaure, Majeſtät —

Er kommt von jenſeits des Oceans —

Etwa aus dem Lande der Azteken? ſcherzte der Miniſter aufs Neue.

Endlich haben Sie den rechten Punkt getroffen, Excellenz, ſagte Napoleon ernſt, unſer Gaſt iſt kein anderer, als die Beherrſcherin der Abkömmlinge des alten Aztekenreichs —

Kaiſerin Charlotte? rief der Miniſter überraſcht.

Eben dieſe und Sie ſcheinen zu ſtaunen? —

Allerdings, Majeſtät, denn nichts klingt ſeltſamer als der Bericht, daß dieſe junge, zarte Dame im gegenwärtigen Status quo eine Reiſe zu Ihnen übernimmt —

Es muß mich auch wundern, daß Kaiſer Maximilian ſich ſeiner Gattin als Fürſprecherin bedient —

Zu dieſem Schritte ſcheint er ſich freilich erſt entſchloſſen zu haben, nachdem ihn Bazaine von unſern Intentionen in Kenntniß geſetzt — ſomit ſpielt er alſo die letzte Karte aus —

Und wie wird man dieſes Verſchwinden der Kaiſerin im Lande ſelbſt gedeutet haben?

Uebel genug —

Bazaine hat darüber noch keine Mittheilungen gemacht, in der That mag die Lage des Kaiſers eine bedauerliche ſein — ich glaube dies wohl, ich aber habe genug gethan —

Wir haben Soldaten und Geld geopfert —

Und das Land iſt mit Recht deſſen müde geworden, ich kann den armen Maximilian nicht mehr unterſtützen, er möge jetzt ſelbſt für ſich ſorgen.

Selbst ist der Mann.

Mag sein kaiserlicher Bruder in Wien und der königliche Schwager in Brüssel helfen, auch dort giebt es Geld und Soldaten.

Seit wann ist die Kaiserin anwesend?

Seit gestern, und heute ward mir dies Schreiben, in welchem sie dringend um eine Hofequipage bittet, welche sie zu diesem Zwecke nach St. Cloud befördern soll.

Und werden Sie dieses Gesuch berücksichtigen, Majestät?

Nein, sagte Napoleon bestimmt, ich kann nicht leugnen, daß mir der Empfang dieser Dame peinlich ist, die Angelegenheit, in welcher sie erscheint, ist mir mißlich und bis zum Ueberdrusse lästig, ich wollte Ihnen nun in dieser Beziehung einen Auftrag zur gütigen Erledigung ertheilen, Excellenz.

Zu Befehl, Majestät.

Sie werden sich noch heute zur Kaiserin begeben.

Und was habe ich ihr von Ew. Majestät mitzutheilen? fragte der Minister, als Napoleon nachdenkend auf und niederging.

Was Sie wollen, nur ersparen Sie mir diesen Besuch, der mich etwas alteriren dürfte.

Es ließe sich viel darüber sagen, Majestät, ich möchte der Dame aber vorzugsweise das mittheilen, was mit höchst Ihren Intentionen zumeist harmonirt.

Sagen Sie, ich sei unwohl, versetzte Napoleon kurz, ich könnte sie unmöglich empfangen, mein Zustand erfordere Schonung und so mehr dergleichen, lieber Drouyn de Lhuys, Sie wissen wohl selbst.

Vollkommen genug, Majestät, ich werde Ihre Wünsche sogleich zur That machen.

Ich rechne also darauf —

Daß die Beherrscherin des alten Aztekenreiches fern bleibt, entgegnete der Minister lächelnd und wollte sich entfernen.

Mißlich — sehr mißlich, sagte Napoleon, aber was sollte ich ihr sagen, selbst wenn ich sie empfinge?

Es giebt keinen Rath, Majestät.

Neue Versprechungen wären unerfüllbar —

Es käme für den Augenblick in diesem Falle weniger darauf an, aber welche Versprechungen könnte man denn noch machen — haben Ew. Majestät nicht genug für die Neugestaltung des Reiches gethan?

Ich habe den Erzherzog zum Kaiser gemacht, sagte Napoleon mit Selbstbewußtsein, ich habe alle Schwierigkeiten überwunden, England und Spanien wußten sich aus der Affaire zu ziehen, von mir verlangt man nun Alles, mag die Kaiserin Schutz bei diesen Mächten suchen, ich vermag ihr diesen nicht mehr zu geben, mir bleibt die Sorge für Frankreich, sie ist wichtig genug, und Niemand theilt diese mit mir.

Außer Ihren Räthen, Majestät.

Das will ich zugestehen, Excellenz, sagen Sie also der Kaiserin, ich könnte sie unter keinen Umständen empfangen.

Der gefällige Minister verließ den Kaiser und zwei Stunden darauf hielt seine Equipage vor dem Hotel der mexicanischen Gesandtschaft in welchem die Kaiserin Wohnung genommen.

Als Drouyn de Lhuys vor der bleichen Frau mit den abgehärmten Zügen stand, hatte er den Spott mit der Beherrscherin des Aztekenreiches völlig vergessen, tiefer Ernst wandelte ihn an, ja er empfand, als er ihre eindringlichen Klagen, ihre dringenden Bitten vernahm, unendliches Mitleid für sie.

Ihre Lage geht mir nahe, Majestät, sagte er, ich fühle die innigste Theilnahme für Sie und komme im Auftrage meines Kaisers —

Seine Majestät wird meine dringende Bitte erfüllen? rief die Kaiserin, während ihre Blicke gespannt und hoffnungsvoll an den Lippen des Ministers hingen.

O der Kaiser ist tief erschüttert, er bedauert Sie unendlich, sagte dieser.

Und wird mich hören —

Unmöglich, Majestät.

Unmöglich? wiederholte Charlotte mit zürnendem Staunen.

Der Kaiser ist nicht wohl, er bedarf laut ärztlicher Verordnung der größten Schonung, die geringste Alteration dürfte ihm schaden.

Ah der Kaiser ist krank, fiel Charlotte mit scharfer Betonung ein; er fürchtete mein Empfang möchte ihn aufregen? O Excellenz, es kann ihn dies nicht mehr erregen, als mich der Besuch bei ihm — ich bin eine Frau, eine Kaiserin und fühle den Muth, mein Unglück Sr. Majestät zu klagen, sollte nun der Kaiser der Franzosen sich von einer gebeugten Frau an Kraft übertreffen lassen? —

O Gott — wenn Sie wüßten?

Ich weiß nur, daß ich unglücklich bin — der Kaiser vermag dieses Unglück zu mildern.

O Sie irren, Majestät, er vermag dies nicht, und eben, weil ihn Ihre Lage tief be-

rührt, möchte er durch Ihren Empfang sein Unwohlsein nicht steigern.

So will ich warten, bis der Kaiser genesen ist, sagte Charlotte mit Entschiedenheit. —

O dies dürfte lange währen, versetzte der Minister nicht ohne Verlegenheit.

Sicher nicht so lange, als das Bangen, mit welchem ich von der Seite meines Gemahls schied, denn dies ist noch nicht geschwunden, ich muß den Kaiser sprechen, Excellenz — sagen Sie ihm, die Kaiserin Charlotte wird die weite Reise nicht umsonst, das Ziel, an welches sie ihre letzten Hoffnungen knüpfte, nicht vergebens versucht haben, das wird Se. Majestät nicht wollen.

In diesen Worten lag so viel Flehendes, in ihren Blicken so viel Wehmuth, daß der Minister von dem innigsten Mitleid erfaßt wurde.

Ich will Alles aufbieten, Madame, sagte er, hoffen Sie das Beste.

Vor Napoleon.

Am Abend desselben Tages hatte die Kaiserin von Louis Napoleon die Nachricht erhalten, daß er sie am nächsten Vormittag gegen zwölf Uhr in St. Cloud erwarten würde.

Die Kaiserin begab sich noch vor der anberaumten Stunde dahin, und dies ist der Moment, in welchem wir sie träumerisch bei der Cascade finden.

Während sie so im Anblick versunken ist, naht sich ihr vom Eingange her eine Dame, welche wir schon kennen gelernt haben — die Gräfin Kollonitsch.

Bei ihrem Erscheinen schreckt die Kaiserin aus ihren Betrachtungen auf.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte die Angekommene, daß ich Ihrem Wunsche zuwider, Ihr Alleinsein im Parke störe, aber Sie haben jenes Packet in der Equipage zurückgelassen, welches Sie mir einst vor dem Scheiden von Miramar zur Aufbewahrung zu übergeben geruhten, darf ich es Ihnen tragen, während Sie in den Palast gehen?

Die Kaiserin betrachtete den überreichten Gegenstand mit wehmüthigem Lächeln.

Mein Unglück ist schwerer, sagte sie, dieses winzige Päckchen wird sich daher leichter tragen lassen als jenes —.

Es ist Zeit, Majestät, so eben ertönt die zwölfte Stunde.

Ja, ja, sagte die Kaiserin, aus den Gedanken auffahrend, in welche sie versunken war; es ist ein schwerer Schritt, Gräfin Kollonitsch.

Gott wird mit Ihnen sein, Muth, Muth, hohe Herrin.

O es mangelt mir nicht an Muth, aber ich weiß nicht, das Herz pocht mir so bange, dieser Park stimmte mich düster, seine hohen Bäume erschienen mir wie geheimnißvolle Riesen, welche mir Unheil prophezeihen jenes Gebäude selber erfüllt mich mit ähnlichem Eindruck, es scheint da oben über den strahlenden Scheiben eine Tafel angebracht zu sein, von welchem mir in Flammenschrift die Worte entgegenstrahlen: „Geh nicht in dieses Haus von St. Cloud, Enkelin Ludwig Philipps, Tochter aus dem Hause der Orleans, hier wirst Du die ersehnte Hilfe nimmer finden!“ Aber es muß sein. —

Und sie ging —

Zu beiden Seiten ihres Weges wogte das Gras und liebliche Blumen neigten im Spiele des Zephyrs leise ihre Häupter, als wollten sie der unglücklichen Frau ihre Beileidsbezeugung zollen und sie tröstend grüßen, ach nicht weinen, denn kein Thautröpflein ruhte mehr auf den duftenden Blättchen.

Bald stand sie in dem Empfangsaal von St. Cloud. Die hier vorherrschende Pracht befremdete die an Luxus gewöhnte Dame nicht, die zahlreichen Statuen von Marmor und Alabaster erschienen ihr wie Unglückspropheten.

Ihre Blicke waren unausgesetzt auf die breite Flügelthür im Hintergrund gerichtet — von dort mußte der Kaiser erscheinen.

Hier, wo ihr Großvater befahl, mußte sie flehen — aber seltsam ändern sich die Zeiten.

Endlich wird ein Geräusch hörbar — die Thür öffnet sich und langsam tritt Napoleon ein.

Während ihn die Kaiserin auf sich zuschreiten sieht, empfindet sie etwas, wie einen spannenden Schmerz im Herzen.

Ich heiße Sie von Herzen willkommen, hohe Frau, begann der Kaiser und wäre doppelt erfreut, wenn ich die Hoffnung hegen könnte, Ihre Wünsche gekrönt zu sehen — doch habe ich diese noch nicht vernommen.

Sire, diese sind in kurzen Worten mitgetheilt, nahm die Angeredete mit seltsamer Beklommenheit das Wort.

Sprechen Sie, theure Kaiserin, doch zuvor muß ich hören, ob mein lieber Freund Ihr kaiserlicher Gemahl sich wohl befindet?

Ganz wohl, Sire.

Dann müßte er sich glücklich fühlen in jenem schönen Lande, das gleich Mesopotamien von Milch und Honig überfließet.

Natürlich mußte dies die Kaiserin nur für Ironie halten, aber des Kaisers Antlitz drückte einen Ernst aus, mit welchem jene nicht harmoniren konnte.

Majestät, ich weiß nicht, wie Sie Ihre Aeußerung verstanden haben wollen? sagte sie mit leiser Stimme, während sich ihre Blicke finster auf den Kaiser hefteten.

Madame, es giebt für meine Worte nur ein Verständniß, ich meine ernstlich, daß Ihr kaiserlicher Gemahl sich glücklich fühlen muß, ist er nicht Kaiser eines großen Reiches, sind nicht noch die schönsten Hoffnungen sein?

Sie könnten es sein, wenn sie sich erfüllten und darum, Sire, kam ich weit übers Meer nach Europa, um bei Ihnen die Erfüllung der Hoffnungen, die mein Gemahl allein auf Sie gesetzt, zu gewärtigen.

Was kann ich thun, Madame?

Ich bitte im Namen meines Gemahls um finanzielle und militairische Hilfe.

Unmöglich, Madame! rief der Kaiser ungeduldig einige Schritte zurücktretend.

Unmöglich?

Schon zu viel habe ich gethan, so viel, daß dem eigenen Lande nur noch wenig bliebe, wenn ich mehr thäte.

Ihrem Lande bleibt sein Kaiser, Majestät, versetzte die Kaiserin mit Bitterkeit, der Kaiser, den es sich erwählt und dies Bewußtsein ist ein großer Trost für Frankreich.

O dieser Trost bliebe auch Mexico, Madame, versetzte Napoleon mit feinem Lächeln.

Mexico hat seinen Kaiser nicht erwählt, der Marschall Forey that es, auf seines Kaisers Geheiß. Es gab einst einen Augenblick, in welchem ich so freudig und so kühn gehofft, daß jene Deputation, die auf Miramar vor meinem Gemahl und mir gestanden, die Wahrheit sprach, indem sie sagte, der Wille der Nation ruft Kaiser Maximilian in das Land, aber jetzt — sind jene goldenen Träume längst geschwunden.

Warum, Majestät?

Weil wir erwacht sind, Majestät, erwacht aus jenem schrecklichen Schlafe, in welchen Sie uns einzuwiegen suchten, ja wir sind erwacht und haben ganz begriffen, was es heißt, aus Ihrer gütigen Hand den Thron Mexicos empfangen zu haben —

Könnten Sie dies bereuen, Madame?

O sehr schmerzlich, Sire, Sie müssen das begreifen, doch geben Sie mir Veranlassung, nicht zu bereuen, erfüllen Sie meine Bitte, und ich hoffe wieder, so retten Sie meinen Gemahl vor Schmach, sein Thron ist in der Schwebe — Verrath an allen Orten, finanzielle und wirthschaftliche Zerrissenheit — die Krone Mexico's, wie sehr ihr Glanz auch strahlen mag, er ist trügerisch, schon beginnt sie zu rosten, denn sie kommt nicht von Gott, nicht vom Volke, ein Kaiser hat sie aufgefangen und einem andern Fürsten unter süßen Verheißungen aufgedrungen, nun aber ist es an der Zeit, diese Verheißungen zu erfüllen, Sire, darum zögern Sie nicht länger.

Napoleon war sehr erregt und ging lebhaft auf und nieder, machte aber endlich wieder Halt.

Madame, sagte er, ich gab mir die Ehre Ihnen zuzuhören, jetzt gestatte ich mir die Freiheit, Sie auf die Weisung des Herrn Drouyn de Lhuys aufmerksam zu machen —

Ihr Minister sagte mir, sein Kaiser wäre krank, versetzte Charlotte mit Bitterkeit, es sei nicht räthlich ihn zu alteriren —

Ganz recht, Majestät, fiel ihr Louis Napoleon ins Wort; Sie wissen also —

Daß ich nichts hören möchte, will der Kaiser sagen, unterbrach Charlotte den Herrscher der Franzosen, aber ich bitte ihn, daß er mich höre, fuhr sie in gereiztem Tone fort, verzichte ich auch gern darauf, mich Kaiserin zu nennen, denn unecht ist dieser Titel wie ein nachgeahmter Diamant, so bin ich immer eine Königstochter, die vor Ihnen steht — Sire, die Räume, in denen Sie jetzt gebieten, gehörten meinen Ahnen, bevor sie noch Ihr Eigenthum gewesen, hier hat man ihre Befehle einst vernommen, es dürfte mithin billig sein, daß auch meine Worte gehört würden.

Ich habe Sie gehört, Madame, aber Sie sind sehr echauffirt, Zerstreuung thut Ihnen noth — wollen Sie nicht diese Minerva in Augenschein nehmen, fürwahr, es ist ein Meisterwerk von Thorwaldsen.

O Sire, vergessen Sie nicht die Achtung, die Sie dem Unglück schulden, versetzte die Kaiserin indignirt, diese Wendung gehörte nicht hieher. —

Dann bedaure ich, Madame, Sie augenblicklich durch keine andere Unterhaltung von dem traurigen Thema ablenken zu können —

Sir, Sie sagen die Wahrheit, traurig ist es für Sie, denn es behandelt die Situation, in welche Sie uns versetzten.

Es stand in Ihrer Hand, sie zu vermeiden.

O hätte ich gebieten dürfen, nie, nie hätte mein Gemahl den Schmeichelworten lauschen dürfen, mit denen Sie der Krone Mexico's erwähnten, die Sie ihm nie auf's Haupt gesetzt, wenn Sie selber diese hätten tragen können, doch allzusehr drückt Sie die Last der eigenen, und um sich nun der Sorge, in welche Sie sich um Mexico gestürzt, zu befreien, haben Sie den österreichischen Erzherzog für gut genug befunden, diese ferner zu übernehmen, dies sagte ich meinem Maximilian schon, als Sie ihm den Thron Mexico's angetragen, o hätte er mir Gehör geschenkt, er lebte heute still und friedlich auf Miramar wie sonst zuvor.

Napoleon lächelte.

Und kann ich dafür, daß Se. Majestät jenem idyllischen Leben entsagte und es vorzog, den Thron Montezuma's zu besteigen?

Sie haben ihn zur Hölle Mexico verdammt.

Er hatte freie Wahl —

Sie wußten diese Wahl zu leiten, Sire, o Gott, mein unglücklicher Gemahl, ich fürchte, ach nein, möge das Wort nie über meine Lippen kommen, noch einmal, Sire was habe ich von Ihnen zu erwarten?

Madame, ich fühle mich nicht wohl —

Soll das die ganze Antwort sein, die Sie mir geben?

Das Ganze, was Sie wissen müssen, Madame, ist eben, daß ich tief ergriffen von Ihrem Leide bin, um so mehr — mit dem Bewußtsein, mich nicht in der Lage zu befinden, dieses Leid in Freude zu verwandeln.

Die Kaiserin warf einen langen, durchdringenden Blick auf Napoleon.

Sire, sagte sie, indem sie das von der Gräfin Collonitsch erhaltene Packetchen dem Kaiser entgegenhielt; hier sind einige Ihrer schriftlichen Betheuerungen und Zusicherungen enthalten, welche mein Gemahl schon auf Miramar in Betreff der glücklichen künftigen Tage in Mexico empfing und in deren Besitz ich mich zu bringen wußte, mein theurer Maximilian kann dergleichen geduldige Papiere noch mehr aufweisen, wie dächten Sie darüber, Majestät, wenn man durch Veröffentlichung derselben der Welt zeigte, wie unerhört man einen Fürsten hintergangen und bethört, um sich selbst aus sehr unangenehmer Lage, aus mißlichen Verlegenheiten zu befreien, ich glaube, Sire eine solche Veröffentlichung würde von ungemeinem Interesse sein. — Bis jetzt ist die Politik, die Sie seit Anbeginn Ihrer Regierung beobachteten, für ganz Europa ein Räthsel, ein mystischer Schleier ruhte über den vielseitig verschlungenen Fäden derselben, Niemand in der Welt, selbst der weiseste Diplomat, vermochte nicht zu durchschauen, was das Cabinet der Tuilerien brütete, es gab sogar eine Zeit, die zum Theil jetzt noch vorherrscht, wo alle Mächte Europa's vor dem Kaiser der Franzosen eine gewisse Scheu, ein geheimes Bangen empfanden, diese Schriftstücke und diejenigen, welche mein Gemahl besitzt, wären geeignet, den Nymbus Ihrer politischen Virtuosität zu durchbrechen, alle Finessen und egoistischen Triebfedern dieser scheinbar künstlichen Maschine aus dem Dunkel, dem Trüben in welchem sie gefischt werden, an das Licht der Welt zu ziehen und vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung Europa's zu bringen, dann Sire, wäre die Maske, hinter welcher Sie Ihre Handlungen verborgen, gefallen, entlarvt steht der allgewaltige Herrscher der Franzosen, der mächtige Kaiser da, seine wahre Gestalt zeigt nicht mehr den uneigennützigen, weisen Kaiser, der das Heil der Nationen, insbesondere der lateinischen Christen erstrebt, sondern als ein kleiner, egoistischer Mann, nur von dem Triebe der Selbsterhaltung beseelt, um seine eigene Existenz ringt, nur sich gerettet und gedeckt sehen will, ob andere edle Fürsten und Völker darüber auch zu Grunde gehen, das, Sire, ist der Schlüssel zu dem Räthsel der napoleonischen Politik. —

Napoleon stand wie betäubt, obgleich er aufmerksam zugehört, hatte er die Maske der Gleichgültigkeit zur Schau getragen, und wie auch sein ganzes Innere erbebte, sein Mund lächelte.

Einen Gedanken aber hatte er gefaßt, es war der der Selbsterhaltung und der Rache.

In diesem Augenblicke hatt er beschlossen, den unglücklichen Maximilian durch Bazaine zur Herausgabe seiner sämmtlichen Briefe und Schriftstücke, ja auch zur Thronabdankung, wenn möglich, mit Gewalt zu veranlassen.

Napoleon wollte sich selbst nicht nur vor Compromittirung schützen, sondern auch für die eben erlittenen Kränkungen Rache üben, indem er den Kaiser wieder seiner Würde zu entsetzen sich bemühte.

Wir werden hören, in welcher Weise er seine Pläne in's Werk setzte.

Madame, sagte er mit düsterm Lächeln, ich muß bekennen, daß Sie eine vortreffliche Rednergabe besitzen, welche sogar zu einem Portefeuille berechtigte, mindestens aber

habe ich niemals eine ſchönere Gardinenpredigt gehört.—

Und wenn dieſe Gardinenpredigt nun noch, nebſt Veröffentlichung dieſer Schriften im Druck erſchiene, Sire? fragte die Kaiſerin, die vor nervöſer Aufregung bebte.

So würde ich ſie durch meine Präfecten confiſciren laſſen —

In Ihrem Lande, Sire, aber im übrigen Europa —

Dürften meine Geſandten dafür Sorge tragen, ſagte Napoleon ruhig, durch dergleichen Manipulationen können Sie mich nicht beſtimmen, noch mehr für Ihren Gemahl zu thun, Mexico wird und muß ad acta gelegt werden, ebenſo ſollte auch Kaiſer Maximilian es müde ſein, länger unter franzöſiſcher Vormundſchaft ſtehen zu wollen, ein edler Prinz aus dem alten Geſchlechte der Habsburger, ein Mann, der Karl V. unter ſeine Ahnen zählt, müßte zu ſtolz ſein, um ſich bevormunden zu laſſen und lieber einer Krone entſagen, der er nicht gewachſen iſt. —

Die Kaiſerin Charlotte trat betroffen zurück, während ſich ihre bleichen Wangen mit dunkler Röthe bedeckten.

Ah Sire, rief ſie entrüſtet, Sie ſprechen von Abdankung?

Beſſer ſo, wenn man nicht regieren kann—

Wollen Sie meinem Gemahl etwa dieſe Fähigkeit abſprechen, weil er nicht ein Monarch nach Ihrem Muſter iſt?

Gehen wir nicht zu weit, Madame.

O Gott — wir ſind weit genug gegangen —

Ich fühle mich außerordentlich unwohl, nahm Napoleon nach kurzem Schweigen das Wort, und wollen Ew. Majeſtät dem Palais von St. Cloud noch länger die Ehre Ihres Beſuches geſtatten, dann dürfte meine Gemahlin gern bereit ſein, Sie in ihren Gemächern zu empfangen, ich vermag nichts zu ſagen, als was ich ſchon geſagt.

O Gott — es iſt entſetzlich! rief die Kaiſerin.

Man muß das Aergſte im Leben ertragen können, doch noch eine Bitte, Madame; ſollte mir nicht mehr das Glück beſchieden ſein, Sie zu ſehen, was ich wohl glauben dürfte, dann bitte ich, Ihrem kaiſerlichen Gemahl meine Grüße und die Verſicherung meiner perſönlichen Hochachtung zu überbringen.

Somit wollte er ſich entfernen, aber die Kaiſerin eilte ihm nach —

Noch einen Wunſch, Majeſtät? fragte er kurz —

Keinen Wunſch, dieſer müßte ſolchem Hohne gegenüber verſtummen —

Hohn? —

Sie ſenden meinem Gatten Grüße, dem Manne, den Sie, wie Sie nicht undeutlich verſtehen ließen, zur Abdankung bewegen möchten, weil er es vielleicht verabſcheut, durch einen Staatsſtreich ein Volk zu feſſeln? — allerdings beſitzt er nicht die Macht, die Gelüſte der Parteien, den Verrath, die Rachegier und Bosheit, die Intriguen, ſelbſt unter den ſogenannten Freunden zu zügeln, darum ſieht er, der Sprößling eines berühmten Hauſes, der Kaiſer ſich gezwungen, den brutalen Vorſtellungen eines Bazaine ſich zu fügen, wäre er im Beſitz von Geld und Soldaten, dann, Sire, würde er beweiſen, daß er zu herrſchen verſteht, wie ein echter, ein wahrer und edler Fürſt, der ſich behaupten kann, auch ohne ſich zu einem Staatsſtreiche herabzuwürdigen, auf welchem der Fluch des Volkes laſten muß.

Ein peinliches Schweigen trat ein.

Napoleon mußte alle ihm zu Gebote ſtehende Energie anwenden, um ſich zu beherrſchen, denn jedes Wort der Kaiſerin traf ihn wie ein Dolchſtich, die Vorwürfe, die Erinnerung an ſeinen Staatsſtreich verſetzten ihn in unglaubliche Wuth, doch bekämpfte er, wie geſagt, jede Aufwallung.

Majeſtät, ſagte er kalt, ich habe bereits zu wiederholten Malen erklärt, daß ich außer Stande bin, Ihrem Gemahl ferner beizuſtehen.

So ſehe ich denn das ganze Gebäude meiner Hoffnungen in den Staub ſinken, rief die Kaiſerin händeringend und mit thränenvollen Blicken aus; das Gebäude, an deſſen Aufbau ich in meiner Phantaſie ſeit meiner Abreiſe von Chapultepec, bis zu den Gemächern von St. Cloud ohne Raſt, Tag und Nacht gearbeitet habe, liegt Stein an Stein zertrümmert vor mir, vergebens zählte ich meine Beſchwerdepunkte auf, vergebens habe ich mich ſelbſt bis zur Heftigkeit hinreißen laſſen, zertrümmert liegt das Arſenal meiner Hoffnungen, der Mann, der mir helfen könnte, die Steine wieder aneinander zu fügen, ſteht kalt und theilnahmlos da, und ich fühle, das Scepter in meiner Hand zerbrochen, mit ihm aber bricht mein Herz, wie mit den Hoffnungen meine Sinne ſchwinden.

Ich bedaure Sie aufrichtig, Majeſtät, ſagte der Kaiſer nach einer peinlichen Pauſe, welche nur durch das Schluchzen der Kaiſerin unterbrochen ward.

O Sie sind unwahr, Sire, aus Ihrem Antlitz spricht kein Mitleid, aber ich hätte, bevor ich zu Ihnen kam, nicht vergessen sollen, daß ich dem Blute der Orleans entsprossen bin —

Madame, ich schätzte diese Dynastie —

Und doch verstanden Sie diese Dynastie, deren letzter Regent Ihnen zweimal das Leben geschenkt, das Sie wegen hochverrätherischer Umtriebe eingebüßt hatten, zu stürzen.

Diese stürzte sich selbst, Madame.

Lassen Sie mich zu Ende sprechen, Sire, auch mein armer Gemahl entsprang einem Hause, dem Sie aus Gründen, die hier unerörtert bleiben mögen, so von Herzen geneigt sind, wie Sie es so oft versichertn, denken Sie an Villafranca, Sire, Sie haben diesem die Lombardei entrissen, wenn Sie Italien dafür auch nur mit Nizza und Savoyen belohnten, Sie haben meinen Gemahl durch Mexico dem Verderben preisgegeben, denn ach er ist nun unrettbar verloren, und Gott weiß, was Sie noch in Ihrer düstern Phantasie brüten, aber ich will das Haus Oesterreich warnen vor seinem bösen Geiste, vor dem Rachegespenst, welches sich an seine Fersen heftet.

Und mit diesen letzten Worten hatte sie die Unterredung in den Tuilerinen geendet —

Sie stürzte hinaus und rannte wie sinnlos den langen Gang hinab, der ins Freie führte, vor ihr aber stand plötzlich eine Dame —

Nicht so aus diesem Hause, sprach Letztere mit sanfter Stimme.

Charlotte blickte auf und sah die Kaiserin Eugenie vor sich, welche sie mit sanfter Gewalt in eines der Seitengemächer zog.

Es währte geraume Zeit, ehe Charlotte wieder ruhiger wurde.

Die unglückliche Fürstin war so erschöpft, daß sie einer Ohnmacht nahe schien, und nur das wirklich außerordentlich liebevolle Benehmen der Kaiserin Eugenie hatte ärgere Zufälle vermeiden lassen.

Sie hatten eine bewegte Unterredung mit meinem Gemahl, nahm diese das Wort.

O Gott — sie war sehr stürmisch.

Und leider — leider dennoch fruchtlos.

Se. Majestät war herb —

O glauben Sie, theure Schwester, Ihr Unglück geht meinem Gatten nahe, ich weiß es, und was er Ihnen Bitteres sagte, kommt nicht vom Herzen, vielleicht gereizt durch Heftigkeit, die aber auch Ihrerseits —

Es war ein bitterer Augenblick —

Vergessen Sie, theure Schwester, sagte Eugenie in flehendem, äußerst theilnahmsvollen Tone.

Vergessen, Schwester, rief Charlotte sich hoch emporrichtend; o dieser Augenblick in den Gemächern von St. Cloud wird mir ewig vor der Seele schweben, mein Hirn ist verwirrt — Gott schütze mich vor — Wahnsinn. —

Und ihre Blicke richteten sich auf die Kaiserin mit einem Ausdruck, vor welchem diese erschrak.

Gott wird Ihnen beistehen, Schwester, vertrauen Sie ihm, sagte sie theilnehmend.

O zu Gott habe ich das Vertrauen nicht verloren, wohl aber zu den Menschen.

Was können Menschen für Sie thun?

O theure Schwester, die Frage mag unerörtert bleiben, ich will Niemand mehr anklagen, sondern dulden, bis dieses Auge ausgeweint.

O könnte ich Ihnen helfen, rief Kaiserin Eugenie mit schmerzlich bewegter Stimme, leider aber habe ich nur Trost für Sie durch meine Thränen.

In der That leuchtete eine Thräne in ihren Blicken.

Ich danke Ihnen, Schwester, giebt mir diese Thräne doch den Beweis der Theilnahme, die ich bei dem Kaiser leider vergebens suchte.

Theilnahme, ich wiederhole es, widmet Ihnen mein Gemahl in reichem Maße, zu helfen aber steht wahrlich außer dem Bereiche seiner Macht.

Mein armer, armer Maximilian, was soll ich, was kann ich ihm sagen?

Reisen Sie sogleich nach Mexico zurück.

Nein, jenes Land will ich in den ersten Wochen nicht wiedersehen, das Geräusch des Hofes würde meinem Rude bedürftigen Gemüthe wenig Behaglichkeit gewähren, ich will die stillen Gemächer meines lieben Miramar aufsuchen, dort vielleicht werde ich Erholung finden, wenn Gott mit mir ist —

Er wird mit Ihnen sein, Schwester.

Auch wollte ich noch einmal Rom besuchen, sagte Kaiserin Charlotte, vielleicht giebt der heilige Vater meiner Stimme Gehör.

Sie wollen zu ihm? fragte Eugenie aufmerksam.

Der heilige Vater soll einen Machtspruch thun, die Anmaßung der Geistlichkeit in Mexico zu lähmen; ach dieses Rom —

Und in diesem Augenblick ergriff die unglückliche Fürstin ein heftiges Zittern —

O Gott, arme Schwester fassen Sie sich—

Ich bin gefaßt, nur eine Erinnerung wandelte mich an, indem ich Roms gedachte.

Theilen Sie sich mir mit; es wird Ihre Brust sich dann erleichtert fühlen.

Man wertete meinen Gatten in Rom vor Montezuma's Thron und sprach davon wie von einem vom Kaiser der Franzosen angebotenen Gericht, das er selber anzunehmen, verschmäht hat, o hätte Maximilian dieser Warnung doch Gehör geschenkt!

Es kann besser kommen, Schwester, sagte Eugenie, von der letztern Bemerkung Charlottens allerdings nicht sehr angenehm berührt.

Vergebene Hoffnung, entgegnete die Angeredete, verloren ist verloren, Mexico ist ein Grab, welches seiner Leiche harrt und Gott — diese Leiche! —

Sie bedeckte ihr Antlitz, weinte heftig und verließ, begleitet von den besten Wünschen und Tröstungen der Kaiserin Eugenie nach geraumer Zeit das Schloß von St. Cloud, wo sie so schmerzliche Erfahrungen gemacht hat, daß diese wohl, wie auch vielfach behauptet wird, schon geeignet waren, den Keim zu jener schrecklichen Krankheit zu legen von welcher die unglückliche Fürstin nur zu bald befallen werden sollte.

Der Ring.

Wenn Frankreich das Kaiserreich nicht mehr unterstützte so war dieses rettungslos verloren.

Wir haben gesehen, daß die Monarchie, trotz der Anwesenheit der Franzosen, bisher keinen festen Fuß fassen konnte.

Die Verrätherei hatte selbst in der Umgebung des Kaisers ihre Anhänger.

Man hatte am 1. September 1865 eine Verschwörung gegen die Monarchie entdeckt, an welcher sich sogar ein Adjutant des Kaisers, *der Sohn des Ministers Uraga betheiligt hatte*.

Es sind drei bis fünfhundert Verschworene verhaftet und eine große Anzahl von Waffen mit Beschlag belegt worden.

Diese Verschwörung war weit verzweigt, stand zu der Erhebung der Liberalen in unmittelbaren Beziehungen und soll nach den damaligen Berichten eines belgischen Blattes auf die Einverleibung Mexico's in die nordamerikanische Union hingezielt haben.

Die Unsicherheit im Lande hatte währenddessen immer mehr zugenommen, ja selbst die belgische Gesandtschaft, welche von König Leopold II. nach Mexico gesandt worden war, um seine Thronbesteigung durch anzuzeigen, wurde von Guerillabanden überfallen.

Die Gesandtschaft aber hatte Widerstand geleistet und die Räuber in die Flucht geschlagen, wobei ein Mitglied derselben Lieutenant Baron von d'Huart sein Leben einbüßte.

Als den Kaiser die Nachricht von diesem empörenden Ereigniß traf, warf er sich entrüstet auf sein Roß und eilte in gestrecktem Galopp, von nur zwei Reitern und seinem Adjutanten, dem Grafen Bombelles den Rückkehrenden entgegen, welche er auf der Straße von Rio Frio einholte —

Nichts destoweniger verlor der Kaiser unter diesen wahrhaft verzweifelten Umständen nicht den Muth und bei Gelegenheit der Feier des mexikanischen Unabhängigkeitsfestes, hielt er seinem Vorsatz gemäß, eine Rede, welche die Bevölkerung von seinen besten Absichten überzeugen sollte.

Wir wollen aus derselben nur folgende Stelle unsern Lesern mittheilen, damit auch sie den Muth und die Opferfreudigkeit des Kaisers, selbst unter so mißlichen Verhältnissen, bewundern mögen:

„Habt Vertrauen und guten Willen, auf daß wir dereinst die so ersehnten Früchte des Friedens und des Gedeihens ernten können! Ich harre trotz aller Schwierigkeiten und ohne in meiner Pflicht zu schwanken auf dem Platze aus, wohin mich die Wünsche der Nation berufen haben, *denn nicht im Augenblicke der Gefahr verläßt ein echter Habsburger seinen Posten.*“

Trotzdem der Kaiser sich dahin ausgesprochen hatte, nicht seinen Posten verlassen zu wollen, wurde er bereits von Frankreich zunächst indirect angegangen, seinem Throne zu entsagen, und wir sahen dann, daß Napoleon, den beim Besuch der Kaiserin Charlotte gefaßten Gedanken auszuführen begann, indem er den General Castelnau nach Mexico schickte, um den General Bazaine von seinen Intentionen in Kenntniß zu setzen.

Längst hatte, wie wir bereits erwähnt, das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Marschall Bazaine, das seines brutalen, anmaßenden Auftretens halber von vorn herein, kein freundliches sein konnte, eine sehr schroffe Wendung genommen, die eintretende Situation aber sollte diesem Verhältniß bald das Gepräge des Feindlichen aufdrücken.

Zu der Abneigung, welche Bazaine ge-

gen den Kaiser empfand, gesellte sich auch dessen Habgier, die bekanntlich in Mexico sehr in den Vordergrund getreten war.

Eines Tages, im Ende des Juni 1866 ging General Lopez mit einem fein gekleideten Charakter in vertraulichem Gespräche durch die Straße Tacuba.

Nun, sagte der Fremde, es kann unmöglich noch lange so hingehen.

Es geht, wie es just geht.

Das Kaiserthum, denke ich, ist verloren, und unsere Partei wird siegen.

Wir müssen dies abwarten, so lange Bazaine in Mexico ist, dürfte keine Rede davon sein.

Bazaine? wiederholte der Fremde mit höhnischem Lächeln, ist das Ihr Ernst, Lopez?

So ist wenigstens meine Ansicht.

Sie sollten Ihren Verwandten besser kennen —

Sie meinen, die Stimmung zwischen Marschall und Kaiser läßt gerade nicht auf die Wahrheit meiner Behauptung schließen, das ist richtig, ist aber nur eine persönliche Angelegenheit, die Bazaine nicht bestimmen kann, der Sache untreu zu werden, die er hier vertritt.

O, ich weiß es besser.

Nun dann möchte auch ich mehr und besser wissen.

So will ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß Bazaine einem unserer Anhänger ausdrücklich die Versicherung gegeben hat, den Kaiser gegen eine Belohnung von 50,000 Dollars den Juaristen in die Hände zu liefern.

Lopez trat überrascht zurück.

Was — Geld will Bazaine? rief er, das darf nicht stattfinden, ich gehe vor und werde meine Unterhandlungen mit Don Guido de Padilla beginnen können — nur ein Ereigniß muß ich abwarten.

Diese letzten Worte hatte Lopez so leise gesprochen, daß sein Begleiter sie nicht gehört hatte.

Die ganze Unterhaltung der beiden Herren, die von ihnen, um nicht so leicht verstanden zu werden, in französischer Sprache geführt wurde, deren man sich nur bei Hofe und in den Quartieren der französischen Soldaten bediente, blieb trotzdem nicht unbeachtet.

Ein junger Mann, von stattlichem Aeußern, der hinter den Herren ging, von diesen aber nicht bemerkt worden war, hatte Alles mit angehört.

Plötzlich hatte Lopez den unfreiwilligen Lauscher wahrgenommen und zwar in demselben Augenblick, als dieser schnell in eine Seitengasse einbog.

Wer war der Mensch? fragte er seinen Begleiter hastig und erschrocken.

Ich kenne ihn nicht, hoffe indessen in ihm keinen Verräther vermuthen zu dürfen, denn wir sprechen französisch und diese Sprache ist hier auf der Straße wenigstens nicht so an der Tagesordnung, daß wir so leicht auf Verräther stoßen könnten.

Es war dennoch unvorsichtig von uns; aber ich habe mir die Züge des Menschen genau gemerkt, sagte Lopez finster, der blonde Mann ist kein Mexicaner, und leicht wieder zu erkennen, ich werde dann eine Vorsicht anwenden müssen, die mich vor seinem Verrathe sicher macht, er hat Dinge gehört — die —

Von denen er keine Ahnung hat, sobald er nicht französisch versteht, unterbrach ihn der Begleiter.

Wir werden sehr bald Gewißheit haben.

Der Lauscher war — Franz Löscher, welcher bisher vor den Verfolgungen der juaristischen Agenten in Mexico noch verschont geblieben, wenngleich er dennoch keinen Augenblick vor dem Dolchstoße eines Meuchelmörders sicher war, vor welchem ihn bis jetzt der Umstand bewahrt hatte, daß er sich, als er an mehreren Abenden sich verfolgt sah, nicht mehr zur späten Nachtstunde auf der Straße zeigte, und so waren die Verfolger gezwungen, ihr Vorhaben auf eine günstigere Gelegenheit zu verschieben.

Es war Ausgangs October 66, als dem Kaiser Maximilian eine Eingabe überreicht wurde, in welcher der Maschinenbaueriebesitzer Franz Löscher um die Gewährung einer Audienz so dringend bat und diese so schnell begehrte, daß der Kaiser ihm diese schon am nächsten Tage zu ertheilen beschloß, an welchem wir auch Franz vor ihm erblicken.

Maximilian hatte den deutschen Landsmann in fast herzlicher Weise empfangen.

Sie wollen mir wohl klagen, daß Sie gezwungen sind, Ihre Arbeiten einzustellen, lieber Löscher? sagte der Kaiser.

Nein, Majestät, ich stelle diese noch nicht ein, denn es giebt genug zu thun.

Leider habe ich vergebens gestrebt, eine Eisenbahn zwischen Veracruz und der Reichshauptstadt zu vollenden, Alles scheitert, meine besten Vorsätze können nicht zur Ausführung gelangen, und so sind denn auch die Ihnen übertragenen Arbeiten einst-

weilen suspendirt worden, Sie sind indessen für das bereits Gelieferte entschädigt?

Vollkommen, Majestät.

Ich freue mich um so mehr, daß Sie genügende Beschäftigung haben, um hier bis auf bessere Zeiten ausharren zu können, ich liebe deutsche Treue und daher sind mir Leute Ihres Schlages in diesem Lande willkommen, in welchem es leider an Treue und Glauben allzugroßen Mangel giebt.

O diese Behauptung, Majestät, ist nur zu begründet, wie glücklich würde ich sein, könnte ich das Gegentheil beweisen.

Das dürfte Ihnen, dem Fremden im Lande freilich nicht so leicht gelingen, doch was führt Sie zu mir? —

Kaum wage ich es auszusprechen, und doch muß es sein —

Sprechen Sie ohne Hehl.

Majestät, schon vor einigen Monaten theilte ich Ihrem Cabinetsrath Eloin einen Argwohn mit.

Ganz recht, ich erinnere mich —

Ich bat ihn, Ew. Majestät vor dem General Lopez zu warnen, von welchem ich behauptete —

Ich weiß wohl, fiel der Kaiser ihm lächelnd in's Wort und habe damals geeignete Maßregeln getroffen, die ich indessen jetzt für überflüssig halte, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der betreffende General ein treuer Anhänger meiner Regierung ist.

Franz verneigte sich tief.

Dann, Majestät, darf der unbedeutende Arbeiter über diesen Punkt keinen Laut mehr äußern.

Es liegt in Ihren Worten etwas, wie zwischen den Zeilen.

O Majestät, wenn Sie mir gestatteten, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die ich für dringend halte, o Majestät —

So sprechen Sie doch, ich bin gern bereit, Sie zu hören —

Meine Mittheilung betrifft nicht allein den General Lopez —

Sondern —

Auch den französischen Marschall —

Bazaine? rief der Kaiser aufmerksamer.

Wohl — er — Majestät.

Dieser Mann ist mir feindlich gesinnt, ich weiß es wohl, versetzte der Kaiser traurig, keineswegs aber fürchte ich in ihm einen Verräther, soweit dürfte er sich nicht erniedrigen.

Majestät, der Marschall ist habgierig, ich weiß unter Anderm, daß er sich mit gewissen Häusern hier auf Speculationen eingelassen, welche einen reichen Gewinn in Aussicht stellen und auch seinen längeren Aufenthalt im Lande bedingen.

Auch Speculant ist der General?

In so schrecklicher Weise, daß — doch Majestät, ich wage es kaum auszusprechen, und andererseits muß ich trotzdem bemerken, der General speculirt auf — den Verrath — dies sei Ihnen gesagt — und mein Herz bebt, wenn ich an die niedrigen Bedingungen denke, welche der Marschall den Juaristen gestellt hat —

Barmherziger Himmel! rief der Kaiser, indem er die Hände zusammenschlug; so weit wäre es gekommen? aber wie können Sie der Mitwisser eines so schändlichen, verrätherischen Planes sein? —

Ich war ein unfreiwilliger Lauscher — Majestät — auf der Straße erhielt General Lopez eine Mittheilung, welche den französischen Marschall genügend kennzeichnete.

Lopez und immer wieder Lopez! rief der Kaiser sehr erregt.

Hüten Sie sich vor diesem finstern Mexicaner, Majestät, versetzte Franz Löscher in warnendem Tone; vor ihm und dem Franzosen, o Gott, früher oder später wird man einen ruchlosen Plan in Ausführung bringen, und dann wird es zu spät sein —

Zu spät? — murmelte der Kaiser dumpf; doch fuhr er mit starker Betonung fort: ich bin der Herrscher dieses Landes und will und muß es zügeln, diese Pflicht habe ich übernommen und ihr will ich treu bleiben, scheitern aber meine besten Pläne, so harre ich dennoch aus, bis zum letzten Augenblick und empfehle Gott meine Sache.

Majestät, ich, ein unbedeutender Mann, der den Räthen Ihrer Krone fern steht wie ein Schüler dem Lehrer, wagte schon viel, indem ich mich Ihnen nahte, dürfte ich mehr noch wagen, so wüßte ich zu sagen, was keiner Ihrer Räthe thäte, Franz Löscher aber hat nicht das Recht —

Ich räume Ihnen dies ein, das Wort eines biedern Deutschen wird von meinem Ohre gern vernommen, was rathen Sie also? —

Dieses Land zu verlassen, Majestät, hier ist kein Boden für ein edles Herz, wie es in Ihrer Brust schlägt, vergebens bemüht sich eine große Seele kleine engherzige, arglistige und verschmitzte Geister zu sich emporzuheben, sie bleiben im niedern Schlamme des Verrathes, der sie erzeugte —

Der Kaiser richtete einen melancholischen Blick auf den Sprecher dieser Worte, deren Wahrheit er wohl empfunden haben mochte.

Ich werde nie von meinem Posten weichen, wie ich es noch jüngst gelobt, es sei denn, daß ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß meine Saaten keine Früchte tragen können.

Nie können edle Saaten auf dem Boden des Blutes, des Fluches, des Verrathes und der Thränen Früchte treiben —

Und doch soll es sein, noch jetzt ist mein Wille stark genug, diesen Boden urbar zu machen, noch verlasse ich dieses Land nicht —

So geschehe Ihr Wille, Majestät, Sie sind der Herrscher, ich nur ein Unterthan, dennoch aber, ob Sie zürnen oder überhaupt die Worte nicht beachten wollen, die aus treuem Herzen und gewisser Ueberzeugung stammen, dennoch rufe ich Ihnen zu: Hüten Sie sich vor dem habgierigen Franzosen und dem hinterlistigen Mexicaner, sie beide sinnen Ihr Verderben, das wagt der schlichte Deutsche dem deutschen Fürsten zu sagen, nicht eben, weil dieser ein Herrscher ist, sondern weil er ihn verehrt und achtet, weil er Großes, Schönes und Kühnes vollbringen möchte und nichts bei der Trägheit, Abgestumpftheit und dem verrätherischen Hange dieses Volkes erreichen kann, noch einmal, so ist meine Ansicht; war ich zu kühn, Majestät, dann zürnen Sie, strafen Sie den Mann, der nur die Sprache seines Herzens führte.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, der Kaiser hatte ihm mit abgewandtem zum Fenster gerichtetem Blicke zugehört, dann nahte er sich ihm mit mildem freundlichem Lächeln und reichte ihm die Hand.

Strafen sollte ich Sie, mein Lieber? — nahm er in sanft vorwurfsvollem Tone das Wort; ich will Sie belohnen, fordern Sie!

O Majestät, den Lohn, den ich zu fordern wagte, würden Sie mir nicht gewähren.

Sprechen Sie nur, noch gebiete ich über Manches.

Ueber Alles nur nicht über Ihr Herz.

Wie soll ich das auffassen? fragte der Kaiser überrascht.

Ihr Wille ist stärker als Ihr Herz, dieses Herz, o ich kann es mir lebhaft vorstellen, es ist von tausendfachen schönen Erinnerungen an Ihre stille Heimath, Ihr liebes Miramar erfüllt, es schlägt kühn im Bewußtsein, dem Sprossen eines Heldengeschlechtes anzugehören, es erstrebt das Edelste für dieses Land und Volk, es blutet im Schmerze über das Scheitern so manches großen Entwurfs, es fühlt, daß unter Mexico's Himmel nichts gedeihen kann, und doch werden alle diese Regungen von der allzu starken Energie von dem gewaltigen Willen beherrscht, Sie wollen bleiben, bleiben mit dem Bewußtsein, daß der Boden unter Ihrem Throne, trotz Ihrer Pflichttreue und Ausdauer wanken könnte, lassen Sie, in diesem Falle wenigstens, Ihr Gefühl über die Vernunft, also Ihr Herz über den Willen gebieten, das ist der schönste Lohn, den Sie mir gewähren könnten, auf jeden Andern, Majestät, verzichte ich.

Der Kaiser war tief bewegt und blickte Franz lange an.

So ist allerdings die Sprache des deutschen Mannes, sagte er bewegt, und sie thut mir wahrlich wohl, doch den erwähnten Lohn kann ich Ihnen nicht gewähren, auch gehen Sie in Ihrer Auffassung ein wenig zu weit, noch hege ich Befürchtungen solcher Art nicht und werde ich diejenigen Mittel ergreifen, die sie hoffentlich auf immer verbannen, die aber einen starken, eisernen Willen erfordern, der einen Regenten in Mexico beleben muß, wir wollen indessen einen Vertrag miteinander schließen.

Ich stehe zu Befehl, Majestät.

Wo sind Sie geboren, Herr Löscher?

Bei Baden.

O das ist ein schönes, ein liebes Heimathsland, und auch Sie möchten gern dahin zurückkehren.

Bisweilen wird diese Sehnsucht mächtig rege und gerade hier gewaltiger als selbst in der Verbannung, in welcher ich einst lebte. —

Sie waren ein Verbannter, noch so jung an Jahren und schon gezwungen, in die Verbannung zu gehen?

Leider habe ich solche Erfahrung gemacht.

Sollten Sie etwa im Jahre Neunundvierzig in Baden durch politische Vergehen, sich diese Strafe zugezogen haben?

Nein, Majestät, ich habe mich um die Politik stets nur in so weit gekümmert, als dies die Pflicht eines guten Staatsbürgers erheischt, niemals aber das gebührende Maß überschritten, nicht mein Vaterland, sondern Frankreich hat mich in die Verbannung geschickt —

Frankreich den Deutschen? wie durfte das geschehen?

O im Jahre 1851 geschah Vieles, was — doch — man schickte mich nach Cayenne auf Veranlassung eines Officiers.

Und Franz erzählte dem Kaiser, der darauf drang, ziemlich ausführlich die Geschichte seines Unglücks.

Also Guido von Rautenberg, sagte der Kaiser, welcher aufmerksam und theilnahmsvoll zugehört hatte, dieser Name ist mir bekannt geworden.

Majestät, dieser Guido von Rautenberg ist gegenwärtig ein juaristischer Spion —

So will ich auf den Elenden vigiliren lassen, rief der Kaiser entrüstet, doch kommen wir auf unsern Vertrag zurück, ich möchte Sie im Lande behalten, und Sie sollen darauf eingehen, das ist der in Rede stehende Vertrag, daß Sie Beschäftigung haben, wird meine Sorge sein, vor Allem will ich Sie zu meinem Hoflieferanten ernennen, doch ehe Sie von mir gehen, empfangen Sie diesen Ring als Zeichen meiner Gunst.

Und somit streifte der Kaiser einen Ring von seiner Hand und steckte ihn gewandt auf den Finger Löschers, welcher nun entlassen war. —

Kaum war er aus dem Palast getreten, als General Lopez ihn erblickte.

O den sendet mir das Schicksal, flüsterte der finstre Mexicaner, versteht er mich, dann war er jetzt ein Verräther.

Sie waren im Palast? redete er Franz in französischer Sprache an.

Wie Sie sehen, Excellenz.

War Ihnen eine Audienz gewährt?

Ja, Excellenz, doch Sie setzen mich durch dieses Examen in Erstaunen —

Sehr richtig, es muß Sie diese etwas seltsame Art befremden, doch Sie werden verzeihen, sagte Lopez in sehr höflicher Weise — ich wollte nur hören, ob Se. Majestät augenblicklich fernere Audienzen ertheilt.

Darüber vermag ich keine Auskunft zu geben, Excellenz, sagte Franz, verneigte sich sehr förmlich und eilte davon.

Wenige Augenblicke später ist einer der kaiserlichen Kammerdiener mit dem General im Gespräche.

Wie heißt der Mann, der so eben Audienz bei Sr. Majestät hatte? fragt Letzterer.

Franz Löscher, er ist ein Deutscher, Maschinenbauer und hat seine Fabrik in der Straße Santa-Cruz.

Danke, danke, sagt der General dem Diener ein Goldstück einhändigend; ich habe für ihn Arbeit, setzt er dann bedeutungsvoll hinzu und entfernt sich schleunigst.

Einige Tage später erhielt Franz ein Schreiben, welches eine dringende Aufforderung enthielt, umgehend nach Puebla zu kommen, um dort bedeutende Arbeitsaufträge in Empfang zu nehmen, außerdem aber sei eine Maschiene zu repariren, die er persönlich in Augenschein nehmen müßte, das Schreiben enthielt zugleich die Einlage von fünfzig Dollars in Banknoten, welche als Reiseentschädigung dienen sollten.

Non possumus.

Gegen Ende September begab sich die Kaiserin Charlotte nach Rom und fand im päpstlichen Palaste eine freundliche Aufnahme.

Am zweiten Tage ihrer Anwesenheit erhielt sie die vom heiligen Vater erbetene Audienz, und wir finden die Kaiserin in einem der päpstlichen Sprechzimmer.

Hier befinden sich alterthümliche Möbel, kunstvoll geschnitzte Polsterstühle mit hohen Lehnen reihen sich längs der beiden Wände neben einander.

Im Hintergrunde zeigt sich ein Altar, über welchem ein lebensgroßes Christusbild von massivem Silber an einem Kreuze prangt.

Kaum ist die Kaiserin eingetreten, als sie sich diesem Christusbilde naht und auf die Stufen des Altars niedersinkt.

Sie ist sehr bewegt, denn Thränen fließen über ihre Wangen, ihr lautes, heftiges Schluchzen unterbricht das geisterhafte Schweigen dieses Orts.

Der Inhalt des Gebetes ist nicht verständlich, nur schließt sie ihren Gatten in dasselbe ein, da sie oft mit bebenden Lippen seinen Namen laut und vernehmlich nennt.

Endlich hat sie vollendet.

Wie die schmerzensreiche Mutter Gottes am Kreuze stand, während der Sohn betete, so stand auch Charlotte in diesem Gemache, hoffend ihr Gebet werde zu dem Herrn emporgedrungen sein.

Plötzlich öffnet sich eine schmale Seitenpforte, und die ehrfurchtgebietende Gestalt eines Greises in der Tracht eines Geistlichen schritt langsam und gemessen auf sie zu.

Dieser Greis ist der Beherrscher der römisch-katholischen Kirche Papst Pius der Neunte.

Ich begrüße Sie im Namen Gottes und seines Sohnes, verehrte Kaiserin, redete sie der Papst an, und bin gern erschienen, da Sie mich gerufen haben, hier das Zeichen meines Wohlwollens.

Er reichte der Kaiserin die Hand, und diese drückte einen Kuß darauf.

Nun, meine hohe Tochter, ich bin bereit, Sie zu hören.

Ich bitte den heiligen Vater um seine Vermittelung bei der Geistlichkeit in Mexico.

Die Züge des heiligen Vaters verdüsterten sich.

Wie soll ich vermitteln, meine hohe Tochter? sagte er.

Durch ein Machtwort, an den Erzbischof Labastida er ist es, der meinem Gemahl unerhörte Schwierigkeiten bereitet —

Mein Bruder Labastida ist in seinem Rechte, meine hohe Tochter, sagte der heilige Vater ernst. Ihr Gemahl hatte bald nach seiner Thronbesteigung Einrichtungen getroffen, welche die römische Kirche beeinträchtigten, er hat die Mönchsorden aufgehoben und die Kirchengüter confiscirt. — Damals ließ ich auf die Beschwerde meines lieben Bischofs Labastida ein Machtwort ergehen, das aber Ihr Gemahl nicht genügend respectirte, — statt meinen Forderungen nachzukommen, stellte er als Grundlage eines mit uns zu schließenden Concordats vier Sätze auf, die wir nicht dulden konnten und nimmer zulassen durften.

Mein Gemahl wünschte die Duldung aller Glaubensbekenntnisse, die nicht gegen das bürgerliche Gesetz verstoßen, unter Anerkennung des Katholicismus als Staatsreligion, dann die Bestätigung der Einziehung der Kirchengüter, Unterhaltung der Geistlichkeit aus Mitteln des Staates und endlich die Einführung von Civilstands-Registern; außerdem hatte seine Regierung angekündigt, daß sie die alten Rechte der spanischen Krone gegenüber der Geistlichkeit, namentlich die Bestätigung und Einsetzung der Prälaten, die Oberaufsicht über weltliche Angelegenheiten, die Beschränkung der Zahl klösterlicher Orden, für sich in Anspruch nehme —

Ich weiß dies Alles sehr wohl, meine hohe Tochter, denn ich antwortete mit „Nein". Dennoch befahl der Kaiser dem Justizminister Escadero, eine Revision der in Bezug auf die Besitzungen der todten Hand und die Secularisirung der Kirchengüter abgeschlossenen Geschäfte in's Werk zu setzen.

Heiliger Vater, versetzte die Kaiserin Charlotte, verzeihen Sie, wenn ich zu behaupten wage, daß die Regierung meines Gemahls so zu handeln gezwungen war.

Meine hohe Tochter, diese Behauptung ist sündlich.

Die Forderungen meines Gemahls beeinträchtigten die Kirche nicht, heiliger Vater, auch ich bin in den römischen Satzungen erzogen, kann aber in allen vier Punkten keine Beschädigung derselben erkennen. — Hätte mein Gemahl den von Ihnen an ihn gestellten Forderungen entsprochen, so brächte er sich in den entschiedensten Gegensatz, selbst zu den gemäßigten Elementen der Bevölkerung, lehnte er sie aber ab, so machte er sich die gesammte Geistlichkeit zum erbittertsten Gegner. — Es war für ihn eine nicht geringe Verlegenheit, und da er nicht auf die Forderungen Ew. Heiligkeit einging, welche mit den mexicanischen Verhältnissen wenig im Einklange standen, so entstand der Zwiespalt mit der Kirche. — Jetzt begann die Geistlichkeit nicht nur durch Wühlen unter den Volksmassen gegen die Regierung zu streben, sondern sie wußte auch einzelne Generale abwendig zu machen, welche erbärmlich genug waren, für Geld die Partei der Geistlichkeit zu ergreifen.

Erbärmlich nennt es meine hohe Tochter, wenn die Generale der Sache der Kirche dienen?

O heiliger Vater, diese dienten nicht der Kirche, nur dem Mammon, aber wie dem auch sei, ich bin nicht gekommen, über die Streitfrage mit Ew. Heiligkeit zu rechten, ich kam, Ihnen nur die traurige Situation vorzuführen, in welcher sich mein Gemahl durch die ihm feindlich gesinnte Geistlichkeit befindet. — Er hat nicht der Kirche trotzen, sondern nur dem Lande nützen wollen, indem er die Confiscation der Kirchengüter in's Werk setzen ließ. — Das sollten die Priester und vor Allem Labastida beherzigen, sonst helfen sie der Regierung das Grab vollenden, welches man ihr schon zu graben beginnt.

Wer gräbt dieses Grab?

O heiliger Vater, der Herrscher der Franzosen hat den ersten Anstoß gegeben, Marschall Bazaine ist ein wackerer Todtengräber, er versteht's, die beste Erde auszuwühlen, und die Geistlichkeit in Mexico ist sehr rührig. — Ich flehte den Kaiser Napoleon um Hilfe an, er verweigerte sie, aber Gott wird richten zwischen der Sache meines Gemahls und jenem Kaiser. — Er wies mich schnöde zurück, und nun, heiliger Vater, Fürst der Kirche, Statthalter Christi, thun Sie nicht ihm gleich, lassen Sie ein Machtwort an die Geistlichkeit in Mexico ergehen, daß sie sich mit der Regierung aussöhne, damit sie in diesem Punkte wenigstens festen Boden gewinne. — Diese Kirchengüter sollen ja nicht der Regierung nützen, sondern nur die Armuth des von Kämpfen ausgesogenen Landes einigermaßen lindern, opfern ist ja die erste höchste

Aufgabe der Religion, sollte die Geistlichkeit sich weigern, zu opfern, wenn das Vaterland in Thränen und Noth seufzt?

Meine hohe Tochter, dem Lande, was des Landes, der Geistlichkeit, was der Geistlichkeit ist, mag Kaiser Maximilian ihr die Hand bieten, dann will ich gern meinen Einfluß geltend machen.

O er that es —

Aber nicht in der rechten, nicht in der Weise eines guten römischen Christen, die Habsburger waren mir stets liebe Söhne, sein kaiserlicher Bruder in Wien ist ein treuer Diener der Kirche, er allein im Gegensatz zu seinem Geschlecht stemmt sich gegen die Diener Gottes, meine hohe Tochter, er möge die rechten Pfade gehen, da es noch an der Zeit ist, dann wird der Himmel mit ihm sein, weicht er ab, dann, dann, verschließt er sich selbst die Pforte, die zur Erlösung führt.

O heiliger Vater, noch einmal flehe ich um Ihre Unterstützung, nahm Kaiserin Charlotte in bewegtem Tone das Wort.

Der Papst blickte sie lange, aber wohlwollend an.

Non possumus (wir können nicht), sagte er dann mit fester Stimme.

Wie — auch Sie, heiliger Vater, weisen mich zurück? rief die Kaiserin unter Thränen. —

Gott ist mein Zeuge — ich kann nicht anders.

Ein Wort von Ihnen reicht hin —

Sie sind leider im Irrthum, meine hohe Tochter, non possumus! Schreiben Sie aber Ihrem Gemahl, daß er die ihm von uns gestellten Forderungen annehme, dann will ich der Erste sein, der meinem hohen Sohne Maximilian die Hand reicht zur Versöhnung.

Die Kaiserin sah wohl ein, daß ihre Bitten auch hier im Vatican, wie in den Gemächern von St. Cloud ungehört verhallen würden.

Ein gewaltiger Schmerz hatte sich ihrer bemächtigt, Thränen entströmten ihren Blicken und wankenden Schrittes erreichte sie den Altar im Hintergrunde.

Mit einer heftigen Bewegung sank sie in's Knie und hob die Hände flehend zum Crucifix empor.

Erlöser am Kreuze, begann sie mit bebender Stimme, Du siehst mein Leid, gieb mir Kraft es zu tragen.

Der Papst schien von diesem Auftritt sehr erschüttert, und als die Kaiserin mit schlotternden Schritten das Gemach verließ, da hob er seine Hände empor und sprach ein freundliches „Dominus Vobiscum" (Gott mit Dir).

Vaudoux-Gift.

Einige Tage später zeigte die Kaiserin eine auffallende Abneigung gegen ihre Umgebung, selbst die sonst von ihr so geschätzte Gräfin Kollonitsch mußte ihr fern bleiben.

Es war an einem Abend, als sich die Kaiserin in einem der ihr im Vatican zur Verfügung gestellten Gemächer allein befand. —

Um die achte Stunde, erfüllte völlige Dunkelheit das Zimmer, und noch immer hatte die Bewohnerin desselben nicht nach Licht verlangt.

Sie sitzt auf einem Sessel, ihr Blick starrt in die Dunkelheit, Sie wähnt plötzlich schreckliche Gestalten zu erblicken, welche sich ihr nahen.

Jede dieser Gestalten trägt einen Becher oder ein anderes Gefäß und bemüht sich, dieses an die Lippen der Kaiserin zu bringen.

Diese stößt einen gräßlichen Schrei aus — eine Seitenthür öffnet sich, und Gräfin Kollonitsch mit Licht in der Hand tritt ein.

O Gott — was ist geschehen, ruft sie, während die Kaiserin bleich und zitternd im Zimmer umherjagt, als würde sie von Jemand verfolgt —

Rettung! Rettung! ächzt sie.

O Gott, Majestät, sind Sie krank? sogleich soll Ihnen Hilfe werden.

Ich bin ganz wohl, aber sehen Sie nur dort, Gott — Gott — ihr Anblick ist schrecklich. —

Ihr Antlitz wurde bleicher, ihre Lippen bebten, ihre Zähne klapperten aneinander.

Nichts sehe ich — was erschreckt Sie denn?

Sehen Sie denn diese gräßlichen Gestalten mit den Giftbechern nicht? ich bitte Sie, theure Kollonitsch, schaffen Sie mir dieses Gewimmel aus dem Gemach, das mich zwingen will, Gift zu nehmen.

Die Gräfin blickte die Kaiserin mit Entsetzen an, sie war vor Schrecken so starr, so regungslos, daß sie selbst nicht vermochte, der Gebieterin Hilfe zu leisten, welche plötzlich von Wahnsinn überfallen schien.

Endlich hatte sie Fassung gewonnen.

Sie irren sich, Majestät, außer mir ist Niemand im Zimmer anwesend, sagte sie im zuversichtlichem Tone.

Großer Gott, dann müssen Sie blind sein, rief die Kaiserin, so sehen Sie doch

nur, am Boden, an den Wänden, der Decke, überall Gestalten, die mich mit Giftgefäßen verfolgen, schaffen Sie mir diese aus dem Zimmer, und Sie sollen meine liebe, theure Kollonitsch sein, setzte sie in flehendem Tone hinzu.

Die Angeredete überlegte einen Augenblick, riß dann heftig die Thür auf, welche zu einem Gange führte und that, als verscheuchte sie jene Wesen.

So, Majestät, nun sind wir allein, sagte sie; Gott sei Dank, sie sind fort!

Noch nicht.

Wie sollten noch einige zurückgeblieben sein?

Sie sind noch Alle da —

O dann wollen wir dieses Gemach verlassen, sagte die Gräfin, hier hinein, Majestät, hier sind wir sicher.

Sie traten schnell in ein Nebengemach, und die List der Gräfin hatte einen günstigen Erfolg — die Kaiserin athmete leichter.

Sie sind fort, sagte sie, o es war ein schrecklicher Augenblick — doch nein, fuhr sie plötzlich weiter mit jener von äußerster Angst zeugenden Stimme fort, nicht diese Gestalten allein haben mir Gift gereicht — ich war bereits vergiftet, jene wollten die Dosis nur verstärken.

O welcher schreckliche Wahn! rief die Gräfin in Thränen ausbrechend.

Kein Wahn, ich sage die Wahrheit, man hat mich schon auf dem Schiffe vergiftet, heute früh wiederum und endlich sandte man Dämonen, um das Werk zu vollenden — o Max, Max, mein geliebter Gemahl, steh mir bei.

Ich will sogleich den Arzt rufen.

Lassen Sie mich nicht allein.

O Gott, Ihr Zustand erfordert Hilfe, Majestät!

Ich befehle, daß Sie bleiben! rief die Kaiserin gebieterisch.

O Sie sind sehr leidend, Majestät, begeben Sie sich zur Ruhe, sie wird Ihr aufgeregtes Gemüth beschwichtigen.

O Sie heuchelu, Gräfin.

Majestät — ich bin Ihre Freundin — Sie sind meinem Herzen unendlich theuer!

Und doch, haben Sie mich vergiftet —

Ich? — barmherziger Himmel, das ist zu viel! rief die Gräfin in Thränen ausbrechend.

Haben Sie denn vergessen, daß Sie mir am Morgen vor der Audienz die Chocolade gereicht haben?

Ich erinnere mich dessen.

Diese Chocolade war vergiftet.

O ich bitte Sie, Majestät, rief die Gräfin mit thränenvollen Blicken, sich auf ein Knie niederlassend; ich beschwöre Sie, diesen schrecklichen Argwohn nicht aufkommen zu lassen.

Nun ja, schöne Gräfin, sagte die Kaiserin mit bewegter Stimme, ich will widerrufen, was ich sagte, die Chocolade war frei, man hat mir Vaudoux gereicht — nicht Sie, ein Anderer that es.

Niemand, Niemand hat ein so grausames frevelhaftes Werk vollbracht, o Kaiserin, verbannen Sie diesen Wahn.

Ich kann nicht, Gräfin, ich möchte gern Ihrem Wunsche mich fügen, aber wenn ich doch fühle, wie sehr das Gift tausenden von Dolchen gleich in meinem Inneren wühlt, o mein Max würde helfen, Max, Max, bleibe mir nicht fern —

Und sie brach auf's Neue in einem heftigen Thränenstrom aus, während sie sehnsuchtsvoll die Arme in die Luft streckte.

O es war eine schöne Zeit, als er vor mir stand und mir zuflüsterte: „Charlotte ich liebe dich."

Diese schöne Zeit ist nicht vorüber, meine Kaiserin!

O sie ist dahin, seufzte die Angeredete schmerzlich.

Der Kaiser verehrt seine theure Gattin, er wird sie lieben in Ewigkeit.

Das wohl, dennoch aber sind die Wonnen, die Hoffnungen jener Zeit geschwunden; die Gegenwart bietet nur Schmerz und Verzweiflung —

Es sind allerdings mißliche Umstände, die aber bald beseitigt sein werden.

Es ist jede Hoffnung dahin, die Krone ist verloren und o Gott, mein Max — sie werden ihn tödten.

Welcher Gedanke! rief Gräfin Kollonitsch besänftigend, verbannen Sie so erschreckende Betrachtungen, die Ihnen Qualen bereiten müssen.

Erinnern Sie sich jenes Traumes, den ich Ihnen auf Miramar am Tage vor der Abreise nach Mexico mittheilte?

Es war nur ein Traum Majestät!

Aber ein Traum, der nur zu bedeutungsvoll, die Zukunft verkündet, schon beginnt seine Verheißung sich zu erfüllen, barmherziger Himmel schütze meinen theuern, geliebten Max.

Sie hatte die thränenvollen Blicke gen Himmel gewandt und verharrte mit gefaltenen Händen lange in andachtsvoller Stellung.

Diese Worte werden zum Allvater drin-

gen, nahm Gräfin Kollonitsch nach längerem Schweigen das Wort.

Sie waren von Thränen begleitet, und heißt es nicht, der Herr zähle die Thränen.

Er zählt und trocknet sie.

O könnte ich vom Himmel den Schutz für ihn mit Thränen erflehen, ich weinte rastlos Tag und Nacht, bis ihr Strom versiegt, bis dies Auge ausgeweint, sich verdunkelt und schließt, um sich erst wieder dem himmlischen Lichte zu öffnen, aber die Thränen retten ihn nicht, der es allein gekonnt hätte, jener düstere Franzosenkaiser, er hat es nicht gethan und wie er mir dadurch die Nacht des Wahnsinns, hat er dem armen Max die des Todes bereitet, o Gott, jener Corse, noch seh ich ihn vor mir stehen mit dem kalten Lächeln, mit dem glanzlosen Auge, voll Arglist, ich bebe im Augenblicke der Erinnerung — o sehen Sie nur, jene Schaar von Todtengräbern, auch er ist unter ihnen, er führt sie an — und dort die Leiche meines Gatten!

Ihre Blicke waren starr auf einen Punkt gerichtet, ihre Glieder zitterten, todesbleich stand auch die Gräfin da.

Die Hofdame befand sich in großer Verlegenheit, da die Kaiserin sie nicht von sich lassen wollte und somit verhindert war, Hilfe zu schaffen.

Sie hatte indessen die Ueberzeugung von der geistigen Störung ihrer Gebieterin und glaubte Beistand herbeiholen zu müssen.

Zu diesem Zweck wollte sie das Zimmer verlassen, allein die Kaiserin, in diesem Augenblick aus ihrer Erstarrung erwacht, hielt sie zurück, indem sie ihre kalte Hand über die Augen der Dame legte.

Bleiben Sie nur, sagte sie, ich will Sie vor dem Anblick jener düstern Schaar bewahren — so — nun sehen Sie nichts —

Nein, Majestät, versetzte die Gräfin Kollonitsch, jetzt sehe ich keine Spur von dem, was Sie erschreckt, aber ich will Hilfe schaffen, damit jene Schaar verscheucht werde; ich vermag es allein nicht.

Nein, Gräfin, ich will nicht allein sein, mich wandelt Grauen an.

O begeben Sie sich zur Ruhe, Majestät! flehte die Gräfin mit Eifer.

Ich soll ruhen, während mein armer Max sich abmüht, arbeitet, Tag und Nacht rastlos strebt, ein Reich zu behaupten, das seine Mörder birgt?

O Kaiserin, welcher Argwohn beschleicht Ihre Seele —

Mein unglücklicher Gemahl ist ein Opfer Napartes, und die Geschichte wird einst richten zwischen diesem Kaiser und dem armen Max.

Aber in diesem Augenblick läßt sich eine etwaige Gefahr von dem Throne Mexicos nicht abwenden, Majestät, Ihre Unruhe bereitet Ihnen nur Qualen, während sie für das Heil Sr. Majestät nicht zu wirken vermag.

O jenes Land rief die Kaiserin schaudernd.

Wird einst mächtig sein und blühen unter der Aegide Ihres Thrones, beruhigte die Gräfin.

O jenes Land ist mit Blut gedüngt, sein Boden ist verflucht.

Seitdem aber das neue Herrscherpaar auf jenem Boden wandelt, hat sich der Fluch in Segen verwandelt.

O dieses Herrscherpaar, versetzte die Kaiserin mit Hohnlächeln, armer Max! Louis Napoleon wurde einmal von der Lust angewandelt zu spielen, da wollte er eine Puppe ausputzen und zu ihr sagen: „Du bist Kaiser von Mexico!“ Als aber diese Puppe zeigte, daß sie keine sei und nicht mit sich spielen lasse, da wollte er sie zerstückeln, — o dieser Kaiser hat das Spiel ungeschickt begonnen, zu bald war er erkannt, der Mann von Corsica zittert vor der Union, und vor dem eigenen Lande —

O auch dieser Kaiser hat Sorge.

Unendliche, und sie werden nimmer von ihm weichen, bis er die Augen schließt — da — da — ist er schon wieder.

Wer denn?

Napoleon — an der Spitze jener schwarzen Schaar von Todtengräbern, rief die Kaiserin angstvoll.

Die Gräfin bebte vor Entsetzen und Grauen; sie selbst einer Ohnmacht nahe, vermochte der Kaiserin kaum noch Beistand zu leisten.

Alles liegt nur in Ihrer erregten Phantasie, Majestät, sagte sie, Truggestalten erschrecken Sie, ich beschwöre Sie, sich zu sammeln.

Ja, ja — Alles wieder fort, sagte die unglückliche Fürstin, welche zusammengekauert in einer Ecke stand, in welche sie geflüchtet war, auch die Schaar mit den Giftgefäßen ist verschwunden — hier allein im Vaticau bin ich vor ihnen sicher — lassen sie mich an diesem Orte, Gräfin, setzte sie in flehendem Tone hinzu.

Wie Majestät befehlen?

Bin ich denn noch Kaiserin?

Von Gottes Gnaden und aus freier Wahl des Volkes.

O dieſe Volkswahl, ich glaube, es iſt dabei nicht allzuehrlich hergegangen, denn man wollte die Sache in den Tuillerien ſchnell erledigen, die dort bereits zur Laſt geworden und die man nun auf die Schultern meines armen Maximilian gewälzt, Gott, er aber iſt zu ſchwach, er muß der Bürde erliegen — O es war fürchterlich, weit über Meer und Land eilte ich, um Hilfe zu fordern, in St. Cloud ſah ich nur einen leidenden Mann, der mich auf eine Statuengruppe aufmerkſam machte, während ich ihm unter Thränen mein Leid geklagt, im Vatican, auch hier, wo das Haupt der Chriſtenheit thront — was ward mir zur Antwort? —

Sie haben darüber noch nichts geäußert, Majeſtät.

O Gräfin auch hier ſagte man: „Non possumus“ — ſind es nicht Dinge, welche in Wahnſinn und Tod treiben.

Wiederum eilte ſie händeringend durch das Zimmer.

Faſſung, Faſſung! flehte die Gräfin.

O wie ſoll ich mich faſſen mit dem Gedanken, daß man mir Vaudoux-Gift beigebracht.

Vaudoux-Gift? wiederholte die Gräfin, es iſt mir ganz fremd, ein ſolches iſt gar nicht vorhanden.

O es iſt ein ſchreckliches Gift, tödtet oder ſchläfert ein, macht ſtumpfſinnig und blöd und führt die tollſte Raſerei herbei, je nachdem man auf das Opfer die eine oder die andere Wirkung hervorbringen will.

Mir iſt das fremd, verſetzte die Gräfin, die in der That noch niemals von dieſem grauenvollen Gift gehört hatte.

Sie kennen nicht die Secte der Vaudoux, die in Mexico und New-Orleans ſo ſehr verbreitet iſt? fragte die Kaiſerin mit Haſt, dieſe Secte iſt der Schrecken der Greiſe und Kinder, Gatten und Bräute, ihr Schritt iſt Fluch, ihr Geruch Mord, ja ſchon ihr Blick ſoll geeignet ſein, Schrecken zu verbreiten.

Ja, ja, rief die Gräfin plötzlich, jetzt erinnere ich mich, man ſprach ſogar in Mexico bei Hofe davon, wenn ich nicht irre, war es General Lopez, der von dieſer Secte ſprach, er meinte damals, ſie ſtamme aus Africa.

Ganz recht — aus Africa, leider aber ſind dieſe Vaudoux in Mexico ſehr verbreitet —

Welchen Zweck verfolgt dieſe Secte?

Darüber ſind die Meinungen getheilt, Privat- und politiſche Intereſſen Habſucht und Rache leiten Sie bei ihren Verbrechen. Sie ſind oft die blinden Werkzeuge. Sie beſitzen wichtige Kenntniſſe über die Eigenſchaften einiger Pflanzen; ſie bereiten daraus Parfüms oder Gifte, deren Wirkungen verſchieden ſind. Die einen tödten langſam, die andern wie der Blitz, noch andere greifen die Vernunft an, ſchwächen oder zerſtören ſie, ſie kennen auch die Gegengifte. Viele Creolen, Weiße und Farbige ſind Mitglieder dieſer Secte; ja ſo mancher unter ihr mag eine hervorragende Stellung in der Geſellſchaft einnehmen und Gott weiß, ob wir ſie nicht am eigenen Hofe haben, ob nicht gar General Lopez ſich unter ihnen befindet.

O Majeſtät — das wäre ſchrecklich.

Und doch — was wäre in Mexico nicht möglich? dieſer Lopez iſt düſter wie die Nacht, ſchweigſam wie das Grab und kalt wie der Tod —

Auch ich ſah ihn nicht gern.

Er alſo wars der Ihnen von den Vaudoux erzählte?

Nicht mir allein, es hörten ihm viele Anweſende zu —

O dieſer Lopez — dieſen Mann fürchte ich unwillkürlich — eine Ahnung ſagt mir, er ſei berufen, den Intriguanten in dem Trauerſpiel darzuſtellen, welches man in Mexico aufzuführen beginnt.

O Majeſtät —

Doch will ich Ihnen von Vaudoux erzählen, Gräfin, wollen Sie nicht hören?

Zu Befehl, Majeſtät.

Vor den Häuſern in den entlegenen Vorſtädten Mexicos und auch in ſolchen von New-Orleans haben Vorübergehende Blechbüchſen gefunden, deren Inhalt Oel und ein viereckiger Stein war. Man klärte ſie auf, daß dieſe Objecte als Specificum gegen die unheilvollen Thaten der Vaudoux betrachtet wurden. Eine der bizarrſten und unfehlbarſten Vergiftungen durch das Gift der Vaudoux iſt die fixe Idee der Unglücklichen, daß ſie in Jederman, in ihren Freunden und Bekannten ſolche zu erkennen glauben, die ſie vergiften wollen, auch ich bin ein Opfer jener Schändlichen! —

O Gott, Majeſtät, wer ſollte es wagen, ein nichtswürdiges Verbrechen an der edelſten Herrſcherin und Frau zu begehen?

Die ganze Umgebung —

Die Gräfin glaubte nach der Schilderung der Kaiſerin nun ſelbſt die traurigen Symptome an ihr wahrzunehmen.

Sie haben mich aus Rache oder auch aus politiſchem Intereſſe vergiftet, ich bin überzeugt, daß ich Vaudoux —

Faſſung, Faſſung, laſſen Sie dieſen unglücklichen Wahn.

Beſchuldigte ich nicht Sie ſelbſt?

Nein, Majeſtät — ich weiß davon nichts.

O Sie leugnen dies aus Rückſicht, ich weiß es zu genau, ich beſchuldigte Sie Gift in die Chocolade gethan zu haben, die Sie mir reichten.

Sie täuſchen ſich, Majeſtät, Sie thaten dies nicht, auch reichte ich Ihnen keine Chocolade.

O Sie werden ſich vergebens bemühen, mir dieſe Ueberzeugung zu nehmen, Sie müſſen wiſſen, daß ich Mißtrauen gegen meine Umgebung zeigte.

Auch das habe ich nicht bemerkt —

Leider — leider aber war und iſt dies noch der Fall — und eben ein Symptom des Vandoux-Giftes — Rettung, Rettung!

Sie eilte wieder in die entlegenſte Ecke des Zimmers und krümmte ſich angſtvoll zuſammen.

Nur mit Mühe gelang es der Gräfin, die unglückliche Frau zu überreden, daß ſie Ruhe finden würde, ſobald ſie ihr Lager aufſuchte.

Endlich fügte ſie ſich, nachdem ihr die Gräfin wiederholt das Verſprechen gegeben hatte, mit ihr im Vatican zu bleiben, wo allein ſie ſich ſicher wähnte.

Zwei Reiſende.

Las Cumbres bildet eine Reihe von Bergzügen über welche in unendlichen Krümmungen der Weg ſich nach Puebla hinzieht.

Der von den Spaniern angelegte Weg läuft vielfach neben ſteiler, Schwindel bewirkender Abſenkung, während eine ununterbrochene in bläuliche Dünſte gehüllte Bergkette ſich zu beiden Seiten in die Ferne erſtreckt.

Bei jeder Wendung dieſes gleichſam über Abgründe voll üppiger Vegetation ſchwebenden Pfades wechſelt das Schauſpiel und wird maleriſcher.

Die Gipfel der Berge erheben ſich ſtufenweiſe, einer hinter dem andern, während diejenigen, welche man bereits überſchritten hat, ſenkrecht hinter dem Wanderer aufſteigen.

Am 3. Juli 1866 kamen gegen 4 Uhr Nachmittags in dem Augenblick, wo die ſchon tief am Horizonte ſtehende Sonne nur noch ſchräge Strahlen auf die von der Hitze durchdrungene Erde wirft und die ſich erhebende Briſe die glühende Atmoſpäre zu erfriſchen beginnt zwei gut berittene Reiſende aus einem dichten Bananenwalde hervor.

Die durch den unvermutheten Anblick dieſes ſich vor ihren Blicken entrollenden Naturgemäldes überraſchten Reiſenden machten, als ſie ſich an einem zur rechten Seite des ſchmalen Weges durch das Thal ſich hinſchlängelnden Baches befanden, Halt.

Einige Minuten betrachteten ſie die maleriſchen Ausläufer der Berge, dann ſtiegen ſie von ihren Pferden, nahmen denſelben die Zügel ab und ſetzten ſich am Ufer des Waſſers nieder, offenbar in der Abſicht, dieſes großartige, vielleicht einzig in der Welt zu findende Landſchaftsbild in ſich aufzunehmen.

Der Richtung nach, die ſie einſchlugen, ſchienen dieſe Reiter nach Puebla zu gehen, von welchem Orte ſie übrigens nicht mehr weit entfernt waren.

Beide Reiter waren, ſo zu ſagen, bis an die Zähne bewaffnet und führten beinahe ein ganzes Zeughaus mit ſich.

Außer den in ihren Halftern ſteckenden ſechsläufigen Revolvern, befanden ſich eben ſolche in ihren Gürteln, welche ſie um ihre Reiſeblouſen geſchlungen hatten.

In der Hand hatten ſie eine Doppelflinte, und in der Taſche ſechsundzwanzig Patronen dazu.

An ihrer linken Seite hing ein gerader Säbel und in dem Stiefel, der den untern Theil ihrer Beinkleider verbarg, ſteckte ein mit dreiſchneidiger Klinge verſehenes Meſſer.

Uebrigens ſchienen die Männer keineswegs durch den Anblick des einſamen und wilden Ortes, an dem ſie ſich befanden, beunruhigt und unterhielten ſich, halb auf dem grünen Graſe ausgeſtreckt, während ſie unausgeſetzt ihre Havannacigarren rauchten.

Beide Männer waren Europäer.

In dem einen erkennen wir Franz Löſcher welcher auf der Reiſe nach Puebla begriffen war, um dort die Arbeits-Aufträge in Empfang zu nehmen, von welchen wir bereits gehört haben.

Sein Begleiter war ein Franzoſe, deſſen Bekanntſchaft er in Paris gemacht hatte und dem er unerwartet auf dieſem Wege, vor kaum einer Viertelſtunde begegnet war.

In der That waren beide Herren überraſcht, als ſie ſich ſo unverhofft wiederſahen, und jetzt erſt begannen ſie Fragen über gegenſeitige Intereſſen aneinander zu richten.

Wie lange ſind Sie in Mexico, mein lieber Ventillon? nahm Franz das Wort.

Schon ſeit drei Jahren.

Da wissen Sie allerdings von diesem lieben Lande etwas zu erzählen.

O so Manches, ich kenne es nur zu gut, gern würde ich nach Europa zurückkehren, wenn mein Geschäft hier nicht blühte.

Sie sind Eisenwaarenhändler?

Gewesen, jetzt habe ich ein Tuchgeschäft in Puebla etablirt und dieser Artikel geht hier vortrefflich, vorzugsweise, weil ich die Lieferung für die französischen und auch für die Truppen des Kaisers habe.

Ach Gott — der arme Kaiser — ich fürchte sein Stern ist im Erbleichen —

Sobald er Geld und Truppen von Frankreich erhält — wird er siegen —

Man sagt, die Kaiserin sei zu diesem Zweck nach Frankreich gereist, aber schwerlich werden sich dort ihre Hoffnungen erfüllen —

Wir werden ja hören, doch erzählen Sie mir jetzt von Ihren Angelegenheiten —

Das ist mit wenigen Worten gesagt, ich bin etwa dreiviertel Jahre in Mexico, in der Hauptstadt als Maschienenbauer etablirt und folge jetzt einer an mich ergangenen Aufforderung nach Puebla.

Still sagte der Freund Löschers plötzlich; hören Sie.

Ich höre nichts, entgegnete Franz nach einigen Augenblicken.

In der That, sagte Ventillon lächelnd, Ihre Ohren sind nicht wie die meinigen für jedes Geräusch, welches das Schweigen der Wildniß unterbricht, empfänglich, ein Wagen kommt im raschen Lauf von Orizaba her, er nimmt sogar denselben Weg, den auch wir eingeschlagen haben, bald werden Sie ihn sehen, ich unterscheide ganz deutlich das Schellengeläute der Maulesel.

Das ist ohne Zweifel die Post von Vera-Cruz.

Kann sein, kann auch nicht sein, entgegnete der Andere nach kurzem Nachdenken, auf alle Fälle ist es gut, daß wir vorsichtig sind.

Vorsichtig — und warum? fragte Franz aufmerksam.

Ventillon betrachtete den ihn Anredenden mit einem eigenthümlichen Blick.

Sie kennen noch nichts von dem Leben hier zu Lande, sagte er dann, in Mexico ist das erste Gesetz das der Selbsterhaltung und man thut immer gut, sich gegen die wahrscheinlichen Eventualitäten eines Ueberfalls zu schützen.

Sind wir nicht bis an die Zähne bewaffnet — sogar mit einer Flinte aus dem Atelier von Davisme in Paris?

Das wohl, aber es würde trotzdem gut sein, dem zu folgen, was ich unternehme.

Wir werden uns doch etwa nicht verstecken?

Wahrlich — gab er achselzuckend zur Antwort.

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, näherte er sich seinem Pferde, legte ihm die Zügel wieder an, schwang sich in den Sattel und sprengte auf ein etwa hundert Schritt entferntes Gehölz zu.

Jetzt folgte auch Franz, wenn auch mehr unfreiwillig seinem Beispiel.

Gut, sagte Jener, als sie hinter den Bäumen Schutz gefunden hatten; jetzt wollen wir warten.

So waren einige Minuten verronnen.

Sehen Sie sagte Ventillon, indem er auf das Gehölz deutete, aus welchem Sie etwa zwei Stunden früher zum Vorschein gekommen waren.

Franz wendete mechanisch den Kopf nach dieser Stelle, und in demselben Augenblick sprengten ungefähr zehn mit Säbeln und langen Lanzen bewaffnete Reiter in das Thal und auf den Pfad nach Las-Cumbres zu.

Es sind bewaffnete Männer.

Die man hier zu Lande auch Räuber nennt.

Räuber? diesen Eindruck machen Sie nicht.

Warten Sie einen Augenblick.

Wenige Augenblicke später wurde das Rollen eines Wagens vernehmbar und eine durch ein Gespann von sechs Mauleseln gezogene Berline (Reisewagen) brauste gleich einem Sturmwind daher.

Verdammt, rief der Tuchhändler, als er des Wagens ansicht wurde.

Was giebts denn? fragte Franz.

Geduld! versetzte der Gefragte, den ein convulsivisches Zittern ergriffen hatte.

Die Reiter sind verschwunden.

Sie werden wieder zum Vorschein kommen.

Und?

Jene Passagiere angreifen.

Unmöglich — sie machten nicht den Eindruck von Räubern.

Es sind Banditen und Sie werden sehr bald sehen, daß sie die unglücklichen Passagiere angreifen und auch wir mögen auf unserer Hut sein.

Es scheint mir unglaublich — doch sehen Sie nur, dem Wagen folgen gleichfalls bewaffnete Männer.

Dieſe ſind ohne Zweifel von den Reiſenden bezahlt, ſie zu vertheidigen, aber —

Nun?

Leicht möglich, daß ſie mit den Räubern fraterniſiren.

O ſollten dieſe Leute nicht auch ihrer Pflicht treu bleiben? rief Franz mit bitterem Staunen.

Vielleicht, vielleicht aber thun Sie keines von beiden und fliehen davon — ich kenne dieſes mexicaniſche Geſindel.

Sind Sie in der That überzeugt, daß hier ein Angriff ſtattfinden wird?

Wollen Sie dieſem Schauſpiel beiwohnen?

Gewiß!

Doch hüten Sie ſich, vielleicht koſtet es Pulver —

Darauf rechne ich eben.

So ſcheinen Sie entſchloſſen, dieſe Reiſenden zu vertheidigen —

Ganz beſtimmt, — falls man ſie natürlich angreift.

Ich wiederhole Ihnen, daß man ſie angreifen wird.

Auf denn, den Bedrängten zu Hilfe! rief Franz mit leuchtenden Blicken.

Sie ſind ein wackerer braver Mann aber —

Kein aber — wenn es die Vertheidigung bedrohter Menſchenleben gilt — wo Sie übrigens bleiben, da bleibe auch ich.

So nun in Gottes Namen.

Die beiden Reiter neigten ſich auf den Hals ihrer Pferde, drückten denſelben den Sporn in die Seiten und ſprengten den Reiſenden nach.

Allein bald zeigte ſich ihnen einen Venta, hier machte der Wagen Halt.

Wir ſind um unſern Kriegszug gepreßt, meinte der Franzoſe lächelnd und würden gut thun in jener Herberge uns ein wenig zu erfriſchen —

Ich fühle das Bedürfniß der Ruhe und ſehne mich in der That nach Erquickung; wie langer Zeit bedürfen wir noch um nach Puebla zu kommen?

Etwa ſechs Stunden.

Dann würde ich es vorziehen, in der Venta zu übernachten, ſagte Franz und bald hatten die Herren vor der erwähnten Stätte Halt gemacht.

Auf einem ziemlich großen, vor der Venta freigelaſſenen Raum waren die Ballen mehrerer Frachtfuhren über einander aufgeſchichtet und bildeten gewiſſermaßen einen Kreis, in deſſen Mitte die Arrieros (Maulthiertreiber) kauerten.

Dieſe bildeten verſchiedene Gruppen und reparirten entweder die Saumſättel ihrer Pferde oder verzehrten ihren Vorrath von Mais, welchen Sie auf den Boden geſchüttet hatten.

Die mit Koffern und Schachteln beladene Berline war etwas ſeitwärts in einem Schuppen untergebracht und ſtand neben einem Poſtwagen, der durch einen Unfall an einem ſeiner Räder gezwungen geweſen war, in dieſer Venta Halt zu machen.

Mehrere Reiſende gingen plaudernd auf und nieder und rauchten ihre Papelitos, während andere ihre Pferde oder Maulthiere zur Weiterreiſe ſattelten.

Franz betrachtete dies ihm etwas fremdartige Schauſpiel einige Augenblicke und ging dann in die Venta, um hier einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen.

Kaum aber war er in dieſelbe eingetreten als ein baumlanger Indianer ihm entgegentrat, ihn mit aufmerkſamen Blicken betrachtete und ohne ein Wort zu äußern, hinausging.

Franz hatte, ohne auf dieſes ſeltſame Benehmen beſonders zu achten, an einem Tiſche Platz genommen, um zunächſt ein Glas Limonade zu ſich zu nehmen.

Sein Gefährte befand ſich noch draußen, und wollte ſo eben in die Venta gehen, als der Indianer auch ihn ſcharf fixirte.

Verzeiht, redete er dieſen an, wenn ich Euch frage, ob Ihr nicht ſo eben in Begleitung jenes Fremden angekommen ſeid, der in dieſem Augenblick in die Venta gegangen iſt?

Das bin ich, aber was kümmert's Dich, brauner Freund?

Ich wollte nur wiſſen, ob Ihr von Mexico kommt und dort bekannt ſeid?

Der junge Mann da drinnen mehr als ich — er kommt aus der Hauptſtadt, ich begegnete ihm unterwegs — er iſt mein alter Freund aus Frankreich.

Das finſtere Geſicht des Indianers erheiterte ſich, als er das Wort Frankreich nennen hörte.

Euer Freund aus Frankreich? wiederholte er aufmerkſam — wie heißt er denn?

Ihr ſeid ſehr neugierig, brauner Freund lächelte der Tuchhändler; was kümmert Euch aber der Name jenes Mannes?

Er ähnelt einem Freunde, den ich ſeit zehn Jahren nicht geſehen habe, und ich bin nicht recht einig mit mir, ob er nicht gar derſelbe iſt.

Ich kann Euch ſagen, daß Ihr Euch irrt; und um Euch ſogar zu beweiſen, daß dies

der Fall sei, nenne ich Euch den Namen Franz Löscher.

Die Blicke des Indianers leuchteten in unheimlicher Freude.

Dann irre ich mich — Ihr habt recht, sagte er, der Europäer, den ich meine, führte einen anderen Namen — aber ich danke Euch für Eure Auskunft, sagte der Indianer mit einem Lächeln, welches dem Franzosen so unheilvoll erschien, daß er es schon bereute, die Frage des braunen Mannes beantwortet zu haben, der nun plötzlich verschwunden war, nachdem er mit einem der Arriero's wenige Worte gewechselt hatte.

Kennt Ihr den Indianer? fragte er den Fuhrmann, indem er zu ihm trat.

Ich weiß nur, daß er schon seit zwei Tagen in der Venta war, wohin er in Gesellschaft eines Landsmannes und eines Rancheros (Landleute Mexico's aus einem Gemisch spanischen und indianischen Blutes) gekommen ist — er sprach mit diesem viel heimlich — mit Andern aber gar nicht, und ich wundere mich, daß er mich eben angeredet hat.

Was fragte er Euch denn?

Aus welcher Richtung die beiden Cabalero's gekommen sind?

Und Ihr antwortetet?

Aus der von Mexico — ich glaube, die Leute führen nichts Gutes im Sinne, und die Cabalero's würden wohl daran thun, den Weg nicht allein fortsetzen, sondern die Post zu benutzen, oder jene Berline, denn diese hat Bedeckung.

Der Franzose lächelte höhnisch.

Wohin geht die Post? fragte er.

Nach Orizaba.

Und die Berline?

Ich glaube nach Puebla.

Und wer sagt Euch, daß wir mit der Post oder der Berline gesichert sind, selbst, wenn unser Weg nach einem der genannten Orte führte?

Dafür kann dem Cabalero allerdings kein guter Christ einstehen, es giebt überall Guerilla's und Salteadors (Räuber) — nie war es so schlimm, wie gerade jetzt.

Darin irrt Ihr, mein lieber Arriero — dieses Land war zu jeder Zeit mit Raubgesindel aller Art gesegnet — doch habt Ihr nicht erfahren können, wie der Indianer sich nennt?

Diese Leute führen einem alten Gebrauche gemäß, immer noch einen Beinamen, und da ich zufällig aus dem Geflüster der Leute die Worte „Beil“ und „El Rayo“ nennen hörte, so bin ich überzeugt, daß die beiden Indianer diese Beinamen trugen.

Was heißt El Rayo?

Der Donner, antwortete Arriero, und der Franzose ging in die Venta, wo Franz ganz heiter und unbefangen eben ein gutes Stück Ziegenkäse und Weisbrod dazu verzehrte.

Haben Sie den langen Indianer bemerkt, der die Venta so eben verlassen hatte? fragte der Franzose.

Ein solcher begegnete mir und betrachtete mich, als verspürte er Verlangen nach meinem Scalp.

Es ist nicht unmöglich, daß dies auch in seinen Besitz gelangt.

O — o! lächelte Franz, das dürfte doch nicht so ganz leicht sein.

War Ihnen der Mann ganz fremd? — erinnern Sie sich seiner gar nicht?

Ich habe Indianer genug gesehen, aber niemals auf ein einzelnes Individuum aus dieser in der Hauptstadt zahlreich vertretenen Klasse geachtet.

Haben Sie niemals Streit mit einem solchen gehabt?

Niemals, aber wozu diese Fragen?

Ich habe Ursache zu vermuthen, daß dieser Indianer irgend etwas Böses im Schilde führt, und wir werden vorsichtig sein —

Wir bilden durch unsere Bewaffnung eine ganze Compagnie — lächelte Franz; aber ich wüßte nicht inwiefern wir diesen Indianer zu fürchten hätten.

Ich habe Ursache — dies möge genügen — sagte der Franzose ernst.

Er ist ein einzelner Mann —

So erschien er Ihnen, ich aber sage Ihnen, daß er noch zwei Begleiter bei sich führt und sich bei einem Arriero draußen erkundigt hat, aus welcher Richtung wir kommen; auch mich beehrte er mit einigen Fragen —

Und diese betrafen?

Sie, mein lieber Löscher, da Sie ihm so bekannt erschienen.

Dabei erscheint mir nichts auffallend.

Und doch ist es der Fall, wenn man das unheimliche Lächeln in Erwägung zieht, ja die sichtliche Freude, die er bei Nennung Ihres Namens zeigte.

Nannten Sie ihm diesen?

In der harmlosesten Absicht.

Das glaube ich gern, versetzte Franz lächelnd, und auch in allen den von Ihnen erwähnten Umständen sehe ich nicht die geringste Ursache zur Besorgniß — mein Gewissen ist rein — ich fürchte Niemand in der Welt —

Ich bin überzeugt, Sie haben keine Veranlassung zur Furcht, aber es giebt Uebel in der Welt, vor welchen der edelste Mensch nicht sicher ist, ich meine — Habgier und Rachsucht.

Ich erinnere mich allerdings einen Feind zu besitzen — ein deutscher Baron, Namens Guido von Rautenberg haßt mich —

Ah, dieser erbärmliche Mensch, ich kenne ihn aus Paris, er ist übrigens gleich uns über den Ocean hier hergeschwommen.

Das ist mir nur zu bekannt —

Ich hatte ihn vor etwa vier Wochen in Puebla gesehen, machte Miene, ihn anzusprechen, allein er wich mir aus.

Wie ein Mensch mit bösem Gewissen dies stets thut, ich bin überzeugt, der Elende ist ein Spion der Juaristen — aber in welcher Beziehung standen Sie zu ihm?

Der Gefragte seufzte tief auf.

Er hat mich im Spiel betrogen und mir auf diese Weise tausend Francs abgenommen — aber ich habe das Geld verschmerzt und fühle mich nur noch veranlaßt, Sie vor diesem Buben zu warnen, wie leicht wäre es möglich, daß dieser lange Indianer mit ihm in Verbindung stände.

Was könnte man in diesem Falle mehr thun, als auf der Hut sein — wir werden heute die Reise nicht fortsetzen.

O wir sind auch morgen nicht sicher.

Meine Zeit aber gestattet einen längeren Aufenthalt an diesem Orte nicht, und da wir genügend bewaffnet sind, so fürchte ich nichts.

Während die beiden Reisenden ihre Unterhaltung noch fortsetzten, erblicken wir eine Stunde später, etwa eine halbe Meile von der Venta in einer Schlucht jenen Indianer dem wir in der Venta begegneten und in welchem wir in der That, wie der Arriero richtig errathen hat, das „Beil" wieder erkennen.

Er ist im Gespräch mit einem Stammesgenossen, während der Ranchero am Boden ausgestreckt liegt, und gemüthlich den Rauchwolken seiner Cigarre nachblickt.

Die beiden Indianer standen in solcher Entfernung, daß der am Boden Lagernde ihr noch obenein leise geführtes Gespräch nicht hören konnte.

Traust Du dem Ranchero? fragte das „Beil".

Ich denke er wird uns helfen —

In den Adern dieses Menschen rinnt spanisches Blut, man kann ihm nicht vertrauen.

Sobald es sich um Beute handelt, kann man ihm trauen, denn eben wegen des spanischen Blutes sind diese Rancheros habgierig.

Seit wann kennst Du ihn?

Seit vielen Tagen schon.

Ist er Anhänger des Kaiserthums?

Er dient für Gold jeder Sache.

Seine Habgier soll befriedigt sein er mag das Gut des Franzosen erben, der nun bald sterben muß.

Du sprichst so bestimmt, daß man glauben sollte, er wäre schon umgekommen.

Er ist so eben in der Venta eingetroffen, sagte das „Beil", mit finsterm Lächeln.

Bist Du dessen gewiß?

Ich weiß es genau, denn die Beschreibung, welche mir von Mexico zugegangen ist, stimmte mit dem Gesicht des weißen Mannes überein.

Gut — aber seit wann befaßt sich „das Beil" mit Meuchelmord, und warum soll ihm „der Donner" dabei behilflich sein?

Weil der Mann ein Verräther ist, ein Anhänger des Kaisers, General Lopez hat an Alvarez — doch dies ist Nebensache — der Franzose hat einen Brief empfangen um in Puebla Aufträge zu erhalten — und der Donner weiß —

Daß er diese Stadt niemals sehen darf.

Gut — aber —

Nun — er wird sterben.

Aber er ist stark bewaffnet und in Begleitung eines nicht minder stark bewaffneten Europäers — wir brauchen Hilfe — und diese muß uns heute geschafft werden.

Es ist zu spät.

Nein, der Guerillero (Guerilla-Führer) Benito del Clars ist in der Nähe — Du sollst Dich sogleich zu ihm begeben.

Der Donner will eilen, aber wenn der Guerillero versagt.

Er wird es nicht, wenn man fünfzig Dollars zahlt —

Doch er könnte verhindert sein —

Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als bis nach Puebla zu gehen —

In der Stadt selbst?

Vor der Pyramide monte hecho a mano (ein von Menschenhand errichteter Berg).

Auf dem großen Teocali von Cholula?

Wo sich ein der Nuestra Sennora de los remedios geweihtes Kloster erhebt, versetzte „das Beil" düster.

Aber —

So will es das Beil!

Ein zurückgekehrter Gatte.

Veit war aus Paris wieder heimgekommen und machte im Dörfchen ſchon heute viel von ſich reden.

Er war nicht mehr der Mann mit den zerlumpten Kleidern von damals, ſondern ging in feiner Tracht wie ein vornehmer Herr und hatte geſtern Abend in der Schenke viele Goldſtücke gezeigt und zugleich auch dort eine alte Schuld von zwanzig Gulden getilgt.

Natürlich haben zwanzig Gulden für die Ohren der meiſten armen Einwohner unſeres Dörfchens einen gar gewaltigen Klang, wie nun erſt müßten die vielleicht fünf bis zehn Goldſtücke mit denen Veit wohl geklimpert haben mag und deren Zahl wohl bedeutend übertrieben war, auf die neugierig ſtaunenden Landleute gewirkt haben.

In jedem Hauſe ſprach man heute von dem Veit, wie vornehm und reich und ſtolz er geworden war, denn er hatte Michaels Gottliebe, die ihm „guten Morgen“ geboten, kaum eines Blickes gewürdigt — auch ſprach er geſtern in der Schenke ſehr prahleriſch, er hatte immer das Wort geführt, kein Anderer durfte aufkommen — wer etwas zu ſagen wagte, dem verbot er gleich den Mund — und ſein zweites Wort wäre immer Paris geweſen — Branntwein aber hätte er noch mehr getrunken, als vor achtzehn Jahren, und er ſoll auch ganz betrunken nach Hauſe gegangen ſein.

Hören wir nun einmal, wie es im Hauſe vom Augenblicke ſeiner Ankunft an bis zu dieſer Stunde herging.

Als er in das ärmliche Stübchen trat, ſtand eine lange hagere Geſtalt da in welcher wir die häßliche Hanna wieder erkennen.

Sie blickte den Eingetretenen überraſcht an, der ihr natürlich ſehr bekannt erſchien.

Er war häßlich, aber fein gekleidet, und der ſchwarze Backen- und Schnurrbart, den er trug, war beſonders gut gepflegt.

Kennen Sie mich nicht, Madame? redete er die arme Hanna in fremdartigem Accent an.

Nein, mein Herr, obwohl Sie mir ſehr bekannt erſcheinen.

Betrachten Sie mich einmal recht genau — erkennen Sie mich noch nicht? ſagte der Herr jetzt in gut badiſchem Dialect.

Ja, Ihre Stimme klingt mir gleichfalls jetzt bekannt, ich habe Sie ſchon einmal geſehen, Ihre Sprache — Ihr Auge namentlich —

Hanna!

Mein Gott, rief die Angeredete, ſollten Sie — biſt — Du —

Mein Name iſt Veit, Madame! ſagte der Herr lächelnd, während die Frau einen lauten Schrei ausſtieß.

Veit, mein Veit, rief die Frau und eilte mit ausgebreiteten Armen dem zurückgekehrten Manne entgegen.

Was — umarmen willſt Du mich? rief Veit, indem er durch ziemlich unſanftes Zurückſtoßen die arme Frau aus allen Wonnen des Wiederſehen ſtürzte — nein, Hanna, das geht nicht, ſo habe ich es nicht gemeint.

Hanna war nun natürlich aus allen Illuſionen geriſſen.

Aber lieber Veit — rief ſie mit hervorbrechenden Thränen —

Sei nicht kindiſch, Hanna; Du weißt, ich liebe ſolche Feierlichkeiten nicht, ſo etwas iſt auch unpaſſend und kommt in der vornehmen Welt, der ich nun angehöre, gar nicht vor —

Aber ich freue mich mein lieber Mann —

Dazu haſt Du gar keine Urſache —

Mein Gott, wenn ich Dich nach achtzehn Jahren geſund wiederſehe und gar nicht verändert, nur trugſt Du damals keinen Bart, und dieſer iſt noch ganz rabenſchwarz — Du biſt ſehr ſchön geworden.

Mit dieſen Worten wollte ſie ihm die Wangen ſtreicheln, erhielt aber von dem rohen Menſchen einen Schlag auf die Hand.

Weg da, Hanna, ſo etwas liebe ich nicht, Deine Hand iſt auch viel zu ungraciös —

O Du biſt böſe — weinte Hanna.

Närrin, warum weinſt Du? Deine Thränen wollte ich ebenfalls nicht ſehen, denn ſie verſchönern Dich keineswegs — übrigens bin ich der beſte Menſch, wenn man mich zu nehmen weiß, dergleichen Liebkoſungen aber kann ich nicht vertragen.

Verzeihe, Veit, ich meinte es gut.

Aber was biſt Du häßlich geworden, Hanna, — weiß Gott, Du warſt früher nicht ſchön, aber jetzt kann man Dein Geſicht vor Runzeln kaum erkennen, da ſieh mal, wie ich mich dagegen konſervirt habe, Du haſt wohl Noth gehabt?

Ich lebe allerdings jetzt nur von Unterſtützung, denn ſeit zwei Jahren kann ich faſt gar nicht mehr arbeiten.

Biſt Du denn krank?

Ach ſehr leidend.

Na das fehlt gerade noch, alſo auf Roſen warſt Du nicht gebettet, darum biſt Du auch verdorrt wie ein alter Baum und knöchern wie ein hungernder Sandgaul — es freut

mich, Dir dagegen sagen zu können, daß ich täglich in Braten und Wein schwelgte; übrigens habe ich, offen gestanden, geglaubt, daß Du Dich längst zu den Gebeinen Deiner Väter versammelt hättest — da mich aber Deine Todesnachricht nicht überraschte, so wußte ich, daß ich die Ehre haben würde, meine geliebte Gemahlin vorzufinden — na, man darf aber gegen Gott nicht murren, und Dein Stündlein wird auch einst schlagen, Hanna.

Mein Gott, Veit — was sind das für Reden? Du kränkst mich unendlich, — ich hätte nicht gedacht, dergleichen in der Stunde Deines Wiedersehens zu hören.

Du weißt, Hanna, ich habe niemals ein Blatt vor den Mund genommen, doch da nun der erste Freudenrausch des Wiedersehens vorüber ist, wollen wir von wichtigeren Dingen sprechen.

Sage mir vor Allem, von wo Du kommst?

Direkt aus Paris, wo ich bis zu dieser Stunde gewesen bin und mich sehr wohl befunden habe.

Und nun wolltest Du einmal die Heimath wiedersehen?

Das kann ich gerade nicht sagen, eben so wenig war es allein die Sehnsucht nach Dir, die mich nach der lieben Heimath führte — ganz andere Ursachen — sehr wichtige — siehst Du?

Dann wirst Du wohl auch nicht lange hier bleiben?

Nein, meine liebe Hanna, — in der Heimath blühen meine Rosen nicht.

O das ist sehr traurig, aber ich hoffe, Du wirst mir helfen, denn ich bin blutarm, Veit, Du kannst es mir glauben.

Das thut mir leid — mir geht es besser, und somit warf er eine gefüllte Börse auf den Tisch, welcher bald ein sehr gut gespicktes Portefeuille folgte.

Was also hat Dich hierher geführt, mein lieber Veit? fragte Hanna tief seufzend.

Ich will Dich gleich mit der Ursache bekannt machen, sage mir aber zuvor, ob Vater Hoffmann noch lebt.

Gewiß, und Gott möge den edlen Mann noch recht lange erhalten, er ist der Helfer der Wittwen und Waisen und sorgt auch für meinen Lebensunterhalt.

Das ist ja sehr schön und edel von dem guten Manne da brauche ich Dir also nichts zu geben — er ist immer noch sehr reich — nicht wahr Hanna?

Mit lauernden Blicken wartete er die Beantwortung seiner Frage ab.

O er ist noch reicher, als zuvor, Gott hat ihn sehr gesegnet, weil er ein so wohlthätiger Mann ist.

Das will nichts sagen, Hanna, ich habe während meines ganzen Lebens keinem Menschen einen Pfennig gegeben und Gott hat mich auch mit etwas Geld gesegnet.

Danke dem Schöpfer dafür, Veit.

Warum ihm danken? das war seine Pflicht denn ich habe mich genug abgemüht, um diesen Lohn von ihm beanspruchen zu dürfen — aber — Vater Hoffmann sagst Du, ist reicher als früher?

Wie ich Dir sagte man schätzt Vater Hoffmann's Vermögen jetzt auf eine Höhe von hundert sechzig tausend Gulden.

Ein unheimlicher Blick leuchtete aus Veits Blicken.

Sollte das wahr sein? rief er heftig.

So spricht Jedermann nicht nur im Dorfe sondern auch in der Stadt.

Du weißt wohl nicht, ob er sein Geld in Papiere angelegt, oder auf Häusern stehen hat?

Keines von Beiden, Veit, man sagt, Vater Hoffmann hat sein ganzes Vermögen in baarem Gold und Silber bei sich.

Veit stieß einen Freudenschrei aus und murmelte dann einige unverständliche Worte.

Das wäre ganz vortrefflich, rief er jauchzend.

Was geht das Dich an, Veit? fragte Hanna sehr erstaunt.

Eigentlich nichts, Hanna, versetzte Veit, sichtlich bestürzt, aber genug von Vater Hoffmann, wir haben mit unsern eigenen Angelegenheiten zu thun.

Das ist wohl wahr.

Du wolltest die Veranlassung meiner Rückkehr kennen?

Gewiß interessirt mich diese.

Ich bin gekommen, um unsere Ehescheidung in's Werk zu setzen.

Wie, Veit, Du wolltest Dich von mir scheiden? rief Hanna heftig.

Natürlich, und Du wirst einsehen müssen, daß es so ganz in der Ordnung ist, Du bist alt und häßlich, während ich ein sehr wohl conservirter Mann in der Blüthe der Jahre bin, der in Paris sein Glück machen kann —

Dein Glück?

Ja wohl, Hanna, mein Glück, wenn Du Dich von mir scheidest — und hoffentlich wirst Du meinem Glücke nicht im Wege sein wollen?

Ich wüßte nur nicht —

Hanna, Du bist wirklich einfältig, daß Du darauf nicht kommst, ich kann durch eine

Heirath ein sehr wohlhabender Mann werden.

Du willst Dich von mir trennen, um eine Andere zu heirathen? fragte die arme Frau mit pochendem Herzen.

Findest Du das nicht natürlich?

Nein, Veit, ich finde es schlecht von Dir — Du willst heirathen —

Ich will nicht, darin täuschst Du Dich — ich soll mich vielmehr vermählen.

Das klingt seltsam und wunderbar — Du sollst?

Auf Veranlassung und Wunsch des Mannes, dem ich mein ganzes Lebensglück verdanke.

Wer ist dieser Mann?

Der kleine Herr, der mich vor achtzehn Jahren in seine Dienste nahm, erinnerst Du Dich seiner nicht?

Ich erinnere mich schon, aber ihm zu Liebe willst Du Deine Frau verstoßen und eine Andere heirathen?

Ihm zu Liebe thue ich Alles, warum also sollte ich mich weigern, ihm solche Gefälligkeit zu erweisen.

Veit, wir sind über zwanzig Jahre mit einander vermählt, während der ersten zwei Jahre unserer Ehe hörte ich kein freundliches Wort von Dir, Du hast mich sogar oft geschlagen, achtzehn Jahre warst Du fern und hast mir nicht die geringste Nachricht zukommen lassen — ich konnte Hungers sterben, du hättest es nie erfahren, trotz all dem aber will ich mich nicht von Dir scheiden lassen — denn Scheiden ist nach unserer Religion ein großer Frevel.

Das möge Dein geringster Kummer sein, denn diese Sünde wird durch die Wohlthat, mein Glück zu begründen, hinlänglich wieder gesühnt.

O Veit — Veit — Du bist ein arger Wicht, sagte die arme Frau mit bebenden Lippen —

Du täuschest Dich, Hanna, ich bin nur ein praktischer Mensch, der sein Glück begründen will und mithin auch das Deine —

Du — das Meine? fragte Hanna mit bitterm Lächeln.

Wenn Du in die Ehescheidung willigst, sollst Du an mir einen aufrichtigen Freund haben.

Und thäte ich dies auch Veit; die römische Kirche, der wir angehören, kennt keine Ehe, wie Du weißt.

Mein Gönner würde dennoch für die Scheidung sorgen, wenn Du eine schriftliche Erklärung giebst, welche besagt, daß ich ein schlechter Mensch sei, der Dich böswillig verlassen, von dem Du achtzehn Jahre nichts gehört hast — und solche Erklärung ist ja nur die Wahrheit —

Wer ist denn diejenige, die Du heirathen sollst?

Eine reiche Rentiere, noch dazu bezaubernd schön.

Und wie ist ihr Name? fragte Hanna mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer.

Was geht Dich der Name an, der Dir ganz unbekannt ist.

Ich möchte ihn dennoch hören.

Die Dame heißt Jeannette Martin, sagte Veit — nun weißt Du's.

Und sie liebt Dich?

Pah — das ist gleichgiltig, thut sie's nicht, läßt sie's bleiben, habe ich ihr Gold, brauche ich ihre Liebe nicht, wenn ich nur meinem Gönner eine Gefälligkeit erweise.

Und warum verlangt dies Dein Gönner?

Ich weiß es nicht, geht mich auch nichts an.

Veit, Du bist schlechter, als ich dachte — wie bin ich zu beklagen!

Sei keine Närrin, Hanna, lasse Dich nicht auf etwaigen Gefühlsschwindel ein, so etwas paßt sich für Dich nicht, nun sprich, willigst Du ein?

Nein, Veit, versetzte die arme Frau entschlossen.

Hanna, Hanna, sagte Veit bedeutungsvoll — ich rathe Dir, einzuwilligen.

Du wirst mich unter keinen Umständen dazu bestimmen, Veit.

Dann werde ich Gewalt anwenden müssen, versetzte der Angeredete drohend.

Gewalt, Veit? Du kannst mich doch nicht zwingen.

Es giebt Mittel, Hanna, ich muß mich von den lästigen, mein Fortkommen behindernden Fesseln dieser Ehe befreien und werde kein Mittel, selbst das schrecklichste nicht scheuen.

O Veit, Veit, Deine Aeußerungen sind Besorgniß erregend, aber gleichviel ich —

Du hast acht Tage Bedenkzeit, Hanna, unterbrach sie Veit, so lange bleibe ich hier, ist bis dahin mein Wille nicht geschehen, dann —

Nun dann?

Thue ich eben, was ich muß, um von Dir getrennt zu sein — was dann aber geschieht, bleibt mein Geheimniß.

Jetzt griff er nach dem Portefeuille und zählte die Banknoten, dann die Goldstücke seiner Börse, und mit einem gewissen wehmüthigen Verlangen blickte Hanna auf die

Beſchäftigung ihres Mannes, der durch unaufhörliches Klimpern abſichtlich ihre Aufmerkſamkeit rege machen zu wollen ſchien.

Wie gern hätte Hanna nur ein einziges dieſer Goldſtücke oder eine Banknote ihr eigen genannt, aber ſie forderte keines.

Du haſt viel Geld, Veit, ſagte ſie leiſe.

Ich beſitze nahe an ſechshundert Gulden, Hanna.

Haſt Du das Alles verdient?

Glaubſt Du etwa, daß ich es geſtohlen hätte, aber Du möchteſt wohl etwas haben?

Was nützt mir mein Wünſchen?

Ich will Dir zwanzig Gulden geben, wenn Du die verlangte Erklärung giebſt, bedenke zwanzig Gulden iſt für Dich ein Vermögen — viel Geld, Hanna.

Nein, Veit, ich verkaufe nicht, was ich nicht freiwillig gebe.

Aber ſage, Hanna, was haſt Du an mir, ich bin ein grundſchlechter Kerl, und Du müßteſt Gott danken, umſonſt von mir loszukommen, nun will ich Dir noch Geld dafür geben, aber ſelbſt dies verſchmähſt Du?

Ich will nicht.

So biſt Du neidiſch — Du mißgönnſt mir das Glück?

Nein, Veit, weiß Gott, ich wollte Dir gern Alles gönnen, auch die verlangte Erklärung geben, wenn ſie erforderlich wäre, aber Dein ſogenanntes Glück ſoll durch das Unglück einer Andern herbeigeführt werden.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Das liegt ſo nahe; jene Jeannette Martin wird durch die Verheirathung mit Dir in ein unſägliches Elend geſtürzt, das will ich verhindern.

Ah — Du biſt tugendhaft Hanna, verſetzte Veit mit ſchrecklicher Ironie — bleibſt Du bei Deinem Entſchluſſe?

Ja, Veit, man iſt ſeinem Nebenmenſchen ſchuldig, ihn, wenn man es vermag, vor Unheil zu ſchützen.

Es iſt gut, Hanna, ſagte Veit mit ſchrecklicher Miene, ich werde mich danach zu richten wiſſen.

Pläne.

Tage waren vergangen, man hatte nicht mehr über dieſes Thema geſprochen.

An jedem Morgen ging Veit in die Stadt und kehrte erſt am ſpäten Abend aus derſelben zurück.

Hanna ging niemals früher zu Bette, als bis ihr Gatte nach Hauſe gekommen war.

Eines Abends — es war ſchon Mitternacht, trat er ſehr verſtört ins Zimmer und beantwortete keine Frage ſeiner Frau.

Als dieſe endlich in ihn drang er möge ihr doch die Urſache ſeiner Verſtörtheit mittheilen, ſtieß er ſie mit roher Gewalt zurück.

Was gehts Dich an, Weib? Du wirſt mir doch nicht helfen! ſagte er, indem er ſie mit durchbohrenden Blicken betrachtete.

So ſprich doch nur, vielleicht vermag ich es doch.

Bettlerin, häßliche Hexe, gehe in die Ecke, ſonſt ſchlage ich Dir den Schädel ein.

Schluchzend nahm die Frau auf einem in der Ecke ſtehenden, zerriſſenen Polſterſtuhl mit zerbrochener Lehne Platz.

Geh zu Bett, Weib, gebot Veit nach kurzem Schweigen.

Ich könnte doch nicht ſchlafen, laß mich ſo ſitzen; ſage mir Veit, was Dir fehlt, Du haſt wohl in der Stadt Dein Geld verſpielt?

Und wäre es ſo — würdeſt Du mir Anderes geben, Weib? gewiß nicht, denn Du dankſt Gott, daß Du an einer Brodrinde nagen kannſt, aber ſage mir, hat Niemand heut nach mir gefragt?

Es war Niemand hier Veit.

Warſt Du ſtets im Hauſe, Weib?

Den ganzen Tag.

Es iſt gut, und nun gehe ſchlafen —

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als es draußen leiſe ans Fenſter pochte, Hanna fuhr auf, auch Veit that als ob ihn jenes Klopfen befremdete.

Was ſoll das? fragte er, mit durchdringenden Blicken auf Hanna gerichtet, geh hinaus Weib, mach auf — doch nein, ich will es ſelbſt thun.

Er führte ſeinen Vorſatz aus.

Kaum hatte er die Thür geöffnet, als ein Mann ihm einen leiſen Gruß zuflüſterte.

Ich bin es Veit, ſagte er dann.

Ich wußte, daß Du Wort halten würdeſt und wäre es auch noch ſo ſpät, verſetzte Veit, aber laß mich erſt meiner Hexe da drinnen noch einmal ein Wort ſagen, ich komme ſogleich — geh jetzt zu Bette, Frau, ſagte er in milderem Tone, als er wieder in das Zimmer trat, ich werde noch einmal fortgehen.

Du wollteſt jetzt noch fortgehen, Veit?

Ich muß mir die Grillen vertreiben.

Aber jetzt in der Nacht?

Was gehts Dich an? ich will es ſo und damit gut, Du wirſt jetzt ſchlafen gehen Frau, das lange Nachtwachen iſt Dir nicht gut.

Was bedeutete das Klopfen, Veit?

Kümmere Dich nicht um Alles, Hanna, ich rathe es Dir.

Und er verließ das Zimmer. Hanna wurde von einer seltsamen, unerklärlichen Angst befallen — das Benehmen ihres Mannes war ihr räthselhaft —

Es ließ sie im Zimmer nicht rasten — sie eilte hinaus — aber die Thür war — verschlossen — ihr Mann mußte Ursache gehabt haben, sie zur Gefangenen zu machen.

Die beiden Männer gingen schnell vorwärts und waren in den links sich hinziehenden Wald gelangt, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben.

Hier nahmen sie am Boden Platz und nun begann die Unterhaltung.

Es war also gut, daß das Schicksal Dich mir auf meiner Reise hierher in den Weg führte, lieber Staubbügel, aber ich muß offen gestehen, ich hätte nicht geglaubt, daß Du ein Glaser wärst, Du tratst unterwegs wie ein Baron auf, und ich wagte es kaum, Deine Bekanntschaft zu machen — noch weiß ich aber nicht, was für ein Landsmann Du bist.

Ich bin ein geborener Bayer, habe aber lange in Preußen gelebt, erst vor zwei Jahren kehrte ich nach meiner Vaterstadt München zurück, da aber war es faul, ich ging nach Nancy, wo mir eine vortheilhafte Stellung geboten wurde, allein bald erfuhr ich, daß man mich belogen hatte; so blieb nun nichts weiter übrig, als nach meiner Heimath zurückzukehren, vorher aber wollte ich mein Glück in Baden versuchen, die Spielbank dort hat schon so Manchen aus der Klemme gebracht. Auf diesem Wege nun, mein lieber Veit, habe ich Deine Bekanntschaft gemacht und sehr bald gemerkt, daß wir für einander passen und uns gut vertragen würden, darum eben bot ich Dir gestern im Spielhause Brüderschaft beim Wein, ach bald darauf kam mein Unglück.

Du willst doch nicht etwa sagen, daß dies in Folge meiner werthen Brüderschaft gekommen ist?

Mein lieber Freund, ich kann diese Frage nur als Scherz betrachten.

Wie viel hattest Du gestern verloren?

Alles —

Mann, Du hattest ja schon über tausend Gulden!

Mit fünf Gulden, denn mehr hatte ich bei meiner Ankunft in Baden nicht in der Tasche, trat ich an den Spieltisch und machte einen vortrefflichen Anfang, das Glück lächelte mir gestern besonders, wo ich es eben bis auf tausend Gulden gebracht hatte — plötzlich — war es dahin — o die Glücksgöttin ist schändlich, nichtswürdig.

Man darf ihr allerdings nicht zu viel trauen, ach Gott, auch ich weiß jetzt leider ein Lied davon zu singen.

Bist Du auch im Braude?

Gleich Dir — Alles ist dahin, und wir müssen uns Hilfe schaffen, mein lieber Staubbügel, hörst Du, so kann es nicht fortgehen.

Gestern warst Du noch im Glücke.

Heute Vormittag, als ich Dir den einen Gulden zum Spiel borgte, begann sich mein Glück zu wenden und während Du im Nebenzimmer eine Flasche Wein trankst, wurde mein Vermögen bis auf zwanzig Gulden reducirt, und als wir eine Stunde später den Saal verließen, flüsterte ich Dir eben zu, „Staubbügel, komm heute Abend zu mir, wir müssen uns helfen!“

Hattest Du mich früher erwartet?

Nein Staubbügel, ich ging wieder in das Spielhaus zurück, um dort noch einmal mein Glück zu probiren, erst Abends kehrte ich, arm wie eine Kirchenmaus, daraus in meine Wohnung zurück, wo ich zu meinem größten Staunen erfuhr, daß Du noch nicht bei mir gewesen warst.

Du sagtest mir, ich könnte kommen, wann ich wollte — und wäre es selbst des Nachts — diesem Worte vertrauend, bin ich auch jetzt erst erschienen — wie aber wollen wir uns helfen?

Du sollst Alles gleich hören — sage mir vor Allem, ob Du Muth hast.

O ich habe Muth, mich mit dem Teufel zu schlagen.

Das genügt nicht, Du mußt auch den Muth haben, ihn zu besiegen.

Ich bin bereit, Alles zu wagen, wenn ich die Ueberzeugung habe, daß es nicht umsonst geschieht.

Nein, unser Muth, würde sich belohnen, ehe ich Dir indessen von unserm Beginnen etwas sage, muß ich noch einige Gewissensfragen an Dich richten?

Und ich werde diese nach bestem Wissen beantworten.

Hast Du schon einmal ein Verbrechen begangen? flüsterte Veit.

Je nun, wie man es nehmen will.

Du kannst zu mir offen sprechen, ich verstehe jedes Unglück zu würdigen.

Ich habe schon einmal das Mein und Dein verwechselt.

Also „gestohlen — wo, wann und wie viel?

— Es war im Jahre Neunundvierzig in

Berlin, bei einem Juwelier — der Werth des Gestohlenen betrug gegen fünfhundert Thaler.

Und es wurde entdeckt?

Glücklicherweise nicht, aber in Magdeburg war ich unglücklicher; hier richtete ich einen Einbruch, welcher mir nichts als zwei Jahre Zuchthaus einbrachte — nein, Freund mit dem Stehlen ist's eine schlimme Geschichte, ich möchte damit nichts mehr zu thun haben.

Und doch Freund, können wir uns nur auf diese Weise helfen.

Nein, Veit, dann bin ich nicht bei der Sache.

Höre — ich will Dir erst das Nähere auseinandersetzen — dann wirst Du ganz anderer Ansicht geworden sein.

Laß mich hören.

Der in Rede stehende Raub, soll nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande ausgeführt werden, Niemand sieht, Niemand hört uns.

Wo denn?

Im Dorfe, wo wir eben gewesen sind.

Bedenke meine Unkenntniß mit dem Orte.

Um so besser kenne ich Alles, ich begleite Dich überall.

Aber Du wolltest noch heute?

Heute den einen, morgen den Andern.

Nein, Veit, die Sache wäre dumm; ist heute ein Diebstahl begangen, so wird man morgen in der Nacht sicher wachsam sein, auch dürfte man leicht Dich in nähere Beziehungen zu dem Unfall bringen — es muß beides in einer Nacht ausgeführt werden und wir uns gleich auf und davon machen, oder Alles unterbleiben.

Unterbleiben? lachte Veit, davon kann keine Rede sein, eben so wenig kann ich sogleich meine Heimath verlassen, wohl aber stimme ich Deinem Plane bei, die Angelegenheiten in ein und derselben Nacht zu erledigen.

Das ginge aber heute nicht mehr an.

O es ginge schon, wenn wir wollten, aber es kann auf eine Nacht früher oder später nicht ankommen.

Warum wärst Du verhindert, sogleich Deine Heimath zu verlassen, was könnte Dich hier noch fesseln, wo Du Entdeckung zu befürchten hättest?

Niemand wird es wagen, mich zu verdächtigen, dafür sorge ich, versetzte Veit, aber, fuhr er, wie sich bestimmend fort, es ginge doch — ich käme gleich mit Dir, wenn —

Nun, Du sprichst nicht weiter —

Es läßt sich nicht gut sagen, aber ich meine, wenn etwas geschehen wäre, könne ich sogleich mit Dir.

Und dieses etwas?

Höre Staudbügel, ich habe ein nichtswürdiges Weib, die ich auf gute Manier los werden möchte.

So lasse Dich von Deiner Frau scheiden.

Das ist ja eben das Unglück, sie will nicht geschieden sein, trotzdem ein Gräuel von mir die noch überdies großen Schwierigkeiten, welche unsere heilige römische Kirche der Ehescheidung in den Weg legt, beseitigen will, wenn sie nur eine schriftliche Erklärung giebt, in welcher sie Trennung beantragt, weigert sich die elende Hexe standfest.

Sie muß Dich doch lieben, Veit.

Hol sie der Teufel mit ihrer Liebe; ich habe hin und her gedacht und bin immer nur auf ein Mittel gekommen.

Auf welches also?

Auf Trennung durch — den Tod!

Also Du befaßt Dich mit Todesgedanken, Veit? fragte Staudbügel halb lächelnd.

Es ist mein Entschluß, das Weib auf alle Fälle los zu werden, bin ich von ihr geschieden, dann kann ich noch mein Glück machen — will es das Glück, daß sie in derselben Nacht stirbt, in welcher wir, unsere Unternehmungen ausführen, dann, kann ich mit Dir gehen.

Wer möchte dafür einstehen —

Du, mein Freund, wenn Du willst — flüsterte Veit; verstehst Du mich?

Nein, ich weiß in der That nicht, was Du mit diesem Einstehen meinerseits sagen willst?

Du sollst mich von diesem Weibe befreien —

Meinst Du etwa, daß ich Deine Frau ermorden soll, Veit? rief Staudbügel, gewissermaßen erschrocken.

Endlich hast Du mich verstanden.

Nein, Veit, ich bin zwar keiner der edelsten Menschen. Du kannst mich zu einem neuen Diebstahl verleiten, niemals aber wirst Du mich zum Mörder machen — aber warum willst Du nicht selbst Hand an —

Ich will nicht, es ist mir peinlich, wenn Du Dich indessen so beharrlich weigerst, bleibt mir keine andere Wahl — das aber fordert mehr Zeit und Vorsicht; aber es ist nothwendig, oder wir sind gezwungen unser Unternehmen zu verschieben.

Das wäre schlimm, ich bin ohne einen Kreuzer.

Thut mir leid, aber so lange mußt Du schon durchzukommen suchen; übermorgen um diese Zeit muß Alles vollbracht sein, Du gehst mit dem Raube ab und erwartest mich an einem noch zu bestimmenden Ort, an welchem ich Dich erst zwei Tage später treffen kann —

Zunächst das Nähere über den beabsichtigten Diebstahl.

Hier im Dorfe giebt es erstens ein altes Weib, welches einige tausend Gulden besitzt, die der Sohn ihr geschickt haben soll.

Und sie hat das Geld bei sich?

Sie hat es nicht einmal verschlossen — ich weiß das Alles — diesem Weibe nehmen wir in Ruhe Alles ab, was es besitzt.

Wird das so leicht sein?

Du guter Gott eine leichte Mühe.

Wie heißt denn die Frau?

Wozu der Name — er kann Dir gleichgiltig sein.

Sage mir wenigstens, ob die Frau allein ist?

Sie hat keine Seele um sich — und es wird leicht mit ihr fertig zu werden sein, will sie schreien, dann macht man sie stumm schwieriger ist der andere Fall.

Wen betrifft der zweite Besuch?

Einen reichen Bauerngutsbesitzer — sage mir vor Allem, ob Du Dich unter einem wichtigen Vorwande bei diesem Manne einzuführen wüßtest?

Das wäre schon leicht, doch welchen Zweck hätte dieser Besuch?

Damit Du Lokalkenntnisse erwirbst, etwa erspähst, wo das Geld aufbewahrt ist und so mehr.

Sollte dies Dir nicht leichter zu bewerkstelligen sein?

Nein, Standbügel, ich darf aus guten Gründen den Mann nicht besuchen.

Gut, so werde ich die Sache übernehmen

Die Hauptsache ist, daß Du den Mann, der auf jedes ihm einigermaßen convenabel erscheinende Geschäft eingeht, ein solches anträgst, zu dessen Abschluß mindestens eine Reise von zwei Tagen erforderlich ist — während der gute Mann unterwegs ist, statten wir ihm unsern Besuch ab.

Und wenn der Mann verreist ist, giebt es dann keinen Widerstand zu besorgen?

Nein, denn seine Tochter ohne welche er überhaupt nicht unternimmt, begleitet ihn — das Gesinde schläft in entlegenen Räumen, so daß wir keine Störung zu befürchten haben — den Alten werde ich am Tage vor der beabsichtigten Nacht noch einen Besuch machen.

Als Veit seine Wohnung erreicht hatte, war der Tag bereits angebrochen —

Er nahte sich leise dem Lager seiner Frau — sie schnarchte heftig —

Dieser Umstand setzte Veit in Staunen, zum ersten Mal in seinem Leben hatte er einen so festen Schlaf an seiner Frau bemerkt, doch war es ihm in dieser Nacht schon ganz recht.

Am nächsten Morgen benahm er sich auffallend freundlich gegen Hanna, wogegen diese düster und außergewöhnlich verschlossen schien.

Ich habe mich in der vorigen Nacht herzlich gefreut, daß Dir der Himmel einen so stärkenden Schlaf beschieden hatte, sagte er, Du fühlst Dich heute gekräftigter als jemals, liebe Hanna —

Die Angeredete ließ einen tiefen Seufzer hören.

Warum bist Du so betrübt, theure Hanna? fragte Veit.

O ich habe Ursache.

Und darf Dein Mann diese nicht erfahren?

Seit wann kümmert sich Veit um den Gram seiner Frau?

Ich habe oft gegen Dich gefehlt, aber ich bereue aufrichtig und wünschte wohl ferner mit Dir in Eintracht zu leben.

Du willst ja unsere Ehe trennen?

Ich wollte es, habe aber den Plan verworfen; sage mir nun Hanna, warum Du so traurig bist?

Ich habe einen bösen, bösen Traum gehabt und wage es kaum, diesen zu erzählen, entgegnete Hanna düster.

Du wirst doch Deinem Manne diesen Traum erzählen?

Sage mir zuvor, warum Du des Nachts außer dem Hause zugebracht hast und wer der Gast gewesen, welcher ans Fenster pochte und —

Kümmere Dich darum nicht Hanna — fiel ihr Veit ins Wort.

Warum hast Du die Hausthür verschlossen, Veit?

Hanna, rief Veit verlegen, ich wollte nicht, daß während meiner Abwesenheit vielleicht ein Dieb eindringen möchte —

Ein Dieb? wiederholte Hanna bitter, bis zu diesem Augenblicke wenigstens gab es in unserm Dorfe keine Spitzbuben, ob jetzt solche anwesend sein mögen, kann ich freilich nicht wissen.

Diese Worte in bedeutungsvollem Tone gesprochen, setzten Veit auffallend, er warf einen langen, durchdringenden Blick auf seine Frau.

Du bist räthselhaft, Hanna, sagte er mit dumpfer Stimme, aber Du hast mir immer noch nicht von Deinem Traum erzählt.

Ist Dir denn so viel daran gelegen?

Außerordentlich viel.

Du wirst ihn erfahren —

Ich will ihn gleich hören, rief Veit etwas stürmisch.

Nun so will ich es Dir sagen, Veit, versetzte Hanna in eigenthümlichem Tone; mir träumte, daß Du die Absicht hättest, mich zu ermorden.

Welches dumme Zeug! rief der Angeredete und lachte laut auf, während sein Herz heftig pochte.

Du lachst?

Es bleibt mir nichts Anderes zu thun übrig, sagte Veit etwas kleinlaut, aber nun wollen wir von Deinem dummen Traum, der nie zur Wahrheit werden wird, nicht mehr sprechen.

Es ist Dir unbequem, aber hüte Dich, Veit, vor bösen Gedanken.

Deine feierliche Stimmung fängt mir an langweilig zu werden, auch ist meine Zeit beschränkt, ich muß ausgehen, wollte aber zuvor eine Bitte an Dich richten.

Jetzt erst ist mir Dein freundliches Wesen erklärlich — doch was willst Du?

Geh zu Vater Hoffmann und bitte ihn um drei Gulden —

Also Alles verspielt?

Leider.

Und nun soll ich gar helfen, helfen mit erbetteltem Gelde? nein, Veit, ich habe niemals gebettelt, jede Unterstützung ward mir freiwillig gereicht; ich werde auch für Dich nicht betteln — Du mußt schon sehen, wie Du Dir selber hilfst.

Hanna, ich weiß nicht, wo ich heute zu essen bekomme.

Ich habe noch ein Brod, Du kannst die Hälfte davon nehmen und frisches Quellwasser dazu trinken.

Brod — ich?

Bist Du vornehmer als ich, so schaffe Dir Braten.

Du nimmst heute einen eigenthümlich herausfordernden Ton gegen mich an, Hanna sagte Veit mit unheimlich blitzenden Augen, hüte Dich, daß Du meine Langmuth nicht erschöpfest — es dürfte Dir sonst übel ergehen.

Ich zittere nicht.

Bis jetzt ist auch keine Ursache dazu vorhanden, aber ich muß Geld haben, sage mir einmal, Hanna, ob die alte Löschern in guten Verhältnissen lebt?

Die Frau schoß finstere Blicke auf den Mann.

Was willst Du von ihr? fragte sie mit unterdrückter Stimme.

Etwas Geld leihen.

Sie wird Dir nichts geben aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst nichts hat.

Mir hat man es ganz anders erzählt.

Nun, was sagte man Dir? fragte Hanna mit mehr als unruhiger Gespanntheit; sage mir schnell, ich will es wissen, setzte sie heftig hinzu.

Daß sie sehr viel Geld liegen habe, welches von ihrem Sohne geschickt wurde.

Und wenn dies der Fall wäre?

Nun dann kann sie auch andern Leuten etwas davon überlassen, meinte Veit lächelnd; ich werde zu ihr gehen, um etwas von ihr zu borgen.

Wenn die Löschern wirklich so viel Geld besitzt, als man Dir in der Schenke gesagt haben mag, hat sie es doch nicht übrig, um es an Müßiggänger, die auf die bösesten Gedanken kommen, fortzugeben — ihr Sohn ist ein ebenso braver Mann geworden, wie er es als Jüngling gewesen ist, man sagt sogar, er soll wohlhabend sein, jedenfalls hat er Alles durch Arbeit erworben, und solches Geld darf nicht verprasst werden.

Veit warf auf seine Frau einen vielsagenden Blick, murmelte etwas zwischen den Zähnen und verließ das Zimmer, während Hanna ihm eine drohende Bewegung nachsandte.

Kaiser und Marschall.

Zwischen dem Kaiser Maximilian und dem Marschall Bazaine kam es, wie wir schon angedeutet haben, zu heftigen Auftritten.

Unter traurigen Umständen war der Herbst des Jahres 1866 herangenaht —

An einem düstern Morgen wird dem Kaiser Marschall Bazaine gemeldet und er erhält Audienz.

Während der Marschall in anmaßender Weise eintritt, wird der Kaiser von leisem Frösteln angewandelt, eine gewaltige Aufregung hat sich seiner bemächtigt, schon will er dem General in heftiger Weise begegnen noch ehe ihn dieser mit seinem Vorhaben bekannt gemacht hat, aber er bekämpft die Aufwallung.

Majestät, ich habe einen Auftrag von meinem Kaiser, begann der Marschall, welchen ich noch heute erledigen muß.

Es steht dieser Erledigung nichts entge-

gen, das bewies ich Ihnen durch die Gewährung dieser Audienz, Marschall, doch was wünscht Ihr Kaiser.

Es ist bald gesagt, Se. Majestät, begehren die Auslieferung der zwischen ihm und Ew. Majestät geführten Correspondenz.

Eine leichte Röthe bedeckte das Antlitz Maximilians.

Ich verweigere die Herausgabe derselben, sagte er kurz.

Majestät, der Auftrag meines Kaisers lautet sehr dringend.

Wollen Sie etwa damit sagen, daß Ihr Kaiser mir durch einen Befehl dazu ertheilen läßt?

Ich habe nur die Pflicht, mich meines Auftrages zu entledigen.

Das haben Sie gethan, und — Marschall — ich dächte, dieser Punkt sei zwischen uns als abgethan zu betrachten.

Wohl zwischen Ew. Majestät und mir, keineswegs aber ist dadurch schon mein Kaiser befriedigt.

Ich bedaure, Ihnen erklären zu müssen, daß die Erfüllung dieser Bedingung niemals erfolgen wird.

Also Ew. Majestät wollen nicht?

Melden Sie es so Ihrem Kaiser — ich werde unter keinen Umständen die napoleonischen Aktenstücke herausgeben, und wenn es Ihnen beliebt, nachdem diese Angelegenheit abgeschlossen ist, noch länger zu verweilen, will ich Ihnen auch die Ursache meiner Weigerung mittheilen.

Ich habe noch über eine Angelegenheit Rücksprache zu nehmen, Majestät.

Damit wollen Sie sagen, daß Sie noch bleiben werden; ich aber frage, betrifft der noch zu verhandelnde Gegenstand Ihren Kaiser oder etwa — Sie?

Es ist noch ein Auftrag Sr. Majestät zu erledigen, zuvor aber erbitte ich mir die nähere Motivirung Ihrer Weigerung, da ich meinen Kaiser von dieser in Kenntniß setzen muß.

Sie ist sehr einfach, ich bedarf dieser napoleonischen Aktenstücke für die Geschichte —

Für die Geschichte Majestät?

Befremdet Sie diese Erklärung, Marschall?

Ich weiß nicht, inwiefern die Documente die Geschichte interessiren —

O Marschall, versetzte der Kaiser mit sardonischem Lächeln: denken Sie doch nach, Sie sind nicht ohne Scharfblick und werden sehr bald einsehen müssen, wie groß das Interesse der Geschichte dafür sein muß; sobald Sie sich fragen, warum Ihr Kaiser diese Auslieferung begehrt, dann wissen Sie schon — doch genug —

Mein Kaiser hat Ursache,

Gewiß, sagte Maximilian lächelnd, aber welche? nun, Marschall, welche?

Darüber hat mein Kaiser nichts verlauten lassen?

Wünschen Sie, daß ich Ihnen die Gründe mittheile, welche Ihren Kaiser leiten?

Ich habe nichts zu wünschen, was nicht mein Kaiser wünscht.

Und dieser wünscht eben nicht die Veröffentlichung der in Rede stehenden Schriftstücke, sagte der Kaiser, weil er das Urtheil der Welt und der Geschichte fürchtet ein Monarch aber muß zu stolz sein, um zu fürchten, thut er dies doch, so erscheint er kleinlich — noch einmal, ich werde die Correspondenz des Kaisers Napoleon sorgfältig aufbewahren, Sie erhalten diese nicht, Marschall, außerdem werden Sie begreifen, daß man Schriften seiner Freunde gern als Andenken zurückbehält, setzte er mit ironischem Lächeln hinzu.

Ich weiß nun genug, Majestät.

Und wir können zum zweiten Punkte schreiten — was haben Sie noch?

Majestät — diese Angelegenheit ist von unendlicher Wichtigkeit, sagte der Marschall sehr ernst.

Auch die erste war dies wohl — doch Sie machen mich durch den eigenthümlichen Ton den Sie anschlagen, gespannt.

Mein Kaiser wünscht, daß Sie dem Throne von Mexico entsagen —

Diese Worte hatten auf Maximilian einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht — er trat wahrhaft entrüstet zurück.

Was sagen Sie da, Marschall? fragte er nach längerem Schweigen.

Der Kaiser wünscht, daß Sie dem Throne entsagen — wiederholte der Marschall kurz und bestimmt.

Kaum traue ich meinen Ohren, versetzte der Kaiser bestürzt, und doch, doch habe ich die Worte dieses Marschalls richtig vernommen, der im Namen seines Kaisers nicht weniger meldet, als daß ich dem Throne entsagen soll — mit welchem Rechte, fuhr er heftig fort, darf Ihr Kaiser einen solchen Wunsch nur wagen?

Se. Majestät hat mir darüber keine Erklärung gegeben, auch bin ich nicht befugt, eine solche zu verlangen, sondern nur — seine Befehle zu vollziehen, wie hiermit geschehen —

Ich bin auf den Wunsch des Volkes nach Mexico gekommen, sagte der Kaiser stolz,

kein Anderer hat das Recht, zu wünschen als dieses.

Majestät — die Sache verhält sich nicht ganz so.

Dann hat man mich und das Volk betrogen und der ganzen Welt die Unwahrheit gesagt—

Majestät —

O wollen Sie leugnen, Marschall? Sie können es nicht; haben Sie auch Ihre Gesinnung gewechselt, Sie gehören der Geschichte an — sind Sie jetzt noch derselbe General, der vor kaum zwei Jahren öffentlich verkündete, daß das mexicanische Volk es sei, welches den Nachkommen Karls V. gerufen habe, um den Krater der Anarchie zu schließen und eine Periode des Glückes für das schwer geprüfte Land zu begründen? und jetzt — jetzt erscheinen Sie, um mich im Namen Ihres Souvereins zur Niederlegung der Krone zu bestimmen?

Nicht von dem, was ich damals sagte, Majestät, sondern von dem, was mein Kaiser mir jetzt zur Erledigung anempfahl ist im Augenblicke die Rede.

O wie Sie es verstehen, der Sache eine Wendung zu geben, aber Sie werden sich vergebens bemühen, Recht in Unrecht zu verdrehen, mir gegenüber wenigstens scheitern Sophismen — ich bin ein Mann des Rechtes — und werde nicht dulden, daß es mir verkümmert werde — ob Frankreich mich betrogen oder nicht, werde ich jetzt unerörtert lassen, anders mag die Geschichte urtheilen, für jetzt halte ich mich nur an seine mir einst gegebenen Versicherungen, daß mich das Volk von Mexico gerufen — ich kam und werde auf meinem Posten ausharren — sagen Sie das Ihrem Kaiser.

Majestät, wie bitter Sie auch dieser Wunsch meines Kaisers berühren mag, so können Sie sich immer nicht verhehlen, daß Frankreich genug gethan.

Frankreich that mir genug, erwiderte der Kaiser in dumpfem Tone.

Daß es endlich die Truppen zurückberuft, weil es die Sache Mexico's seinem Kaiser überläßt —

Nun will es noch diesen Kaiser abberufen, fiel ihm Maximilian heftig in's Wort; aber wahrlich, ein Habsburger weicht von seinem Posten nicht — ob auch die Truppen abziehen, mögen sie in ihre Heimath gehen, ich werde mir ein Heer im eigenen Lande schaffen; nicht Frankreichs Aar, der von Mexico soll auf ihren Fahnen prangen.

Noch sind die Truppen hier, Majestät.

Soll ich dies etwa Ihrer Großmuth danken?

Das habe ich nicht beansprucht, Majestät, doch will ich gestehen, daß ich den Abzug der Truppen verzögere.

Thut dies der Marschall aus zarter Fürsorge etwa? fragte der Kaiser lächelnd.

Ich will, daß das Land so lange als möglich unter Schutz —

O welche Humanität — unterbrach ihn der Kaiser ironisch —

O Majestät, ich meine nur, es sei besser —

Sich nicht mit militairischen Interessen, sondern mit Speculationen zu befassen, fiel der Kaiser ein, und erst aus dem Lande zu gehen, wenn letztere die Anwesenheit des Speculanten nicht mehr erfordern.

Wie das, Majestät? rief der Marschall betroffen und verwirrt.

Ganz wie es gemeint ist.

Sie halten mich für einen Speculanten?

Nicht ich, aber ein gewisses Haus in Mexico, dessen Firma dem Marschall bekannt sein wird, meint, es sei so.

Majestät, versetzte Bazaine zerstreut, ich weiß nicht —

O keine Rechtfertigung, mein lieber Marschall, Sie allein sind für Ihre Handlungen verantwortlich, nicht ich —

Meine militairische Ehre erfordert, daß ich —

O diese ist dabei nicht betheiligt, Sie haben diese in Mexico wahrlich nicht beeinträchtigt.

Das hoffe ich wenigstens, Majestät, und Niemand darf sagen —

O man sagt sehr viel —

Majestät, ich habe keine Veranlassung gegeben — daß man —

Die Wahl, die Sie in Bezug auf Ihre Gattin trafen, tadeln dürfte, Excellenz, versetzte der Kaiser bitter, wenigstens soll diese ich weiß nicht warum, besonders den Juaristen convenirt haben.

Bazaine wurde gedankenvoll und verharrte geraume Zeit in Schweigen.

Warum gerade diesen? fragte er endlich

Ich weiß es nicht — nur sagt man, daß Ihre Gemahlin außerordentliche Sympathien für die Republik hegt.

Ich habe niemals das politische Glaubensbekenntniß meiner Gemahlin zu erforschen gestrebt.

Aber Sie haben nie den Hof von Mexico mit der Vorstellung derselben beehrt — doch mein lieber Marschall, wir kommen auf Dinge, die nicht hierher gehören —

Ich hätte mir noch manche Auseinandersetzung gestattet —

Ueber die letzten Punkte?

Gewiß, Majestät.

Nein, lieber Marschall, lassen Sie das, meine Ansichten ändern Sie dadurch nicht, denn diese beruhen, wenigstens in einer Beziehung auf Ueberzeugung.

Auf Ueberzeugung, Majestät? rief Bazaine alterirt; ich glaubte schließen zu dürfen, daß nur einer Verbindung zu Folge —

Ich bitte, nicht mehr in mich zu dringen, rief der Kaiser mit Entschiedenheit — die Aufträge Ihres Souverains sind erledigt und ich betrachte die Audienz als geschlossen.

Zu Befehl, Majestät, sagte der Marschall düster, ich fürchte indessen, mein Kaiser wird die Wiederholung seiner Vorstellungen durch mich begehren.

So werde ich solche mit aller Energie auch wiederholt zurückweisen, sagte der Kaiser und damit war die Audienz beendet —

Nicht etwa aus dem Grunde, seine verlorene Sache nach dem Abzuge der Franzosen noch aufrecht erhalten können, sondern um der schmachvollen Form einer vollendeten Abdankung sich zu entziehen, hatte der Kaiser sich geweigert dem schnöden Verlangen Frankreichs nachzukommen.

Um aber das endlich doch hereinbrechende Uebel zu vermeiden, hatte er den Vorsatz gefaßt, nach Europa zu gehen, um von hier aus seine Rechte und Interessen zu wahren.

Im Hafen von Vera-Cruz lag die österreichische Corvette „Dandolo" vor Anker, und diese wollte der Kaiser zu seiner Einschiffung benutzen.

Um den, von dem Marschall schon bei seinem Scheiden aus dem kaiserlichen Gemache angedeuteten wiederholten Aeußerungen sich zu entziehen, theils auch, um dem Platze der Einschiffung nahe zu sein, hatte er die Residenz verlassen und sich nach Orizaba zurückgezogen, ohne daß er für die Fortsetzung der Regierung irgend eine Anordnung getroffen hatte.

Marschall Bazaine hatte kaum von der Abreise des Kaisers Nachricht erhalten, als er ihm sogleich nach Orizaba folgte und hier wiederholt und stürmischer als zuvor in ihn drang, nicht nur in die Thronentsagung zu willigen, sondern diese direct öffentlich auszusprechen.

Der Kaiser aber blieb unerschütterlich bei seinem einmal gefaßten Vorsatz und fühlte sich im höchsten Grade indignirt über das schmähliche Benehmen Frankreichs gegen ihn in der letzten Zeit.

Der französische Marschall mußte und wollte die Abreise Maximilian auf alle Fälle hintertreiben und entblödete sich zu diesem Zwecke nicht der gewaltsamsten Mittel.

Der unglückliche Monarch sah sich somit auf allen Schritten bewacht und als ein förmlicher Gefangener behandelt — und die Abreise unterblieb.

Als der Kaiser in den ersten Tagen des December 1866 eine Notabele-Versammlung berufen hatte, in welcher auch die „Schwarzen" sich vom Kaiser lossagten, entblödete sich auch der Marschall, in Gegenwart des Kaisers nicht, Folgendes zu äußern:

Die Monarchie in Mexico hat keine Aussicht auf Fortbestand — das Volk will sie nicht, und somit ist es räthlich, daß der Kaiser das Land räume.

Vor der Pyramide von Cholula.

Die Stadt Puebla ist durch ein Plateau von mehr als fünfundzwanzig Meilen im Umkreis gebildet, durch welches sich die hohen Cordilleren von Anahuac ziehen.

Die Ebenen, von denen die Stadt umgeben ist, fallen stark ab, sind von Schluchten durchzogen, mit Hügeln übersäet und am Horizont von Bergen begrenzt, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Unabsehbare Aloefelder, die wahrhaften Weingärten dieser Gegenden, denn aus dieser Pflanze wird der Pulgia, ein bei den Mexicanern so sehr beliebtes Getränk bereitet, breiten sich vor den Blicken des Wanderers aus.

Man kann sich kaum etwas Reizenderes denken, als diese gewaltigen Aloearten, deren dicke, harte und glänzende Blätter, mit schrecklichen Stacheln besäumt, eine Länge von sechs oft auch acht Fuß erreichen.

Etwa vier Stunden von Puebla, auf dem Wege nach Mexico, zeigt sich die früher sehr bedeutende Stadt Cholula, die heute durch nichts mehr an ihren ehemaligen Glanz erinnert, und höchstens noch fünfzehntausend Einwohner hat.

Vor der Zeit der Azteken wurde das Gebiet, aus welchem heute der Staat von Puebla besteht, von den Ureinwohnern des Landes als das Heiligthum und Religion betrachtet und deshalb für ein bevorzugtes Gebiet gehalten.

Bedeutende und namentlich vom archäologischen Standpunkt sehr hervorragende Ruinen sprechen noch jetzt für die Wahrheit unserer Angabe.

Auf einem sehr beschränkten Raume erheben sich drei Hauptpyramiden, außer den

zahlreichen verfallenen, welche der Reisende häufig gewahrt.

Von den drei erwähnten Pyramiden ist eine insbesondere und wohl mit Recht berühmt — und zwar diejenige, welche die Bewohner des Landes mit dem Namen Monte hecho a mano bezeichnen, oder auch großer Teocali von Cholula nennen.

Diese Pyramide, deren Gipfel mit Cypressen gekrönt und auf welchem sich heute eine Kapelle von nuestra Sennora de los remedios (unserer Frau des Schutzes) erhebt, hat eine Höhe von 170 Fuß und nach Alexander v. Humboldts Angaben beträgt ihre Basis eine Länge von 13055 Fuß, etwas über das Doppelte des Längebetrages der Pyramide von Cheops.

Vor der eben erwähnten Pyramide erblicken wir an einem schönen Juliabend etwa sechs Tage, nachdem wir Franz verlassen, zwei dunkle Gestalten.

Sie sprechen kein Wort miteinander, scheinen unbeweglich und blicken unausgesetzt nach der Richtung von Mexico.

Er wird erst zur Nacht vorüber passiren, sagte endlich einer der Indianer, denn als solche erkennen wir die Gestalten.

Woher weiß dies „das Beil"?

Sie haben nicht in der Venta übernachtet, sondern sich noch an demselben Tage nach der Hacienda (Villa, Meierei) del-Arenal begeben.

Und diese liegt seitwärts von der Venta.

Zwei Stunden zur Linken — der Wanderer, den wir erwarten, wird nur allein vorüberkommen.

Und der Andere?

Hat die Hacienda schon vorgestern verlassen.

Wir werden also leichte Mühe haben.

Der Wanderer soll nicht sterben —

Wie — hat „das Beil" seinen Entschluß geändert?

Zum Theil — wir werden den Wanderer andern Händen überliefern, und diese befördern ihn weiter — erst an einer andern Stätte soll ihn der Tod ereilen.

Und wo sind diese Hände, fragte „El Rayo".

Sie werden sich finden, sagte das „Beil" bedeutungsvoll — doch laß uns zuvor zu unsern Göttern beten, denn die Stätte, auf der wir uns befinden, ist heilig.

Die Dämmerung hatte sich tiefer herabgesenkt, bald war es völlig Nacht.

Das Beil zeigte offenbar Unruhe, was seinen Gefährten nicht entgangen war.

Noch immer fern — murmelte Ersterer.

Meinst Du den Wanderer von Mexico?

Ich meine die, welche von Puebla kommen müssen, um den von Mexico in Empfang zu nehmen.

Ja — Du sprachst vorhin von andern Händen.

Und sehr sichere — zwar ist der Führer auch Europäer, ein Franzose sogar, aber dennoch ein treuer Anhänger des Präsidenten.

Es wurde immer dunkler, die beiden Indianer hüllten sich in ihre Zarapen (Decken) und lagerten sich auf den Boden.

Eine halbe Stunde mochte so verflossen sein, als sich plötzlich ein durchdringender Ton eigenthümlicher Art vernehmen ließ.

Die beiden Indianer sprangen auf.

Das ist der Ranchero! rief El Rayo

Auf, eile zu ihm — Du kennst seinen Posten von dem er nicht weichen darf; dieses Signal ruft uns zu ihm, um eine Nachricht zu erfahren.

El Rayo stürzte vorwärts und kehrte nach einer halben Stunde zurück.

Ein Bote von Don Guido de Padilla hat dem Ranchero eine Mittheilung gemacht.

Und was läßt er melden?

Daß er nicht um die Morgenstunde eintreffen werde, der Wanderer soll daher so lange von uns festgehalten werden.

Schlecht — sagte „das Beil" düster.

Wir sind zwei —

Ich meine das nicht, versetzte jener dumpf — doch müssen wir uns fügen, hat Don Padilla nicht die Ursache seiner Zögerung melden lassen?

Der Ranchero sagte davon nichts.

So müssen wir sehen, den Wanderer lebendig zu fangen wie einen Vogel, und das wird nicht gehen — Don de Padilla wird es also seiner Zögerung zuzuschreiben haben, wenn wir ihm den Feind nicht lebendig übergeben können — es wird dies unmöglich sein.

Die Hacienda.

Franz Löscher und sein Begleiter hatten, wie wir erfahren haben, noch an demselben Tage die Venta verlassen, um an einem bequemern Orte, die Ruhestätte zu suchen.

Sie machten sich, nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen auf den Weg, aber die Scenerie der Gegend hatte sich gänzlich geändert.

Rings um sie her breitete sich eine unermeßliche Ebene aus, welche eine pomphafte

Vegetation bot, die durch einige Flüsse durchschnitten wurde an deren Ufern sich die Hütten einiger unbedeutenden Pueblas (etwa Vorwerke erhoben.

Hier und da zeigten sich zahlreiche, weidende Heerden, überwacht von den Vaqueros's (eine Art bewaffneter Hirten) zu Pferde welche die Reata (Pistol) im Sattel die Machette (kurzer Degen) an der Seite eine lange Lanze trugen.

Zur Rechten einer Straße, die sich wie eine riesige gelbliche Schlange durch die grünen Ebenen schlängelte, erhoben sich inmitten einer bezaubernden Landschaft, deren ferner Horizont von schneegekrönten Bergen begrenzt, war, auf einem ziemlich hohen Hügel die massiven Mauern einer mächtigen Hacienda.

Im langsamen Schritt folgten beide Reisende den letzten Krümmungen eines Pfades, der allmälig zur Ebene abfiel.

Jetzt trennten sich die Bäume welche das sich ihnen bietende Panorama bisher begrenzt hatten, zur Rechten und Linken, und plötzlich, wie durch den Wunderstab eines Zauberers heraufbeschworen, schien das landschaftliche Gemälde vor ihren Blicken zu erstehen.

Franz, für alles Schöne und Großartige empfänglich, machte Halt und stieß einen Laut der Verwunderung hören.

Wie bezaubernd schön? rief er mit lauter Stimme, auch meine Heimath hat reizende landschaftliche Gemälde, aber wie gering, wie unbedeutend erscheinen sie im Vergleiche zu diesem gewaltigen, reizenden Kaleidoskop!

Ich habe es Ihnen vorhergesagt!

Es kann kaum eine zweite, so großartige Landschaft in diesem Lande vorhanden sein.

Nur in den hohen Savannen der großen mexicanischen Wildniß kann man die Natur in ihrem Urzustande, so wie sie Gott geschaffen hat, sehen, diese Scene ist dagegen nur einer Theaterdecoration vergleichbar.

Ich danke Ihnen schon für diesen Anblick, der mir wohl niemals wieder zu Theil werden dürfte; als höchstens auf der Rückreise — o wie glücklich könnten die Bewohner dieses Landes sein, und doch ist es anders, fast hat es den Anschein, als hätte die Schöpfung gerade da, wo sie die Natur mit verschwenderischem Zauberreiz begabt, für die Menschen weniger gethan — doch ich verliere mich in Betrachtungen, ohne bisher daran gedacht zu haben, ob wir da oben willkommene Gäste sein dürften.

O man wird uns mit Freuden begrüßen.

Sind Sie dessen gewiß?

Ich würde Sie nicht hierher geführt haben, wäre ich nicht überzeugt, es wird Ihnen da oben so vortrefflich behagen, daß Sie gern einige Tage verweilen werden.

Das dürfte mit meiner Absicht freilich nicht übereinstimmen, da ich morgen in Puebla eintreffen muß.

Wer zwingt Sie?

Meine Absicht eben.

O diese opfert man unter Umständen —

Auch ich könnte mich vielleicht einmal überreden lassen, das Nützliche dem Schönen zu opfern, wüßte ich, daß uns der Besitzer der Hacienda gern sieht.

Dafür stehe ich Ihnen — ich kenne ihn, er ist ein edler Spanier, mit dem ich schon oft gute Geschäfte gemacht habe und offen gestanden, wollte ich auch diese Gelegenheit benutzen, um ein solches abzuschließen.

Welcher Art waren diese Geschäfte?

Ich kaufte ihm Wolle ab und lieferte dagegen Tuch, aber haben Sie immer noch nicht genug gesehen? es wird Zeit, daß wir vorwärts kommen.

Sie hatten ihre Pferde in schnelleren Schritt gesetzt und näherten sich rasch der Hacienda, deren Gebäude sie jetzt vollständig in Augenschein nehmen konnten.

Es war einer jener prächtigen, in den ersten Zeiten der Eroberung erbauten Landsitze, halb Palast, halb Festung, wie sie die Spanier auf ihren Gebieten zum Schutze gegen die Angriffe der Indianer während der häufigen Empörungen errichteten, welche die ersten Jahre der feindlichen Einfälle der Europäer mit Blut tränkten.

Die Almanas (Zinnen), welche die Mauern krönten, verriethen, daß der Besitzer ein Edelmann sein müsse, denn nur diesen allein steht das Recht zu, ihre Gebäude mit Zinnen zu versehen, ein Recht, welches häufig die Eifersucht unter ihnen rege macht.

Die Kuppel der Kapelle leuchtete in den Strahlen der Sonne, welche hoch über den Mauern der Hacienda stand.

Je näher die Reisenden kamen, um so lebendiger wurde die Landschaft.

Ununterbrochen begegneten ihnen Arrieros mit ihren Maulesseln, Indianer mit Lasten auf ihren Rücken, die mittelst eines, um ihre Stirn laufenden Riemens befestigt sind, und Vaquero's, welche ihre Heerden den Nachtquartieren zutrieben.

Ebenso zeigten sich Manche auf ihren Maulthieren, Frauen, Kinder, geschäftige Leute jedes Standes und Geschlechts kamen und eilten nach allen Richtungen hin.

Als die Reisenden den Fuß des Hügels, welcher die Hacienda krönte, erreichten, hielt der Begleiter Löschers sein Pferd an.

Noch ein Wort, bevor wir einziehen.

Um was handelt es sich?

Schwärmen Sie für Spanien.

Das Land ist mir gänzlich unbekannt, und was ich davon weiß, die Geschichte, hat wahrlich niemals meinen Enthusiasmus rege gemacht, da ich auch nicht heucheln mag, werde ich am besten thun, davon zu schweigen.

Wenige Augenblicke später befanden sich die Herren im Innern der Hacienda, und der Reisegefährte Löschers hatte nicht zu viel gesagt, denn beide wurden von dem Besitzer mit der bekannten Gastfreundschaft der Spanier empfangen.

In der That hatte sich Franz bei seinem liebenswürdigen Wirth so behaglich gefühlt, daß er dessen Einladung, einige Tage sein Gast zu sein, gern annahm, um so mehr, da er hier das Schöne mit dem Nützlichen verbinden sollte.

Der Eigenthümer der Hacienda, der also auch in ehrlichem Deutsch Gutsbesitzer genannt werden kann, hatte in Erfahrung gebracht, daß Franz Maschinenhauer sei.

Die auf seiner Meierei befindliche Branntweinbrennerei sollte vergrößert, mithin auch mehrere neue Retorten aufgestellt werden — Franz wurde mit der Anfertigung der letzteren betraut, und schon dieser Umstand erforderte einen Aufenthalt von mindestens fünf Tagen auf der Hacienda.

Sein Gefährte hatte sich währenddessen schon verabschiedet, und am nächsten Tage wollte auch Franz seinem Ziele zueilen, als er einen Brief von seinen Auftraggebern in Puebla erhielt, worin ihm dringende Eile angetragen wurde, da man sich sonst gezwungen sähe, die Aufträge, bei denen es sich doch um einen Verdienst von tausenden handele, einem Andern zu ertheilen.

Franz war sehr überrascht, daß man seinen Aufenthalt in der Hacienda errathen hatte, allein er konnte jenes vortheilhafte Anerbieten nicht fahren zu lassen und trat, trotz der Bitten seines Wirths, die Reise wegen der zur Nachtzeit namentlich unsichern Landstraßen bis zum Morgen des nächsten Tages zu verschieben, noch in derselben Stunde, den Weg nach Puebla an.

Heute Abend.

Es war am Morgen des vier und zwanzigsten December 1866, der Tag vor dem Weihnachtsfeste.

In den Straßen von Paris herrschte ein regeres Treiben als je, der Boulevard des Italiens ist der Tummelplatz der goldenen Jugend, das Paradies der Tagediebe und Gaffer, der Damenwelt mit ihren Gelüsten und Wünschen.

Diamanten, Gold, türkische Shawls, Brüsseler Spitzen, indische Essenzen und Parfümerien, exotische Pflanzen, seltene Früchte glitzern und prangen hinter Spiegelscheiben in den prächtigen Läden, dazwischen Kostüme aller Phantasien und reizenden Frauenbilder für alle Träume —

Und heute strahlt und leuchtet Alles großartiger als je, Menschen strömen hin und her.

Die Trottoirs gleichen dem wogenden Meere, die reichen Equipagen, Fiaker, Omnibusse und Fahrzeuge aller Gattungen machen sich den Fahrweg streitig.

Eine alte Frau in einfacher Toilette, die hier und dort, an manchem Schaufenster die kostbaren Gegenstände betrachtet hat, und bald mit Blicken voll Haß auf die wogenden Massen blickt, wird mehr fortgestoßen und fortgetragen als sie ging, bis sie den Boulevard St. Martin erreicht hat — hier erst athmet sie erleichtert und muß einige Augenblicke rasten.

Hier hat das Straßenleben nicht wie in der Rue vivienne, die Straße der Foulds und der Rothschilds, oder wie auf dem Börsenplatz die vornehme und aristokratische Maske — diese ist hier abgestreift.

Tabacksqualm und Bier dampfen aus den Billards und Cafe's, Gerüche der Küche aus den Restaurants.

Die alte Frau, die wir eben sahen, kann wohl obgleich sie gut gekleidet ist, nicht der vornehmen Gesellschaft angehören, denn diese Region, welche dem Kleinbürger, dem Handwerker, dem subalternen Beamten gehört.

Erst, wenn man das Thor von St. Denis erreicht hat, verändert sich die Staffage wieder.

Bis hierher aber ist die Frau nicht gekommen — sie bleibt vor einem alten Hause stehen, nach dessen Dachfenstern sie schaut.

Hätte sie sich auch nur einmal umgeblickt dann wäre ihr der kleine Herr, in den schönen Pelz eingehüllt, nicht entgangen, der ihr unausgesetzt folgte.

Als dieser sie vor dem erwähnten Hause Halt machen sah, trat er ihr zur Seite und verneigte sich tief.

Ich wollte mir soeben die Ehre geben, Sie zu besuchen, gnädige Frau, sagte er lächelnd, und es scheint, ich komme gerade recht.

Sie kommen stets unerwünscht.

Heute nicht.

Ich werde nicht in's Haus gehen, um mich dem Vergnügen Ihres Besuches zu entziehen.

Dann werde ich mir erlauben, Ihnen auf der Straße Gesellschaft zu leisten.

Auch diesem Uebel werde ich zu entgehen wissen, sagte die alte Frau und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Der kleine Herr aber war ihr bald wieder zur Seite.

Ich habe nur Weniges mitzutheilen, Madame, sagte er, bleiben Sie, auch dürfte Ihnen das Herz schwer werden, wenn Sie wieder nach dem Boulevard des Italiens zurückkehren.

Warum?

Erinnert Sie die Pracht desselben nicht an vergangene Größe — an entschwundenes Glück?

Ich fühle mich auch jetzt glücklich wie ehemals.

O Sie scherzen, Madame, bedenken Sie, wie war es noch vor zehn Jahren um Sie bestellt — und wie sieht es im Augenblicke aus?

Ganz wie damals.

Sehen Sie, Madame, dort drüben eilt ein Mann mit Packeten unter dem Arm, diese enthalten Weihnachtsüberraschungen für seine Gemahlin, hier geht eben ein Jüngling, sehen Sie nur, auch er ist reich beladen, wohl um der Mutter seine Gaben zu bescheeren — dort naht einer mit einem prangenden Weihnachtsbaum — o wie wird er leuchten, wenn die Kerzen angezündet sind — Freude strahlt am heutigen Abend auf Aller Antlitz, jedes Zimmer prangt in einem Lichtmeer und — und wie ergötzen die strotzenden Gaben, man sieht das Entzücken heute selbst in der elendesten Hütte.

Was wollen Sie damit sagen?

Nun, Madame — errathen Sie es nicht?

Nein.

Mein Gott — so will ich Ihnen sagen, daß überall Glück und Freude wohnen, nur bei Ihnen allein herrscht Leid und Schmerz — Ihre Räume flieht der heilige Christ, und der Segen der Liebe bleibt da zurück wo der Fluch des Hasses und des Verhängnisses weilen.

Mein Herr, ist das das Wenige, was Sie mir mitzutheilen haben? fragte die alte Frau mit eisigem Lächeln.

Diese Einleitung war nothwendig.

Ich bitte Sie, sich kurz zu fassen, Sie wissen ja, daß dergleichen elegische Phrasen ihren Eindruck auf mich ganz und gar verfehlen.

Das glaube ich aber nicht — Sie haben sich doch ein wenig geändert.

Ich bin die Alte geblieben, man muß consequent im Leben sein —

Das gebe ich zu, in Ihren Gesinnungen sind Sie allerdings consequent geblieben; Ihr Gemüth aber hat doch eine Veränderung erlitten.

Glauben Sie etwa, dieses sei jetzt sanftere Regungen fähig als früher? fragte die Frau mit höhnischem Lächeln.

Ich meine nur, daß es eher für Erschütterungen zugänglich sei, die Schule des Unglücks pflegt gewöhnlich solche Veränderungen hervorzubringen.

Ich habe die Schule niemals kennen gelernt, mich kann nichts erfreuen, nichts erschüttern, ich bin noch dieselbe Baronesse von Rautenberg, die ich war, als wir uns vor der Burg Eberstein begegneten.

Wir werden sehen — versetzte der Mann bedeutungsvoll — jedenfalls aber sind Sie älter geworden, außerdem total verarmt — das aber ist Nebensache, denn es hat sie nicht geändert, nichts destoweniger soll Sie der heutige Abend schon eines Andern belehren.

Der heutige Abend?

Nun ja — es ist der Weihnachtsabend.

Und was hat er mit mir zu schaffen?

Auch Sie gehören zu denen, für welche des Erlösers Blut am Kreuze geflossen, sind also nicht ausgeschlossen von den Ueberraschungen, des Weihnachtsfestes.

Wollten Sie etwa der heilige Christ sein, der mich zu überraschen gedenkt?

Ja, Madame, denn der wahre heilige Christ kennt Sie nicht.

Ich werde auf das mir zugedachte Vergnügen verzichten, indem ich meiner Wohnung für den heutigen Abend fern bleibe.

O treffen Sie alle nur erdenklichen Vorbereitungen, Sie werden dieser Bescheerung nicht entgehen — dafür werde ich Sorge tragen.

Ich weiß, Sie sind ein Mensch, der viel wagt, das Unmögliche aber können Sie nicht möglich machen —

Sie täuschen sich — ich werde heute Alles möglich machen, denn der Weihnachtsabend des Jahres 1866 ist berufen die Katastrophe des Trauerspiels wenigstens für Sie herbeizuführen.

Ich dächte diese wäre schon da — versetzte die Frau mit sardonischem Lächeln.

Noch nicht vollständig.

Also heute Abend?

Wie ich sagte.

Aber Sie werden sich vergebens bemühen.

Geben Sie Acht, Madame — heute Abend!

Meine liebe Jeannette, sagte der kleine Mann, als er bald darauf vor der Angeredeten stand, die Stunde ist gekommen.

Die Angeredete wurde bleich und von heftigem Zittern ergriffen.

Sind Sie etwa erschienen, um von der schon vor längerer Zeit angedeuteten Vermählung zu sprechen?

Nein; Mademoiselle — dieses Thema soll heute nicht zur Berathung kommen —

Was also werde ich hören?

Heute Abend werden die Glocken das Christfest einläuten.

Ich weiß es.

Ich habe Ihnen eine Bescheerung zugedacht — sagte der kleine Mann bedeutungsvoll.

O Gott, ich bebe schon nur bei dem Gedanken an eine Bescheerung, die von Ihnen kommt.

Fürchten Sie nichts, Mademoiselle — Sie sind ja längst darauf vorbereitet — erinnern Sie sich nicht jenes Tages, an welchem Sie die von mir überreichte Schrift unterzeichneten?

Ja — jetzt begreife ich, was Sie verlangen, sagte Jeannette in leisem Tone, während sich ihre Blicke zu Boden senkten.

Nun, Sie werden traurig, wenn es sich um die Vollziehung eines Aktes handelt, der doch eigentlich —

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß mir vor dieser Stunde bangt, denn es ist eine Situation, die doch —

Beruhigen Sie sich über Alles — ich verspreche Ihnen, daß man an betreffender Stelle sehr erfreut sein wird.

Gott, wenn ich aber daran denke, wie man es über sich gewinnen konnte ein doch so geliebtes Wesen —

Daran freilich dürfen Sie nicht denken, heute soll Ihre Brust mit Liebe und nicht mit Abscheu erfüllt sein, was geschehen ist, muß vergessen sein — der heutige Tag soll Alles ausgleichen.

Und mein Vater?

Wird natürlich zugegen sein müssen, wie jene Frau — bereiten Sie sich also auf die Scene vor, welche nicht ohne Feierlichkeit sein wird.

Wann soll sie stattfinden?

Heute Abend zehn Uhr —

Nicht früher?

Aus Gründen ist es früher unmöglich — ich werde Sie bitten, sich in Weiß zu kleiden, ich mache Sie wiederholt darauf aufmerksam, daß eine solche Scene feierlich ist.

Wo aber soll —

Ich werde Sie gegen zehn Uhr mit einem Wagen holen, Sie und Ihren Vater —

Sie sollen mich bereit finden, sagte Jeannette mit einem tiefen Seufzer; wie aber steht es denn mit jenem Blatt?

Trösten Sie sich deshalb.

Mein Herr, ich habe es unterzeichnet —

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wie ich es schon an jenem Abend that, daß Sie nichts deshalb zu fürchten haben — auch dieser Punkt kommt heute Abend zur Sprache — und nun leben Sie wohl, Mademoiselle — also gegen zehn Uhr — ich muß noch viele Vorbereitungen treffen, die Feierlichkeit genügend auszustatten.

Der Weihnachtsbaum.

Der Abend ist kalt und nebelfeucht, dichte Wolken lagern über Paris — gewaltige Nebelmassen werden von einem scharfen Nordwinde über die ungeheure Seine-Stadt getrieben und hüllen deren Gebäude in einen düstern Schleier.

Man sieht eine Frau, die schon während der ganzen zweiten Hälfte des Tages und eines großen Theiles des Abends auf der Straße umherstreift und wie es scheint, kein bestimmtes Ziel hat, denn sie bleibt, so oft sie an eine Straßenecke gelangt ist, stehen und scheint zu überlegen, ob Sie dahin oder dorthin gehen soll.

Sie hat sich wie alle Andern auf der Straße an den Nebel gewöhnt und dieser hindert nicht, die erleuchteten Fenster der Häuser sehen zu lassen, in welchen heute, am heiligen Abend Freude und Wonne herrscht.

Bisweilen bleibt sie vor einem der prachtvoll illuminirten Schaufenster stehen und betrachtet diesen oder jenen Gegenstand, aber kein Zug ihres Antlitzes verräth irgend eine Regung ihres Innern, man weiß nicht, ob sie Wohlgefallen oder Schmerz bei dem Anblick der prachtvollen Gegenstände empfindet — ihr Gesicht bleibt kalt und gleichgiltig.

Der Wind weht scharf, lüftet oft ihren Mantel und Frost wandelt sie an. Sie sehnt sich längst nach dem warmen Zimmer allein sie wagt nicht, es zu betreten, denn sie will einem unangenehmen Gast entgehen,

der ihr eine Weihnachtsbescheerung zugesagt vor der ihr graut —

Und nun, lieber Leser, haben wir wohl in der einsamen Wanderin die Baronesse v. Rautenberg erkannt.

Ja, sie will dem Besuche Frechs ausweichen und irrt deshalb seit drei Uhr auf der Straße umher, erst nach zehn will sie zurückkehren, dann hofft sie vor ihm sicher zu sein.

Schon oft wohl hatte sie diesen Gast erwartet, niemals aber war sie vor ihm geflohen — heute aber hatte sie in den Gedanken an ihn ein namenloses Grauen erfaßt — heute ahnte und fürchtete sie etwas Schreckliches — von der Katastrophe, die er ihr zugesagt.

Die Frau, so schlau, so überlegt sie auch stets gewesen sein mochte, hatte jetzt zu erwägen vergessen, daß Frech alle Mittel anwendet, um sich seines Opfers zu versichern, jetzt sollte ihr dies aber klar werden.

Die Baronin hatte in dem Gewühle auf den Straßen nicht darauf geachtet, daß ihr zwei Männer in eleganter Kleidung folgten, welche neben einer langsam fahrenden Equipage hergingen.

Sie mochte gehen, wohin sie wollte, jede Richtung eingeschlagen, überall war dieser seltsame Zug hinter ihr.

Endlich hatte es vom Thurm der Notre-Dame zehn Uhr geschlagen — jetzt athmete die Baronin leichter.

Wohl wissend, daß diese Stunde für Paris etwa erst die Mitte des Abends bildet, hoffte sie doch jetzt von Herrn Frech nicht mehr belästigt zu werden, und so schlug sie denn endlich den Weg nach ihrer Wohnung ein, welche sie nach einer halben Stunde erreicht hatte.

Freudig betrat sie ihr Zimmer, und da sie ein heftiger Frost schüttelte, beeilte sie sich, an einem Feuer, welches sie schnell im Kamin angezündet hatte, sich zu erwärmen.

Sie starrte auf die Flammen, die verschiedensten Gedanken und Gefühle bestürmten ihr Gemüth, welches heute mehr bewegt war, als je.

Ihr Antlitz war düster, aber keine Thräne zeigte ihr inneres Weh — obgleich sie schon die wohlthuende Macht des wärmenden Feuers verspürte, fühlte sie doch unablässige Schauder ihr Gebein durchrieseln —

Was zwang sie denn heute ununterbrochen an Frech zu denken? — sonst, wenn dieser sich entfernt hatte, war er auch ihren Sinnen entrückt — heute wollte der Gedanke an ihn nicht von ihr weichen, und seine Gestalt schwebte wie ein erschreckendes Gespenst vor ihrer Seele.

Sie durchdachte ihr Leben und der Weihnachtsabend eines jeden Jahres seit ihrem Kindesalter trat in ihre Erinnerung —

Mit Entsetzen dachte sie bei dieser Gelegenheit an den Mann, der ihr zuerst seine Liebe gestanden und ihr an einem Weihnachtsabend ein Geschenk überreichte, mit dem er sie zu beglücken geglaubt — dieser Moment war es namentlich, an welchem heute ihre Erinnerung haften blieb — und sie schauderte aufs Neue.

Es war elf Uhr.

Bis jetzt war sie von dem lästigen Gast verschont geblieben, nun durfte sie ihn wohl nicht mehr erwarten, und dieser Gedanke hatte etwas ungemein Tröstliches für sie —

Plötzlich ließ sich Geräusch vernehmen — bebend fuhr die Baronin zusammen — heute erschreckte sie — jeder Hauch.

Sollte er jetzt noch kommen? — in der That — es lassen sich Tritte vernehmen, aber es nahten Mehrere — ungestüm pochte das Herz der Baronin, und eilig verriegelt sie das Zimmer, was bisher noch unterblieben war.

Mit verhaltenem Athem lauscht die bleiche Frau an der Thür — der Schein des Feuers, der sie trifft, läßt sie gespensterhaft erscheinen.

Jetzt pocht es erst leise an — die Baronin bleibt stumm — des Pochen wiederholt sich, jedoch stärker als zuvor.

Aufgemacht! — ließ sich eine männliche Stimme vernehmen.

Wer begehrt Einlaß? fragte die Baronin leise.

Aufgemacht im Namen des Gesetzes!

Tödtlicher Schrecken lähmt anfangs die Glieder der Baronin, bald aber, obgleich ihr Gewissen nicht frei von Furcht sein mochte, sagte sie sich, daß sie, wenigstens augenblicklich vor dem Gesetze nicht compromittirt sei.

Zitternd öffnet sie die Thür, zwei Männer, in Mänteln treten ein.

Sind Sie die Baronesse von Rautenberg? fragt einer derselben.

Wer sind Sie, daß Sie es wagen, auf diese Weise bei mir einzudringen? fragte sie gefaßt, Sie begehrten im Namen des Gesetzes Einlaß, beweisen mir aber durch nichts daß Sie dazu legitimirt sind —

Ohne Weiteres schlugen die Männer ihre bürgerlichen Mäntel zurück und ließen die Uniform von Polizei-Commissären sehen.

Sie werden uns nun folgen, Madame?

Sie wollten mich verhaften?

Sie werden mit uns gehen, Madame, das Weitere erfahren Sie später.

Welches Recht haben Sie zu dieser Maßregel, sagte, die Baronin in sehr energischem Tone; wo ist die Ordre, kraft welcher Sie handeln?

Wir sind nicht befugt, irgend welche Rechenschaft zu geben, versetzte einer der Männer, noch uns auf die geringste Erörterung einzulassen.

Ich habe das Recht, nach meinem Verhaftsbefehle zu fragen?

Und wir sind nicht gewillt, Ihnen diesen zu präsentiren — Sie werden mit uns gehen, widrigenfalls Sie uns zwingen, Gewalt anzuwenden —

Gewalt? rief die Baronin entrüstet.

Kleiden Sie sich an, Madame — es ist Zeit.

Und ich protestire gegen diesen Act der Gewalt.

Mögen Sie an anderer Stelle Beschwerde führen, wir müssen unserer Pflicht gehorchen, und nun Madame, folgen Sie uns, es dürfte im Hause Aufsehen erregen, falls Sie sich renitent zeigen — Sie werden solches hoffentlich vermeiden wollen —

Die Baronin sah trotz aller Erwägung ein, daß sie der Gewalt nicht Widerstand leisten konnte, außerdem wollte sie in der That in dem Hause, wo sie als geachtete Dame bekannt war, jedes Aufsehen vermeiden, warf sich hastig den Mantel um und folgte den beiden angeblichen Commissären.

Unten hielt ein Wagen, welchen sie in Begleitung der Männer bestieg, und dieser fuhr davon.

Nach einer halben Stunde wurde Halt gemacht, und noch ehe die Baronin es verhindern konnte, ward ihr eine Binde um die Augen geworfen.

Ha, wozu das? rief sie heftig.

Schweigen Sie, Madame!

Wenn Sie eine rechte Sache haben, so ist diese Maßregel unstatthaft, rief sie und versuchte, die Binde abzustreifen.

Madame, Sie mögen in den nächsten Augenblicken Beschwerde vor Ihrem Richter führen — uns haben Sie nur zu gehorchen und schweigen Sie nicht, so sind wir gezwungen, Ihren Mund gewaltsam zu verschließen — es giebt Mittel.

Ich wiederhole, daß ich gegen diese Gewalt protestire, Sie werden mir Rechenschaft zu geben haben —

Die Baronesse wurde nun zum Aussteigen veranlaßt, man führte sie dann durch ein Portal eine Treppe hinauf.

Jetzt wurde ihr die Binde wieder von den Augen genommen, die Männer waren schnell verschwunden, und die Baronin sah sich in einem elegant ausgestatteten, hell erleuchteten Gemache allein.

Was war das? — sollte dies das Gefängniß sein, wohin man sie geführt? ein solcher Kerker wie die ganze Art ihrer Verhaftung schienen ihr räthselhaft.

Sie erhob sich von dem Sammetsessel, auf welchem sie Platz genommen hatte und schritt der Thür zu, doch diese war — verschlossen, sie also — gefangen.

Eine breite Flügelthür war ebenfalls abgesperrt und endlich begann die Baronin zu ahnen, daß Frechs allmächtige Hand die Dinge leiten müsse.

Viele Oelgemälde der berühmtesten Meister, ebenso zahlreiche Portraits zierten die mit rothen von Gold durchwirkten Sammettapeten decorirten Wände.

Unter den letztern befanden sich sämmtliche Minister Napoleons III. seit seinem Regierungsantritt bis zu diesem Augenblick, eben so alle Seine-Präfecte — über Allen thronte das Kaiserpaar.

Endlich wurde die Baronin auf ein Portrait aufmerksam, welches ziemlich unscheinbar nicht in kostbarem Barockrahmen wie die übrigen, sondern in höchst einfacher Fassung ganz niedrig, unmittelbar über dem Sopha hing.

Die Baronin hatte kaum den ersten Blick darauf geworfen, als sie von einem tödtlichen Schrecken ergriffen war.

Regungslos ruhen ihre Blicke auf jenem unseligen Bilde — ihre Brust ist schwer, sie vermag kaum zu athmen und scheint völlig betäubt.

Noch ehe sie einen Gedanken fassen kann, öffnet sich die Seitenthür, und Frech — tritt ein.

Sein Sie mir herzlich gegrüßt, Madame! redete er sie mit tiefer Verbeugung an.

Sie sind, mein Herr? stammelte die Angeredete.

Ich kann es nur Ihrer augenblicklichen Verwirrung zuschreiben, wenn Sie meine Nähe nicht errieth en.

So wäre ich —

Sie sind mein Gast, Madame — Sie sehen, daß Sie mir nicht entgehen konnten.

Aber welcher Mittel bedienten Sie sich?

Ich war gezwungen, Sie scheinbar verhaften zu lassen, habe zu diesem Zwecke zwei meiner Diener in Polizeiuniformen gesteckt und Sie hieherschaffen lassen — es bleibt Ihnen nun überlassen, mich wegen Betrau-

bung persönlicher Freiheit anzuklagen, aber Sie werden ohne Zweifel besser thun, davon abzustehen.

Und warum legte man mir eine Binde um die Augen?

Damit Sie beim Eintritt in dieses Hotel nicht sogleich errathen, daß Ihre Verhaftung fingirt sei.

Zu welchem Zwecke bin ich hier?

Damit Ihnen die zugesagte Ueberraschung — die Weihnachtsbescheerung zu Theil werde.

Konnten Sie dies nicht bei mir vollbringen?

Nein, Madame, versetzte Frech kurz und bestimmt.

Mit dieser Antwort haben Sie nichts motivirt.

Ihre Wohnung eignet sich nicht zur Ausführung meines Planes, denn sie ist zu klein und die Ihnen bevorstehende Bescheerung zu groß.

Wann aber soll diese endlich stattfinden? fragte die Baronin beklommen.

Noch im Laufe dieses Abends.

Mein Herr, es ist bald Mitternacht.

Es ist erst halb zwölf, Madame — die Vorbereitungen sind noch nicht vollendet, und Sie werden schon die Güte haben sich währenddeß mit meiner Unterhaltung zu begnügen — wie gefällt Ihnen denn dieses Zimmer?

O — es ist ganz passabel.

Nicht wahr, Madame, seine Ausstattung steht der ehemaligen in Ihren Gemächern durchaus nicht nach?

O doch — versetzte die Baronin die ihm das Recht seiner Ueberhebung nicht zugestehen mochte.

Frech lächelte in einer Weise wie nie zuvor.

Haben Sie die Portraits da schon angesehen, Madame? fragte er nach kurzem Schweigen, indem er sich ihr näherte.

Oberflächlich, entgegnete die Gefragte mit stockendem Athem — es sind die Minister.

Nicht Alle — unterbrach sie Frech; haben Sie das Bildniß dieses jungen Mannes da schon in Augenschein genommen?

Welches denn?

Das da — unten —

Die Baronin war dem Zusammensinken nahe, sie warf einen flüchtigen Blick auf das bezeichnete Bild und — schwieg.

Nun, Madame, ich bitte, betrachten Sie dieses Portrait.

Ich — habe es schon bemerkt — versetzte die Baronin mit gepreßter Stimme.

Ist Ihnen nicht wohl, Madame? fragte Frech lächelnd — Sie sind sehr alterirt.

O ich fühle mich ganz wohl, mein Herr.

Nun dann werden Sie mir sagen können, ob Ihnen dieses Portrait bekannt erscheint, Madame?

Nicht — im geringsten.

Sie erinnern sich also nie — nie das Original gesehen zu haben?

Ich weiß in der That nicht, versetzte die Baronin mit leiser Stimme; doch welche Bewandtniß hat es damit?

Sie werden dies noch heute erfahren, entgegnete Frech mit bedeutungsvollem Lächeln; aber Sie müssen doch mindestens eine Aehnlichkeit erkennen?

Sollte es vielleicht Franz Löscher —

Madame, in jenen Tagen war Franz Löscher noch nicht vorhanden, ich muß übrigens Ihre Gedächtnißschwäche bewundern —

In diesem Augenblicke ließ sich eine ferne Musik vernehmen, die Baronin wurde aufmerksam.

Hören Sie, Madame?

Wohl — was bedeuten diese Klänge?

Sie leiten die Bescheerung ein, und Madame, die Stunde ist gekommen — eine Stunde, die Ihnen Stoff zum Nachdenken geben wird — Sie werden die Güte haben, mir zu folgen!

Nein, lassen Sie mich.

Sie müssen mich begleiten, denn die Katastrophe naht.

O diese Katastrophe — ich will nichts mit ihr zu schaffen haben — es ist unnöthig, daß —

Keine Tragödie ohne Katastrophe, aber warum fürchten Sie diese?

Ich fürchte sie nicht, denn was könnte mir geschehen, sagte die Baronin plötzlich mit Entschiedenheit, allein ich sehe nicht ein, warum ich mich Ihren Launen fügen soll.

Madame, Sie werden oppositionell?

Sie werden keine ferneren Fragen an mich richten, sondern mir gestatten, mich zu entfernen.

O Sie sind naiv — kommen Sie Madame — es wird nicht lange währen.

Mit diesen Worten ergriff er den Arm der Baronin und führte sie in ein Nebenzimmer.

Der große Saal, in welchem sie sich jetzt befanden, war hell erleuchtet.

Der Thür gegenüber, durch welche sie eingetreten, war eine Bühne errichtet, ein herabgelassener Vorhang deutete an, daß hier eine Scene stattfinden sollte.

Aus einer Thür, die seitwärts des Sa-

les, zur linken Seite des Theaters geöffnet war, drangen die Klänge jener elegischen, wohin schon gehörten Musik.

Drei Sessel befanden sich der Bühne gegenüber, auf dem mittelsten mußte die Baronin Platz nehmen.

Der zu ihrer Rechten war bereits besetzt, der zur Linken wurde von Frech eingenommen.

Ah, gnädige Frau, nahm der Herr, der bereits anwesend war, das Wort; ich freue mich, Sie nach so langer Zeit wieder begrüßen zu dürfen.

Wer sind Sie, mein Herr?

Betrachten Sie mich nur ein wenig genau —

Habe nicht die Ehre.

Ich erkannte Sie sogleich, gnädige Frau, und ich hoffe, das Alter hat seine Spuren an mir nicht in höherem Grade bewiesen, als bei Ihnen?

Ein höhnisches Lächeln schwebte um den Mund der Baronin.

Ich kenne Sie nicht, sagte sie kurz und geringschätzend.

Mein Name ist Moritz Martin.

Ah so — in Ihrer ehrenwerthen Gesellschaft also befinde ich mich, sagte die Baronin mit spöttischem Lächeln; in der That, fuhr sie zu Frech gewendet fort; Ihre Salons sind gerade nicht den höheren Kreisen der Aristokratie geöffnet —

Wenigstens am heutigen Abend nicht, gnädige Frau, entgegnete der Gefragte in beißendem Tone, wäre dies der Fall, dann könnten auch Sie nicht erschienen sein — aber geben Sie Acht, denn der nächste Augenblick bringt die Bescheerung, wie sie an einem Weihnachtsabend nicht sinniger gewählt sein kann.

So möge der Mummenschanz seinen Anfang nehmen, sagte die Baronin trotzig.

Sogleich, Madame.

In diesem Augenblick ward ein Zeichen mit einer Glocke gegeben — der Vorhang rauschte in die Höhe und — eine mächtige Tanne mit allem Schmucke des Weihnachtsbaumes versehen, zeigte sich, sonst — nichts.

Ein höhnisches Lächeln verzerrte den Mund der Baronin.

Dem Himmel sei Dank, daß Ihr kindisches Vergnügen ein Ende hat — nahm sie das Wort, ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Bescheerung, und Sie erlauben, daß ich mich jetzt entferne.

Noch nicht, Madame —

Soll diese Komödie noch fortgesetzt werden?

Sie nimmt schnell den Anfang, wird aber schnell beendet sein; in der That bewundere ich Ihre Kaltblütigkeit — doch folgen Sie mir Madame.

Wohin denn?

Zur Bühne — wo Ihrer die Bescheerung harrt.

An der Seite der Bühne führten einige Stufen zu derselben, welche die Baronin, von Frech gefolgt, bestieg.

Kaum waren sie zum Weihnachtsbaum gelangt, als die Baronin die an denselben befestigten Gegenstände flüchtig musterte.

Wie gefallen Ihnen diese Kleinigkeiten? fragte Frech lächelnd.

Sie haben meinen vollkommensten Beifall — ich bewundere Ihre Aufmerksamkeit, wenn ich auch die Art und Weise bitter tadeln muß, mit welcher Sie mich zu dieser Ueberraschung führen ließen.

Sie haben noch nicht den Gegenstand gesehen — welcher eben den Hauptbestandtheil dieser Bescheerung bildet.

Bitte, machen Sie mich aufmerksam darauf.

In diesem Augenblick streckte Frech die Hand aus und zog hinter dem Weihnachtsbaume eine weiß gekleidete Dame hervor, welche mit einer gewissen Schüchternheit auf die Baronin blickte.

Was soll das? fragte diese plötzlich bestürzt.

Betrachten Sie diese Dame — sagte Frech bedeutungsvoll.

Die Baronin wurde jetzt auf das Aeußerste erregt — eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß die Erscheinung zu ihr in eine gewissen Beziehung stehen müsse.

Ich kenne diese Dame nicht, flüsterte sie — wer ist sie?

So sehen Sie doch nur in ihre Züge, sagen diese Ihnen nichts — gar nichts?

Ich weiß nicht — aber sprechen Sie endlich, wer ist diese Dame?

Ihre Tochter — Madame! sagte Frech mit unheilvollem Ausdruck, während die Baronin einen dumpfen Schrei ausstieß.

Es ist Ihre Tochter, genannt Jeannette Martin — nahm Frech wieder das Wort.

O Mutter, geliebte Mutter, sieh hier dein Kind, das diese Stunde — so unendlich beglückt.

Sie wollte die Baronin umarmen, diese aber stieß sie unsanft zurück.

Ich habe keine Tochter, sagte sie in eisigem Tone.

Jeannette stieß einen Schrei aus, dann

folgte tiefes Schweigen — die Anwesenden bildeten eine starre Gruppe.

Weib — Sie verleugnen Ihr Kind? nahm Frech endlich das Wort.

Wenigstens dieses — ich habe keine Tochter.

Hier steht das unglückliche, schon in zartester Jugend verstoßene Kind — unnatürliches, schreckliches Weib, der Tiger schmiegt seine Jungen an sich — Du stößest Dein Kind von Dir.

Welche Sprache! rief die Baronin empört.

Die, gerechter Entrüstung.

Mit thränenvollen Blicken und gefalteten Händen stand Jeannette da, trostlose Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt.

O welche Beschämung haben Sie mir bereitet, nahm sie zu Frech gewendet das Wort; Sie sprachen von einer Mutter, und ich finde hier eine eisige herzlose Frau, die mich in herber, verächtlicher Weise von sich stößt — die Stimme meines Innern hat mich nicht getäuscht, indem sie mich vor diesem Augenblicke warnte, ja, Madame, lassen Sie mich gestehen daß sobald dieser Herr nur von meiner Mutter sprach, sich meine Brust mit Bangen erfüllte, denn ich sagte mir, wer im Stande gewesen, sein Kind dem Egoismus zu opfern, wer es gefühllos in zartester Jugend hinausgestoßen und dieses einem fremden Manne übergeben konnte, damit er es für Geld als das Seine betrachte, hat niemals jenes heilige Gefühl gekannt, welches die Natur selbst der wilden Bestie eingepflanzt hat, und Sie — Madame, haben mich nicht vom Gegentheil überzeugt.

Sein Sie ruhig, Mademoiselle; Sie werden Genugthuung haben, sagte Frech, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.

Fort, fort, von hier! — rief die Baronin indem sie eine krampfhafte Wendung machte.

Nicht von der Stelle, Madame; heute wird es zwischen uns zur Katastrophe kommen — vor Allem aber sagen Sie mir, verleugnen Sie noch dieses Kind?

Bemühen Sie sich nicht weiter, mein Herr, sagte Jeannette in flehendem Tone; ich verzichte gern darauf, von solcher Mutter als Kind anerkannt zu werden — ich halte es sogar für eine Strafe Gottes, für einen Fluch des Schicksals, von ihr geboren zu sein.

Vermaimt Sie diese Sprache nicht, gnädige Frau? sagte Frech.

Sie wissen —

Daß Sie kein Herz haben — ja, ich weiß es, aber antworten Sie, verläugnen Sie, daß diese Ihre Tochter ist?

Ich weiß nichts von einer Tochter.

So sollen Sie die Beweise Ihrer Schuld vermaimen.

Er gab mit der Glocke ein Zeichen, worauf eine alte Frau erschien, welche sich in schüchterner Weise der Gruppe nahte.

Kennen Sie diese Frau? fragte Frech die Baronin.

Sie ist mir völlig unbekannt.

Aber Sie sind mir bekannt, Madame — sagte die alte Frau mit großer Bestimmtheit, obgleich Sie während deß alt geworden, so erkenne ich Sie doch auf den ersten Blick wieder — an — Ihren düstern, eigenthümlichen Blicken — Ihr Angesicht hat sich den Spuren des Alters nicht entziehen können, Ihr Auge aber ist dasselbe geblieben — es hat seinen schrecklich ruhigen Ausdruck behalten, der mich mit Angst und Grauen erfüllte, gleich als ich Sie zum ersten Male gesehen.

Wann sollte dies der Fall gewesen sein, wenn ich fragen darf? nahm die Baronin in schneidendem Tone das Wort.

O, es sind fast dreißig Jahre seit jener Zeit verflossen.

Und wo hatte ich die Ehre? fragte die Baronin eben so verächtlich und höhnisch als zuvor.

In der Schweiz, gnädige Frau, dort, wo Sie eben einem Kinde das Leben gaben — Sie reisten dann ab — das Kind blieb zurück — damals war Ihr Name Fräulein v. Kalkenbruch.

Sie erbleichte — jetzt begann ihr Herz bange zu pochen, aber noch versuchte das unnatürliche Weib, seine Rolle fortzusetzen.

Welche Behauptung wagen Sie?! preßte sie in zürnendem Tone hervor.

Madame, wollen Sie gar Ihren Namen leugnen! rief die alte Frau — doch Sie müssen wohl Ihre Gründe haben — zwei Jahre später kehrten Sie nach der Schweiz zurück, dort nahmen Sie Ihre Tochter in Empfang und begaben sich in meiner Begleitung nach dem Elsaß — und dort —

Brachte mir diese Frau das Kind, fiel Moritz Martin ein; sie händigte mir zugleich eine Summe von tausend Thalern ein, damit ich das Kind als mein eigenes betrachten und ihm meinen Namen geben sollte wie es auch geschehen — und hier sind die Kleider, die es trug, setzte er hinzu, indem er ein weißes Kinderkleid, ein Häubchen mit grü-

neun Schleier, Strümpfe und kleine rothlederne Schuhchen aus einem Packet hervorholte.

Tiefes Schweigen trat ein — die Baronin schien erstarrt.

Leugnen Sie noch, gnädige Frau? sagte Frech.

Verschonen Sie mich mit jeder ferneren Frage; aber ich glaube, wenn man sich der Mutterpflichten entsagt hat, so muß der, von dem man die Vaterrechte für Gold erkauft, solche bis zu seinem Ende anerkennen.

Sie leugnen also mindestens nicht mehr, die Mutter dieser Tochter zu sein, nahm Frech das Wort.

Niemand auf der Welt vermag mir zu beweisen, daß diese Person meine Tochter sei, entgegnete die Angeredete bestimmt.

Nur ich — Madame — sagte Frech, zog ein Document hervor und hielt dieses gegen die Blicke der Baronin, deren Antlitz sich verfärbte.

Wie kommen Sie zu diesem Papier? stotterte sie.

Es ist der Taufschein Ihres Kindes, sagte Frech, der wohl nicht durch Ihre Schuld zufällig dem Kinde beigefügt war — ein Umstand, den man dieser Frau verdanken mag — ist es nicht so? wendete er sich an die Alte.

Ja, ich wußte den Taufschein des Kindes an seinem Kleidchen zu befestigen, damit man einmal später seinen wahren Namen erfahren kann — mich jammerte die unglückliche Waise.

Nun, gnädige Frau, wollen Sie nun Ihre Tochter anerkennen? fragte Frech.

Nein — versetzte diese bestimmt.

O Gott, rief Jeannette händeringend; also diese Frau hat mir das Leben gegeben.

Sie sollen eine glänzende Genugthuung haben, Mademoiselle, sagte Frech; nur einige Augenblicke Geduld — Madame, fuhr er zu der Baronin gewendet fort; Sie haben sich bemüht, dieses Mädchen aus dem Register Ihrer Ahnen zu streichen. — Als das Schicksal oder vielmehr ich Sie nach Paris berief, erfuhren Sie bald darauf durch den Barrikadenkämpfer Martin, daß Ihr Kind noch unter seiner Obhut sei und verkommen müsse, falls er den damals erhaltenen Wunden erläge — welche Antwort gab Ihnen diese Frau darauf; sprechen Sie selbst Moritz Martin.

Die gnädige Frau besuchte mich, als ich in jenem improvisirten Lazareth darniederlag, und machte mir ein seltsames Anerbieten —

Sprechen Sie freimüthig offen, gebot Frech, als Martin plötzlich verstummte.

Daß ich das Kind beseitigen sollte, für welchen Dienst sie mich mit zehntausend Francs belohnen wollte.

Gott, welche Mutter! rief Jeannette in Thränen ausbrechend.

Dieser Mann sagt die Unwahrheit! fiel die Baronin ein.

O bemühen Sie sich nicht, Madame, wir kennen Sie — Sie haben Ihr eigenes Kind dem gräßlichsten Elend preisgegeben; dieses darbte, während Sie in Ueppigkeit schwelgten, es schmachtete im Gefängniß und wäre untergegangen, wenn ich es nicht gerettet hätte — mir auch ist es zuzuschreiben, daß sie der Verführung des eigenen Bruders, der natürlich von der Familienbeziehung dieses Mädchens keine Ahnung hatte, nicht erlegen ist, damit Sie aber für Ihren so ganz ungerechtfertigten Stolz gedemüthigt und für Ihre unnatürliche Grausamkeit gestraft werden, mögen Sie wenigstens erfahren, welchen Schwiegersohn Sie die Ehre haben, den Ihren zu nennen.

Diese letzten Worte hatte Frech in sehr leisem Tone gesprochen, so daß ihn nur die Baronin verstehen konnte.

Zugleich zog er aus einer Tasche ein Papier hervor.

Was soll —

Schweigen Sie, Frau Baronin, fiel ihr Frech in's Wort; kennen Sie dieses Papier?

Es ist ein Ehecontract —

Lesen Sie diese Namen, sagte Frech mit leiser Stimme.

Jeannette Martin, als Braut, und Christian Wolf Veit als Bräutigam — preßte die Baronin hervor —

Genug, unterbrach sie Frech, kennen Sie diesen Veit?

Ich weiß nichts von ihm.

Es ist ein liederlicher Geselle, der Mann jenes häßlichen Hanna — aus Ihrer Heimath; erinnern Sie sich seiner nicht — er wurde von dieser geschieden und ist so ihr Schwiegersohn geworden, bei ihm und Ihrer Tochter werden Sie fortan wohnen.

Diese Ehe ist mir gleichgiltig — wer aber wird mich zwingen, bei diesen Leuten zu wohnen? fragte die Baronin mit gepreßter Stimme.

Sie werden die Wahl zwischen diesem und dem Aufenthalte im Kerker haben — Madame, versetzte Frech bedeutungsvoll.

Im Kerker? fragte sie erbleichend.

Madame — diese Stunde bringt den An-

genblick des Gerichts, Sie werden nicht vergessen haben, daß Sie — Verbrecherin sind — nur eine Bedingung, die Sie zu erfüllen haben, kann Sie der rächenden Hand der Gerechtigkeit entziehen, der Vergeltung freilich nicht mehr, denn diese hat sie bereits ereilt.

Welche Bedingung? schnell — schnell!

Daß Sie diese Tochter, als die Ihre anerkennen — wollen Sie?

Es sei — sagte die Baronin, während sich ihr Mund krampfhaft verzog.

Gut denn, so will ich Ihre Absicht sogleich bekannt machen — die Frau Baronin, mit der ich soeben leise verhandelt habe wendete er sich dann mit lauter Stimme an die Anwesenden, hat sich eines Besseren besonnen, indem sie Jeannette Martin als Tochter angenommen, nicht so gnädige Frau?

Ja, ja, gab diese leise zur Antwort.

Das Weihnachtsfest hat Freuden für die ganze Christenheit, nahm Frech lächelnd das Wort; Niemand ist davon ausgeschlossen, der sich zu ihr bekennt, auch der Frau Baronin hat er eine Tochter geschenkt, Ihnen Mademoiselle gab es eine Mutter und außerdem noch Namen und Stellung —

Frech hielt einige Augenblicke inne, um die Baronin genauer zu fixiren, dann fuhr er in gewissermaßen feierlicher Weise fort, indem er sich an Jeannette wendete, welche mehr traurig als beglückt erschien.

Mademoiselle, sagte er, daß Sie nicht allzusehr von dem Wiederfinden einer Mutter entzückt sind, welche Sie in das Elend hinausgestoßen hat, dem Sie rettungslos verfallen wären, wenn es mir nicht gelungen wäre, Sie noch rechtzeitig aus dem Schlamme emporzuziehen, läßt sich denken; ich habe Ihnen aber Entschädigung für die lang erduldete Schmach zugesagt und diese soll Ihnen heute werden. Nicht mehr, Jeannette Martin sei Ihr Name, sondern Leopoldine, Gräfin von Lauterburg.

Eine allgemeine Bewegung ließ sich erkennen, die Baronin zitterte am ganzen Körper und nur mit Mühe vermochte sie sich aufrecht zu halten.

Jeannette stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und griff krampfhaft nach Frechs Arm.

Sie sind die rechtmäßige Tochter des Grafen Leopold von Lauterburg, welcher noch vor der Verheirathung mit Ihrer Mutter im Duell gefallen — hier die Beweise.

Und so zog er ein Document hervor, bei dessen Anblick die Baronin einen Wuthschrei hören ließ.

Das ist das Document, welches mir mit vielen andern Papieren gestohlen wurde, rief sie bebend.

Ich ließ es Ihnen entwenden, trotzdem Sie der Frau Löscher den Schlüssel anvertraut haben, der das geheime Fach, in welchem es aufbewahrt, verschloß; ich wußte es zu finden, damit es dieser Armen, Verstoßenen erhalten bleibe und Ihr Stand und Existenz sichere — ohne dieses Document, welches jene alte, bleiche Frau da drüben, erbarmungslos den Flammen geopfert hätte, wären Sie zum Theil Ihrem Elende überantwortet geblieben — nicht wahr, gnädige Frau, meine Bosheit hat doch etwas Gutes bewirkt, — aber Sie werden sehr bleich, Madame — Sie sind unwohl?

Nein — nein — ich fühle mich ganz wohl!

Zunächst gestatten Sie die Vorlesung dieses Documents — es lautet: „Hiermit erkläre ich, daß die am 6. Mai 18.. dem Fräulein von Kalkenbuch zu St... bei Bern in der Schweiz geborene Tochter Leopoldine Lauterburg von mir unter heutigem Datu adoptirt ist — zugleich vermache ich ihr ein Kapital von fünfzigtausend Thalern, welches Zins auf Zins anwachsen und von Gräfin Leopoldine Lauterburg zur Zeit ihrer Volljährigkeit bei dem großherzoglichen Obergericht zu Mannheim, wo dasselbe deponirt ist, in Empfang genommen werden soll. Falls meine Tochter zur Zeit verheirathet ist, oder sich zu verheirathen gedenkt, so ist es mein Wunsch, daß ihr nur die Zinsen eingehändigt werden, während das Kapital für die Kinder ihrer Ehe stehen bleibt, und ihr nur der Nießbrauch desselben bis zur Volljährigkeit der Letztern zugestanden bleiben."

Dieses Document, dessen Abschrift sich die gnädige Frau zu verschaffen gewußt, wohl durch den Einfluß eines gewissen Herrn Ministers — ist urkundlich und untersiegelt auf dem großherzoglichen Obergericht zu Mannheim deponirt.

Wieder Pause.

Und nun, nahm Frech wieder das Wort, noch ein zweites Document, enthaltend die dem Grafen Lauterburg von Seiner Hoheit dem Großherzog von Baden gewährte Erlaubniß zur Adoptirung seiner Tochter und zur Uebertragung seines Standes auf dieselbe — diese Erlaubniß von dem Grafen, der sehr reich und sehr hohe Verbindungen hatte, erst am Tage vor seinem unglücklichen

Duell nachgesucht, erschien freilich nach seinem Tode — und nun Gräfin Leopoldine von Lauterburg, wendete er sich an Jeannette; ich gratulire von ganzem Herzen — sind Sie mit meiner Entschädigung zufrieden?

Die Angeredete war so betäubt, daß sie kaum wußte, was um sie her geschah.

O Gott — mein Herr, stotterte sie —

Sie verdienten diese Genugthuung, und was nun Ihren Ehecontract mit dem elenden Beit betrifft, den Sie unterzeichnet haben, so erkläre ich, daß derselbe von mir fingirt war, um dieser unnatürlichen Mutter zu zeigen, wie weit es mit der Tochter hätte kommen können — jetzt ist er null und nichtig und übergeben wir ihn somit seinem Schicksal.

Er hielt das betreffende Papier gegen eine Kerze des Weihnachtsbaums, bald lag es in Asche verwandelt am Boden.

O mein Herr, nahm Jeannette das Wort, ich bin fast betäubt, kaum traue ich meinen Ohren und Blicken, kaum fassen es meine Sinne.

Sie werden sich an die Wahrheit des Geschehenen gewöhnen lernen, haben Sie doch lange genug im Elende gelebt, um den Luxus, der Sie ferner umgeben wird, würdigen zu können, Sie sind durch die Güte Ihres Vaters sehr reich geworden, da die Zinsen Ihres Kapitals fast um das Doppelte der Zeit, die der Graf zur Hebung des letzteren bestimmt, anwachsen konnte — und noch einmal, ich gratulire gnädige Gräfin —

O nennen Sie mich nicht so — flehte Leopoldine, denn so werden wir Jeannette fortan nennen.

Dem Verdienste seine Krone!

O wodurch hätte ich ein Verdienst —

Durch das unglückliche Schicksal, welches Ihnen diese Frau lange bereitet, die sogar auch beabsichtigte, jene Documente zu vernichten, damit die Welt niemals von der Existenz der Urkunde erfahre — die gute Dame hat nur nicht bedacht, daß das Gericht öffentliche Aufforderungen an die Betheiligten ergehen läßt, und auch einer solchen verdanke ich meine Kenntniß von der Sachlage — indem ich im Jahre 1848 in einer deutschen Zeitung den Aufruf an Gräfin Leopoldine las — ich freue mich nun von ganzem Herzen, daß Ihr arger Streich mißlungen ist, Sie haßten — Sie verabscheuten, ja Sie wollten Ihre eigene Tochter —

O ich liebe mein Kind unendlich, unsäglich! rief die Baronin plötzlich in Thränen ausbrechend.

Seit wann? fragte Frech ironisch.

Seit dem Augenblick, der —

Ihnen klar machte, daß sie nicht mehr Jeannette Martin und die Frau des verbrecherischen Beit, die bettelarme Proletarierin sondern die reiche Gräfin Leopoldine von Lauterburg sei, die man allerdings lieber zur Tochter hat, bei der man gern Wohnung nimmt, denn es lebt sich besser im Palaste, an herrlicher Tafel, als in der elenden Hütte bei Brod Kartoffeln und Grütze — nein, gnädige Frau, Sie werden mit dieser Dame nichts zu schaffen haben, verschmähten Sie es, Jeannette Martin als Ihre Tochter anzuerkennen und die dürftige Kost der Frau Beit zu theilen, so sollen Sie auch auf die Salons und die kostbaren Gerichte der Gräfin Lauterburg verzichten —

Wollen Sie dies verhindern? fragte die Baronin mit eisigem Lächeln.

Ja, gnädige Frau.

Und was sagt meine Tochter?

O gnädige Frau, sagte Jeannette —

Nenne mich Mutter, theure Leopoldine, flehte die Baronin, indem sie eine feierliche Scene improvisiren wollte, und schon streckte sie ihre Arme nach der Tochter aus.

Nannten Sie diese Dame vorhin Tochter? rief Frech in fast zürnendem Tone, Sie stießen sie unsanft von sich und verleugneten sie?

Weil ich noch nicht die Ueberzeugung hatte, daß diese meine Tochter sei.

Sagen Sie lieber weil Sie noch nicht wußten, daß ich im Besitze derjenigen Documente sei, welche sie glücklich und reich machten — Sie haben keine Ansprüche auf diese Tochter.

Und was sagt Leopoldine? fragte die Baronin, indem sich ihre Blicke mit Thränen füllten.

O sei meine Mutter, versetzte die Gefragte, theile Alles, was ich besitze.

In diesem Falle sollen Sie wieder Jeannette Martin sein, fiel Frech mit tiefem Ernst ein.

Nein, es steht nicht mehr in Ihrer Macht! rief die Baronin zürnend.

Niemand verhindert mich — und ich vermag es sehr wohl — und nun erkläre ich die heutige Feier für beendet, Gräfin Leopoldine, Sie verzeihen, wenn ich Sie bitte, meinen Wagen zu besteigen, um sich nach dem Hotel zu begeben, welches ich für Sie bereits habe einrichten lassen.

Mein Herr —

Ohne Umstände, Gräfin.

Aber — ich muß noch mit Ihnen sprechen —

Ich werde mir morgen die Ehre geben Sie zu besuchen.

Adieu, meine Mutter —

Die Baronin wollte die Tochter umarmen.

Keine Scene, gnädige Frau, wer Sie kennt, wie ich, wird durch dergleichen heuchlerische Demonstrationen sehr unangenehm berührt —

Jetzt wollte auch die Baronin sich entfernen, sie eilte der Thür zu und schleuderte Wuthblicke auf den kleinen Mann.

Sie bleiben, gnädige Frau, sagte dieser, indem er den Uebrigen ein Zeichen gab, sich zurückzuziehen, was auch geschah.

Es beliebt mir nicht länger, diese Schmach zu ertragen.

Sie bleiben! wiederholte Frech mit fürchterlicher Bestimmtheit.

Und warum soll ich —

Weil ich es so will — unterbrach sie Frech — Sie werden mein Haus nicht eher verlassen, bis ich es Ihnen gestatte.

Was könnten Sie noch wünschen?

Errathen Sie es nicht?

Beim Himmel — nein.

Ich habe mit Ihnen noch ein Wörtchen zu sprechen, Sie werden die Güte haben, mir in das Nebenzimmer zu folgen.

Mitternacht ist vorüber — ich bedarf der Ruhe, Sie wollen dies erwägen.

Ich habe Ihnen oft Tag und Nacht geopfert, Sie werden mir daher wohl eine Stunde widmen können.

Haben Sie mir heute noch nicht genug gethan? fragte die Baronin bitter.

Nein — folgen Sie mir.

Die Stunde der Erkennung.

Sie befanden sich nach wenigen Augenblicken in demselben Gemach, welches die Baronin bei Ihrer Ankunft betrat.

Frech führte sie zum Sopha, auf welchem sie Platz nahm, indem sie einen schrecklichen Blick auf ihn richtete.

O Sie sind stets grausam gegen mich gewesen, nahm sie das Wort; was Sie mir aber heute gethan, übersteigt alles menschliche Ermessen.

Ich glaube heute nur Edles vollbracht zu haben —

Indem Sie mir die Tochter nahmen?

Ich zeigte der Tochter die Mutter in ihrer wahren Gestalt und hielt es für meine Pflicht, diese vor dem Ungeheuer zu warnen, welches so unsäglich viel Unheil geschaffen —

Ha — welche Worte!

Die der Wahrheit.

Es wird Ihnen niemals gelingen, mich von meiner Tochter zu trennen.

Wohl aber von deren Vermögen und ohne dieses dürfte die Tochter Ihnen nur ein werthloser Gegenstand sein, nach welchem Sie kein Verlangen zeigen — nun aber zu dem Zwecke des Augenblicks.

Und dieser ist?

Ihnen endlich meine Lebensgeschichte zu erzählen — sagte Frech mit freudigem Ausdruck.

O Gott — auch das noch! rief die Baronin erbleichend.

Das gehört zur Vervollständigung der Katastrophe — und ich bin dem Himmel sehr dankbar, der mir das Glück beschied, diese zu erleben und sie im Vollgenusse der Rache hinzubringen, o — daß dieser ersehnte Augenblick endlich gekommen, von dem ich wünschte, daß er bis in die Ewigkeit hinein währte.

O verschonen Sie mich!

Und flehte der Herr selber für Sie — ich würde seiner Bitte widerstehen — Sie müssen mich hören — ich will kurz sein.

Ich werde Ihren Wunsch unter keinen Umständen erfüllen.

Dahin sind die Zeiten, in denen Sie mir androhen konnten, mich durch ihre Dienerschaft hinausweisen zu lassen — Sie sind in meinem Hause, hier bin ich — Herr und somit befehle ich Ihnen, zu gehorchen.

Aber Ihre Lebensgeschichte ist mir bekannt, verfolgen Sie mich doch seit achtzehn Jahren, versetzte die Baronin mit leiser Stimme.

O wie Sie sich aus der Affaire ziehen wollen, doch Sie bemühen sich vergebens — antworten Sie mir — kennen Sie mich?

Gewiß, haben wir doch schon oft uns gegenübergestanden.

Wie also ist mein Name?

Sie selbst nannten sich Frech!

So haben Sie mich getauft — mein wahrer Name aber, wie lautet er? fragte Frech mit bebender Stimme.

Den haben Sie mir niemals genannt.

Gut, so sollen Sie ihn in dieser Stunde erfahren, sagte Frech, sie mit durchdringenden Blicken messend — kennen Sie dieses Bild? fuhr er fort, auf das kleine Portrait über dem Sopha deutend.

Ich sagte Ihnen schon — nein, stotterte die Baronin.

Vergleichen Sie meine Züge mit denen des Portraits — entdecken Sie keine Aehnlichkeit?

O Gott — nein!

Welche Hartnäckigkeit, welche fürchterliche Consequenz; dieses eiserne Weib fiel zu keiner Zeit aus der Rolle, es bleibt dieser bis zum letzten Augenblicke treu — wohlan denn — die Stunde der Erkennung ist gekommen — Höllenweib, ich habe Dir Deine Lebensgeschichte erzählt — errätheſt Du noch nicht, wer ich bin?

Nein — nein — nein — ich kenne Sie nicht.

Weil die Todten aus ihren Gräbern nicht aufzuerstehen pflegen, sagte Frech mit bitterm Lächeln; doch gut, es soll dieser Erkennungsscene noch eine andere vorangehen — ich will sehen, ob auch da noch — Ihre Eisennatur unerschüttert bleibt —

Was wollen Sie beginnen? Gott, ich bin einer Ohnmacht nahe.

Sie werden diese aufschieben können!

Was habe ich noch zu erwarten? sprechen Sie, sprechen Sie!

Was man einer Frau Ihresgleichen überhaupt noch vorbehalten kann — doch zur Sache — Sie haben einen Sohn.

Mein Gott — ja!

Welchen Namen trägt dieser Sohn?

Barmherziger Himmel — was soll diese Frage? rief die Baronin alterirt.

Welchen Namen trägt dieser Sohn? frage ich noch einmal.

Den, welcher ihm gebührt — Guido von Rautenberg —

Sie lügen, Madame — dieser Name gebührt ihm nicht, denn Guido ist der Sohn jenes edeln Barons, Ihres unglücklichen Gatten nicht —

Was sagen Sie da? rief die Baronin mit einem Schrei des Entsetzens.

Ruhe, Madame! gebot Frech — es soll heute Alles an das Tageslicht kommen; diese Weihnachtsbescheerung soll Todte aus ihren Gräbern heraufbeschwören — Guido ist nicht der Sohn Ihres Gatten —

O, welche böse Verleumdung!

Guido hat einen andern Vater, Madame.

Mensch — Sie machen mich wahnsinnig!

Sie werden nicht wahnsinnig werden, wenn ich Ihnen sage, daß dieser angebliche Baron Guido von Rautenberg kein Anderer, als der Sohn des einfachen Arztes, des Doctors Ponatti ist.

Die Baronin brach jetzt zusammen wie ein schwankes Rohr — ihre Gesichtsmuskeln zuckten convulsivisch, sie war lange keines Wortes fähig.

So sehe ich Sie doch endlich ein Mal alterirt, sagte Frech.

Aber wie ein Funke, der auf Zündstoff fällt, erfaßten diese Worte die Baronin, welche sich wieder stolz emporrichtete, nachdem sie wunderbarer Weise, wenn auch mit ungemeiner Anstrengung, Fassung errungen hatte.

Sie täuschen sich mein Herr, sagte sie, Ihre Verläumdung kann mich zwar überraschen, aber nicht niederbeugen — ich bin nicht im Geringsten alterirt — Sie triumphiren vergebens.

Sie leugnen, daß Guido der Sohn jenes Ponatti sei, der Sohn, zu dessen Gunsten Sie, wie in Ihrem eigenen Interesse, die Verwandten und Erben des Barons von Rautenberg betrogen haben, indem Sie diesen Fremdling in die geachtete Familie einzudrängen gewußt haben.

O Gott — welche verruchte Verläumdung! rief die Baronin händeringend.

O welche elende Komödie — also Sie leugnen beharrlich?

Wodurch wollen Sie diese nichtswürdige Anschuldigung beweisen?

Sie verlangen also Beweise, Madame? sagte Frech mit schrecklichem Lächeln.

Wer dergleichen Behauptungen wagt, muß sie durch Beweise, durch unwiderlegliche Beweise unterstützen können, mein Herr — sagte die Baronin mit ungemeiner Sicherheit.

Gut, Madame — sie sollen Ihnen werden.

Sie wollen beweisen?

Sogleich — einige Minuten Geduld!

Wie wollen Sie dies möglich machen? rief die Baronin mit heftig pochendem Herzen.

Wie ich Alles bisher möglich gemacht — nur Geduld — sagte Frech, indem er einige Schritte zurücktrat und zugleich wurden drei lang anhaltende, schrillende Glockentöne hörbar.

Die Baronin wurde plötzlich von einer tödtlichen Angst befallen — was sollte das bedeuten? Warum bebte sie?

In diesem Augenblicke hörte sie ein Geräusch eigenthümlicher Art und bald erschien von einem Diener hinten geschoben, eine Rollchaise auf zwei Rädern, auf welcher eine Gestalt zurückgelehnt und regungslos dasaß, so daß man noch nicht unterscheiden

konnte, ob sie den Lebenden oder den Todten angehörte.

Endlich machte dieser unheimliche Zug vor der Baronin Halt und jetzt sah sie in ein Antlitz — o Gott — war es Geist oder Mensch — sie vermochte es nicht zu unterscheiden.

Das Antlitz war von Runzeln entstellt, verfallen, pergamentartig — zwei hohle, glanzlose Augen stierten aus tiefen Höhlen, die welken Lippen waren zusammengepreßt, der Athem des Mannes war kurz und heftig, fast von Minute zu Minute ließ er einen krächzenden Husten hören.

Die Baronin stand wie angewurzelt — eine dunkle Erinnerung stieg in ihr auf, ihr Mund war krampfhaft verzerrt, dabei bebten ihre Lippen, und mit unendlicher Genugthuung blickte Frech auf die Baronin.

Ich werde die Herrschaften einander vorstellen, nahm er lächelnd das Wort; oder besser, ich lasse einen jeden seinen Namen selber nennen, doch vielleicht kennen Sie den Herrn, gnädige Frau?

Der Herr ist mir fremd — sagte die Angeredete leise.

Erinnern Sie sich nicht, diesen Herrn schon einmal gesehen zu haben?

Nein — nein!

Nun, mein Herr, Sie waren so gütig, meiner Einladung zu folgen, nachdem ich Sie mit dem Zweck derselben bekannt gemacht, ich bitte Sie nun, dieser Dame Ihren Namen zu nennen.

Mein Name ist Ponatti, nahm der Gefragte mit hohler Stimme das Wort.

Gott steh' mir bei, schrie die Baronin mit gellender Stimme.

Ruhe, Madame, Sie wollten es so — sagte Frech — nennen Sie nun dem Herrn Doctor Ihren Namen.

O Gott — ich — kann nicht — sprechen.

Sie werden es im Stande sein, versuchen Sie nur.

Ich kann nicht — ich — bin — unfähig.

Ich muß schon bitten, daß Sie sich ein wenig Zwang anthun, Madame, der Herr Doctor hat mir nur dieser Vorstellung halber die Ehre gegeben — Sie werden mich also nicht noch zu andern Maßregeln zwingen, deren Anwendung Ihnen in der That unangenehm sein müßte — also nennen Sie Ihren Namen.

Ich bin — die Ba — ronin von Mau — ten — berg! stotterte die Angeredete.

Ich erkannte — Dich — Adele — ächzte Ponatti; trotz der — langen Trennung.

Und ein heftiger Husten folgte diesen Worten.

Sie kannten diese Dame schon vor langer Zeit? fragte Frech.

O lange — lange —

Nun, gnädige Frau, fragte Frech — wer ist der Vater Guido's?

O Gott —

Sprechen Sie —

Wie geht's mei — nem Sohne — Adele?

So antworten Sie doch — gnädige Frau! rief Frech mit Nachdruck.

Wolltest Du mich als Vater — ver — leug — nen? Adele — geh in Dich — wie ich es that — wir sind — beide alt geworden —

Ich leugne nichts, versetzte die Baronin in dumpfem Tone.

Sind Sie mit diesem Beweise zufrieden, gnädige Frau? fragte Frech in höhnendem Tone; ist er unwiderleglich genug?

Wo ist — mein Sohn? nahm Ponatti mit ächzender Stime das Wort.

Weit — weit von hier — gab Frech zur Antwort — Sie werden ihn wohl nie wiedersehen, mein Herr.

Weil ich bald sterben — muß, versetzte Ponatti.

Da steht die Mutter, sagte Frech — sie sollte Ihnen die beste Auskunft geben können, nun, gnädige Frau warum sprechen Sie nicht? der Vater fordert Rechenschaft von der Mutter über den Sohn!

Die Baronin verharrte in Schweigen, aber ihre starren Blicke, ihre convulsivisch zuckenden Muskeln, ihr bebender Körper zeugten von den Empfindungen, die sie jetzt beherrschen mochten.

Mein Herr, nahm Frech nach längerem Schweigen das Wort; diese Frau ist zwar ein lebendes Wesen, allein es fehlt ihr das Höchste, Schönste und Edelste, was uns die Natur verliehen — ein seltsamer Fluch des Himmels ruht auf dieser Frau, denn sie hat kein — Herz — daher ist sie ohne Empfindung und keiner besseren Regung zugänglich. Das Schicksal hat sie nach Paris geführt, und mir war es gelungen, Sie zu ermitteln. — Als ich Sie mit meinem Plane bekannt machte, willigten Sie gern ein, diejenige Frau zu sehen, auf deren Schicksal Sie einen so großen Einfluß übten. — Es geschah, Sie verlangen Auskunft über Ihren Sohn — die Mutter verweigert diese dem Vater, den sie als solchen bis vor wenigen Augenblicken verleugnete — Sie haben bereut und erkennen gelernt, daß es eine göttliche Vorsehung giebt, oder nennen Sie

es Schickſal, Nemeſis, Vergeltung, wie Sie wollen, es wirkt eine Macht, wo, wann oder wie — wir wiſſen es nicht, aber wir, ein winziges Etwas von dieſer Macht, empfinden ſie — Alles, was auf Erden lebt und ſich regt, der Menſch, die Pflanze, ſelbſt das winzigſte Geſchöpf iſt von dieſer Macht inſpirirt, nur dieſes Weib allein iſt ausgeſchloſſen aus dem Bereiche der Schöpfung, kein göttlicher Funke glimmt in ihr, darum kein Gewiſſen — keine Liebe — darum ruht ſtatt des Herzens ein Stein in ihrer Bruſt, den ſich die Hölle als Denkmal darin aufgebaut, aber ſelbſt die Hölle hat ſie verlaſſen, welche ſonſt ſo eifrig bemüht iſt, denen zur Seite zu ſtehen, die ihr gehören und ſie wenigſtens bis zu ihrem Lebensende mit irdiſchen Genüſſen bereichern — und in Freuden ſchwelgen laſſen — dieſe ſteht allein, vereinſamt, ohne Freude, troſtlos als Bettlerin da, und auch in dieſem Augenblicke, der Sie Ihnen gegenüberführte, der jeden fühlenden Menſchen zermalmen müßte, bleibt ſie ſtarr und ſeelenlos — Weib ſetzte er zur Baronin gewendet hinzu, wenn Du ein Teufel biſt — ſo magſt Du —

O Adele, unterbrach der Doctor den Sprecher der letzten Worte; das war ein ſchreckliches — Wiederſehen — ich habe — ein anderes erwartet — geh in Dich, bereue — denn Deine Vergehen ſind unendlich und zahllos — ich habe das Gericht Gottes, das über mich hereinbrach, kennen gelernt — und bereut — der Herr wird mir vergeben, wie er Dir gnädig — ſein — möge — lebe wohl!

Er gab dem Diener, während er in die Polſter zurückſank einen Wink — dieſer wollte ſo eben den Räderſtuhl entfernen, aber Doctor Ponatti richtete ſich plötzlich auf — einige kurze Athemzüge waren vernehmbar — dann brach ſein Blick, und er hatte zu leben, — aufgehört —

Er iſt todt, ſagte Frech mit einer gewiſſen Bewegung — wollen Sie nicht an der Leiche des Vaters Ihres ferneren Sohnes beten?

Laſſen Sie mich — ich kann nicht ſtotterte die Baronin mit bebender Stimme.

Beten Sie, Frau — der Augenblick bei einem Todten iſt immer ernſt.

Die Baronin verſuchte die Hände zu falten, allein dieſe ſanken hinab —

Ich kann nicht —

Frech gab einen Wink, der Diener entfernte die Leiche ſeines Herrn und rollte ſie durch die bereits ſtillen Gaſſen nach der Wohnung des Verſtorbenen.

Eine halbe Stunde iſt verronnen — Frech und die Baronin befinden ſich noch ſchweigend gegenüber.

Letztere ſaß regungslos — das Haupt über die Bruſt herabgeſenkt — ihr Schlund iſt wie ausgedörrt, und von Zeit zu Zeit greift ſie nach einem Glaſe Waſſer, welches vor ihr ſteht, um die trockenen Lippen zu befeuchten.

Es iſt Zeit, ſagte Frech —

Daß wir ſcheiden — ſagte die Baronin düſter.

Auf ewig, fiel ihr Frech ernſt in's Wort; Sie ſollen von mir gehen, aber nicht, ohne erfahren zu haben, bei wem Sie geweſen.

Ich weiß es.

Endlich? nun, ſo nennen Sie meinen Namen!

Ich habe — dieſer — iſt — mir entfallen —

O dieſe Gedächtnißſchwäche! ſpöttelte Frech — vielleicht erinnern Sie ſich meiner — betrachten Sie mich —

Die Angeredete warf einen langen, aber ſchrecklichen Blick auf den Fragenden, der aber plötzlich verſchwunden war.

Die Baronin befand ſich einige Augenblicke allein. Endlich öffnet ſich wieder die Thür — eine Geſtalt tritt ein.

Die Baronin blickt auf und ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus; vor ihr ſtand die Geſtalt eines Greiſes.

Gott — Gott — Gott! ruft ſie —

Kennſt Du mich nun?

Gnade, Gnade!

Wer bin ich?

Erbarmen — Erbarmen!

Der Todte iſt auferſtanden, er fordert Rechenſchaft!

O Schonung, Mitleid!

Nenne meinen Namen, Adele von Kalkenbruch.

Die Baronin ſank in die Knie und ſtreckte die Hände flehend empor.

O Gott — ich — kann — nicht ſprechen!

Frech hat ſich entpuppt — die Farbe die ſeinen Bart ſchwärzte, iſt verſchwunden, das falſche Haar, das er trug, hat er entfernt — er will ſich Dir endlich, endlich in ſeiner wahren Geſtalt zeigen — ja er iſt alt und grau geworden gleich Dir — ſprich alſo, wie iſt mein Name?

Ich weiß — aber —

Ich will von Deinen Lippen meinen Namen nennen hören —

Ich — ich —

Nein, elendes Weib, ſchwelge, in dieſem

Augenblick ist mir Dein Anblick widerwärtig, und doch habe ich diese Stunde mit wahrhafter Sehnsucht erwartet, sie ist schön und doch furchtbar — Du kannst nicht sprechen, Adele, Deine Zunge scheint durch den Eindruck der überraschenden Metamorphose, die mit mir vorgegangen, gelähmt — wohlan denn — so höre meinen Namen aus meinem eigenen Munde — ich heiße — August von Gersdorf.

Tiefes Schweigen trat ein — die Baronin schien leblos — ihre Blicke waren stier auf den Sprecher jener Worte gerichtet.

Nur der Klang dieses Namens macht Dich erstarren — so höre ihn zu tausend Malen — ja, ich bin August von Gersdorf, der Mann, dem Du einst Liebe geheuchelt, für den Du einen Mörder gedungen und den Du längst unter den Todten wähntest. — So wisse denn, daß ich, der nur vom Starrkrampf Befallene, im Hause meiner Mutter, wohin man mich von Baden geschafft, erwachte. Der Zufall führte jenen Mann nach dem Gute meiner Eltern — mit dem Du in der Nacht vor Deiner Abreise verhandelt hast — er sagte mir — mit fürchterlicher Genugthuung, daß Du meinen Tod gewollt — da erfaßte es mich wie einen Rasenden — Anfangs empfand ich alle Schmerzen, alle Qualen einer bittern Täuschung, bald aber entarteten diese in die Wuth der Verzweiflung, ich verlor den Glauben an die Menschheit, haßte die ganze Welt und gelobte, Rache an Dir zu nehmen, mein ganzes Leben sollte nur noch einen Zweck haben — den der Rache. Ich ließ in Baden meinen Tod verkünden und wußte mir Menschen zu erkaufen, die jeden Deiner Schritte bewachten, ich habe Tausende zu diesem Zwecke geopfert — überall, wo Du athmest, auf der Reise, in der Heimath, auf der Straße, in Deinen Gemächern — warst Du von meinen Spähern umgeben, denen Du das größte Vertrauen schenktest, während sie Dich mir verriethen, Deine Diener gehörten mir — Deine Agenten, ja Deine Liebhaber waren mir ergeben — so erfuhr ich, während ich in Westindien lebte, Alles was um Dich her geschah, nur so war es mir möglich, selbst zu erfahren, was im Sterbezimmer Deines Gatten vorging. — Nachdem ich reich und begütert nach Amsterdam zurückgekehrt und dort unter fremden Namen als Advokat fungirte, wurde mir für besondere Verdienste vom König der Niederlande der Freiherrntitel verliehen, und ich hieß nun Baron von Hooker; August von Gersdorf mußte todt sein, wenn er sich rächen wollte. Erst im Jahre acht und vierzig glaubte ich, die Zeit gekommen, wo ich mit der Ausführung meines gut durchdachten Planes beginnen konnte — damals wurde Doctor Ponatti — mein Freund ich hörte ihn — und eilte zu Dir, um Dich mit der Erzählung Deiner Lebensgeschichte bekannt zu machen, nachdem ich geeignetes Material besaß — ich hatte mir zugleich gelobt, ein Trauerspiel aufzuführen — eine Schicksalstragödie, und habe diese Aufführung bewerkstelligt — kein Opfer gescheut, um die Scenerie pomphaft zu machen, die Decorationen und Coulissen, wie die nöthigen Acteurs herbeizuschaffen, bis endlich die Stunde der Erkennung gekommen war, welche die Katastrophe herbeiführt — dieser Augenblick hat sie gebracht, — wie ich mich gerächt — wissen Sie — und, Madame, ich habe Ihre Rechnung gestrichen — wir sind quitt!

Die Baronin verharrte in ihrer vorigen Stellung, sie schien gebrochen an Körper und Geist.

O Gott — stotterte sie — welcher Augenblick —

Kommt er Ihnen so überraschend, Madame?

Er trifft mich schwer —

Sollten Sie nicht längst gewußt haben, wer dieser Herr Frech sei?

An August von Gersdorf dachte — ich nicht.

Natürlich erinnerte Sie mein Aeußeres nicht an diesen Mann, den Sie außerdem längst zu den Begrabenen zählten — aber für wen konnten Sie mich denn gehalten haben?

Mein Herr — ich muß gestehen, daß ich Sie —

Für den Teufel gehalten — wollen Sie sagen.

O Gott — verschonen Sie mich mit allen Fragen.

Sie mußten doch befremdet gewesen sein daß ich in die Mysterien Ihrer Lebensgeschichte eingeweiht, Ihnen die geringsten Ereignisse aus Ihrem Treiben mittheilen konnte.

Als ich Sie zuerst sah —

Nun, was glaubten Sie damals?

Daß Sie ein Abgesandter der Verwandten meines verstorbenen Gemahls wären, der irgend eine Absicht hatte —

Lassen Sie nur jede fernere Erklärung, Madame, es ist mir gleichgiltig, für wen Sie mich gehalten haben, wenn Sie nur diese Stunde belehrt, daß ich der bin den Sie ermorden lassen wollten.

Verzeihung, August —

Madame, ich bin Baron Hooker.

Verzeihung, Verzeihung, August —

Ich untersage Ihnen jede fernere Vertraulichkeit, gnädige Frau, sagte der Baron mit kaltem Lächeln — ich bin gerächt — Sie sind entlassen, und ich hoffe, diese Weihnachtsbescheerung wird lange, lange in Ihrem Gedächtniß leben.

Noch eine Bitte.

Und welche?

Ich will mit meiner Tochter vereint sein.

Nein, Madame — sobald Sie dies versuchen, werde ich zu Maßregeln greifen, die — nun, Sie wissen wohl —

O ich lebe in dürftiger Lage.

Was hätten Sie denn gethan, wenn es mir nicht gelungen wäre, die betreffenden Documente vor den Flammen zu bewahren, denen sie von Ihnen bestimmt waren?

O Gott — ich weiß es nicht.

Ich bin reich, Madame, wenn es Ihnen beliebt, ein Jahrgehalt von mir anzunehmen —

Nein — nein!

Dann bedaure ich —

Aber es ist mein Kind —

Welches Sie bis zu diesem Augenblick verleugnet haben — ich will nicht, daß Sie nun Wohlthaten genießen, auf welche Sie niemals rechnen konnten, außerdem würde Ihr Herr Sohn, wenn ihn die die Kunde der gräflichen Schwester ereilt, sehr bald in Paris eintreffen und jetzt, wo er kaum noch lebensfähig ist, deren großes Vermögen klein zu machen wissen —

Also ich soll deshalb —

Sie leiden unter dem Fluche Ihrer Missethaten, der Vergeltung des Schicksals und meiner Rache — ich weihe Sie dem Verderben, Madame — so würde nur die Katastrophe motivirt — und noch einmal — die Scene der Erkennung hat statt gefunden — Sie sind entlassen.

Zustände in Mexico.

Wir erinnern uns, in welcher hoffnungslosen Lage wir den unglücklichen mexicanischen Kaiser verlassen haben.

Maximilian hatte, wie wir bereits berichtet, seine Residenz verlassen, um sich nach Europa einzuschiffen.

Bazaine hatte ihn in sehr ähnlicher Weise wie einen Gefangenen, nach Mexico zurückgebracht.

Als nun endlich der Rückzug der Franzosen seinen Anfang genommen, da beschwor General Castelnau den Kaiser, er müsse nicht zurückbleiben, denn dies hieße, sich selbst aufopfern.

Aber die ultramontan-conservative Partei bot Alles auf, den Kaiser im Lande zurückzubehalten, und ihre Anstrengungen waren, man kann sagen, leider — von Erfolg.

Diese Partei hatte dem Monarchen die glänzendsten Versprechungen gemacht — der Kaiser ließ sich durch diese nicht minder blenden, als einst durch jene goldenen Verheißungen, welche ihm in Bezug auf Mexico vom Tuilerienhofe gemacht wurden.

Ebenso blieb der ritterliche Kaiser aus Rücksicht für seine Generale zurück, welche den Strom des Verderbens immer näher heranbrausen sahen und ihn anflehten, sie doch in ihrer argen Lage nicht zu verlassen.

Der Kaiser eingedenk der Worte, die er beim Unabhängigkeitsfeste ausgesprochen, im Augenblicke der Gefahr verläßt seinen Posten nicht, war zu gewissenhaft, zu ehrenvoll, um dieses Versprechen nicht zu erfüllen.

Ich bleibe, rief er seinen Generalen zu, will da sein, wo meine getreuen Waffengenossen ausharren, und will es das Schicksal, so sterbe ich mit ihnen, so ist es meines Ahnen, Karls des Fünften würdig!

Nach dem Abmarsch der Franzosen sollen einige höhere österreichische Officiere, die sich in seiner nächsten Umgebung befanden, ihn beschworen, doch nach Europa zurückzukehren und sich nicht dem gewissen Verderben zu überantworten.

Nein, erwiderte der Kaiser, es ist meine Pflicht, die Ehre meines Hauses zu wahren, ich kann nicht ohne das Bewußtsein, meine Krone bis zum letzten Augenblicke mit dem Schwerte in der Hand vertheidigt zu haben zurückkehren in die Heimath, wo mir nichts bliebe, als der Schmerz bitterster, herbster Enttäuschung.

Nach dem Abmarsch der Franzosen wurde die Situation des Kaisers eine immer traurigere, bedenklichere.

Der unglückliche Monarch stand einer ihm ungemein überlegenen Anzahl von Liberalen einer unverhältnißmäßigen Uebermacht gegenüber — bald sah er sich gezwungen, die letzte Hoffnung auf Erfolg sinken zu lassen.

Er ward immer mehr bedrängt, die Insurgenten drangen siegreich vor, besetzten die wichtigsten Punkte in ihren Besitz, und nach kurzer Zeit waren die Kaiserlichen nur noch Herren von der Hauptstadt von Vera Cruz und Queretaro.

In der letzten Stadt befand sich der Kaiser selbst, mit einigen tausend Mann und wurde hier von den Juaristen unter dem General Escobedo belagert.

Ueber die Zustände und Stimmungen in der vom Kaiser verlassenen Hauptstadt giebt ein Bericht aus derselben vom 7. April 1867 folgende Kunde;

„Am 28. März war plötzlich der von Queretaro kommende General Marquez mit 1500 kaiserlichen Reitern in Mexico eingerückt und Tags darauf brachte das Regierungsblatt "Diario officias" mehrere kaiserliche Decret, durch welche General Marquez zum Stadthalter des Kaisers mit den ausgedehntesten Vollmachten ernannt wurde.

General Marquez legte nun Zwangsanleihen auf, zu denen auch die Ausländer beitragen mußten und die er mit äußerster Strenge eintreiben ließ.

Wenige Tage später zog er mit etwa 5000 Mann, darunter dreihundert österreichische Husaren, unter Graf E. Khevenhüller, dreihundert österreichische Infanteristen, unter Oberstlieutenant Baron Hammerstein — und der etwa zweihundert Mann starken, aus Europäern bestehenden, kaiserlichen Gensd'armerie, unter Oberst, Graf Wickenburg, ferner mit achtzehn Geschützen aus Mexico aus, um das von Porfirio Diaz bedrängte Puebla zu vertheidigen.

Wieder trafen Nachrichten von angeblich dort errungenen, glänzenden Vortheilen ein, die jedoch gänzlich unbegründet waren.

Noch vor dem Eintreffen des General Marquez in Ayzaco war nämlich Puebla bereits gestürzt und seine starken Forts waren, dem Vernehmen nach, in Folge von Verrath, gefallen, die Besatzung gefangen, ein bedeutender Artilleriepark in die Hände des Siegers gerathen.

Acht Tage nach seinem Abmarsch kam Marquez in der Nacht von nur 25 Reitern begleitet, nach der Hauptstadt zurück und Tages darauf folgte ihm etwa die Hälfte seiner kleinen Armee in vollständigster Auflösung ohne Geschütze nach.

Die Oesterreicher hatten, trotz der tapfersten Gegenwehr, beinahe die Hälfte ihrer Leute eingebüßt und Marquez war im Momente der äußersten Gefahr, angeblich, um Hülfe zu holen, in Wirklichkeit aber, um sich zu flüchten mit seinen Begleitern davon gesprengt!

Wenige Tage nach jenem unglücklichen Ereignisse traf Porfirio Diaz mit zwölftausend Mann kommend, vor den Thoren der Hauptstadt ein.

An achttausend Guerilla's des Thales von Mexico gesellten sich zu ihm.

Nun knüpften verschiedene in der Hauptstadt befindliche Generale mit Porfirio Diaz, aber nur zur Erhaltung des eigenen Lebens, Unterhandlungen an.

Dem diplomatischen Corps erklärte auf dessen Anfragen der Ministerpräsident auf das bestimmteste, daß die Regierung keinerlei Unterhandlungen angeknüpft habe und die Stadt aufs Aeußerste vertheidigen wolle.

Trotzdem wurden die Unterhandlungen fortgeführt. Den Oesterreichern ließ Porfirio Diaz melden, daß er sie nach Vera Cruz geleiten lassen wolle; jede Theilnahme an einem Kampfe ihrerseits würde jedoch die Erschießung der Officiere zur Folge haben.

Marquez wollte jedoch die Oesterreicher ihres Dienstes nicht entheben, und in der Stadt sah man den furchtbarsten Ereignissen entgegen.

Aus Queretaro wußte man um diese Zeit, den 17. April, in Mexico nur so viel, daß die Belagerungsarmee nur 25,000 Mann stark war, daß die 8—10,000 Mann kaiserlicher Truppen bereits an Schießbedarf so großen Mangel litten, daß sie das Bleidach des Theaters benutzt hatten.

Die Gefangennehmung des Kaisers glaubte man jetzt um so mehr befürchten zu müssen, als ihm von Mexico aus keine Hilfe zukommen konnte, denn auch in Mexico war die Belagerung zur Wahrheit geworden.

Die Juaristen hatten gegenüber sämmtlichen Garitas (Barrièren) Schanzgräben und Batterien errichtet, aus welchen sie Tag und Nacht, wenngleich noch immer ziemlich lau, die Linienwälle und Barrièren beschossen.

Zahlreiche Granaten platzten täglich im Innern der Stadt, und waren bereits mehrere Civilpersonen getödtet worden.

Ein eigentliches Bombardement hatte aber bis zum 19. noch nicht stattgefunden, da Porfirio Diaz noch keine Mörser besaß.

Einen Theil seiner Streitkräfte hatte er gegen Queretaro abgeschickt. Die Garnison Mexico's mochte, mit 3—4000 Mann frischer Aushebung, zwischen 10—11,000 Mann betragen haben, darunter noch 400 Oesterreicher und 200 Gensd'armen.

General Marquez schien entschlossen, die Hauptstadt kräftigst zu vertheidigen.

Man war allgemein der Ansicht, daß die Juaristen weder durch Bombardement, noch durch Sturm, sondern blos durch Verrath

oder Aushungerung Herren der Stadt werden dürften.

An eine rechtzeitige Auffammlung von Vorrath hatte Niemand gedacht und so fing man bereits an, an mehreren wichtigen Artikeln Mangel zu leiden, trotzdem die Zufuhren an Lebensmitteln noch nicht gänzlich abgeschnitten waren.

Fast gänzlich mangelte es an Brennmaterial, eben so gesundes Trinkwasser, da die Wasserleitungen von den Belagerern zum Theil zerstört wurden.

Man sah einer grenzenlosen Theuerung, Hungersnoth und Seuchen entgegen.

Den abwechselnd von Siegen und Niederlagen der kaiserlichen Truppen bei Queretaro verbreiteten Meldungen schenkte Niemand Glauben, und kaum wagte man zu hoffen, daß es schlimmsten Falles dem Kaiser gelingen werde, die nordamerikanische Grenze, Vera Cruz oder einen atlantischen Hafenplatz zu erreichen.

Es hieß übrigens in Mexico allgemein, daß der Kaiser Capitulationsvorschläge gemacht habe, diese aber verworfen worden seien, da Juarez auf unbedingte Unterwerfung dringe.

Sehr bedauernswürdig war die Lage der in Mexico dienenden österreichischen Officiere, die fürchten mußten, als Opfer eines Verrathes zu fallen."

Nachrichten desselben Correspondenten vom 4. Mai erzählten, daß die Zwangsmaßregeln und Eintreibungen von Contributionen, behufs der Fortführung des Krieges in der Hauptstadt, sich sehr drückend machten.

Da In- und Ausländer in gleicher Weise betroffen wurden und General Marquez bei dem Umlegen sehr willkürlich zu Werke ging und harte Zwangsmaßregeln zur Anwendung brachte, so drohte das diplomatische Corps mit dem Abbruch seiner Beziehungen.

General Marquez gab nur ausweichende Antworten und berief sich auf die Nothwendigkeit der Abhaltung von Ministerberathungen.

Jeden weiteren Schritt für nutzlos haltend, ließ das diplomatische Corps am 29. April eine Note an die Regierung abgehen, in der es auf seine wiederholten, erfolglosen mündlichen und schriftlichen Proteste hindeutend, namentlich über die neuesten Zwangsmaßregeln ernste Beschwerde erhob.

Die Weigerung des General Marquez, den Gegenstand in einer andern, als einer gewöhnlichen Ministerberathung erörtern zu lassen, verletzte überdies alle Sitte.

Da ferner die Maßregel, deren Beseitigung das diplomatische Corps so dringend verlangt, bereits theilweise dadurch zur Ausführung gekommen war, daß mehrere Ausländer behufs der Abzahlung der betreffenden Contributionen vorgefordert waren so sehe man sich gezwungen, bis auf Weiteres, jede Beziehung zur Regierung einzustellen.

Das Actenstück trug die Unterschriften des spanischen und des französischen Gesandten, des preußischen Ministerpräsidenten, des englischen, italienischen, österreichischen und belgischen Geschäftsträgers.

Der französische Gesandte hatte ursprünglich sogar darauf gedrungen, daß man die Stadt verlassen solle, ein Vorschlag, der jedoch auf Einsprache des englischen und österreichischen Geschäftsträgers unterblieb.

Der österreichische Geschäftsträger glaubte namentlich unter so besonderen Umständen nicht weiter gehen zu dürfen.

Noch beschloß das diplomatische Corps für den Fall, daß den fremden Schutzbefohlenen irgendwie in gröblicher Weise Mißhandlung durch Einkerkerung, Zwangsarbeit in den Laufgräben zu nahe getreten werden sollte, seine Päße zu verlangen und abzureisen.

Der Verrath von Queretaro.

Wir haben erfahren, daß die Stadt bereits von Escobedo belagert wurde.

Während der siebzigtägigen Belagerung war der Kaiser, der mit den Seinen hier eingeschlossen, ohne daß ein Ausweg möglich den größten Gefahren preisgegeben.

Maximilians Benehmen hat während der Belagerung die Bewunderung Aller auf sich gelenkt.

Der Kaiser war die Seele der Vertheidigung, und ohne ihn hätte sich die Stadt schon längst ergeben.

Immer heiter und hoffnungsvoll, tapfer bis zur Tollkühnheit und in den schwierigsten Verhältnissen geduldig, errang er sich selbst die Bewunderung seiner Feinde.

Wenige Generals haben so häufig ihr Leben aufs Spiel gesetzt, Keiner hatte so spärliche Nahrung und war so schlecht einquartirt wie der Kaiser.

Auf seinem Tische sah man selten eine bessere Beköstigung, als Pferdefleisch und Reis, während sein Generalstab sich an Truthühnern und Wein gütlich that.

Sein kärgliches Frühstück nahm der Kaiser des Morgens, ohne einen Teller ein Messer oder eine Gabel zu besitzen, ruhig zu sich.

Oft erhob er sich mitten in der Nacht von seinem Lager und machte, ohne auch nur von einem einzigen begleitet zu sein, die Runde und antwortete auf das „Wer da?“ der Schildwachen.

Der kaiserliche General Mandez machte nach einem solchen nächtlichen Besuche mit dem mürrischen Tone eines aus süßem Schlafe Gestörten die Bemerkung, daß Mexico nie einen auch nur halb demokratischen Präsidenten gehabt habe.

Zweimal hatten die Generale den Kaiser gebeten, er möge Reiterei nehmen und sich einen Weg nach Mexico öffnen, das letzte Mittel für seine persönliche Sicherheit.

Der Kaiser aber lehnte dieses aufs Entschiedenste ab.

Ich werde mit Ihnen fortkämpfen, bis Alles zu Ende ist, sagte er; ich gebe mich keiner Täuschung hin, ich weiß, daß sie mich erschießen werden, wenn sie mich fangen, aber so lange ich eine Waffe tragen kann, werde ich nicht entfliehen.

Maximilian hatte nicht mehr als fünfzig Dollar täglich zur „Bestreitung seiner Ausgaben, und davon mußte er seine Leute und die Fourage seiner Pferde bezahlen.“

„In der letzten Zeit hatte er nur noch seinen Wundarzt, seinen Secretair und nur ein Pferd — kurz es blieben ihm nur elf Dollar für seine persönlichen Ausgaben.“

Dessen ungeachtet aber geschah es selten, daß er nicht dem Bettler oder dem dürftigen Soldaten, welchem er in den Straßen begegnete, einen Dollar schenkte.

In der Stadt selbst herrschte der größte Mangel — alle Lebensmittel waren ausgegangen — die Brodstoffe sämmtlich aufgezehrt, man lebte nur von Pferde- und Menschenfleisch.

Die in der Stadt ohnehin schon herrschenden Krankheiten nahmen in Folge dessen einen schlimmen Charakter an, auch die Soldaten fingen an, muth- und zuchtlos zu werden, obgleich sie bisher bei ihren Ausfällen stets viel stärkere feindliche Massen in die Flucht geschlagen hatten und immer nur einer erdrückenden Uebermacht gewichen waren.

Die häufigen Ausfälle scheinen theilweise den Zweck gehabt zu haben, Maximilian Gelegenheit zu geben, mit seiner Reiterei sich aus der Festung, sei es nach Mexico oder Vera Cruz durchzuschlagen.

Es wurde dazu nur ein Theil der Garnison verwendet.

Nachdem nun die Versuche sämmtlich gescheitert waren, entschloß man sich, mit dem gesammten, auf sechs bis siebentausend Mann zusammengeschmolzenen Heere auszufallen — zu welchem Zwecke man die Nacht des 14. Mai bestimmt hatte.

Merkwürdigerweise hatte Escobedo fast auf dieselbe Zeit, nämlich den Anbruch des fünfzehnten, einen allgemeinen Sturm festgesetzt.

Beides unterblieb — der Ausfall, weil Maximilians Generale mit ihren Vorbereitungen nicht zu rechter Zeit fertig geworden waren — der Sturm Escobedo's war — überflüssig geworden — wir werden hören warum.

Am Abend des 14. Mai, um die zehnte Stunde, geht General Lopez in seinem Zimmer auf und nieder.

Ohne Zweifel erwartet er Jemand, das verräth seine Ungeduld.

Gegen elf Uhr endlich meldet ein Diener einen Fremden — bald erscheint dieser.

Es ist ein bleicher, hagerer, lang gestreckter Mensch in bürgerlicher, einfacher Kleidung.

Sein Schnurrbart ist grau, sein Scheitel ist kahl, das Gesicht voll Furchen — der Blick matt, alle seine Bewegungen sind eckig und schwerfällig.

Ich erwartete Sie mit großer Ungeduld, redete Lopez den Fremden an, und es ist die höchste Zeit.

Verzeihung, Excellenz.

Sie taugen nicht mehr zu Diensten dieser Art.

O Excellenz —

Solche Dienste erfordern Jugend — einen schnellen Schritt, rasches Handeln überhaupt — Sie sind schwerfällig und alt — Ihr Gang ist unsicher —

Excellenz, ich zähle erst neunundzwanzig Jahre —

Was sagen Sie? rief Lopez staunend.

Ich habe erst das neunundzwanzigste Lebensjahr angetreten — bin allerdings sehr leidend — in Folge einer früheren im Krimkriege mir zugezogenen Erkältung.

Sollte diese allein Sie vor der Zeit so grau, alt und elend gemacht haben?

Zum Theil —

Waren Sie doch, als ich Sie im vergangenen Jahre zum ersten Mal in Mexico vor mir sah, noch von ganz anderer Beschaffenheit.

Der Mangel, den ich in der letzten Zeit erlitt, hat meinen Zustand allerdings sehr verschlimmert, sagte Guido, den wir wohl wieder erkennen mit einem gewissen Vorwurf.

Thut mir leid, versetzte Lopez achselzuckend — ich kann nicht dafür, daß der Sold der Republicaner so unbedeutend ist, wie ich aber hörte, sollen Sie ganz bedeutende Summen empfangen haben.

Nur zweimal, Excellenz.

Und diese reichten nicht aus, Sie vor Mangel zu schützen?

Ich hatte das Unglück, fünfhundert Dollars zu verlieren —

Zu verlieren — und solche Summe?

Bei einer unglücklichen Gelegenheit — o ich habe jenen Augenblick schon unzählige Male verwünscht, nun ich hoffe, Se. Excellenz, der Präsident Juarez wird mir eine angemessene Stellung anweisen, wenn Alles vorüber ist — was also habe ich heute zu vollbringen?

Sie müssen sich sogleich zu Escobedo begeben — morgen, noch in der heutigen Nacht möglicherweise muß die Sache in's Klare kommen; aber können Sie denn gut laufen?

Mit Hilfe zweier Stöcke ganz vortrefflich.

War es Ihnen denn gut möglich, in Queretaro unentdeckt zu verweilen?

Seit drei Wochen fürchte ich keine Entdeckung mehr, denn derjenige, der mich allein erkannt hätte, ist seit der genannten Zeit, dem Himmel sei Dank — todt.

Wer war der, den Sie zu fürchten hatten?

Jener Franz Löscher, der uns leider, als wir ihm vor Puebla auflauerten, nicht begegnete — wie ich erfuhr, hat er auf anderem Wege die Stadt erreicht —

Und dort den Auftraggeber natürlich nicht gefunden, unterbrach Lopez den Berichterstatter mit bitterm Lächeln — o man verfuhr doch grenzenlos ungeschickt, der genannte Herr hätte sonst nimmer wieder Puebla verlassen, am allerwenigsten aber Mexico erreichen dürfen — mein lieber Don Guido — das Alles verschuldet wohl auch Ihre Erkältung? setzte er in ironischem Tone hinzu.

Und die Dummheit der beiden Indianer, die ich auf die Lauer postirte.

Wie aber kommt der Bursche nach Queretaro?

Er hatte seine Fabrik in Mexico verkauft und folgte dem Kaiser, der ihn zu seinem Hoflieferanten ernannt hatte, dahin.

Und nun ist er todt?

Aufgehängt, Excellenz.

Dann hätte er ja die Strafe des Verräthers erlitten; und wie konnte dies geschehen sein?

Es muß Ihnen bekannt sein, daß fünf vom Kaiser abgesandte Couriere von unserer Partei aufgefangen und erhängt worden sind?

Ich weiß es.

Unter diesen befand sich auch jener Franz Löscher.

Wie sollte er zum Courir verwandt worden sein?

Es ist, wie ich sage, Excellenz, am 22. April wurde Franz Löscher von den Guerillas im Thale Mexicos aufgehängt —

Nun so mag sein schwankender Körper selig ruhen, sagte Lopez mit finsterm Lächeln — aber wissen Sie, ob er während seines Aufenthaltes in Queretaro oft beim Kaiser gesehen wurde? setzte er aufmerksam hinzu.

Man sagt — ich weiß es nicht genau — ich bin erfreut, daß dieser mein Erzfeind todt ist, während seiner Anwesenheit hier war ich gezwungen, mich nur verkappt auf den Straßen zu zeigen, außerdem schuldete ich ihm eine Summe, deren Rückerstattung mir sobald nicht möglich gewesen wäre und auch darum ist es besser, daß er —

Todt ist, fiel Lopez lächelnd ein — doch nur zum Zwecke — Sie sollen diesen Brief zu Escobedo befördern.

Sogleich, Excellenz, aber mir ist die Parole der Kaiserlichen unbekannt.

Diese lautet heute Maximilian und die Losung — Miramar —

Und die der Republicaner?

Juarez — und San Luis de Potosi; aber Sie bedürfen noch einer Metamorphose —

In wie fern?

Sie müssen die Uniform der juaristischen Soldaten tragen, falls Sie nicht für einen Spion gehalten sein wollen — sagte Lopez, ich habe dafür gesorgt, fuhr er fort, indem er auf ein Bündel deutete, welches am Boden lag — darin finden Sie einen Hut und einen Mantel, wie ihn Escobedo's Leute tragen. — Sobald Sie die Stadt im Rücken haben, müssen Sie diese Gegenstände anlegen.

Soll geschehen, Excellenz, eigentlich aber unnöthig.

Unnöthig — sagen Sie?

Ich bin in jenem Lager vielseitig bekannt —

Vorsicht ist in allen Fällen nothwendig — Sie werden also dem General Escobedo

dieſes Schreiben einhändigen — er wird leſen und Ihnen ſogleich Beſcheid ertheilen — ohne Zweifel erhalten Sie ein kleines Packet — liefern Sie dieſes unverſehrt in meine Hände, ſo erhalten Sie von mir zweihundert Dollars — bleiben Sie aus, dann weiß ich was vorgefallen — und Sie gehören morgen — zu den Todten.

Dieſe letzten Worte waren mit ſo fürchterlicher Beſtimmtheit geſprochen, daß Guido deren Erfüllung unmöglich bezweifeln konnte.

Excellenz — ſagte er — ich werde leben.

Um ſo beſſer — man wird dann auf alle Fälle für Sie ſorgen, dafür dürfte Ihnen mein Wort bürgen —

Etwa eine Stunde ſpäter erblicken wir Guido vor dem General Escobedo in dem Gemache eines kleinen, von Soldaten beſetzten Häuschens.

General Escobedo, man ſagt, er ſei ehemals Maulthiertreiber geweſen, hat eine unterſetzte Geſtalt, ſein Antlitz verräth Kühnheit und eine gewiſſe wilde Verwegenheit.

Er betrachtet den Angekommenen mit mißtrauiſchen Blicken.

Ich habe Sie lange nicht geſehen, Don Guido de Padilla — redete er dieſen mit argwöhniſchem Lächeln an, und da Sie aus Queretaro kommen, ſollte man glauben, Sie hätten währenddeſſen mit den Kaiſerlichen in guter Kameradſchaft gelebt —

Excellenz, wäre dies der Fall, ſo könnte ich nicht der Ueberbringer dieſes Schreibens von Sr. Excellenz, Don Lopez ſein.

Geben Sie, geben Sie, rief Escobedo; ich werde ſehen, ob mein Freund endlich mit mir handelseinig werden will —

Er griff nach dem Schreiben, und dieſes enthielt nur folgende wenige Worte.

Mein lieber Escobedo!

Ich bin bereit, Ihnen noch in dieſer Nacht die Schlüſſel der Stadt und des Kloſters La Cruz perſönlich zu überreichen, ſobald Sie dem Ueberbringer die von mir beanſpruchte Summe einhändigen. In dieſem Falle geben Sie ihm einige Mann Bedeckung mit, damit Sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er die Stadt erreicht hat.

Ihr Freund.

Escobedo lächelte.

Sagen Sie Sr. Excellenz, daß ich dann erſt auf ſeinen Antrag eingehen werde, ſobald er ſein Anerbieten erfüllt hat, er möge alſo mit dem Bewußtſein erſcheinen —

Ich möchte um ſchriftlichen Beſcheid bitten, Excellenz.

Guido erhielt ein Billet — um ein Uhr des Nachts — befanden ſich die betreffenden Schlüſſel in den Händen Escobedo's — und eine der ſchändlichſten Verräthereien war — vollbracht.

Das Kloſter La Cruz, ein gewaltiges Bauwerk der alten Eroberer, ein Viertel Kirche — drei Viertel Fort, außerordentlich feſt, hatte Maximilian zu ſeinem Hauptquartier gewählt.

Das Commando in demſelben hatte man demjenigen Officier übergeben, den er durch Wohlthaten am feſteſten an ſich gebunden glaubte und deſſen offenes, joviales Weſen, das wenig von dem Mexicaner an ſich hatte kaum einen Argwohn aufkommen ließ.

Im Schatten der Nacht rückten Escobedo und Corona vor die Wälle von La Cruz.

Jetzt befahl Lopez ſeinen Truppen, in dieſer Citadelle, die keinen erheblichen Widerſpruch gethan zu haben ſchienen, die Waffen niederzulegen, und während er aus einem Thore ausrückte, um ſich mit den Seinigen gefangen zu geben, zogen die republicaniſchen Truppen durch ein anderes ein, um ihre Stelle einzunehmen.

Den ganzen Reſt der Nacht war La Cruz bereits von den Soldaten des Feindes beſetzt.

Maximilian befand ſich am Abend zuvor in ſeinem Gemache — Prinz Salm-Salm war immer bei ihm.

Die Herren waren außergewöhnlich heiter und erzählten einander in traulicher Weiſe Anekdoten aus der Heimath.

Es konnte indeſſen nicht fehlen, daß auch Ereigniſſe ernſterer Art zur Sprache kamen, unter welchen dann auch der Niederlage Oeſterreichs bei Königsgrätz gedacht wurde.

Es ſcheint, daß wir beſtimmt ſind, die Opfer der Politik Napoleons zu werden, nahm der Kaiſer bei dieſer Gelegenheit das Wort, — mein armer Bruder hat durch ihn Venetien eingebüßt, wie früher ſchon die Lombardei — und jetzt — Gott — fuhr er ſeufzend fort, ich möchte nicht daran denken, aber dieſer franzöſiſche Kaiſer hat mich in eine Lage verſetzt, für mein ganzes Leben einen Schimpf mit mir herumzutragen, oder zu ſterben, und in der That ziehe ich den Tod vor, viel lieber möchte ich unter den Wellen von Queretaro, begraben ſein, als dieſe Schmach überleben.

Der Kaiſer verſank in düſteres Brüten — Prinz Salm-Salm blickte auf ihn mit unausſprechlicher Wehmuth.

O mein Kaiſer, ſagte er, man hatte Ih-

nen so oft Gelegenheit geboten, dieses schmähliche Land zu verlassen —

Kein Wort davon, Prinz fiel der Kaiser ihm heftig in's Wort — Sie wissen, daß dieses Thema längst abgethan ist — meine Ansicht ist Ihnen bekannt —

Ich kenne sie wohl, aber unsere Sache ist verloren, Sie könnten —

Todtgeschossen werden, Prinz, das ist Alles —

Und Ihre kaiserliche Gemahlin, Majestät?

Bei diesen Worten des Prinzen verrieth das Antlitz des Kaisers plötzlich eine unaussprechliche Wehmuth.

Arme Charlotte, seufzte er mit bebender Stimme und versank dann in dumpfe Lethargie.

Es schien, daß die Erinnerung an die fern weilende Gemahlin den liebenden Gatten unfähig machte, das Gespräch fortzusetzen.

Ich werde mich zur Ruhe begeben, Prinz sagte der Kaiser nach längerem Schweigen — es ist bald Mitternacht.

Eine Stunde war verflossen und Maximilian schlummerte, verlassen und verrathen von den Seinen, harmlos in Mitten seiner Feinde.

Da plötzlich schreckt ihn ein Geräusch aus dem beseligenden Traum von Charlotte auf.

Hastig springt er aus dem Bette, lauscht einige Augenblicke und eine unheilvolle Ahnung beschleicht seine Seele.

Hastig reißt er die Thür eines Nebengemachs auf.

Auf, auf, Prinz! ruft er in fast athemlosem Tone — es geht etwas vor — ein ungewöhnliches Ereigniß scheint sich in diesen Mauern zuzutragen — auf, schnell!

Während sich der Prinz rasch erhebt — eilt der Kaiser der Thüre zu —

Verrath — Verrath! ruft er mit lauter Stimme — denn der Ausgang ist bereits von einem Trupp liberaler Soldaten, unter dem Obersten Rincon Gallardo besetzt.

Lopez befindet sich in der Nähe.

Als der unglückliche Fürst, dessen Kleidung den Krieger nicht verrieth, erschien, flüstert eine Stimme:

Das ist er, Oberst Gallardo, bemächtigen Sie sich Ihrer Beute.

Der Kaiser hat diese Stimme erkannt, richtet einen vernichtenden Blick auf den Verräther Lopez — und denkt an die Warnung des braven — Lösscher.

Rincon ist ein braver Soldat, der an diesem Schergendienste wenig Geschmack findet.

Einem großmüthigen Impuls folgend, nähert sich der Oberst dem Kaiser.

Sie sind ein Bürger, sagt er; Sie sind kein Soldat — Sie brauchen wir nicht — vorwärts!

Mit diesen Worten treibt er den Kaiser aus dem Kloster, welcher nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt hineilt.

Dahin folgten ihm auch seine ungarischen Husaren und was sich von seinen Generalen und Officieren durch die Feinde Bahn brechen kann.

Bisher sind nur wenig Schüsse gefallen — General Corona, der Genosse Escobedo's, hat von La Cruz aus rasch alle feindlichen Linien in Besitz genommen.

Die kaiserlichen Soldaten leisten kaum Widerstand und rufen: „Es lebe die Freiheit!"

Miramon will indessen nicht ohne Kampf weichen — rasch sammelt er einen Theil des Kaiserin-Regimentes, welches er in der Kapuzinerstraße, einer der breitesten in Queretaro, trifft, und rüstet sich zum Widerstande.

Einer der ersten Schüsse trifft ihn in das Gesicht und macht ihn für den ersten Moment blind.

Er fällt und wird mit seiner ganzen Schaar gefangen genommen.

Der Cerro de la Campano, wohin Maximilian mit den Generalen Mejia, Castillo, Avellano und Prinz Salm-Salm sich gerettet hat, ist ein befestigter Hügel, der das äußerste Ende der Stadt beherrscht.

Bald aber erkennt man, daß jeder Widerstand und jeder Fluchtversuch unmöglich ist.

Vier Bataillone Fußvolk und fast die ganze Reiterei des Feindes haben den Hügel umzingelt.

An der Spitze dieser feindlichen Schaaren erblickt man einen Menschen, der sich auf zwei Stöcken gestützt, rasch fortbewegt.

Er hat ihnen den Weg gezeigt, den der Kaiser eingeschlagen, und mit düsterm Lächeln geht nun der Verräther davon.

Meine Mission ist vollbracht, ich gehe jetzt, um mir den Sold zu holen, sagt er mit düsterm Lächeln.

So entfernt sich Guido von Rautenberg, während der unglückliche Maximilian sich mit den Seinen gefangen giebt.

Zu spät, mein Kaiser, flüstert Miramon, wir sind verloren.

General Corona nimmt den Kaiser nebst Gefolge in Empfang.

Man läßt den Gefangenen ihre Pferde, Waffen, ihr persönliches Eigenthum und

führt sie, um die Stadt herum, nach La Cruz zurück.

Die Husaren und die andern kaiserlichen Soldaten ergaben sich größtentheils Corona's amerikanischer „Ehrenlegion", einem berittenen Corps von etwa fünfzig Amerikanern, sämmtlich von Officiersrang.

Von La Cruz wurde der Kaiser und seine Officiere nach dem Kloster Santa Teresia gebracht.

Die Gefangenen mußten dort auf dem bloßen Fußboden schlafen und wurden einen oder zwei Tage lang nur spärlich mit Lebensmitteln versehen.

Die Ankunft der Prinzessin Salm-Salm und ihre Fürsprache bei Escobedo verschaffte den Eingekerkerten bessere Behandlung.

Man brachte sie nach dem wohnlicheren Kloster La Copuchina, und ihre Freunde durften ihnen Wein, Speise und Kleider schicken.

Als die genannte Dame die Hauptstadt Mexico unter Parlamentair-Flagge verließ (um vor den Mauern der belagerten Stadt mit Porfirio-Diaz zu unterhandeln, wurde zweimal auf sie geschossen.

Da sie in Chapultepec Geld unter die österreichischen Gefangenen vertheilt hatte, hielt sie Diaz in Guadelupe fest, dann erhielt sie einen Paß mit dem Befehl, Mexico zu verlassen und nach Europa zurückzukehren.

Diesen Paß benutzte sie, um nach dem damals noch nicht gefallenen Queretaro und von da nach San Luis de Potosi, Juarez's Residenz zu gehen.

Die Dame war nur von einer jungen mexicanischen Dienerin begleitet.

Als Maximilian, der sich übrigens unwohl befand, (er litt schon länger an der Dyssanterie), in der Gefangenschaft von den Aeußerungen dieser Dame zu seinen Gunsten vernommen hatte, soll er Thränen vergossen haben.

Währenddessen hatte die europäische Diplomatie mit seltener Uebereinstimmung sich für die Freigebung des Kaisers verwendet.

Auch schien die Gefangennahme des Kaisers bei den Siegern die verschiedenartigsten Meinungen hervorzurufen.

Juarez war nicht in Queretaro anwesend und ließ noch immer keine Entscheidung über das Schicksal des Gefangenen hören, welcher am 21. Mai mit dem General Escobedo eine Unterredung gehabt hatte.

Ich bin bereit, abzudanken, erklärte der Kaiser, ferner allen meinen Einfluß geltend zu machen, um die Uebergabe der Stadt Mexico und Vera Cruz herbeizuführen — zugleich bitte ich um Schonung des Lebens meiner Generale und meines mexicanischen Privatsecretairs und um freies Geleite bis an die Grenze des Landes.

Ein Courier überbrachte diese Vorschläge an Juarez, welcher sie jedoch entschieden ablehnte.

Maximilian, Miramon und Mejia, welche bisher eine Zelle getheilt, wurden jetzt getrennt und eine schärfere Bewachung der Gefangenen trat ein.

Ein Kriegsgericht wurde organisirt — welches in der Nacht vom 14. Juni den Kaiser und seine beiden Genossen zum Tode verurtheilte.

Schon am 16. sollte dieses Urtheil vollstreckt werden — doch hatte man ihnen noch 3 Tage zur Ordnung ihrer Angelegenheiten gewährt.

In dieser Zeit Abends hatte der preußische Geschäftsträger, Herr von Magnus folgenden Protest an Juarez gesandt, welche wohl der Mittheilung verdient:

An Sr. Excellenz, Sennor Sebastian, Lerdo de Tejada. Heute in Queretaro angekommen, werde ich mir klar, daß die am 14. d. M. verurtheilten Gefangenen, bereits am verflossenen Sonntag, den 16. Juni moralisch gestorben sind.

So wird die ganze Welt es ansehen, denn da alle Vorbereitungen für jenen Tag getroffen waren, so warteten sie eine ganze Stunde darauf zu dem Richtplatze geführt zu werden, ehe der die Urtheilsvollstreckung aufschiebende Befehl, ihnen durch den Telegraphen angezeigt wurde.

Der humane Geist unseres Zeitalters wird es nicht gestatten, daß sie, die einen so schrecklichen Todeskampf schon bestanden haben, nun morgen zum zweiten Male zum Tode geführt werden sollen.

Im Namen der Humanität und der Ehre beschwöre ich Sie, anzuordnen, daß ihnen das Leben nicht genommen werde, und ich wiederhole Ihnen nochmals meine sichere Ueberzeugung, daß mein Herrscher, Se. Majestät, der König von Preußen und alle gekrönten Häupter Europas, die dem gefangenen Prinzen durch Bande des Blutes und der Verwandtschaft nahe stehen, sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich, seine Cousine, die Königin des britischen Reiches sein Schwager, der König der Belgier, und so auch seine Cousine, die Königin von Spanien und seine Vettern, die Könige von Italien und von Schweden — bereitwilligst

darauf eingehen werden, Sennor Don Benito Juarez jede Bürgschaft zu stellen, daß keiner der Gefangenen jemals wieder den mexicanischen Boden betreten wird.

Dieser Protest traf am Abend des 18. Juni in San Luis de Potosi ein und der Minister Lerdo de Tejada gab darauf folgende telegraphische Antwort:

Se. Excellenz, Baron Magnus in Queretaro.

Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müssen, daß, wie ich Ihnen schon vorgestern anzeigte, der Präsident der Republik nicht der Ansicht ist, daß es sich mit den großen Rücksichten auf die Gerechtigkeit und auf die Nothwendigkeit der Sicherstellung des zukünftigen Friedens der Republik vereinigen lasse, Maximilian von Habsburg zu begnadigen.

Die Hinrichtung.

Die Nacht des 18. Juni ist herabgesunken — friedlich funkeln die Sterne am wolkenlosen Blau des Himmels, in jenen Sphären des Friedens — sie blinken so leuchtend, so golden herab auf jenes Fenster der einsamen Zelle des Klosters von La Capuchina.

An einem rohgearbeiteten Tische, auf welchem eine Lampe brennt, sitzt ein bleicher Mann, von edeln Zügen, welche das Gepräge einer gewissen schmerzlichen Resignation tragen.

Ihm gegenüber steht ein Geistlicher — jener Abbé Fischer, welcher dem Kaiser nach Mexico gefolgt war.

Und noch ist nicht alle Hoffnung geschwunden, Majestät, nahm dieser das Wort — Sennor Ortega, Ihr Sachwalter, ist von Baron Magnus noch nicht zurückgekehrt, dort wird er erfahren, ob dessen Protest berücksichtigt worden.

Juarez will meinen Tod, und ich bin darauf gefaßt, ich habe mich mit dem Himmel versöhnt, wie mit der Erde abgeschlossen — nur ein Gedanke läßt mich schwer sterben — er betrifft meine Gemahlin.

Gott wird sie trösten.

Sie werden nach Europa zurückkehren, mein lieber Abbé, nahm der Kaiser wehmuthsvoll das Wort, o sagen Sie dann der trauernden Wittwe, daß der Gedanke an sie meine letzten Stunden ausfüllte.

Ich werde gehorchen, Majestät, sagte der Angeredete traurig.

Nennen Sie mich nicht mehr so — Alles, was an irdische Größe und Macht erinnert, scheint mir in diesem Augenblicke wie eine Ironie — ein armseliger Flitter nur ist meine Macht, mein Glanz, ich habe beides abgestreift, ich bin ein Kaiser und doch nichts mehr als ein gewöhnlicher armer Sünder, den die Glocke nach wenigen Stunden zum Tode rufen wird — doch welcher Tag ist heute?

Dienstag.

Also an einem Mittwoch werde ich sterben; seltsam daß gerade dieser Tag, an welchem ich vorzugsweise jedes Werk gern begann, es ist, wo ich nun auch die lange Reise in das Jenseits antreten muß.

Jetzt drehte sich der Schlüssel — die Thür that sich auf — und ein noch junger, ernster Mann, mit wohlwollendem Antlitz trat in die Zelle.

Ah mein lieber Ortega, begrüßte ihn Maximilian, ich hätte Sie wahrlich nicht mehr erwartet.

Und doch bin ich erschienen, sagte der Angeredete traurig, erst jetzt ging ein Telegramm vom Präsidenten ein.

Das ist sehr spät.

O es kam früh genug, sagte Ortega seufzend.

Natürlich bleibts beim Alten?

Der Advocat neigte traurig bejahend sein Haupt.

Juarez hat sich nicht veranlaßt gefühlt, das Erkenntniß des Kriegsgerichtes umzustoßen — hier ist seine Antwort.

Der Kaiser wirft einen flüchtigen Blick auf das dargereichte Blatt, und eine düstere Wolke fliegt über sein Antlitz.

Gerechter Gott, sagt er, dieser Mann entblödet sich nicht von großen Rücksichten auf die Gerechtigkeit zu sprechen — nicht wahr, mein lieber Advocat, die Justiz dieses Tribunals ist würdig jenem eines Torquenada an die Seite gestellt zu werden?

Nur zu wahr.

Gott weiß es, und auch Sie, wie sehr ich gegen meine Richter und deren Urtheil protestirte —

O auch ich machte alle Anstrengungen, fiel Ortega ein, aber Alles vergebens.

Ich weiß es, braver Mann, unsere Mühe war vergebens, nicht die Justiz, die — Rache forderte meinen Tod — und er soll ihr werden — welche Stunde hat man für die Execution bestimmt?

Morgen sechs Uhr früh.

Wie spät ist es jetzt?

Zwölf Uhr, Majestät.

Also habe ich noch sechs Stunden zu leben — sagte der Kaiser vollkommen gefaßt, ich möchte diese letzte Nacht meines Lebens al-

lein sein, meine Herren, fuhr er in freundlichem Tone fort, hoffe aber, daß Sie mich morgen früh zur Richtstätte begleiten werden?

Zu Befehl, mein Kaiser.

Und wo wird die Hinrichtung stattfinden?

Auf dem Cerro de la Campana, gab Ortega traurig zur Antwort.

Also auf dem Glockenhügel, entgegnete Maximilian, von dessen Höhe ich so oft auf die Stadt hinabblickte, wo ich mich dem Feinde übergab, dort werde ich auch — sterben — also frisch — zum letzten Gange, meine Herren — gute Nacht — gute Nacht!

Ortega und der Abbé Fischer wollten soeben die Zelle verlassen, als der Kaiser den Letzteren noch einige Augenblicke zu verweilen bat, während er dem Advocaten winkte, hinauszugehen.

Abbé Fischer, sagte er, ich habe noch eine Bitte, die ich noch heute aussprechen möchte, da es morgen zu spät sein dürfte.

Mein Kaiser hat zu befehlen —

Seinen Geist dem Herrn, fiel Maximilian fast in verweisendem Tone ein, sonst nichts mehr; unter meinen besondern Gönnern gab es einen einfachen Mann, Namens Franz Löscher —

Ich kannte ihn.

Dann werden Sie wissen, daß der Unglückliche einer meiner Couriere war, die nach Mexico entsandt waren.

Und welche an dem Strange des Feindes den Tod gefunden haben.

Leider — dieser Franz Löscher hat eine Mutter, ich möchte an ihr gut machen, was ich an dem Sohne verbrochen, der durch mich eben als Opfer fiel — ich habe in meinem Testamente dieses Punktes nicht erwähnt, aber ich will, daß es trotzdem geschehe —

Und es wird geschehen, was Ew. Majestät befehlen, sagte der Geistliche; was habe ich zu vollbringen?

Ich will, daß mein Bruder Franz Joseph der armen, alten Frau, vorausgesetzt natürlich, daß diese noch am Leben ist, eine Jahresrente von dreihundert Gulden aussetze, welche Summe von meiner Hinterlassenschaft zu entnehmen ist.

Ich will ganz nach Befehl handeln — wo lebt die alte Frau?

Auf einem Dorfe in der Nähe der Stadt Baden, welches ich freilich nicht näher bezeichnen kann, die Polizei aber wird die alte Frau bald ermittelt haben — dieser Gedanke war mir drückend, ich muß es gestehen, da ich nicht gern aus der Welt gehen möchte ohne das Bewußtsein, Allen gerecht geworden zu sein.

Ich werde nach Vorschrift handeln sagte der Abbé gerührt.

Der arme Löscher, er war einer der Ersten, der mich vor Lopez gewarnt, o hätte ich seiner Stimme Gehör gegeben — und jetzt — will ich den letzten Schlaf thun — mit dem Wunsche, von meiner geliebten Charlotte zu träumen —

Ruhe herrscht in der Zelle des Gefangenen — er schlummert sanft auf seinem ärmlichen Lager — das Lächeln, welches um seinen Mund schwebt, kündet die Anwesenheit von Engeln, welche jetzt schon über die Seele wachen, die sie bald emportragen sollen in die Räume der Seligen, und daß seine theure Charlotte als holdes, süßes Traumbild von dem fernen Europa herübergezaubert, um die letzten Stunden seines Daseins durch ihre Nähe zu verschönen.

Endlich unterbricht ein Geräusch die Stille — eine Gestalt tritt ein und rüttelt den Schlummernden.

Entschwunden sind die Engel, dahin das geliebte Traumbild, statt ihrer schauen die düstern Blicke des Kerkermeisters auf den Monarchen, welcher sich rasch erhebt.

Ist es Zeit? fragt er schnell.

In einer Stunde.

Ich werde bereit sein.

So war denn der letzte Lebenstag Maximilians angebrochen — ohne Erbarmen mußte der Prinz des Habsburger Hauses, der Verwandte der bedeutendsten Mächte Europa's sein Blut auf mexicanischer Erde fließen lassen.

In diesem Augenblicke schlug es fünf Uhr — und zugleich trat der Abbé Fischer ein.

Der Kaiser begrüßt ihn freundlich und ruhig.

Noch eine Stunde Abbé, sagt er mit leiser Stimme.

O Gott — ja!

Warum seufzen Sie — ist nicht das Loos eines Märtyrers beneidenswerth? Doch wo ist Ortega?

Man hat ihm heute den Eingang verwehrt, aber er erwartet Sie außen am Eingange.

Fürchtet man etwa, daß er mir eine Anklage gegen Juarez dictire, welche ich vor dem höchsten Gerichtshofe über den Wolken da droben vortragen soll? fragte der Kaiser mit lächelnder Miene.

Der Abbé zuckte traurig mit den Achseln.

Hat mein Kaiser noch einen Wunsch? fragte er dann.

Keinen weiteren, als in Frieden zu sterben.

Endlich schlägt es sechs Uhr — ein Gefangenwärter tritt ein —

Ich komme, sagt der Kaiser, und nach wenigen Minuten befindet er sich, von dem Geistlichen gefolgt, im Freien.

Hier befinden sich auch die beiden andern Gefangenen, General Miramon und Mejia.

Doch noch hat der Kaiser von ihnen keine Notiz genommen, seine Blicke schweifen empor, wo die Sonne des herrlichsten Junitages alle ihre Wonnen über die vom nächtlichen Thau getränkten Fluren verbreitet.

Welch' ein schöner Himmel, ruft er mit einer Art von Entzücken; so habe ich mir den Tag meines Todes gewünscht!

Diese Worte waren an den Advokaten Ortega gerichtet, welcher an der Thür stand, aus der Maximilian so eben gekommen.

Dann wirft er einen Blick auf seine Leidensgefährten, drückt ihnen flüchtig aber herzlich die Hand —

Wie — Sie weinen, Mejia? fragt er den Letztern überrascht.

O ich hatte einen entsetzlichen Anblick mein Kaiser, ein Anblick, der markerschütternd war; o Gott — die Spanne Zeit, die ich noch zu leben habe, ist zu kurz, um Wahnsinn zu bereiten.

Was geschah denn, sprechen Sie?

Gott — meine Frau eilte in rasender Verzweiflung so eben vorüber — an der Brust den geliebten, kleinen Säugling gepreßt — die Unglückliche klagte und schrie, daß es mir bis in die Seele drang, o mein Kaiser — dieser Anblick entlockte mir, dem Krieger, heiße Thränen.

Muth, Muth!

Der Kaiser hatte nicht Zeit, mehr zu sprechen, denn ein jeder der Gefangenen, welche schwarz gekleidet waren, mußte jetzt den Wagen besteigen, der sie nach der Richtstätte fahren sollte —

Bald setzte sich der traurige Zug, welchen drei Wagen und eine Escorte von viertausend Soldaten bildeten, in Bewegung, und man gelangte nach dem Cerro de la Campano.

Jetzt fuhren die Wagen zurück, und der Kaiser schüttelte sich den Staub von den Kleidern, als sollte er in einen Salon treten —

Wo sind die Soldaten, die zum Feuern bestimmt sind? fragt er mit erhobenem Kopfe und vollkommen gefaßt.

Diese traten näher.

Soldaten, sagte er in sanftem Tone; ich bitte Euch, auf die Brust zu zielen.

Und mit diesen Worten reichte er einem Jedem von ihnen eine Unze (10 Dollars).

Der junge Officier, welcher das Füsilirungs-Commando befehligte, trat jetzt zu dem Monarchen.

Sterben Sie nicht mit Groll gegen mich, Kaiser, sagte er in mildem Tone, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die traurige Pflicht, die mir obliegt von ganzem Herzen mißbillige und sie nur mit dem lebhaftesten Widerstreben vollziehe.

Muchacho (junger Mann) versetzte der Kaiser mit fester Stimme — ein Soldat muß seinen Befehl erfüllen, ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl, verlange aber, daß Sie dem gegebenen Befehl nachkommen.

Hierauf näherte sich der Kaiser den Generalen Miramon und Mejia.

Bald sehen wir uns wieder in einer andern Welt, sagte er mit feierlicher Stimme indem er beide herzlich umarmte und zu Miramon, der in der Mitte stand, gewendet, fuhr er fort: General, ein Tapferer wird auch von Monarchen bewundert, und vor dem Tode will ich Ihnen den Ehrenplatz überlassen —

Ich wiederhole, daß ich gern für meinen Kaiser und mein Vaterland sterbe, versetzte dieser.

Mejia war traurig und stand mit gesenkten Blicken da, das Bild seiner wahnsinnigen Gattin mit dem Säugling in den Armen wollte nicht von seiner Seele weichen.

General, rief ihm der Kaiser zu, wer auf Erden nicht belohnt wird, wird es ganz gewiß im Himmel.

Jetzt trat er einige Schritte in den Vordergrund:

Mexicaner, begann er mit außerordentlicher, bewundernswürdiger Ruhe; Männer meines Standes und Ursprunges, von meinen Gefühlen beseelt, sind durch die Vorsehung berufen, entweder Beglücker ihrer Völker oder Märthyrer zu sein. Als ich unter Euch kam, hatte ich keine Hintergedanken. Ich kam, gerufen von den wohlmeinenden Mexicanern, von denjenigen, welche sich heute für mein Adoptiv-Vaterland opfern. Im Begriff ins Jenseits zu treten, nehme ich nur den Trost mit, Gutes gethan zu haben, so viel in meinen Kräften stand, und nicht von meinen geliebten, treuen Generalen mich verlassen zu sehen, Mexicaner! Es sei mein Blut das Letzte, welches vergossen wird, möge es mein unglückliches Adoptiv-Vaterland wieder aufrichten.

Einige Minuten herrschte tiefes Schwei-

gen, und sollen selbst unter den Soldaten Thränen geflossen sein —

Der Kaiser trat zurück, und den Fuß vorstellend, die Augen zum Himmel erhebend, deutete er mit der Hand auf die Brust und erwartete ruhig, mit Seelenstärke den Tod.

Miramon ließ wie ein Soldat die Blicke über die Truppen schweifen.

Soldaten von Mexico, begann er, Landsleute! Ihr seht mich hier als Verräther verurtheilt — jetzt, wo das Leben schon nicht mehr mir gehört, wo ich in wenigen Minuten sterbe, erkläre ich vor Euch allen, Angesichts der Welt, daß ich niemals ein Verräther an meinem Vaterlande gewesen bin. Ich habe für die Ordnung gekämpft und falle heute mit Ehren für sie. Ich habe Söhne, aber diese Söhne können niemals durch den Schmutz dieser Verleumdung befleckt werden. Mexicaner! Es lebe Mexico und es lebe der Kaiser!

Er schrie dies mit furchtbarer Stimme — Thränen flossen.

Mejia sprach kein Wort, er zog sein Taschentuch und trocknete die letzte Thräne ab.

Jetzt krachte es durch die Morgenstille — die drei Männer getroffen, sanken zu Boden —

Maximilian, den fünf Kugeln getroffen, war noch nicht todt, und indem zwei Soldaten vortraten, ihm den Gnadenschuß zu geben, wimmert es von den Lippen des Sterbenden: „arme Charlotte!“

Mit diesen letzten Worten entrang sich auch die Seele dem Leib des unglücklichen Kaisers, der so Edles und Großes erstrebte und nichts erreicht hatte, als den frühen Tod —

Außer den Soldaten war kein Einwohner der Stadt bei der Hinrichtung zugegen — die Straßen Queretaros schienen wie ausgestorben, es schien sich zu scheuen, dieser Execution beizuwohnen.

Die drei Leichen wurden einbalsamirt und in das Kloster geschafft, welches sie so lange in seinen Mauern als Gefangene beherbergt hatte — hier sollten die drei im Leben so treu vereinten neben einander ruhen, bis man den Einen von ihnen trennte, um ihn in der fernen Heimath den Gebeinen seiner ruhmreichen Ahnen beizustellen.

Zwei Bitten.

Wir haben schon früher des Weihnachtsfestes in Paris Erwähnung gethan, unsere Erzählung verlangt es indessen, daß wir uns noch einmal demselben zuwenden.

Was wir dem Leser von leuchtenden Bäumen, Bescheerungen und Weihnachtsfreuden in Paris überhaupt mitgetheilt, bezieht sich nur auf die Deutschen, welche die französische Metropole in ziemlich beträchtlicher Anzahl bevölkern, nur sie begehen die Ceremonien der Heimath, und die brennenden Kerzen des Christbaumes, die von Bescheerungen reichlich bedeckten Tische leuchten und prangen nur in den Gemächern der Deutschen.

Die Pariser wissen nichts von diesen Freuden; ihnen ist das harmlose Glück, die Freude der Familie, die sich auf das stille, festlich erleuchtete Gemach beschränkt, völlig fremd.

Die Kinder der Pariser sind meistens fern von dem elterlichen Hause, in Erziehungs-Anstalten, sie kehren nicht zum Feste zurück, und jenes muntere Geknarre, Gepfeife und Getrommle der spielenden Knaben neben dem Jauchzen der kleinen Mädchen mit ihren Puppen, welches in deutschen Familien die Gemächer mit dem Geräusche erfüllen, das, wenn auch störend, das Ohr der Angehörigen doch nicht unangenehm berührt, weil sie Theil nehmen an der Glückseligkeit ihrer Kleinen — schweigt da, wo den Kindern nur kaltes Ceremoniel, statt Liebe und Pietät vor herkömmlichen Gebräuchen beigebracht wird.

Nur bei der niederen Klasse der Bevölkerung besteht ein Gebrauch, indem sie am Eingang des Festes, also am heiligen Abend, ein mächtiges Holzscheit in den Kamin legen, welches bûche de Noel genannt wird und so dick sein soll, daß es bis zum Morgen ausreicht.

Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1866 erblicken wir eine alte Frau, welche mit bebenden Händen die Gluth auf dem Kamin in ihrem kleinen Gemache schürt —

Ein heftiger Frost hat sie angewandelt, schon seit sie nach Mitternacht des heiligen Abends in ihre Wohnung zurückgekehrt war, fühlte sie sich nicht wohl, und ihr Zustand hat sich bis zu dieser Stunde gesteigert.

Wir erkennen die Baronin von Rautenberg, welche in Folge der ihr von Frech, den wir, trotzdem wir seinen wahren Namen erfahren haben, immer noch so nennen wollen, bereiteten Bescheerung in eine Art von Gemüthskrankheit verfiel —

Krankheiten des Gemüths sind indessen auch gefahrdrohend für den Körper, und die Baronin fühlte sich leidend.

Von Zeit zu Zeit nahte sie sich der Thür und horchte — endlich hörte sie Schritte — eine Frau trat ein.

Nun? fragte die Baronin hastig; haben Sie meinen Brief der Dame selber überreicht?

Es wurde mir möglich, trotzdem einer ihrer Diener darauf bestand, nur selbst das Schreiben abzugeben.

Und was sagte sie? fragte die Baronin, deren Wangen sich mit einer flüchtigen Röthe bedeckten.

Sie wird sogleich erscheinen.

Ich danke Ihnen für die gütige Besorgung, Madame, sagte die Baronin mit freudiger Hast, und die Botin verließ das Gemach.

Eine halbe Stunde war verflossen, während welcher die Baronin die äußerste Ungeduld verrieth, als ein Wagen vor der Thür hielt.

Eine verschleierte Dame trat in das Gemach, in der wir, nachdem sie den Schleier gelüftet, Jeannette, das ehemalige Barrikadenmädchen, die spätere Sängerin und die gegenwärtige Gräfin von Lauterburg vor uns sehen.

Die Baronin eilte ihr mit offenen Armen entgegen und sank an ihre Brust.

O meine geliebte Tochter, nahm sie mit schluchzender Stimme das Wort, endlich sehe ich Dich wieder — wie glücklich macht mich dieser Augenblick.

In Wahrheit, meine Mutter?

Zweifle nicht, nur ein Elender ein Nichtswürdiger könnte behaupten, daß Du meinem Herzen nicht theuer wärest.

Aber Du wolltest doch —

Mein Kind, ich errathe, was Du sagen willst, Du meinst, ich nahm Anstand, Dich als meine Tochter anzuerkennen, weil Beweise fehlten, von deren Existenz nur ich wußte, und als diese zum Vorschein kamen, öffnete ich Dir sofort meine Mutterarme.

Ich glaube Dir, es konnte nicht anders sein, versetzte die Gräfin, wenn sie auch in ihrem Innern anders darüber gedacht hatte.

Du zürnst mir nicht, daß ich Dich noch heute zu mir beschied?

O theure Mutter, ich bitte Dich, solchem Verdacht nicht Dein Herz zu öffnen, ich las in Deinem Briefe, Du seist nicht wohl.

Das ist es nicht allein, was mich veranlaßte, Dich kommen zu lassen.

Es wäre diese Ursache genügend, und wirklich scheinst Du krank zu sein, aber worüber klagst Du denn?

Ach meine Tochter, ich fühle nur daß ich krank bin, kränker, als ich mich jemals fühlte, — ich vermag Dir nicht die Quelle meines ziemlich allgemeinen Siechthums anzugeben.

Ich will sogleich einen Arzt schicken.

Nein, nein, dessen bedarf ich nicht, höre nur, welche Bitte ich an Dich richten will und gieb mir darauf Bescheid.

Willst Du zu mir kommen, ich öffne Dir mit Freuden alle die zahlreichen, prächtigen Gemächer meines Hotels.

Ein wehmüthiger Ausdruck, der sich bald bis zu dem unheimlicher Düsterkeit steigerte erfüllte die Züge der Baronin.

O nun hätte ich glücklich sein können, seufzte sie leise für sich, und doch darf ich es nicht — ach, meine theure, geliebte Tochter fuhr sie dann laut fort, wie gern eilte ich zu Dir, dort, wo ich meines Standes würdig leben dürfte, aber —

Du meinst, der Baron würde dagegen sein?

Natürlich — Du weißt es ja.

O dieser Mann wird weicher werden, ich weiß es, glaube mir, er ist nicht schlecht — ich habe nur Ursache, ihn für edel zu halten.

Dieser Mann, meine Tochter, ist mein böser Genius.

Aber verzeihe, meine Mutter, er hat doch Gutes gewirkt, sagte die Gräfin mit Nachdruck.

Nachdem er unzählige Frevel vollbracht, o wenn Du wüßtest, was er mir gethan!

Ich weiß, daß dieser Mann eine außergewöhnliche Energie, eine unerschütterliche Willenskraft besitzt, er ist strenge, vielleicht bis zur Furchtbarkeit, keineswegs aber kann ich glauben, daß er Frevel begehen würde.

Laß uns von ihm schweigen, kommen wir zum Ziel, rief die Baronin mit einer gewissen Ungeduld —

Ich bitte, nenne es, meine Mutter, erwiderte die Gräfin, erschreckt durch den Ton, den die Baronin angeschlagen hatte, und sah mit einer gewissen Schüchternheit in ihre düsteren Blicke, vor denen sie jetzt sogar erbebte.

Das Ziel aller Menschen ist — der Tod — auch ich werde sterben.

Du sprichst mit seltener Bestimmtheit.

Nur wenige Tage gehöre ich noch dem Leben an, bald, bald muß ich sterben, es ist unmöglich — Alles, alles dahin.

Gott, fühlst Du Dich denn wirklich so leidend?

Nicht das allein.

Wäre sonst etwa noch eine Todesursache vorhanden, die gehoben werden könnte, Mutter, sprich!

Vielleicht.

O so nenne diese.

Kann sein, wir kommen später darauf zurück, zunächst wollte ich Dir, falls ich sterben sollte zwei Bitten an das Herz legen.

Ich will diese nach Kräften erfüllen, versetzte die Gräfin mit Theilnahme; was kann ich also thun?

Sollte ich gestorben sein, so laß meinen Leichnam nach unserer Familiengruft in Baden schaffen, sie ist das einzige Gut, welches mir dort zurückgeblieben ist.

Ein schmerzlicher Ausdruck verdüsterte ihre Züge noch mehr als zuvor, und die Gräfin empfand das innigste Mitleid.

Dein Wunsch soll erfüllt werden, aber Du nennst jene Gruft die einzige Reliquie?

Es giebt sonst nichts, Alles, Alles ist dahin, und er — er allein hat mich so weit gebracht.

Meinst Du wirklich, daß der Baron —

Er — und freilich auch leider — mein Sohn, aber dieser war doch immer nur das Opfer jenes Henkers, der ihn zu allem Uebel verleitet hat.

Hast Du Nachricht von Deinem Sohne?

Keine directe, mir ist nur bekannt, daß er in Mexico lebt, freilich weiß ich nicht, in welchen Verhältnissen; es ist indessen möglich, daß er wieder nach Paris zurückkehrt, und in diesem Falle eben wollte ich eine zweite Bitte an Dich richten.

Sprich unverhohlen.

Du bist im Besitz eines bedeutenden Vermögens, meine geliebte Tochter.

Dessen zehnter Theil genügte, um mir lebenslänglich ein mehr als bescheidenes Auskommen zu sichern.

Theile also meine geliebte Tochter, theile mit Deinem unglücklichen, armen Bruder.

Ich will gern — gern, aber — ein Umstand —

Du meinst, er, jener Frech, dürfte verhindernd dazwischen treten?

Ja, Mutter dies halte ich für möglich, dieser Mann erfährt Alles und Du weißt, wie unendlich schwer es ist, sich seinem Einfluße zu entziehen.

Es ist wahr, aber wenn Du klug zu Werke gehst, dann braucht er nicht zu wissen —

Es wäre nur dann möglich, wenn ihm überhaupt die Rückkehr meines Bruders verborgen bliebe.

Ganz recht — und ich hoffe, es wird dies möglich sein — vielleicht stirbt auch dieser Frech, ist er doch schon ein alter Mann.

Man soll niemals auf den Tod eines Andern rechnen, entgegnete die Gräfin ernst und in fast verweisendem Tone.

Wohl wahr, und doch muß ich wieder darauf zurückkommen — der Mensch, dessen wir so eben erwähnten, kann Dir hinderlich sein, mit meinem Sohne Dein Vermögen bei Lebenszeiten zu theilen — wie Du aber nach Deinem Tode darüber verfügtest, dürfte ihm wohl gleichgiltig sein — zunächst aber beantworte mir die Frage ob Du Dich zu vermählen gedenkst?

Nein, versetzte die Gräfin mit aller Bestimmtheit, ich dachte einmal an ein Glück, allein dies ist zu Grabe gegangen.

Und darf Deine Mutter erfahren, wem Du Dein Herz geschenkt hattest?

Dieser Mann hieß Franz Löscher.

Und dieser —

Liebt mich nicht, versetzte die Gräfin traurig.

Und deshalb konntest Du seufzen? — Franz Löscher ist ein ganz gewöhnlicher Arbeiter, an welchen nur Jeannette Martin denken konnte, nicht aber — die Gräfin Lauterburg.

O meine Mutter, die äußere Veränderung hat mit dem Innern nichts gemein, das Herz Jeannetten's ist dasselbe geblieben — wen sie geliebt, der ist auch der jetzigen Gräfin theuer geblieben — und darum werde ich niemals mich vermählen —

Da Du bestimmt erklärst, unvermählt zu bleiben, so darfst Du frei über Dein Vermögen verfügen.

Ja, meine Mutter, in dieser Beziehung bevormundet mich Niemand.

Nun denn, mein geliebtes Kind, nahm die Baronin mit einer gewissen Hast das Wort, so setze Deinen unglücklichen Bruder, der einige Jahre jünger ist, als Du, zu Deinem Universalerben ein.

Die Gräfin betrachtete ihre Mutter mit einem seltsamen Blick, und etwas wie ein Gefühl von Kälte wandelte sie an.

Ich werde mit mir zu Rathe gehen, versetzte sie nach kurzem Schweigen.

Kannst Du mir Deine Entschließung nicht gleich mittheilen?

Morgen — und nun sage mir, ob noch ein Kummer Deine Seele belastet?

O meine Tochter, ich wiederhole Dir, ich kann nicht mehr — leben — mehr mag ich Dir nicht sagen.

Du bist Deiner Güter beraubt, o sprich nur ein Wort, nein, es ist unnöthig, mein Alles steht Dir zur Verfügung.

O Gott — nein, ich kann, ich mag keine Unterstützungen annehmen, doch ich fühle

und krank, unendlich krank — o ein schrecklicher Frost, sieh nur, wie ich bebe.

In der That begannen alle Glieder der Baronin zu zittern, Todesblässe bedeckte ihr Antlitz, sie war dem Umsinken nah.

Dir muß sogleich Hilfe werden, Mutter — ich eile.

Mit diesen Worten verließ die Gräfin hastigen Schrittes das Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihr — Frech.

Ah, charmant, diese Begegnung kommt mir erwünscht, und Sie gestatten, daß ich Sie noch ein wenig begleite.

Beide eilten die Treppe hinab.

Das Weib ohne Herz ist zum Abgrund verdammt.

Die Baronin befand sich allein, aber eine ungewöhnliche Beklommenheit hatte sich ihrer bemächtigt.

Kälte und Hitze beschlichen sie abwechselnd, ihr ganzer Zustand war offenbar fieberhaft.

Von Zeit zu Zeit schien es ihr, als schwebten an ihrem Auge Bilder vorüber, und unwillkürlich schlug sie mit dem Taschentuch danach, wie um irgend etwas zu verscheuchen.

Sie wollte ihre Gedanken dem letzten Gespräch zuwenden, allein diese wollten ihr nicht gehorchen und wurden immer mehr verworren.

Sie wollte sich eben zur Ruhe begeben, denn ihr Zustand nahm eine immer bedrohlichere Wendung, als es leise an ihre Thür pochte.

Sie öffnet — und Frech tritt ein.

Sie — Du — noch einmal?

Bitte, Frau Baronin, sagte Frech kalt, mich nicht mit dem vertraulichen Du, sondern mit dem Titel anzusprechen, der mir gebührt.

Was also führt Sie noch zu mir, Herr Baron?

Ihre trostlose Lage, gnädige Frau.

Sollte diese den Herrn Baron interessiren?

O sehr — sehr, Madame, bevor wir jedoch auf diese zurückkommen, wollen wir einige Kleinigkeiten besprechen — Gräfin Lauterburg ist vor etwa einer halben Stunde bei Ihnen gewesen.

Meine Tochter, Herr Baron.

Sie haben die Dame rufen lassen, um derselben zwei Bitten vorzutragen, versetzte Frech mit einem gewissen Lächeln.

Gerechter Gott, sind Sie auch davon schon unterrichtet? rief die Baronin mit fieberhafter Aufregung.

Wie Sie sehen, ja.

Ich fühle mich recht leidend, mehr, als dies bisher der Fall gewesen war, bitte Sie daher dringend, Ihren Besuch zu kürzen.

Sie mögen sich oft schon so leidend befunden haben, wie heute, in Ihrer Lage aber Madame, erscheint Alles trostloser, schrecklicher, Ihrem Wunsche, meinen Besuch zu kürzen, werde ich übrigens entsprechen — zuvor aber ein Wort über die Bitten welche Sie der Gräfin an's Herz gelegt haben — die Erste, Madame, soll erfüllt werden, man wird Ihre Leiche nach Ihrem Ableben zur erbetenen Stelle schaffen, verlassen Sie sich darauf — ich will dafür Sorge tragen.

Ich danke Ihnen, daß Sie mich begraben lassen werden, versetzte die Baronin mit bitterm Lächeln — nun aber die zweite Bitte.

Die Erfüllung dieser ist unmöglich.

Warum behaupten Sie das?

Weil in dem Testament des Grafen Lauterburg ausdrücklich nur von leiblichen Kindern seiner Tochter, nicht aber von einem fremden Manne die Rede ist.

Ist Guido ihr ein Fremder? rief die Baronin mit ärgerlichem Staunen.

Sehr natürlich — für einen solchen würden Sie ihn noch vor wenigen Tagen erklärt haben, denn was hätte wohl der hochgeborene Baron Guido von Rautenberg mit der armen Jeannette Martin gemein?

Die Gräfin aber bleibt unvermählt — mithin kinderlos.

Für jetzt, aber sie wird sich vermählen, Madame, es kann also Ihrem Herrn Sohne nichts zu Gute kommen.

Meine Tochter hat mir soeben erklärt, daß sie sich unter keinen Umständen zu vermählen gedächte.

O man ändert oft unwandelbarscheinende Entschlüsse — was aber die Armuth Ihres Sohnes betrifft, so will ich ihm eine Unterstützung zukommen lassen.

Eine solche wird er zu stolz sein, anzunehmen.

Nicht doch, Madame, Ihr Sohn hat den Stolz als etwas Ueberflüssiges beseitigt und sagt jetzt mit König Salomo: „Alles ist eitel.“

Nun, Herr Baron, sagte die Baronin bitter, dann dächte ich, hätten Sie mit mir keine fernere Rücksprache zu nehmen.

Nein, gnädige Frau, nun ist noch die Reihe — zu bitten — an mir.

Was könnten Sie noch von mir, der armen verlassenen Frau zu erbitten haben?

Das iſt es eben — Sie ſind arm und verlaſſen — ſtehen ganz vereinſamt im Leben, ohne jemals auf Ihres Sohnes Stütze hoffen zu können.

Und was meinen Sie nun?

Daß Ihr Zuſtand troſtlos und es Pflicht Ihrer Nebenmenſchen ſei, Ihr Elend zu mildern.

Das vermag Niemand auf der Welt.

O warum bezweifeln Sie das? Die Haupturſache Ihres Leides, verzeihen Sie meine Geradheit, Madame, iſt Armuth.

O Sie irren.

Sie mögen ſich ſelbſt täuſchen wollen, mich aber können Sie unmöglich von Ihren blühenden Vermögensumſtänden überzeugen — Sie ſind arm, ſo arm, daß Sie kaum noch den Lebensunterhalt für die nächſten Tage beſtreiten können.

Wer hat Ihnen das geſagt? rief die Baronin unwillig.

Leugnen Sie nicht, ich weiß es, verſetzte Frech mit aller Beſtimmtheit; Madame, fuhr er nach kurzer Pauſe in feierlichem Ernſte fort, es iſt um Sie ſehr traurig beſtellt, das Schickſal hat fürchterliche Rache genommen, aber — dieſes Thema iſt abgethan, ſprechen wir nicht mehr davon.

Mein Herr, entgegnete die Baronin; Sie häufen Verletzung auf Verletzung — wer behauptet, daß das Schickſal —

Madame, iſt es nicht genug, daß Sie dem Bettelſtabe nahe ſind? o warum zwingen Sie mich durch Ihren jetzt ſo übel angebrachten Stolz zu Geſtändniſſen, die Ihnen allerdings keine beſondere Annehmlichkeiten bereiten können —

Sie ſagen die Unwahrheit, meine Vermögensverhältniſſe ſind durchaus nicht, wie Sie —

O, gnädige Frau, unterbrach ſie Frech, Sie treiben es weit, ich weiß, Sie ſind außer Stande, ſelbſt Schulden für die geringſten Lebensbedürfniſſe zu tilgen, und ich erlaubte mir, eine Ihrer Rechnungen für empfangene Backwaaren zu entrichten —

O mein Herr — ſagte die Baronin mit tonloſer Stimme, Sie thaten daran nicht recht, und ich zolle Ihnen keinen Dank dafür.

Ich habe Ihren Dank nicht begehrt, ich würde Ihnen die unbedeutende Handlung verſchwiegen haben, allein ich muß es Ihnen ſagen, damit Sie ſehen, wie ſehr ich Ihre Lage kenne und wie wenig vernünftig Sie handeln, wenn Sie meinen Antrag, Ihnen eine Jahresrente zuzuwenden, zurückweiſen.

Nimmermehr.

Madame, zum letzten Mal.

Sie werden mich niemals dazu bewegen.

Was aber wollen Sie beginnen?

Das bleibt meine Sache — verſetzte die Baronin mit beſonderem Nachdruck.

Sie ſind ſehr leidend, wie Sie ſelbſt bekannten.

Ich werde mein Leid mit mir ſelber tragen.

Gräfin Lauterburg wollte Ihnen den Arzt ſchicken, ich ſtimmte dagegen, weil ich mir ſelber die Pflicht vorbehalten wollte.

O Sie ſind ſehr gütig, verſetzte die Baronin mit ſchrecklichem Lächeln — nur keinen Arzt, ich werde ſeiner nicht bedürfen — haben Sie mich übrigens in's Elend geſtürzt, ſo laſſen Sie mich darin untergehen.

Mitternacht iſt vorüber — die Baronin ruht in einem Lehnſeſſel — der fieberhafte Zuſtand hat ſich geſteigert.

Ihre Glieder zittern, die Hände ſind glühend heiß, und ihre dunkeln Blicke ſind ſtier auf die gegenüberliegende Wand gerichtet, welche im Wiederſchein der Kohlengluth vom Kamin röthlich erhellt wird.

Die Baronin möchte ſo gern den Blick abwenden, denn wunderbare Phantome, ſeltſame Geſtalten ſcheinen dort ihr Weſen zu treiben, und bisweilen bedeckt die zitternde Hand die Augen, in ſolchen Momenten aber glaubt ſie ſchreckliches Geſchrei zu vernehmen, welches immer wieder von jener verhängnißvollen Wand zu kommen ſcheint, und auf's Neue zwingt ſie eine geheime, gewaltige Macht jene Stelle zu betrachten.

Seltſame Geſtalten zeigen ſich ihr, Männer in prachtvollen Salonkleidern, die erſt verworrene Gruppen bilden, ſich dann aber allmählig klären. Sie erkennt die Züge, und ein gepreßter Schrei entfährt ihrem Munde.

In dieſem Augenblicke gewahrt ſie eine Frau, in gleichfalls eleganter Toilette, in der ſie — o Schrecken — ſich ſelbſt erkennt.

Die Männer nahen ſich dieſer Erſcheinung in Ehrfurcht, knieen vor ihr nieder und werden von ihr mit den Zeichen der Liebe emporgehoben.

Plötzlich treten andere Männer in den Vordergrund, bald entſpinnt ſich zwiſchen dieſen und den bereits Vorhandenen ein Kampf —

Die Erſteren fallen, Blutlachen bilden ſich um ſie, während die Sieger ſich vor der Weibeserſcheinung, die mit Gleichgiltigkeit dem düſtern Treiben zuſieht, verneigen; aber oben über dieſem unheimlichen Bilde ſtrahlt es plötzlich mit glühend rother Schrift dem Blicke der Baronin entgegen: „Sie ſind im Duell ermordet!“

Abermals entfährt ihren Lippen ein Angstruf — sie ist einer Ohnmacht nahe — ihr Kopf schwindelt, und doch schwinden ihr nicht die Sinne — ist es doch als wollte ein Dämon diese in ihrem Kopfe zusammenhalten, um alle nur auf einen Punkt hin zu concentriren.

Wieder Schreckgestalten — o was wird ihren Blicken sichtbar, jedes Bild scheint ihr eine Begebenheit ihres Lebens vor die Seele zu führen.

Plötzlich verglüht der helle Schein an der Wand — tiefe undurchdringliche Dunkelheit folgt ihm.

Die Baronin athmet erleichtert auf — dem Himmel sei Dank — verglommen ist das Feuer auf dem Kamin — keine Truggestalt ist mehr sichtbar — sie wird Ruhe haben.

So denkend richtet sie, wie sich von der Wahrheit zu überzeugen, noch einmal ihre Blicke auf die Wand.

Diese ist allerdings noch dunkel, aber schon in demselben Augenblicke zeigt sich eine große, runde scheibenartige Fläche, von blendender Weiße.

Die obere Fläche derselben ist durchsichtig, erfüllt sich plötzlich mit wolkenartigen Gebilden, während sich auf der untern, gräßliche dämonartige Gestalten zeigen, die gewaltsam den Körper eines Weibes zum Abgrund zerren, welcher zu gleicher Zeit erkennbar ist und aus dem anfangs gelblicher Qualm aufsteigt, dem bald glühende Flammen folgen, die allmälig die Form von riesenhaften Armen annehmen und sich nach der weiblichen Gestalt ausstrecken.

Die Züge derselben sind denen der Baronin vollständig ähnlich — dasselbe höhnische Lächeln um den Mund, derselbe gleichgiltige, aber dunkel und unheimlich glühende Blick — derselbe Hochmuth —

Statt des Kleides ist ein Umriß von glänzendem Schwarz sichtbar, nur die Stelle, wo das Herz ruht, hat eine leere weiße Fläche —

In kurzer Entfernung steht ein langer Mensch, aber gebückt, am Bettelstabe mit Zerknirschung in den bleichen Zügen.

Diese Gestalt, barmherziger Himmel, stellt Guido dar —

Die Baronin sieht sich und ihren Sohn, umringt von Dämonen, in unmittelbarer Nähe eines bodenlosen Höllenpfuhles.

Sie will schreien, allein kein Ton entfährt ihrem Munde, sie will die Hände nach den gräßlichen Truggestalten ihrer Phantasie ausstrecken, aber sie bemüht sich vergebens, diese empor zu heben.

Die Gestalt Guido sieht mit höhnischem Lächeln dem Treiben der Dämonen zu. Das Weib streckt sehnsuchtsvoll die Arme nach dem Sohne aus, wie um seine Rettung anzuflehen, doch, allgewaltige Gottheit, welch ein gräßliches Schauspiel zeigt sich in diesem Augenblicke.

Während sie ein schreckliches Lachen zu vernehmen wähnt, schleudert die Gestalt des alten Bettlers den Stab auf das Weib.

Dieses Ungeheuer, dieses Geschöpf ohne Herz hat mich geboren, aber ich verfluche sie fort mit ihr, sie hat mich elend gemacht, Dämonen der Finsterniß, sie ist Eurer Macht verfallen, der Spruch ist gefällt vollziehet das Urtheil.

In demselben Augenblicke wähnt die Baronin leuchtende Blitze zu sehen und das Rollen des Donners zu vernehmen — das Weib wird von den Dämonen in den Abgrund geschleudert, aber es streckt noch einmal seinen Arm aus, zieht die Gestalt des Bettlers nach sich, die Flammen schlagen über beide zusammen, und die Worte werden hörbar: „Das Weib ohne Herz ist zum Abgrund verdammt!“

Die Baronin siehts und erbebt — ihre Glieder zittern, ein Krampf scheint ihre Brust zu beengen — schwer und immer schwerer wird ihr das Athmen.

Sie will nach Hilfe rufen, allein die Stimme versagt ihr den Dienst, sie möchte sich emporrichten, kann sich aber nicht bewegen.

Eisige Kälte durchrieselt ihr Gebein, welches allmälig zu ersterben scheint — sie wähnt ein Geräusch zu vernehmen, wie wenn Regen herabrauscht — schrecklich, schrecklich —

Immer kälter wird's, Grabeshauch scheint sie zu umwehen und jedes Glied in eine Bleimasse verwandelt.

Aber auch die Brust, Rücken und Kopf, Alles, Alles schwer, die ganze Gestalt ist wie in Erz oder kaltes Gestein verwandelt.

Sie kann nur noch wenige Athemzüge thun, denn immer enger wird die Brust, der Schlund ist wie zugeschnürt, und der Tod, dessen Gewalt sie empfindet, ist nahe —

Plötzlich ein kurzes Röcheln — noch zwei matte Athemzüge — und die Baronin — hat zu leben aufgehört.

Am nächsten Morgen fand man dieselbe todt auf ihrem Sessel — der herbeigerufene Arzt erklärte, sie sei am Nervenschlage gestorben.

Zwei Tage später ließ Frech ihre sterb-

lichen Ueberreſte nach der Familiengruft auf deutſcher Erde ſchaffen, dort ruhte ſie denn auch bald — ſie ſtarb ohne Klage irgend eines theilnehmenden Freundes — nur die Gräfin, welche ſie kaum zwei Tage gekannt, weinte nicht ihr, ſondern der ſchrecklichen Nemeſis, welche ſie ereilt hatte — eine Thräne der Wehmuth.

Das Verbrechen.

Kehren wir jetzt nach dem deutſchen Dörfchen zu dem Augenblicke zurück, wo wir einige Monate früher Veit und ſeinen Reiſegefährten, ihre finſtern Pläne brüten ſahen.

In der Nacht darauf herrſcht fürchterliche Dunkelheit, kein Stern iſt ſichtbar, denn ſchwarze, ſchwere Wolken haben den Himmel umſchleiert.

In tiefes Schweigen liegt Alles begraben, kein Laub regt ſich, als ob das Dorf ein Kirchhof wäre —

Und doch ſchlummern hier ſelbſt in dem friedlichen Dörfchen menſchliche Leidenſchaften nicht —

In der Nähe eines kleinen Häuschens ſchleicht etwas, behutſam wie das böſe Gewiſſen heran, von der entgegenſetzten Seite gleichfalls.

Biſt Du es Staubbügel? flüſterte es durch die Nacht.

Ich bin es und Du Veit?

Ich bin da, komm, hier iſt das Haus, ſei ruhig, tritt leiſe, daß wir die Alte nicht erwecken.

Ich habe Filzſchuhe angezogen, wie Du es angeordnet, haſt Du's vergeſſen?

Ja ſo, ganz recht, doch komm.

Beide Männer gehen in das Haus, deſſen Thür unverſchloſſen geblieben war, da man hier unter den ehrlichen Dorfbewohnern nichts zu fürchten hat, und in der That gehört hier der Einbruch nächtlichen Raubgeſindels in das Bereich der Fabel.

Die beiden Männer ſind in die Stube getreten, deren Fenſterladen geſchloſſen, keinen Lichtſtrahl aus dem Innern durchblicken laſſen.

Pſt, ertönt's aus Veits Munde, Feuer.

In dieſem Augenblick zuckt ein matter, bleicher Schein über die gegenüberliegende Wand — und bald darauf iſt eine Laterne in Brand geſteckt, von welcher jedoch nur eine Scheibe den darin brennenden Lichtſtumpf ſichtbar werden läßt und dieſe Scheibe wird der Vorſicht halber nicht der Fenſterſeite des Zimmers zugekehrt.

Eine alte Frau ſchlummert in ihrem Bette, ſie muß einen ſchönen Traum haben, denn ein friedliches Lächeln ſchwebt um ihren Mund.

Vor ihrem Bette ſteht ein kleiner Tiſch, auf welchem ein Gebetbuch noch aufgeſchlagen liegt und eine kleine Oellampe ſteht, deren Flamme mit dem Finger ausgemacht worden ſein mochte, denn der Docht iſt niedergedrückt.

Tritt leiſe auf, ſagt Veit, indem er die Thür von innen verriegelt, ich möchte die Alte da nicht gern erwecken, damit ſie kein Geſchrei erhebt — dies würde mich zu Maßregeln zwingen, die ich nur mit ſchwerem Herzen anwenden möchte.

Was wollteſt Du thun, Veit? ruft ſein Gefährte erſchrocken — um Gotteswillen, nur kein Menſchenleben —

Nur im Nothfall.

So verlaſſe ich Dich augenblicklich.

Sei ſtill, es wird nicht nöthig ſein, Widerſtand können wir hier nicht finden, und ſchreit ſie, dann ſtopfen wir ihr den Mund zu.

Veit, mich wandelt Angſt an, es iſt mir unheimlich, eine bange Ahnung beſchleicht mich, ich fürchte, wir werden Unglück haben.

Du biſt ein Narr und feige dazu, jedenfalls aber will ich geſtehen, daß es mir leid thut, nicht bei Hoffmann den Anfang gemacht zu haben — doch zur Sache — hier im Schubfache dieſes Schrankes — da unten pflegt ſie das Geld aufzubewahren.

Woher weißt Du das?

Das iſt mir aus alter Zeit bekannt, und wie ſie es damals gemacht hat, ſo thut ſie noch heute, ſolche Frau ändert ihre Gewohnheiten nicht — doch laß uns ſehen, leuchte.

Veit, mir wird immer banger, ſieh nur, da liegt ein Gebetbuch.

Das wird uns durchaus nicht hindern, leuchte nur.

Er bückte ſich und zog geräuſchlos das untere Schubfach eines Schranks auf, wobei ihm ſein Gefährte leuchtete.

Findeſt Du's? fragt dieſer.

Nein — nein — es iſt kein Geld zu entdecken, entgegnet Veit, indem er mit zitternden Haſt überall umhertaſtet.

Unſere Mühe alſo iſt umſonſt.

Wer ſagt das, ich werde Dir gleich das Gegentheil beweiſen.

Wie wollteſt Du das, Veit, Du haſt nichts gefunden, laß uns alſo gehen, ehe es zu ſpät wird, dem alten Hoffmann einen Beſuch zu machen.

Biſt Du von Sinnen — ſo unverrichteter Sache ſollten wir abziehen müſſen?

Was wollteſt Du thun?

Sie wecken die Alte, ſie muß uns das Geld herausgeben, weigert ſie ſich, dann brauchen wir Gewalt.

Gewalt, Veit? rief Staudbügel, ich wüßte nicht, wozu ſie nützen ſollte — nein, laß uns gehen.

Narr, erſt das Geld — ſie wird ſchon geben müſſen, viel Umſtände werden nicht gemacht.

Sieh nur, wie friedlich ſie ſchlummert, laß die alte Frau ruhen, Veit, komm, wir gehen zu Hoffmann.

So geh allein, ich muß hier erſt fertig ſein, brummte Veit, faſt thut es mir leid, Dich in mein Geheimniß gezogen zu haben, Du biſt kein Mann.

Ich bin Mann genug, um es abſcheulich zu finden, einer alten wehr- und hilfloſen Frau etwas zu Leide zu thun, ſolcher Schändlichkeit iſt nur ein ganz erbärmliches, abſcheuliches Geſchöpf fähig, das mit Füßen getreten zu werden verdient — das iſt meine Anſicht von der Sache.

Es hat ein Jeder eine andere Anſicht, alſo laß mich nur nach Gutdünken verfahren, dann ſind wir binnen einer Viertelſtunde in Beſitz des Geldes, ſagte Veit und näherte ſich dem Lager der alten Frau.

Du wirſt ſie nicht wecken, Veit, ich entferne mich ſonſt augenblicklich, ich mag nicht Zeuge einer entmenſchten Handlung ſein.

So verzichteſt Du auf Dein Theil.

Von Herzen gern.

Biſt Du hier ſchon feig, dann wirſt Du's bei Vater Hoffmann noch mehr ſein, wo wir, bei Unglück, geſtört werden könnten — geh nur, ich kann Dich nicht gebrauchen und werde mein Geſchäft allein verrichten.

Gott ſei Dank, daß ich von der verfluchten Geſchichte entbunden bin, gute Nacht, Veit, ich gehe, aber hüte Dich darum doch, der alten Frau da ein Leid's zuzufügen.

Und er eilte hinaus und ſchlug abſichtlich laut die Thür hinter ſich zu, wohl in der Hoffnung, die alte Frau dadurch zu erwecken.

Veit brummte einen Fluch vor ſich hin, verriegelte wieder die Thür, kehrte zu dem Lager zurück und rüttelte die Schlummernde wach.

Dieſe fuhr entſetzt empor und ſtierte mit wilden, Angſt erfüllten Blicken um ſich.

Was iſt das? rief ſie, Gott, Veit, was wollt Ihr hier?

Euer Geld, Frau Löſcher.

Ich habe kein Geld hier, barmherziger Himmel, Ihr ſeid doch ein gottloſer Böſewicht, und ſie machte Miene, ſich aufzuraffen.

Keine Bewegung, kein Wort! rief Veit, ſonſt müßt Ihr ſterben.

Ihr wolltet mich ermorden? ſtotterte die alte Frau, durch dieſe Drohung eingeſchüchtert.

Nur, wenn Ihr mir Euer Geld nicht herausgebt.

Ich ſagte Euch ſchon, ich habe kein Geld hier.

Lügt nicht, Löſcher'n, Ihr habt von Eurem Sohne Geldſendungen erhalten, auf die Bank gabt Ihr's nicht, heraus alſo damit.

Ich ſchwöre Euch, daß ich nichts von dem Gelde beſitze, welches mir mein guter Junge geſchickt hat.

O Ihr lügt, Löſcher'n, Ihr thut doch ſonſt ſo fromm, habt ſogar ein Gebetbuch da noch liegen, geht alle Sonntage nach der Kirche und mir, dem armen Veit, ſagt Ihr nicht die Wahrheit.

O böſer Menſch, Ihr ſeid elend und verworfen, wenn ich Euch ſelbſt nicht die Wahrheit ſagte, ſo würde Gott mir dieſe Sünde gewiß verzeihen, aber ich habe das Geld dem Vater Hoffmann zur Verwahrung übergeben und erhalte alle Vierteljahre dafür die Zinſen von ihm.

Iſt es wie Ihr ſagt Löſchern?

Bei'm Himmel, Veit, ich habe nie gelogen, ich würde mich nicht nur meiner ſelbſt halber fürchten, ſondern auch, daß die Schuld meinem Sohne angerechnet werden möchte.

Das ſind nur Redensarten, wo habt Ihr das Geld, her damit!

O Ihr glaubt nicht —

Ihr müßt ſterben, wenn Ihr mir nicht zu Willen ſeid —

Nein, ich würde es ſelbſt dann nicht ſein, wenn ich das Geld bei mir hätte, ſollte mein Sohn ſo redlich ſich gequält haben, damit es einem ſo elenden Taugenichts anheimfalle? nein — nein — Gott darf und wird ſolches nicht geſchehen laſſen.

Nun, wir wollen ſehen — bereitet Euch zum Tode, Löſcher'n.

Gott wird mir beiſtehen — und mir Engel in guten Menſchen ſchicken, welche mir beiſtehen — Hilfe — Hilfe!

He, Alte, warte.

Mit dieſen Worten ſtopfte er ihr ein Tuch in den Mund — und begann ſeinen gräßlichen Vorſatz auszuführen.

Luxemburg.

Durch das nach der Niederlage von Königsgrätz an den Kaiſer der Franzoſen abgetretene Venetien wurde dieſem ſo zu ſagen

die Rolle des Vermittlers im deutschen Kriege übertragen, welche er auch gern annahm, da er nicht die geringste Lust verspürte, sich mit Preußen etwa für das besiegte Oesterreich zu schlagen.

Er war froh genug, nachdem er nicht Oesterreich Schlesien verschaffen konnte, nun wenigstens im Nikolsburger Frieden durchgesetzt zu haben, daß Preußen von Oesterreich nur um Gottes Willen keine Gebietserweiterung verlangte — einstweilen also störte nichts den Frieden —

Aber schon im October wurden Stimmen in Frankreich gegen das ihm zu mächtig werdende Deutschland laut — die Eifersucht ward rege, und man begann zunächst vor Preußen zu warnen.

Der Kaiser der sich noch immer gegen die Stimme der Nation ruhig verhielt, wurde namentlich von den verkappten Anhängern des Hauses Orleans in der Kammer bitter getadelt, ja man wollte in seiner Friedenspolitik Feigheit und Verrath der französischen Ehre suchen, er hätte die Vergrößerung Preußens und so die Erstarkung Deutschlands nicht dulden, sondern eine Compensation erlangen oder Krieg anfangen sollen — im Sinne des Letzteren beabsichtigte man eine Adresse —

Als dieses Gerede dem Kaiser nicht mehr behagte, schaffte er ganz einfach durch das Decret vom 20. Januar 1867 die Adreßdebatten in der Kammer ab, stellte dagegen das Interpellationsrecht wieder her.

Napoleon hielt nichtsdestoweniger bei der Eröffnung der Kammern am 14. Februar 1867 eine sehr friedliche Thronrede, in welcher er namentlich hervorhob, „daß Preußen Alles zu vermeiden suche, was französische nationale Empfindlichkeiten wecken könnte.“

Dagegen vertheidigte Thiers in bombastischer Weise das europäische Gleichgewicht, welches durch die plötzliche Machterweiterung Preußens erschüttert wurde — diese Rede machte ein nicht geringes Aufsehen — und wirkte namentlich auf die kriegerische Partei der französischen Nation — welche den Krieg bis aufs Messer verlangte.

Die französische Regierung ließ sich hierdurch indessen nicht irre machen und veröffentlichte gerade jetzt das bisher geheim gehaltene Schutz- und Trutzbündniß der südwestlichen Staaten Deutschlands, wovon Napoleon selbst übrigens schon längst Kenntniß hatte.

Der Kaiser wünschte ohne Zweifel mit Deutschland im Frieden zu bleiben, was schon daraus hervorgeht, daß er schon längst die Eröffnung einer Weltausstellung in Paris, welche die von London übertreffen sollte, am 1. April beschlossen hatte.

Im Anfange des Frühjahres 1867 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der König der Niederlande wollte das Großherzogthum Luxemburg an Frankreich verkaufen.

Luxemburg und Limburg waren bisher wie ehemals Schleswig-Holstein Bestandtheile des deutschen Bundes gewesen.

König Wilhelm III. der Niederlande aber konnte doch nicht Land und Leute wie eine Waare verkaufen, da er einerseits an die Zustimmung der luxemburgischen Stände gebunden war, andererseits hatte Preußen das Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg, nicht nur blos, um es für den Bund zu erhalten, als vielmehr seine eigenen Grenzen und die des deutschen Gebiets Frankreich gegenüber zu schützen.

Natürlich erhoben sich gegen das beabsichtigte Verschachern die Stimmen des deutschen Volkes und nur Blätter von vaterlandsverrätherischer Tendenz konnten kaum ihre Hoffnungen verbergen — im Allgemeinen, und dies ist wohl bekannt genug, empörte sich jedes treue, deutsche Herz dagegen.

Im französischem Volke und namentlich in Paris, war durchaus keine kriegerische Stimmung sichtbar, da man sich über die Gefahren eines Krieges mit Deutschland nicht täuschte, man hoffte sogar, der Kaiser werde keineswegs die Nation zu einem ungerechten Angriffskriege fortreißen — in gleichem Sinne äußerten sich auch die Pariser Arbeiter in einer an die deutschen Arbeiter gerichteten Adresse — nur die Feinde Napoleons wünschten den Krieg, um diesen in einen Kampf zu verwickeln, von dem sie hofften, daß er für Frankreich unglücklich ausfallen müsse und so das Kaiserthum begraben werde.

Napoleon III. trieb hierbei, wie stets, ein doppeltes Spiel. Während er einerseits durch die officielle Presse und seine Minister des Auswärtigen fortwährend Frieden verkünden ließ und die Weltausstellung ihren ungestörten Fortgang nahm, ließ er gleichwohl ganz außergewöhnliche Kriegsvorbereitungen treffen, in größter Eile massenhafte Hinterladungsgewehre fabriciren, ebenso bedeutendes Kriegsmaterial in die Grenzfestungen schaffen.

Man darf einerseits annehmen, daß diese Rüstungen weniger einer blutigen Entscheidung galten, als vielmehr nur eine Demonstration gegen Deutschland waren, um auf die Mittheilung der im August 1867 geheim

geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse, zwischen Nord und Süddeutschland eine fragende Antwort zu geben und die Schadenfreude seiner Feinde zu beschwichtigen, welche diese über die durch jene Mittheilung ihm bereitete, keineswegs angenehme Ueberraschung geäußert hatten.

Andererseits wollte Napoleon durch diese Maßregel wohl noch die Kriegspartei glauben machen, daß auch er ihre Ansichten theile und sogar der Erste sei, der zu rüsten beginne.

Die Kriegsrüstungen hatten viel Pomphaftes, und die Kriegspartei, die Feinde des deutschen Vaterlandes triumphirten.

Als Preußen sein Besatzungsrecht in Luxemburg nicht aufgeben wollte und auf das Entschiedenste sich weigerte, den Kauf anzuerkennen, ließ Napoleon dem gesetzgebenden Körper mittheilen, daß von einem Kaufe noch gar keine Rede gewesen sei.

Fast ganz Deutschland erklärte, es werde Luxemburg nicht aufopfern. Immer noch behauptete Preußen dem anmaßenden prahlerischen Geschrei französischer Feinde und den bombastischen Verherrlichungen seiner Rüstungen gegenüber eine merkwürdige Ruhe, es strafte jenes Säbelgerassel mit — schweigender Verachtung.

Nach mehrwöchentlichen Verhandlungen vereinigten sich die Großmächte endlich behufs einer friedlichen Lösung des Luxemburger Handels zu einer Conferenz in London, welche dann auch am 11. Mai den Vertrag, welcher die Luxemburger Frage ordnete und die Garantie den preußischen Bedingungen gemäß, gewährt, unterzeichnete.

Der Wortlaut dieses Vertrages wäre in seinem ganzen Umfange hier nicht am Platze, bemerken wir nur, daß Luxemburg neutralisirt wurde und König Wilhelm von Preußen sich in diesem Falle entschließen würde, die Besatzung seiner Truppen zurückzuziehen, ebenso hatte Frankreich den Ankauf des Landes aufgegeben und den Feinden des deutschen Vaterlandes ist auch kein Flecken deutscher Erde geopfert worden.

Der Schatten des Kaisers Maximilian.

Eine schmachvolle Ueberlistung war wie weltbekannt, der Tag von Villafranca für Oesterreich, und es schien, als wollte Napoleon mit dem mexicanischen Kaiserthrone dem Wiener Hofe eine Genugthuung bereiten — wir haben gesehen, wie theuer dem armen, unglücklichen Maximilian diese Genugthuung zu stehen kam — und das tragische Ende dieses Monarchen, seine ganze schnöde Bevormundung von Seiten Frankreichs mußte immerhin dem ganzen österreichischen Kaiserhause eine schmachvolle Kränkung bereiten.

Dieses hatte Napoleon III. getraut, obwohl er dem Hause Habsburg gegenüber die Tugenden der „Aufrichtigkeit" und des „Wohlwollens" nur in sehr zweideutiger Weise bethätigt hatte.

Villafranca und Zürich mit ihren scheinbaren Versprechungen gleichen auf ein Haar den Ränken seines Oheims von Leoben und Campo Formio.

Das Bündniß mit Pyrmont konnte in Wien treulos genannt werden, nachdem Napoleon erst im Krimkriege den Besitzstand Oesterreichs gewährleistet und dessen Bundesgenossenschaft immerhin in schätzbarem Maße erlangt hatte.

Er muthete Oesterreich ferner vor dem Kriege von 1866 einen Verzicht auf Venedig zu, und er kannte und billigte den Abschluß eines Bündnisses zwischen Preußen und Italien.

Zwar hatte er den Wunsch geäußert, Oesterreich in Deutschland zu erhalten, aber dieser Eintagswunsch glich ungefähr jenem im Züricher Frieden für die italienischen Herzöge.

In dieser Weise hatte sich, man kann wohl sagen, die lebenslängliche Stellung Napoleons III. zu Oesterreich geäußert, und wir werden uns seines Schwures erinnern, als wir ihn zum ersten Mal bei Miß Howard erblickten.

Alles das gut zu machen, sollte wohl die Zusammenkunft in Salzburg bezwecken — Napoleon wollte sich vielleicht bemühen, was seit zwölf Jahren und länger geschehen war, durch süße Worte zu verzuckern — diese Convention von Salzburg hatte viel gut zu machen, wenn es überhaupt möglich war, erschüttertes Vertrauen wieder herzustellen.

In der Mitte des Monats August herrschte in der Stadt Salzburg, welche das französische Kaiserpaar in ihren Mauern sehen sollte, ein reges Treiben.

Der Zudrang von Fremden aller Herren Länder war so groß, daß im buchstäblichen Sinne des Wortes in keinem Hotel das geringste Plätzchen zu haben und alle Chambre garni's überfüllt waren.

Am Sonntage, den 18. Juni, Nachmittags fünf Uhr, sollte Napoleon III. und seine Gemahlin eintreffen.

Dieser Tag war zugleich der Namenstag

des Kaisers Franz Joseph und wurde schon früh mit einer großartigen Kanonade eröffnet.

Um zwei Uhr Mittags durchzog eine ungeheure Menschenmenge die Straßen und wogte dem Bahnhof zu.

Das Innere desselben war mit französischen, goldenen N's und E's, sowie kleinen, österreichischen Fähnchen geziert, während auf der Straße von dem Bahnhof nach der Stadt hohe Masten mit Blumengurlanden bekränzt, aufgepflanzt waren, von welchen alle möglichen Landesfarben flatterten.

Auf dem Hotel de l'Europa, in welchem der Herzog von Grammont den ersten Stock gemiethet hatte, wehten Trikolore — das war Alles, was zum Empfange des französischen Kaiserpaares, das auch freilich nur einen Condolenzbesuch machte, vorbereitet worden.

Auch fehlte es an militairischen Aufzügen nicht, und um 3¼ Uhr Nachmittags nahmen Jäger und Infanterie unter klingendem Spiel, Spaliere auf den Straßen bildend, ihre Stellung ein.

Der Erzherzog Rainer fuhr zum Bahnhof, ihm folgten der Reichskanzler, die zwei anwesenden ungarischen Minister, der Garnisonscommandant und einige Equipagen mit den Damen der hier im Sommer anwesenden Aristokratie, unter ihnen die durch geschmackvolle Toilette und Grazie bekannte Tochter des Generals, Baron Boxberg.

Nach kurzem Zeitraume folgten der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, welche schon am Abend zuvor in Salzburg eingetroffen waren — der Kaiser in großer Uniform, seine Gemahlin in hellem Anzuge.

Um ¾ auf fünf rollte der Bahnzug über die Brücke.

Das Benehmen des Volkes war gewissermaßen ein apathisches — nur am Bahnhof ließ sich ein schwaches Hurrah vernehmen, später blieb Alles stumm, man schien dem Vermittler zwischen Oesterreich und Italien keine besondere Ovationen vorbehalten zu haben.

Bald aber wurde die Stimmung eine gehobene und man sprach mit mehr Wärme von dem französischen Kaiser, ja bald hörte man nichts mehr, wohin man auch kommen mochte, als seinen Namen nennen.

Feste reihten sich an Feste, militairische Aufzüge, Paraden und sonstige Ovationen wechselten mit Concert, Theater und großartigen Diners.

Was aber der Zweck dieser in so pomphafter Weise in Scene gesetzten Convention in Salzburg war, was die beiden Monarchen namentlich mit einander verhandelt — davon wußte kein Mensch etwas zu sagen.

Endlich nahte die Stunde der Trennung.

Am 24. August, nach einem etwa viertägigen Aufenthalte, sollte das französische Kaiserpaar aus Salzburg scheiden.

Etwas vor acht Uhr traten die Majestäten auf den Perron heraus — die Jägermusik begann mit schmetterndem Hörnerklang — und der Abschied währte einige Minuten.

Zwei Herren aus der höheren Gesellschaft standen in kurzer Entfernung und beobachteten die beiden Monarchen.

Was mag Franz Joseph mit dem Mörder seines Bruders wohl verhandelt haben? flüsterte der Eine.

Gott mag es wissen.

Mag dieser französische Herrscher immerhin versucht haben, sich hier populär zu machen, mag er selbst die armseligen 4000 Fr. an die Bedürftigen der Stadt vertheilt haben — Venetien und den Tod Maximilians wird man ihm hier niemals vergessen.

Die Zeitungen erwähnten alle die herzliche Begrüßung, die ihm von Seiten unseres Kaisers bei seiner Ankunft zu Theil wurde —

War es nicht so?

Großer Gott — ich stand in der Nähe, ich habe diesen Händedruck der beiden Monarchen beobachtet, und dieser Händedruck — schnitt mir durch's Herz — er war so kalt, daß mich selbst ein Fröstеln anwandelte und Vielen in meiner Umgebung, die es gleichfalls mir angesehen, das Wort auf den Lippen erstarb.

Es läßt sich erklären, dieses Wiedersehen muß dem armen Franz Joseph tief in die Seele gegangen sein — welche Gedanken mögen sich seiner dabei wohl bemächtigt haben?

Mexico — flüsterte Jener.

Sehen Sie nur —

Was denn? Der Zug braust davon.

Aber unser Kaiser — er ist geisterbleich — und scheint zu wanken.

Grell ertönte der kreischende Pfiff der Locomotive — der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt.

In der That fühlte sich Kaiser Franz Joseph von einem Unwohlsein angewandelt.

Schon hat er seinen Wagen bestiegen — ihm zur Seite befindet sich Kaiserin Elisabeth, seine Gemahlin.

Der Kaiser schaut mit stieren Blicken um-

verwandt auf einen Punkt und ist sprachlos er sitzt ohne Regung in der Ecke.

Angst ergreift seine Gemahlin, sie faßt seine Hand, diese ist kalt, wie die des Todes.

Der Kaiser stiert seine Gemahlin an — seine Glieder beben.

Sahst Du ihn an, Elisabeth, als er zu mir die Worte sagte, auch ich werde Ihrem hochseligen Bruder, dem Kaiser Maximilian ein Todtenamt halten lassen, wenn Sie in Paris eingetroffen sind — sahst Du ihn an?

Ein wehmüthiges Lächeln schwebte um den Mund des Kaisers —

O es war ein Lächeln, welches ich niemals vergessen werde — und in demselben Augenblicke — aber Gott —

Der Kaiser schwieg — er stierte auf's Neue in die Ferne, während er heftig zitterte.

Was geschah in demselben Augenblick — mein Gemahl?

Ich hatte eine Vision!

O Gott — Du leidest an solchen Nervenaffectionen, aber was geschah?

Schon als der Kaiser bei seiner Ankunft aus dem Waggon stieg und mir die Hand drückte, glaubte ich einen Schatten zwischen uns schweben zu sehen — ich erbebte unwillkürlich und krampfhaft entzog ich ihm meine bebende Hand.

Mir war Deine Alteration nicht entgangen — und heute?

Als ich ihm zum Abschied die Hand reichte schien mein Arm plötzlich wie gelähmt — eine eisige Kälte durchrieselte mich — wieder — wieder —

Des Kaisers Stimme stockte — er war sehr erregt.

Fasse Dich mein Gemahl —

O Gott — Elisabeth — wieder drängte sich jener Schatten zwischen uns, in demselben Augenblick, als er des Hochamtes für die Seele meines armen Bruders erwähnte. O dieser Kaiser hat viel gut zu machen — und jener Schatten zürnte, daß sein Tod nicht gesühnt ist —

Das Schicksal wird ihn sühnen —

Es war der Schatten des Kaisers Maximilian, der zwischen mich und Louis Bonaparte trat — er konnte nicht fehlen bei — dieser Convention von Salzburg — wir aber wollen beten, daß Gott diesem Schatten Frieden gebe.

Der Wanderer.

In einer Augustnacht des Jahres 1867 sehen wir eine dunkle Gestalt mühsam ihren Weg durch einen Wald zurücklegen.

Von Zeit zu Zeit bleibt sie stehen, wie um sich zu erholen.

Ihr Athem ist kurz und das Gehen mag ihr unendlich schwer werden.

Die Nacht ist unfreundlich — kalt und stürmisch.

Der Wind treibt gewaltige Wolkenmassen über den Wald zusammen, welche mit jedem Augenblicke ihre feuchte Last abzuschütteln drohen.

Endlich strömt ein fürchterlicher Regen herab, der Wanderer will Schutz suchen unter den Bäumen, ächzend, auf seinen Stab gestützt, tritt er mühsam in das Dickicht und stellt sich unter eine der knorrigen Buchen.

So gern auch der Baum ihm Obdach geben mochte, so breit auch sein Laubdach war, so genügte es doch nicht, um ihn vor Nässe zu schützen.

Ein Schauder durchrieselt den Wanderer, die Kälte droht ihn zu erstarren, und er knöpft den dünnen Rock übereinander.

Wie schrecklich muß es um den unglücklichen Wanderer bestellt sein, der in solcher Nacht obdachlos, wie es scheint, umherirrt.

Eine Stunde ist verronnen, der Regen hat nachgelassen, der Wanderer, so müde er auch ist, so gern er im Walde vielleicht Obdach gesucht, muß seinen Weg fortsetzen, denn der Boden ist zu durchnäßt, um sich darauf zu lagern.

Er beschreitet wieder die Landstraße, wohin soll er sich wenden — kein Ziel rechts, keines links.

Da läßt sich Geräusch in kurzer Entfernung vernehmen, und bald darauf naht ein Karren mit Holz, welches der Führer im Walde gefällt hat.

Erschrocken bleibt Letzterer vor der seltsamen Gestalt stehen, die er für ein überirdisches Wesen, ein Gespenst hält, denn ein Mensch wandert in dieser Nacht nur dann, wenn er Geschäfte hat, diese Erscheinung aber machte den Eindruck, als lägen ihr alle irdischen Beschäftigungen fern.

Grüß Euch Gott, sagt der Holzfäller in fast zaghaftem Tone, wohin wollt Ihr noch gehen?

Nach Lichtenthal, antwortete der Angeredete.

Nach Lichtenthal? wiederholte jener staunend.

Nun ja doch, ich sagte es Euch schon, versetzte der Wanderer halb ärgerlich.

Da seid Ihr ja auf ganz falschem Wege.

Mein Gott, so habe ich im Dunkeln den rechten Pfad verfehlt, ist es noch weit von hier bis zum Ziele?

Es nacht an der Thüre.

Unwillkürlich fuhren Daniel und ich beide nicht mehr zurückfliegen, kommt mir ein Dorf, irgend eine Hütte in der Nähe.

Habe Dank, das nächste Dorf liegt zwei Stunden von hier, mir scheint aber, Ihr seid sehr schwach, alt und krank, außerdem durchnäßt, Ihr könnt unmöglich eine solche Strecke zurücklegen, wollt Ihr aber bei mir übernachten, so folgt mir, meine Hütte liegt kaum eine Viertelstunde von hier.

Einige Augenblicke sann der Wanderer noch, ein tiefer Seufzer entfuhr ihm.

Ich will mit Euch gehen, sagte er mit bebender Stimme, während ein heftiger Frost ihn rüttelte, daß die Zähne aneinander klapperten.

Ihr seid krank, alter Mann — sagte der Holzfäller, welcher den Angeredeten wanken sah, als er eben mit ihm gehen wollte.

Ja, Ihr habt recht, ich kann nicht weiter.

So setzt Euch auf meinen Karren, das Holz darauf ist zwar naß, aber eine Viertelstunde werdet Ihr schon darauf aushalten und der Boden des Waldes ist noch nässer, wenn Ihr Euch dort hinlagert, müßtet Ihr sterben.

Es ist mir ganz gleich, wie ich fortkommme, versetzte der Wanderer mit fürchterlicher Resignation und nasser Äthem, indem er schwankende Bewegungen machte, wie ein Trunkener, nur fort, Obdach — Ziel.

Der Holzfäller half dem Alten den Karren besteigen und der seltsame Zug bewegte sich nach kurzer Zeit waldeinwärts.

Eine kleine Hütte nahm den Fremden auf — der arme Wirth zog seinem Gaste die durchnäßten Kleider aus, um sie am Feuer zu trocknen, welches er auf dem niedrigen Heerd zu diesem Zwecke angezündet hatte.

Bisweilen warf er einen prüfenden Blick auf den Fremden, und dann war es ihm, als hätte er diesen schon einmal gesehen.

Ihr erscheint mir bekannt, lieber Mann, redete er seinen Gast an, ich muß Euch schon einmal begegnet sein.

Vielleicht, versetzte der Angeredete kurz, aber Ihr seid ohne Zweifel hier zu Hause?

Ja, lieber Mann, mir ist auf sechs Meilen in der Runde fast jeder Dachstein bekannt.

Dann kennt ihr auch das Gut R.... in der Nähe von Baden-Baden.

Ehe genau.

Hat's dort Veränderungen gegeben?

Lieber Gott, recht viele hat sich dort wohl ereignet haben — das auffallendste Ereigniß, welches dort seit ganzen Jahren vorgekommen, war, daß die adelige Gutsherrschaft spurlos verschwunden und nie wieder zum Vorschein gekommen ist —

War Euch die Herrschaft bekannt?

Persönlich habe ich sie nicht gekannt, ihren Namen aber kenne ich, es war eine Frau Baronin von Randenberg, eine stolze Dame, die mit keinem Menschen sprach, auch hatte sie einen Sohn, der fast das ganze Vermögen klein gemacht hat — er soll in die weite Welt gegangen sein, und man hat niemals wieder von ihm gehört.

Und von seiner Mutter?

Die hat man, ich glaube es war im Januar, als Leiche nach ihrer Familiengruft auf dem Kirchhofe von R.... begraben; die Ruhestätte bezeichnet ein gewaltiges Kreuz von Eisen mit goldener Inschrift.

Wohnte Jemand dem Leichenbegängniß bei?

So viel ich weiß, geschah dies in aller Stille, nur der Geistliche des Orts und ein kleiner Herr, den Niemand kannte, waren zugegen — aber laßt die Todten ruhen, und sagt mir, ob ihr nicht etwas genießen wollt?

Ach, ich danke Euch — ich mag nichts essen, es würde mir jetzt doch nicht schmecken — auch fühle ich mich recht krank.

Wie alt seid Ihr denn?

Nun wie hoch schätzt Ihr mein Alter?

Ihr mögt wohl an die Mitte der sechzig sein.

Nein, mein lieber Mann, ich bin erst ein und vierzig Jahre —

Jesus Christus — das ist nicht möglich! rief der Holzfäller erstaunt.

Gram und Sorgen, Noth und Elend haben mich vor der Zeit altern lassen.

Am nächsten Morgen sehen wir den Alten wieder unterwegs, um halb vier Uhr Nachmittags erreicht er das stille Dörfchen R....

Alles betrachtete den seltsamen Gast mit Staunen, aber Niemand hat Zeit, dem alten, lahmen Bettler seine Aufmerksamkeit zu schenken, denn es giebt heute Hochzeit, und ein solches Ereigniß bringt das ganze Dörfchen in Aufregung.

Der Wanderer sagt, erfährt — wird bleich und zitternd und sprachlos wankt er nach dem Kirchhof zu dem großen Kreuz — wahrend sich vor einem breiten Grabe erhebt und dem Eingange der Kirche gegenüberliegt.

Hier läßt er sich auf ein Knie nieder, entblößt sein Haupt und betet, indem beginnen die Glocken zu läuten — der Hochzeitszug soll nahen.

Die Hochzeitsglocken.

Frau Löscher die wir bereits unter Veits roher Faust dem Tode nahe sahen, hatte sich auf Gott berufen und ihr Vertrauen hatte sich bewährt.

Ihr Hilfegeschrei war von Standbügel gehört, er, der Genosse Veits, wie wir wissen von plötzlicher Muthlosigkeit und Reue angewandelt, machte Lärm, während er zugleich die Fenster einschlug und die Läden zurückstieß.

Bald eilten Nachbarn herbei, und der in Verzweiflung davon eilende Veit, der sein Opfer fahren ließ, ward bald ergriffen und schon am nächsten Morgen wurde er in Baden, dem Untersuchungsrichter überliefert.

Frau Löscher litt einige Tage an den Folgen der überstandenen Angst, erholte sich jedoch sehr bald. Auch gab sie sich nicht Mühe, an den Vorfall ferner zu denken, denn ihr Geist war nur mit ihrem Sohne beschäftigt, von welchem sie seit zwei Jahren fast ohne Nachricht geblieben war.

Dieser Umstand erfüllte das Mutterherz mit unsäglichem Schmerz, ja mit Verzweiflung, denn selten ward ein Sohn mit mehr Zärtlichkeit geliebt, als dieser Franz von seiner Mutter, und er verdiente diese Liebe.

Monate sollten noch vergehen, ehe sie für ihren Gram Entschädigung fand. — Es war Nachricht eingegangen von Franz.

Wir freuen uns, bei dieser Gelegenheit das Gerücht von seinem Tode widerlegen zu können, welches sich verbreitet hatte und lediglich nur auf einer Verwechslung von Personen beruhte.

Nicht Franz, ein anderer Deutscher befand sich unter jenen vom Kaiser Maximilian abgesandten Couriren, welcher erhängt worden war, ohne Zweifel hat sein Name „Drescher" zu der Verwechslung mit Löscher Veranlassung gegeben.

Franz, der allerdings mit einer Depesche vom Kaiser gefangen genommen worden war, fand durch einen Deutschen, welcher den Juaristen diente, Gelegenheit aus dem Gefängniß, in welches man ihn gesperrt hatte, zu entkommen, und wäre ohne seinen Retter, der mit ihm die Flucht ergriff, zuverlässig ein Opfer des Stranges geworden.

Glücklich erreichte er die Hauptstadt, dort wollte er mit neuer Kraft zu arbeiten beginnen, aber bald nach der Hinrichtung des unglücklichen Kaisers traf ihn die Nachricht, daß sein ehemaliger Chef, der Fabrikbesitzer Deteque verstorben und ihn zu seinem Universalerben ernannt habe

Eilig verkaufte er die noch vorhandenen Geräthschaften seiner Fabrik, erreichte Ende Juli Paris, übernahm die Leitung der Fabrik und säumte nicht, seiner geliebten Mutter sofort die Nachricht von seinem Glücke mitzutheilen und ihr zugleich die Anzeige zu machen, daß er in den nächsten Tagen in ihre Arme eilen werde.

Welche Wonne das Herz der Mutter bei dieser Nachricht erfüllte, weniger, daß ihr Sohn ein reicher, vornehmer Herr geworden, als daß er überhaupt am Leben war und vor Allem ihr seine Liebe bewahrt hatte vermögen wir nicht zu beschreiben.

Sie konnte die Freude nicht ermessen, es war zu viel, um es auch allein zu tragen, Vater Hoffmann mußte sogleich davon in Kenntniß gesetzt werden.

Schweigen wir über die Freude, welche die Botschaft von dem Glücke, von der Heimkehr des Franz nicht nur im Hause Vater Hoffmanns bereitete, sondern auch von der Aufregung, in welche sie das ganze Dorf versetzte, wo es von Mund zu Mund ging, daß Löschers Franz steinreich geworden und in ein paar Tagen seine Mutter besuchen werde.

Schweigen wir auch von dem weihevollen Augenblicke, als der Sohn nun wirklich in den Armen der Mutter ruhte, der Sohn, der arm und schutzlos vor neunzehn Jahren ausgezogen war, um „Brod oder Tod" zu suchen, der so viele Drangsale erlitten und durch eigne Kraft nicht nur Brod, sondern sogar Reichthum erworben.

Welcher Jubel, welches laute Entzücken herrschte auch in dem Hoffmannschen Hause — war das ein Wiedersehen!

Wie schön war Marie geworden, sie strahlte, trotzdem sie das dreißigste Lebensjahr überschritten in aller Fülle seltner jungfräulicher Schönheit.

Sie hatte bisher nicht den Mann ihrer Wahl gefunden, und mit erröthenden Wangen stand sie vor dem schönen Löscher, dem vollendeten Manne, der von ihr als Jüngling geschieden und dem sie schon damals so hold gewesen.

Bald hatte sie den Widerstreit ihrer Empfindungen, zwischen Franz und Guido, geschlichtet — jene Scene im Spielsaal hatte den kurzen Wahn, der sie bethörte, genommen.

Gedenkst Du noch der Stunden, Marie, sagte Franz, jener glücklichen Stunden unserer Jugend, in denen wir uns Freundschaft gelobt?

Wie sollte ich Ihrer nicht gedenken.

Und wenn ich Dir nun in dieser Stunde meine Liebe schwöre und von Dir den Gegenseit begehrte — würdest Du ihn leisten?

Marie erröthete tiefer — ihr Herz hatte entschieden — Vater Hoffmann und Mutter Löscher gaben ihren Segen, und heute am achten August sollte auch der des Priesters erfolgen.

Die Glocken läuten — feierlich wallt der Brautzug dort auch der Kirche Hallen.

Wir sehen das glückliche Brautpaar, von Vater Hoffmann, dem schönen Greise, dem jungen Gutsherrn, seiner Gattin und den Brautjungfern gefolgt, voranschreiten.

Eine zahllose Masse, fast alle Bewohner des Dorfes, drängten sich ihnen nach, oder waren ihnen schon in die Kirche vorangeeilt.

Frau Löscher kniet bereits vor dem Altar und erwartet die lieben Kinder.

Eben hat sich der Zug durch die Kirchhofspforte bewegt, vor welcher jetzt eine Equipage hält; eine Dame, die Schwester des Gutsherrn, eine Freundin Maries steigt aus derselben, um sich schnell dem Zuge anzuschließen.

Ueberall, vor der Kirche, auf den Mauerpfeilern der Kirchhofspforte stehen Menschen Greise, Jünglinge, Mädchen und Knaben — Niemand will bei der Trauung dieses Brautpaars fehlen, welches am Eingange vom Geistlichen, der den Bund einsegnen soll, bereits erwartet wird.

Keiner aber achtet auf den Alten, der mit der Hand das Riesenkreuz erfaßt hat, um den morschen Körper zu stützen.

Du aber, Leser, hast ihn erkannt — welch tragisches Schicksal, Guido von Rautenberg ist in dem Augenblicke heimgekehrt, in welchem Franz Löscher die Braut heimgeführt — Jenem sprossen neue Blüthen an dem stolzen Baume seiner Hoffnung, an dem seinen sind alle Aeste verdorrt.

Jeder Ton der Glocke dringt ihm tief in das Herz — jene Hochzeitsklänge sind ihm Grabgeläute.

Er will sprechen, aber die Sprache versagt, kein Wort will sich über die in Schmerz zuckende Lippe den Weg bahnen. Er möchte beten, denn mächtig ergreifen ihn die rauschenden Accorde der Orgel, wie der Sang der Gemeinde, ja er versucht sogar einzustimmen, aber nur ein röchelnder seufzerartiger Ton bebt hervor und bald verstummt auch dieser.

Franz Löscher und Marie Hoffmann sind ein hochbeglücktes Paar — der Brautzug kehrt in die Hallen der Freude, der einsame Wanderer bleibt am Kreuze zurück — ihm bleibt nur noch ein Bündniß übrig — das mit dem — Tode.

Alles ist still geworden, die Dämmerung hat ihren sanften Schleier über die Erde gebreitet, und immer noch kniet der Wanderer am Kreuze.

Der Wind spielt mit seinem langen, ergrauten Haar, schauervoll rauscht es in den Bäumen, es klingt so bange zu seinem Ohr, dieses Flüstern der Bäume, als erzählten sie sich von dem alten Glanze, der Lust und dem gegenwärtigen Leide dieses Wanderers.

Plötzlich steht ein kleiner Mann vor ihm.

Guido von Rautenberg, ertönt es mit dumpfer Stimme.

Dieser blickt auf und stößt einen Schrei des Entsetzens aus —

Ha — er — Gott — was wol — len Sie noch?

Mein Versprechen erfüllen, ich sagte Ihnen einst, Sie sehen mich in der Stunde der Katastrophe wieder.

Gott — welch Wiedersehen!

Guido von Rautenberg, Ihr Geschick hat sich erfüllt, die Nemesis ist schrecklich — Gott möge Ihnen gnädig sein, wie der Todten, die in diesem Grabe ruht.

Laßt mich — ich — ich bin zum Flu — che geboren — aber ich — bereue in der Stunde des To — des mein Leben — empfehle Gott mei — ne See — le — Amen!

Er ließ sein Haupt sinken und hatte den letzten Athemzug gethan.

Der kleine Mann warf einen langen, wehmuthsvollen Blick auf den Todten und ließ dann das Haupt sinken.

Meine Mission ist erfüllt, nahm er in dumpfem Tone das Wort — die Tragödie ist zu Ende — meine Tage können enden — doch wie der Himmel will.

Nach Paris.

Fühlst Du Dich glücklich Marie? fragte Franz, als er einige Tage nach seiner Vermählung mit seiner jungen Gattin im Garten ihres väterlichen Hauses in einer Laube von Epheu und Wein umrankt saß, und den schönen Himmel betrachtete, an welchem soeben die Sonne der Erde Lebewohl gesagt.

Unendlich, theurer Franz, bedarf es dieser Frage noch? aber es liegt einmal im menschlichen Leben, daß kein Freudenbecher geleert wird, in welchem nicht mindestens ein Wehmuthstropfen gemischt wäre.

Franz blickte seiner Frau betroffen ins Auge und ergriff zärtlich ihre Hand.

Wie, sollte Dich irgend eine widerwärtige

Veranlassung zu dieser Aeußerung bestimmen? fragte er.

Ich habe heute dem Begräbniß des Baron Guido von Rautenberg beigewohnt, und dieser Umstand rief natürlich traurige Erinnerungen wach.

Er starb in der Blüthe seiner Jahre, freilich war sein ganzes Leben schrecklich, doch wir wollen den Todten nicht schmähen, war doch der Lebende fürchterlich bestraft, Gott welches Schicksal, welche Heimkehr —

Gerade an unserm Hochzeitstage kam er zurück, fiel Marie Franz in die Rede.

Und wie, als obdachsloser Bettler erschien er da, wo er einst wie ein Fürst geherrscht; übrigens bedaure ich, dem Leichenbegängniß nicht beigewohnt zu haben, da mich unerläßliche Umstände nach der Stadt riefen, doch mag er selig ruhen, laß uns nicht mehr vom Tode sprechen, da uns dem Himmel sei Dank, das Leben mit allem seinem Segen winkt, und kann ich mir zur Beruhigung sagen, daß ich mein redlich Theil dazu beigetragen, der Schöpfer meines Glückes zu sein, denn ich —

Ja, mein braver Junge, Du kannst das dreist sagen, ertönte plötzlich Vater Hoffmanns Stimme, der in diesem Augenblicke zu ihnen trat, Du hast Dir, so zu sagen, Deinen Segen erarbeitet, aber wann wollt Ihr denn abreisen, Kinder?

Morgen Mittag.

Gieb nur noch einen Tag, mein Sohn, rief Vater Hoffmann lebhaft, Du kommst immer noch zeitig genug nach Paris.

Nein, Papa Hoffmann, sagte Franz mit Entschiedenheit, schon zu lange habe ich gezögert, indem ich bereits einen Tag zugegeben, doch da kommt ja meine liebe Mutter.

In diesem Augenblicke erschien Frau Löscher, und eine freudige, herzliche Begrüßung fand statt.

Denken Sie sich, Mutter, redete sie Vater Hoffmann an, der Junge will durchaus morgen fort, da hilft kein Zureden.

Mag ihm Gott das Geleite geben, entgegnete die Angeredete, wenn es doch einmal sein muß.

Ja, Mutter Löscher sagte Vater Hoffmann ernst; jeder Mensch muß seinem Ziele entgegen gehen und denken Sie an das alte Lied, es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.

Dabei flossen ihm die Thränen über die Wangen, auch Frau Löscher trocknete die Augen, und schweigend und wehmuthsvoll blickten Franz und Marie auf ihre Eltern.

Kinder, nahm Frau Löscher nach längerer Pause das Wort, ich habe Euch zwei Neuigkeiten mitzutheilen.

Was giebts denn, Mutter? fragten Alle einstimmig.

Sie haben heute den gottlosen Veit, welcher mich in jener Nacht ermorden wollte zu zwei Jahren schwerer Kerkerhaft verurtheilt.

Geschieht dem Schurken ganz recht, mich dauert nur die arme Hanna, fiel Vater Hoffmann ein.

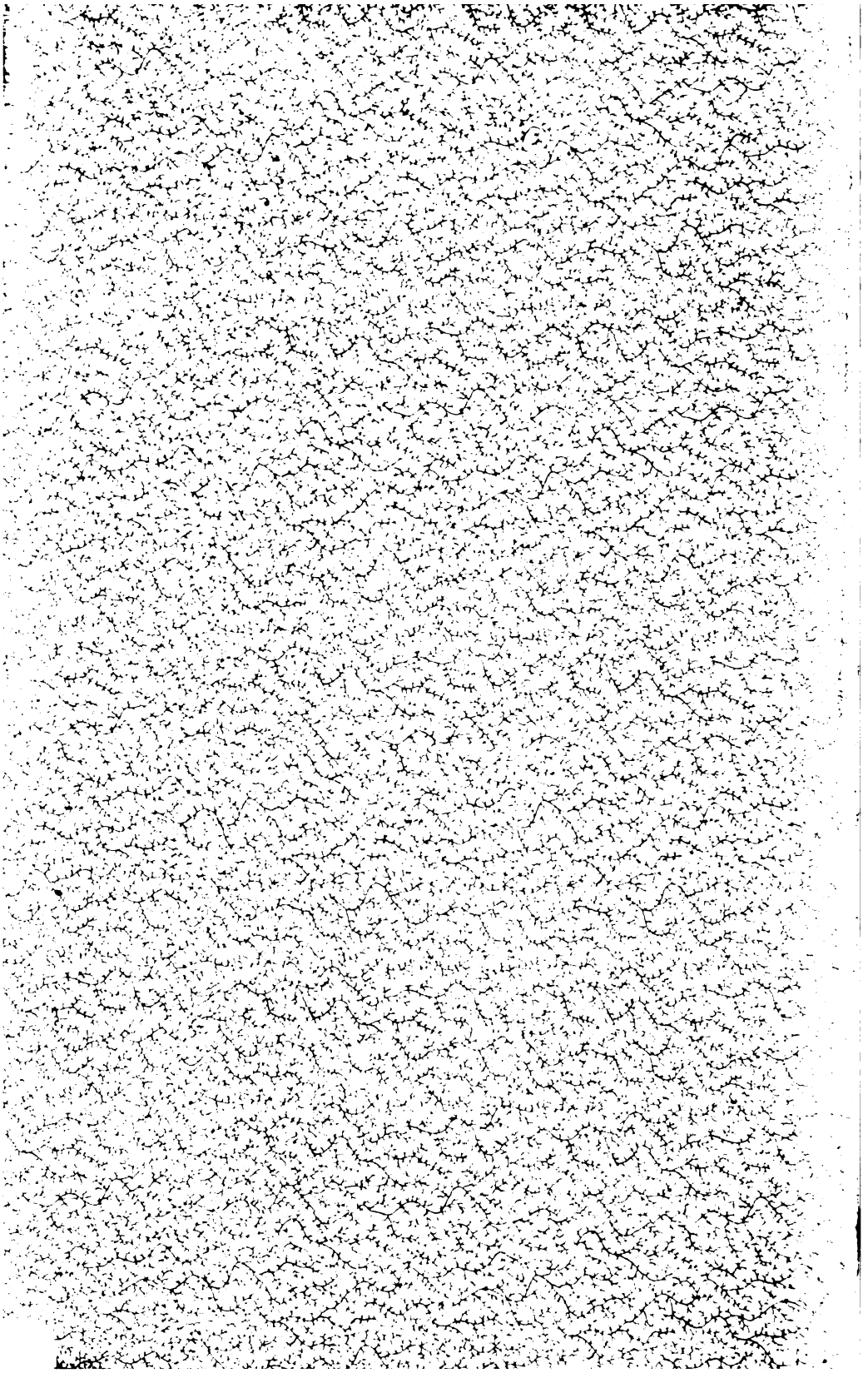
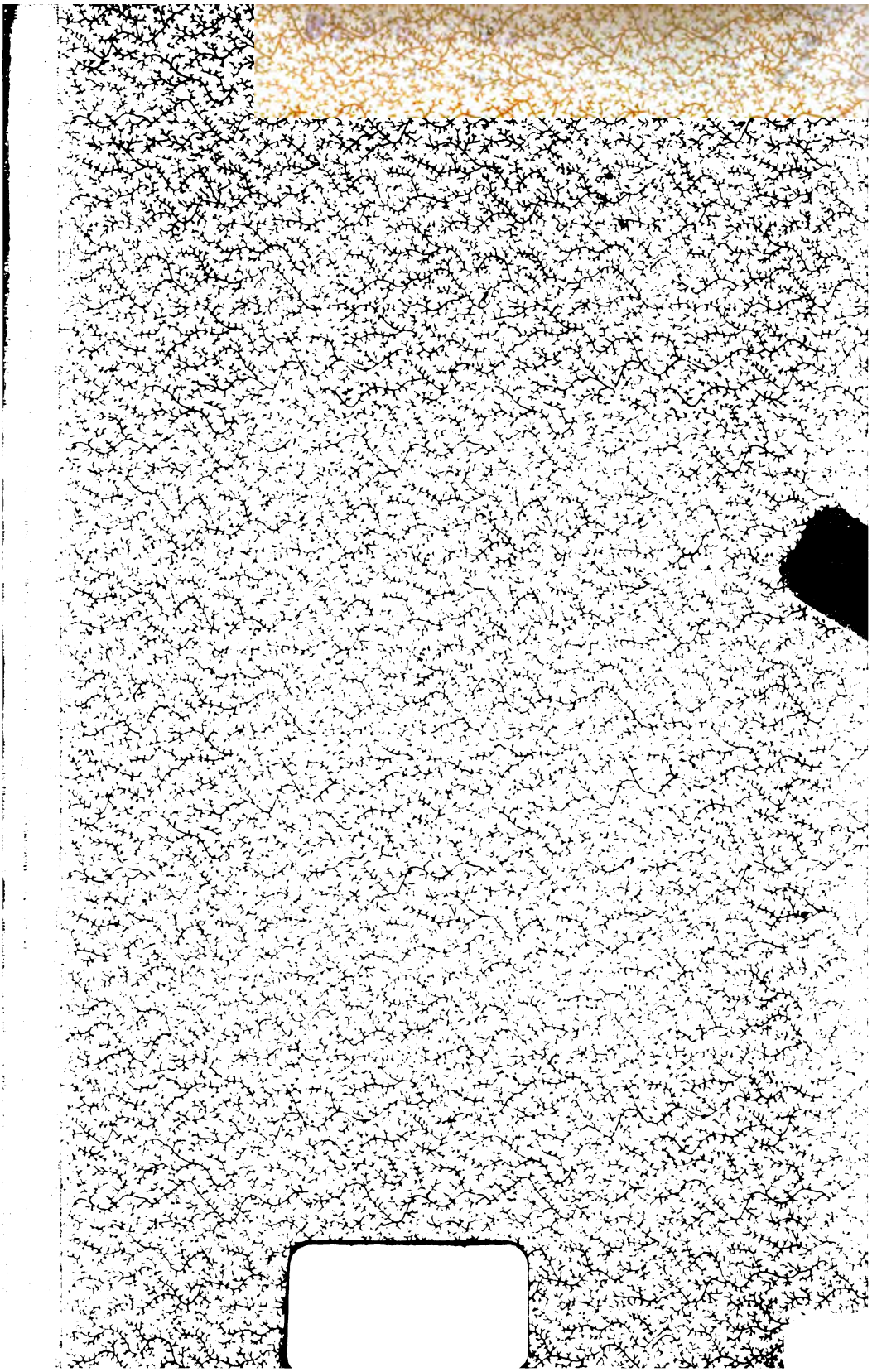
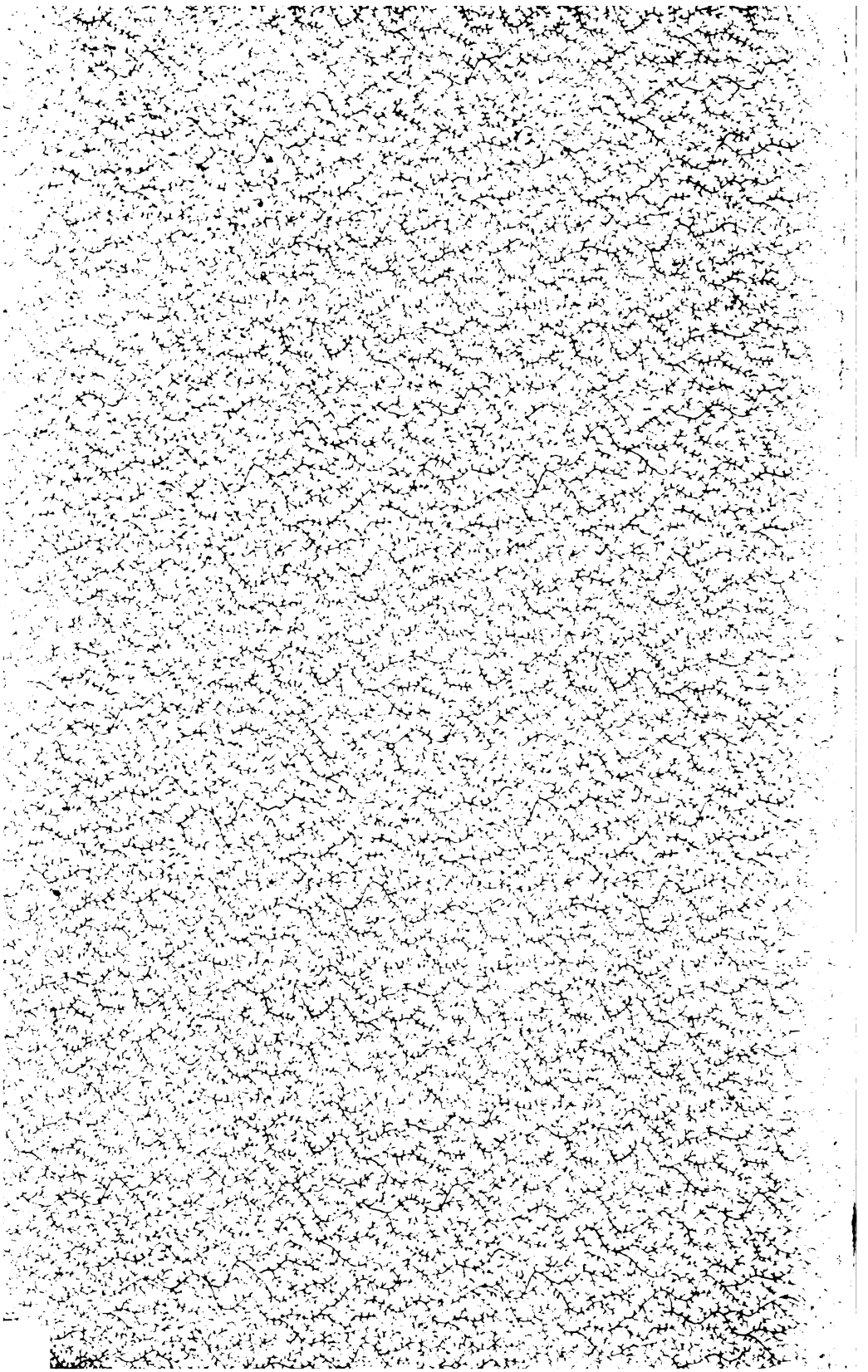
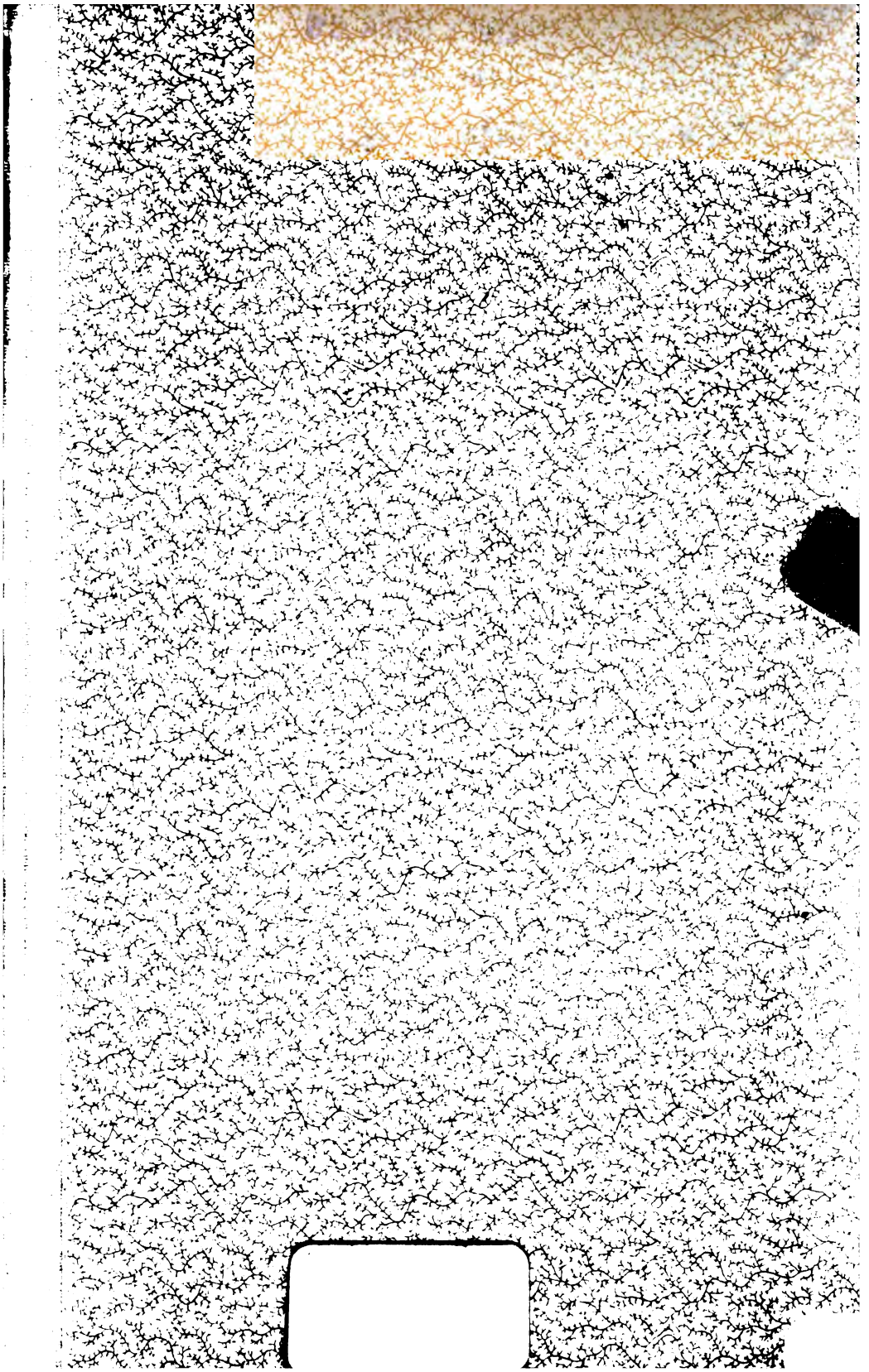
Sie soll von mir eine gute Jahrespension erhalten, sagte Franz, die Wunden ihres Schmerzes müssen geheilt werden.

Gott hat sie bereits geheilt, sagte die alte Frau feierlich, und Alle blickten sie fragend an.

Nun, Mutter Löscher, Sie sprechen salbungsvoll wie ein Geistlicher; was ist's denn mit der Hanna?

Sie ist heute Nachmittag um fünf Uhr, als ihr die Nachricht von dem Schicksal ihres Mannes ward, vor Schreck plötzlich gestorben.

Am nächsten Tage verließ Franz mit seiner jungen Frau das friedliche Dörfchen, um seinem Bestimmungsort entgegen zu eilen, und Leser, willst Du den Helden unserer Erzählung persönlich kennen lernen, hast Du so viel Interesse, Dich von seinem Glücke überzeugen zu wollen, so besuche, wenn Dich das Schicksal einmal nach Paris führen sollte, die Maschinenbau-Anstalt von Decoque, dort wirst Du ihn rüstig und munter finden, eben so seine Gattin, wie Frau Löscher und Vater Hoffmann, welche ihren Kindern bald nach der französischen Weltstadt folgten.

Gräfin Lauterburg bewohnt ein elegantes Hotel in der Rue Rivoli, besucht häufig die Familie Löscher, und wird von Moritz Martin, der bei ihr wohnt, abgöttisch verehrt. — Im August des vergangenen Jahres hat sie die Ruhestätte ihrer Mutter besucht.

Im Boulogner Wäldchen erblickt man an schönen Tagen einen kleinen Herrn, welcher still und in sich gekehrt, mit Niemandem spricht und ein sehr abgeschiedenes Dasein führt, es ist der Baron Hooker.